ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

SECHZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE ACHTUNDVIERZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1923

INHALT.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

LX. BAND

1. u. 2. HEFT

(AUSGEGEBEN AM 10. JANUAR 1923)

BERLIN 1923
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94.

Die redaction der Zeitschrift sowol wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinsam geführt; manuscripte werden an prof. SCHRÖDER, Göttingen, Grünerweg 2 erbeten, solche an die Zeitschrift nicht ohne vorherige anfrage.

Bücher deren besprechung gewünscht wird, möge man unter der adresse der redaction an die Weidmannsche buchhandlung, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94 einsenden. Sie werden in jedem fall am schlusse des Anzeigers mit genauem titel verzeichnet.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

DES ANZEIGERS

UNTERSUCHUNGEN ÜBER DIE SAGE VOM BURGUNDENUNTERGANG[1].

III. DAS SÄCHSISCHE LIED.

Seit der veröffentlichung meiner abhandlungen im 54 und 55 bd. der Zs. ist manches zur klärung der Nibelungenfrage geschehen. wir verdanken es namentlich den tiefeindringenden forschungen AHeuslers[2] aus dem verflossenen jahrzehnt, dass vor unsern augen ein so consequent in allen teilen ausgeglichenes sagengebäude erstanden ist, dass man getrost behaupten kann: die 1921 gemeinverständlich in 'Nibelungensage und Nibelungenlied' zusammengefassten ergebnisse seiner einzelforschungen auf diesem gebiete geben im grofsen und ganzen das sagenbild wider, das unsere generation am meisten befriedigen wird.

Weil ich mich in den meisten principiellen fragen Heuslers ansichten voll und ganz anschliefsen kann, ligt heutzutage keine veranlassung mehr vor zur veröffentlichung einer fortsetzung in der gestalt, wie ich sie noch 1917 beim erscheinen des 55 bandes der Zs. plante, infolge mancher anderweitigen beschäftigungen damals aber aufschieben muste. der vorliegende teil ist in ganz anderm sinne aufzufassen: er stellt einen versuch dar, die einzige kluft zu überbrücken, die noch zwischen den anschauungen des lehrers und des dankbaren schülers geblieben ist.

Es handelt sich hauptsächlich um die einschätzung der von mir aus der Þs. herausgeschälten Soester fassung Þ. — hier mufs ein vorurteil überwunden werden, das, wie ich glaube, hauptsächlich daher rührt, dass eine in den beiden abhandlungen noch einigermafsen abstract gefasste 'sagenform' sich noch nicht zu einem concret geschauten 'sagengefäfs', zu einer 'sagendichtung' zusammengeschlossen hatte.

Die hoffnung dass auf diesem gebiet eine verständigung möglich ist, geben mir manche wendungen in Heuslers schriften. im grunde genommen sieht auch Heusler, dass an der darstellung der ereignisse des Burgundenuntergangs in der betreffenden partie

[1] vgl. Zs. 54, 427. 55, 445.

[2] Nibelungensage und Nibelungenlied, die stoffgeschichte des deutschen heldenepos. Dortmund 1921; im folgenden als Ns. citiert.

der Þs. etwas hapert. ich citiere[1] aus Ns. 197: 'dem Nordmann, der auf gehörtes in deutscher sprache und auf sein gedächtnis angewiesen war, ist der stoff in unfreiwillige verwirrung geraten: einiges erzählt er doppelt, ja dreifach'; 202: 'der kern des auftritts, die warnung durch Dietrich, wird erst folgenden tages, an unmöglicher stelle, nachgeholt'; auf derselben seite: 'diese ausgezeichnete erfindung, die in der saga durch verspätetes und dreifaches anbringen um ihre wirkung kommt'; 205: 'der nordische nacherzähler hat das bisherige in übel zerworfenem zustand'; 210: 'den auftritt zu erkennen und zu würdigen, hinderte seine zerstückelung bei dem nordischen nacherzähler. einzelheiten sind hier glücklich bewahrt, wichtiges ist vergessen, der zusammenhang zertrümmert'. man nehme noch hinzu die Zs. 55, 479 in der correcturnote aus den Sitzungsberichten der preufsischen akademie der wissenschaften, 1914, XLVII, Die heldenrollen im Burgundenuntergang[2] angezogenen stellen.

Tatsächlich hab ich nach nochmaliger genauer prüfung meiner analyse im 54 bd. der Zs., nach ausscheidung einiger weniger bedeutenden fälle 24 stellen gezählt[3], wo man bei unbefangener prüfung der sachlage in jedem andern fall auf quellenmischung schliefsen würde: ich rufe hier den verfasser der glänzenden abhandlung über die lieder der lücke im codex regius der Edda, den überzeugenden analysierer der berühmtesten partie der Vǫlsungasaga, selber als kronzeugen auf. manche dieser 24 fälle — bei weitem aber nicht alle — können freilich auch anders erklärt werden, das zusammentreffen einer so grofsen anzahl weist aber doch wol auf andere ursachen als Heusler gelten lässt. wenn ich im folgenden die puncte einzeln vorführe, ist das keine überflüssige widerholung des bereits im ersten teil dieser Unters. gesagten. denn erstens konnte dort im zusammenhang der analyse nicht jeder einzelgrund für die trennung der verschiedenen versionen immer scharf genug hervorgehoben werden; zweitens will ich hier jedesmal wo dazu veranlassung ist gleichzeitig gegen Heuslers abweichende ansichten stellung nehmen, um dadurch die discussion über die frage weiterzuführen. ich behalte bequemlichkeitshalber

[1] die sperrung rührt von mir her.
[2] im folgenden als Sb. citiert.
[3] aus meinen weitern ausführungen treten noch 3 fälle hinzu.

die siglen Þ und N bei, betone aber nachdrücklich, dass ich unter N die in die Þs. geflossenen teile des alten Notepos versteh, das Heusler so überzeugend in seinen grundzügen widerhergestellt hat; im princip treff ich hier ganz mit ihm zusammen, wenn ich auch über das bereits vorhandensein und die fassung einiger weniger scenen anders denke. eine concretere umschreibung von Þ wird s. 113 ff. gegeben werden.

1) Die werbung um Grimhild wird zweimal erzählt. zuerst erscheint Osid in Worms, dann, wenn der ausdruck auch undeutlich und irreführend ist, Rüdeger; der vorher nicht erwähnte 'markgraf' — das kann doch nur Rüdeger[1] sein — bekommt Bertelsen II 279, 1 mit einem male Sigfrids schwert Gram. es entspricht also nicht ganz den tatsachen, wenn Heusler Ns. 153 sagt: 'zwar ist Rüdeger wahrscheinlich schon im ältern epos der freiwerber gewesen (die nordische prosa ist hier abgewichen)'. aus der nordischen prosa geht noch deutlich hervor, dass Rüdeger hier eine wichtige rolle spielte, die nur die des Nibelungenliedes sein kann: die plötzliche erwähnung des markgrafen und seines geschenkes verrät, dass etwas aus der vorlage unterdrückt wurde. befriedigend erklärt wird diese unterdrückung nur dadurch, dass die werbung Osids, die werbung nach der andern quelle bereits erzählt war. Attila geht nach dieser compilation von Þ + N m. e. auch nur deshalb persönlich mit nach Worms, um die zweite verstümmelte werbungsfahrt von N überhaupt noch möglich zu machen. ich möchte keinesfalls daraus mit Heusler Ns. 126 schliefsen, dass Grimhilds hochzeit nach der ältern Not in Worms stattfand. in der für den compilator notwendig gewordenen verstümmelung der werbungsfahrt Rüdegers wurzelt m. e. auch die merkwürdige auslassung seines seelenkampfs bei der katastrophe. sie muss — hier haben Heuslers argumente und namentlich auch die von Obbe Jern handelnden strophen der ballade Grimilds hævn mich jetzt überzeugt — bestimmt zur ältern Not gehört haben, weil sie mit den Bechlarer ereignissen von selbst gegeben ist; der compilator aber k o n n t e bei der oben angenommenen lage der dinge Rüdegers treuschwur gegen Grimhild nicht erwähnen und war deshalb gezwungen auch nachher eine scene zu opfern, die er sich doch

[1] B fügt hinzu: *Rodingeir.*

wol nicht anders als unter dem eisernen zwang der notwendigkeit hätte entgehn lassen.

2) Die beiden boten werden anfangs (280, 11) einfach als 'männer', dann 280, 15 plötzlich unter dem einfluss von N als 'spielleute' bezeichnet, wie im Nl.

3) Obwol die boten einen brief von Attila mitbekommen haben (þ), richten sie ihren auftrag mündlich aus[1] (N), die sich gleich anschliefsenden worte aber geben sich deutlich als einen briefinhalt (þ).

4) Hogni will anfangs zu hause bleiben (þ), was nicht zu der situation aus N passt: deshalb fügen A und B *æigi* hinzu (282, 24).

5) Erst kommen die Nibelungen an den Rhein (þ); dann wird mit rücksicht auf N, wo die Donau an dieser stelle genannt wird, richtig angeflickt (man beachte den wortlaut!) 'wo Donau und Rhein zusammenkamen' (285, 7 f).

6) Bei der überfahrt ins Hunnenland ist die rede von zwei schiffen: eins findet Hogni, eins finden die übrigen. beide schiffe schlagen um, zweimal werden die Nibelungen nass (286, 16 ff, 287, 20 ff). mit recht bemerkt Wesle PBBeitr. 46, 240[2], dass das zweite schiff dem ganzen fährmannserlebnis die spitze abbreche.

7) Auch hier freu ich mich der zustimmung Wesles, der aao. 240 darauf hinweist, dass sowol die balladen wie die Hvensche chronik meine auffassung unterstützen, dass es in der quelle der þs. wie im Nl. tag war, als die meerweiber- und fährmannsabenteuer sich abspielten. damit wird leider ein schönes beispiel für Lessings vorschrift, jenseitiges nicht ins grelle tageslicht zu rufen (Ns. 67), aus der ältern Not zu streichen sein: der mond ist vom interpolator erfunden, weil infolge der combination der beiden quellen die zeitverhältnisse verschoben sind. ausführlicheres Zs. 54, 436.

8) Das kleidertrocknen, wobei die verborgenen waffen erblickt werden, wird sowol in Rüdegers wie in Attilas burg erzählt: um die anwendung des motivs das zweite mal möglich

[1] *mellte*: 281,3 : einfluss von N; B renkt die sache wider ein und stellt den brief wider her.

[2] Der Donauübergang im älteren Nibelungenepos, PBBeiträge 46, 231 ff.

zu machen, muss es an dem tage regnen. Heusler verlegt die verdoppelung des motivs nach der ältern Not, worin auch Wesle ihm beifällt; ich halte dies zwar nicht für unmöglich, aber für weniger wahrscheinlich, weil die schöne, altertümlich anmutende scene: Grimhild auf dem turm, die in der sonne glänzenden waffen der Nibelungen erblickend, die sich mit geringer abweichung auch im Nl. (1716 f) findet und im wortlaut so merkwürdig an eine scene des Hunnenschlachtliedes anklingt (Zs. 55, 496 fufsnote) — schönes wetter voraussetzt, und man deshalb entweder annehmen müste, dass dem regen gleich sonnenschein gefolgt wäre, oder dass der dichter der ältern Not das schöne bild festgehalten hätte trotz der veränderten situation, nachdem die Bechlarer episode eingeschoben wurde. Heuslers Ns. 203 f angeführte stütze für seine ansicht, dass erst der letzte epiker die feuer — und damit die halle beseitigt hätte, ist nicht sehr stark: Heusler selbst wird zugeben, dass die von ihm dort hervorgehobene ungeschaute situation, die tatsache dass jene gespräche ‘ohne dach und fach’ sind, auch einfach aus der psychologie dieses dichters erklärt werden kann, der tatsächlich für räumliches wenig sinn hatte. ich halte also daran fest: der compilator der þs. hat das regenwetter erfunden, uzw. in höchst ungeschickter weise, um die scene, die in N nach Bechlarn verlegt war, in übereinstimmung mit þ auch in Attilas burg möglich zu machen.

9) Ein namenloser *sendemaðr* Attilas (296, 1) teilt Rüdeger mit, was dieser längst wissen muss, dass nämlich seine eignen gäste im Hunnenland angekommen sind; sobald er wider bei Attila ist, lässt dieser feuer anmachen, um die nassen Nibelungen sich trocknen zu lassen. dass er bei seinem ersten auftreten nichts vernünftiges mehr zu sagen weiss, erklärt sich daraus dass der warner Eckewart aus N ihm bereits seine worte vorweggenommen hat: deshalb fiel auch aus, dass er von den Nibelungen den auftrag erhielt feuer anmachen zu lassen, denn auch Eckewart hatte diesen auftrag in der entsprechenden, nach Rüdegers mark verlegten N-scene bekommen. dadurch dass Attila aber 297, 3, gleich nachdem der namenlose zu ihm gekommen ist, in einigen gemächern feuer anmachen lässt, verrät sich noch, was der bote ihm ohne worte mitgeteilt hat.

10) Aus dem wortlaut von cap. 373 geht deutlich hervor,

dass Grimhild die Nibelungen hier zuerst sieht und — freilich auf ihre weise — begrüſst, obgleich bereits cap. 372 die begrüſsung erzählt wurde, es dort sogar den anschein hatte (vgl. aber oben s. 13)[1], dass alle ohne ausnahme von ihr geküsst werden.

11) Aus dem zusammenhang ergibt sich deutlich, dass bereits zu anfang des cap. 373 Grimhild in der quelle, nachdem sie die waffen der Nibelungen erblickt hat, ihnen ihre waffen abgefordert hat. man beachte namentlich Hagens worte 298, 21. 299, 1: *oc ei leifða ek mina brynio* (oben s. 12 f, 19 f): danach ist auch m. e. Heuslers darstellung dieser ereignisse Ns. 153 f zu modificieren. die unterdrückung der dort erwarteten scene erklärt sich am einfachsten durch den hinweis auf die parallele scene cap. 377 aus der andern quelle.

12) Dietrichs worte cap. 375 (301, 5 ff): 'sei fröhlich, mein guter freund Hogni, und heiter und wahre dich hier im Hunnenland, weil deine schwester Grimhild noch jeden tag jung Sigurd beweint' beweisen deutlich, dass es sich hier um den ersten empfang durch Dietrich handelt nebst seiner dabei ausgesprochenen warnung; nach dem sagamann (301, 10 f) ist Dietrich hier sogar der erste mann der die Nibelungen gewarnt hat, was, weil es sich mit jeder darstellung im widerspruch befindet, nur diesen vorgang der quelle widergeben kann: als erster war er ihnen entgegengeritten, aus freien stücken, um sie zu warnen (oben s. 17). so hat das Nl. es aus der ältern Not übernommen: der sagamann war zu seiner änderung gezwungen, weil er sich neben dem warnenden Eckewart noch den namenlosen Attilamann aus Þ aufgehalst hatte! obgleich man hier deutlich das erste zusammentreffen zwischen Dietrich und den Nibelungen erkennt, reitet dieser nach den voraussetzungen der saga schon am schluss des cap. 371 ihnen entgegen[2] und war capp. 373 und 374 schon mit ihnen zusammen.

[1] man vergleiche jetzt auch damit Heusler, Die deutsche quelle der ballade von Kremolds rache (im folgenden citiert als Kr. R.), Sitzungsber. d. Preuß. akad. d. wissensch. 1921 XXXII, 451 (nr 11): strophe A 25 bestätigt meine reconstruction der sagastelle.

[2] mit unrecht lässt also Heusler Ns. 207 den sagamann dort die warnung durch Dietrich vergessen: er konnte sie dort nicht brauchen und hat sie für die spätere stelle aufgehoben.

13) Cap. 375 (301, 21 ff): Attila kennt seine gäste vom vorigen tage nicht mehr, dh. er sieht sie hier im grunde genommen zum ersten mal! um den unsinn zu verdecken, lässt der sagamann die Nibelungen tiefe helme tragen —, die sie aber gleich abnehmen, nachdem sie an dem könige vorbeigezogen sind!

14) Die naiven worte der saga 306, 14 *sua sem fyrr uar sagt* verraten, dass das cap. 377 geschilderte mahl . . . dasselbe mahl ist, von dem bereits cap. 374 nach der andern quelle die rede war.

15) Blodlins kampf setzt dreimal ein: der letzte flicksatz von cap. 381 (312, 10), anfang cap. 382 (312, 15), endlich cap. 386 ist es erreicht! 312, 10—15 stellt nach meiner erklärung einen versuch dar, von Þ auf N zu kommen; dass dann, neben einigen mit rücksicht auf Þ zu früh berichteten ereignissen aus N (oben s. 22 ff, 26) und versuchen die verschiedenen situationen beider quellen miteinander in einklang zu bringen, sich trotzdem auch noch ein ganzes stück aus Þ einschiebt, die nächtlichen kämpfe, bevor Blodlins kampf würklich erzählt wird, erklärt sich aus der tatsache, dass diese nächtlichen kämpfe, wie ich jetzt glaube, nicht so ausführlich in dem liede erzählt wurden das Þ zu grunde lag; näheres darüber unten s. 114 f.

16) Cap. 382: das merkwürdige nebeneinander von halle (N) und garten (Þ): um die situation aus Þ in die aus N hinüberzuleiten, werden die Nibelungen alle nach einer halle (die membrane list sogar nach der halle, dh. der halle aus N) zurückgetrieben: so sind sie dann schliefslich künstlich in die situation versetzt, in denen N sie kannte, nachdem sie einen ausfall aus dem brennenden gebäude gemacht haben, die halle als rückendeckung! der überrest des vernichtenden feuers in Þ ist das brennende *steikara hus!*

17) Anfang des cap. 383: der sagamann findet es nötig uns mitzuteilen, dass Gunnar weifs was Hogni ihm cap. 381 berichtet hat: den ausfall aus dem garten. die einfachste erklärung ist wider: cap. 382, das N gehört, hat sich zwischen die Þ-stellen aus capp. 381 und 383 geschoben: die läppische bemerkung von cap. 383 nimmt den faden von 381 wider auf. dass diese erklärung richtig ist, beweist auch folgendes.

18) Gunnar, der sich noch im garten befindet, eilt cap. 383

(Þ) Hogni draufsen zu hülfe, aber — im vorhergegangenen N-capitel — war Hogni schon wider in den garten zurückgekehrt, um seinen standort aus N vor der halle einzunehmen!

19) Ende cap. 386 will Rüdeger den kampf beginnen, weil Blodlin gefallen ist, er kommt aber erst cap. 388 dazu. wir erklären wider: cap. 387 gehört N an; Heusler redet hier von der 'abspringenden erzählweise' des sagamannes (Sb. 1134).

20) Rüdegers erwähnung am schluss des cap. 386 beweist, dass nach N Iring hier schon gefallen sein muss, weil in der ältern Not wie im Nl. Rüdeger erst nach Irings fall in die kämpfe eingreift. meine erklärung beseitigt das dilemma vor welches sich Heusler Sb. 1133 f gestellt sieht.

21) Die überschrift der membrane Bert. 317, 10 *Fall H[ognis]* [1] passt nur, wenn ein grofses stück der saga herausgenommen wird, das wir N zugewiesen haben. erst ende cap. 387 fällt Hogni und wird, obgleich der compilator dies unterdrücken muste, von Iring gefangen genommen, worauf nach meiner erklärung (oben s. 28) die unmutigen worte Hognis deuten; der compilator muste ihn aber N zuliebe noch etwas weiter kämpfen lassen. wer sich gegen die consequenzen einer auflösung der Þs. sträubt, kann Hogni freilich im kampf nur — stolpern lassen, ohne dass dies weiter schlimmere folgen für ihn hätte, was an und für sich nicht unmöglich ist, aber merkwürdig wird, wenn man sich daraus eine capitelüberschrift und eine — Soester erinnerungsstätte entstanden denkt, *huar Haugni fell* (Bert. 327, 19).

22) Die überschrift der membrane cap. 388 *um bardaga G[islhers]* deutet darauf, dass hier Gislhers entscheidender todeskampf berichtet wurde; gegen Heusler halt ich also daran fest dass er hier gegen Rüdeger fiel. wie im Nl., das den grausen kampf zwischen schwäher und eidam mit dem schwertgeschenk an Gislher beseitigt hat, Rüdeger und Gislhers ersatzmann, der schwertbesitzer Gernot, sich gegenseitig töten, so müssen dies in der ältern Not Rüdeger und Gislher getan haben; die überschrift der membrane, das schwertmotiv und die gegenseitige erschlagung,

[1] Bertelsens ergänzung *h[ertoga Blodlins]* ist selbstverständlich unmöglich: das wäre ein gar zu merkwürdiges abkürzungsverfahren; man vergleiche die andere kürzende überschrift cap. 388 *um bardaga G[islhers]*.

treffen hier zusammen und beweisen m. e. zusammen, dass der compilator hier nur mit rücksicht auf seine andere quelle Gislher am leben lassen muste, weil dieser nachher die stelle des nach þ schon gefangenen Gunnar bezw. Hogni einzunehmen hatte (oben s. 31). Heusler leugnet freilich, dass in der schlussscene Gislher an die stelle eines andern getreten sei; er betrachtet den ganzen bericht der saga über die letzten greueltaten der Grimhild aus cap. 392 als eine erfindung der sächsischen erzähler, als einen ersatz für den ihr in dieser sagenform genommenen doppelmord an Gunther und Hagen und als ein mittel, Grimhilds hinrichtung durch einige ungeheuerliche grausamkeiten zu begründen. die letzte erwägung scheidet für mich aus: wie unten aus nr 23 hervorgeht, wurde Grimhild ursprünglich in der sächsischen überlieferung h i e r noch nicht hingerichtet, sondern erst viel später durch den nachgeborenen Hagensohn. aber auch Heuslers andere bedenken kann ich nicht gelten lassen. allerdings, eine Grimhild, die so gegen Gislher und Gernot, namentlich gegen jung Gislher verfährt, ist m. e. undenkbar, jung Gislher gegenüber ist ihre tat sogar sinnlos, und schon aus dem grunde müste man annehmen, dass sein name dort anstelle eines andern steht. wenn man aber cap. 392 die namen Gunnar und Hogni einsetzt, ist sie nicht grausamer als am ende des Nl. nur das feuerscheit würkt schauerlicher als das schwert, war aber mit dem saalbrand gegeben und erweist sich schon dadurch als das sagenhistorisch ältere motiv; auch von der rächenden Guđrún der Akv. wird gesagt (str. 45): *elde (!) gaf hón þá alla, es inne vǫ́ro!* denkt man sich, wie ich Zs. 55, 458 ausgeführt habe, — 1914 war der zweite teil noch nicht veröffentlicht, weshalb Heusler mich Sb. 1114 mit unrecht denjenigen zuzählen muste, welche die horterfragung von der ältern Not ausschlossen — die mit rücksicht auf das nachspiel vom Hagensohn dort unterdrückte horterfragung an dieser stelle, so entsteht auch eine gewisse ethische milderung; die psychologischen voraussetzungen für Grimhilds tat sind dann ungefähr dieselben wie im Nl. um den hort zu gewinnen muss sie hier wie dort einen umbringen bezw. töten lassen, tötet sie ja noch im Nl. den gefesselten Hagen eigenhändig! auch ein zweites bedenken Heuslers, meine annahme 'führe zu so unmöglichen schlüssen wie dem, dass Gunther durch Hildebrand erschlagen wird, Gunther, der von

der ersten bis zur letzten stufe das unverrückbare schicksal hat, in der haft, nicht im kampf zu enden', ist, um mit Lessing zu reden 'rhetorischer als wahr'. erschlagen wird Gunther an der betreffenden stelle von Hildebrand nicht, nur kampfunfähig gemacht, ähnlich wie Hagen von Dietrich, sowie er auch im norden — und in meiner quelle þ — gefangen genommen wird. ich halte sogar für wahrscheinlich, dass in der saga ursprünglich noch deutlicher zu lesen stand, dass Gunnar noch nicht tot war, als Grimhild mit dem feuerbrand zu ihm trat: in A list man: *en suo skilur hun vid hann ad of þessu deyr hann*; vielleicht lässt die andere lesart ihn schon deshalb tot sein, um der schon so schwer belasteten seele Grimhilds nicht auch noch die ermordung dieses bruders aufzubürden.

23) Grimhild wird ein jahr n a c h ihrem tode — die mutter Aldrians. dies soll kein fader witz sein, sondern steht deutlich cap. 423 der þs., wenn man Attila nicht, was freilich wol zu seinem historischen, nicht aber zu seinem sagenhaften bild aus der þs. passen würde, zum polygamen macht oder ihn gleich nach Grimhilds tod ein anderes weib nehmen lassen will. denn der Attilasohn ist ein jahr j ü n g e r als der an Grimhilds todestag gezeugte Hagensohn. weil nach þ Grimhilds tod noch n i c h t berichtet wurde, hab ich Zs. 55, 448f angenommen, dass nach þ Grimhild tatsächlich vorläufig noch am leben bleibt und die frau die den künftigen rächer cap. 423 erzieht — eben Grimhild selber ist, die aber nicht mehr genannt werden durfte, weil sie nach N schon tot sein muste. wie in der färöischen ballade Högni haben wir m. e. in der urgestalt dieser sagenform Grimhild auch neben Attila im 'Sigfridskeller' zu denken[1].

24) Der Hagensohn, der aber, wie ich Zs. 55, 449 gezeigt habe, für Grimhilds eigenes kind gehalten wurde, — denn wie konnte man sonst den wolf am feindlichen herd so liebevoll pflegen (oben s. 47) und weshalb verschwindet das kind Attilas gleich nach seiner erwähnung aus der saga, ja weshalb wird es

[1] wenn diese schlussfolgerungen nur auf ein paar zahlen in cap. 423 der þs. beruhten, wären sie reichlich kühn; hinzutritt aber: 1. das fehlen von Grimhilds tod nach dem untergang der Burgunden in þ, 2. das zeugnis von 'Högni', 3. die erwägung, dass auch jüngere nordische überlieferung sich nicht scheut, Guđrún nach der katastrophe am leben zu lassen.

überhaupt erwähnt? — der Hagensohn, dh. der pseudo-Aldrian, der für Attilas kind Aldrian gehaltene, mit dessen namen angeredete — trägt denselben namen wie cap. 360 das erste arme opfer des Nibelungenkampfes, das im Nl. Ortliep heifst. man schliefse daraus wider: es ist dasselbe kind in zwei verschiedenen sagenformen; beide sterben auch im grunde genommen, ähnlich wie in der Edda, durch die schuld der mutter, in N *dô der strît niht anders kunde sîn erhaben,* in Þ als Grimhild, wie die Hvensche chronik erzählt, den Hagensohn zu töten glaubt und statt dessen das eigene kind umbringt.

Ich füge den 24 stützen meiner quellenscheidung noch die erörterung eines wichtigen punctes hinzu, wo ich meinem verehrten lehrer nicht folgen kann. es betrifft die von ihm geschaffene aristie Blödels, ein würdiges gegenstück zur aristie Dancwarts, die wir dem letzten Nibelungenepiker verdanken [1]. Sb. 1121 betont Heusler übrigens selbst, dass unsre jungen quellen nicht mehr verraten welche rolle Blödel in der alten dichtung hatte, dass die Quedlinburger annalen zwar den unlitterarischen sagenhaften namen Bletla gebrauchen, aber nichts sagenmäfsiges von ihm erzählen, dass die Þs. ihn nur in der Niflunga saga kennt, aber nicht einmal mehr weifs, dass er Etzels bruder ist [2], dass die mhd. Dietrichsepen ihn verwenden wie die erste beste füllfigur. trotzdem verleiht ihm aber Heusler eine der allerwichtigsten heldenrollen im Burgundenuntergang, muss dann aber Kr. R. 468 gestehn: 'es ist dem Etzelbruder in unsrer überlieferung schlecht gegangen'. freilich bis — — 1914! ich betrachte die einzelnen Blödel von Heusler angedichteten heldentaten.

1°. Nicht Iring soll ursprünglich von Kriemhild angestiftet werden, die knechte niederzumetzeln, sondern wie im Nl. Blödel (Sb. 1127f). es befremdet Heusler, dass in der Þs. drei bitt-

[1] die hypothese hat bereits schule gemacht: nach Droege (Zs. 58, 15) soll gar aus Nl. 1162 *Rüdeger von Ungern in siben tagen reit* hervorgehn, dass Blödel auch noch der ursprüngliche brautwerber war und aus dieser rolle von Rüdeger verdrängt wurde, da als der eigentliche herr von Ungarn Blödel (Nl. 1373 [1]) gilt. ansätze zur überschätzung Blödels finden sich schon in Hennings Nibelungenstudien (Strafsburg 1883).

[2] über eine sagenform worin Blödel als Etzels sohn galt, handelt Sijmons Zs. f. d. phil. 38, 160.

gänge der Grimhild zu Dietrich, Blödel und Etzel mislingen, 'nach epischer gepflogenheit erwartet man, dass es bei dem dritten gelingt: die zwei ersten sind als gegensatz und zur steigerung vorangestellt'. diese behauptung enthält aber eine petitio principii: gewis, wenn es überhaupt gelingt, wenn es von vornherein feststeht, dass einer dieser bittgänge erfolg haben wird, so muss es beim dritten nach epischer gepflogenheit gelingen. da muss man aber zunächst fragen: was soll noch der vierte bittgang in der saga? warum wird an höchst ungeschickter stelle, sodass Heusler selber sagen muss: 'der hergang ist nicht geschaut', der bittgang zu Iring eingeschaltet, der wol erfolg hat? wer einmal boshaft sein möchte — man verzeihe mir den einfall — wäre versucht zu antworten: weil die einheit der þs. — freilich bis auf wenige niedersächsische störungen — vertreten werden muss. wie aber, fragen wir, wenn nach der einen quelle, uzw. derselben quelle die das 'survival' kennt: *dô der strît niht anders kunde sîn erhaben* (Nl. 1912), die bittgänge überhaupt erfolglos bleiben musten[1], ist dann die epische dreizahl nicht ein vortreffliches mittel, die absolute erfolglosigkeit der bittgänge zum ausdruck zu bringen, sodass man die überzeugung gewinnt, dass tatsächlich der *strît* nicht anders zu erheben ist; bilden die drei vergeblichen bittgänge dann nicht sogar die einzige 'entlastung' der mutter, die auf dieser stufe möglich ist? ergibt sich aus dem Nl., wo Blödel sich anfänglich auch weigert, wie in der saga bis zuletzt, nicht, dass die weigerung, weil sie das beiden quellen gemeinsame ist, das alte darstellt, und dass die schliefsliche zusage, die inconsequenz Blödels, die gebrochenheit seiner rolle im Nl. darauf zurückzuführen ist, dass dem neuen liebling des letzten epikers, Dancwart, ein ebenbürtiger held gegenübergestellt werden muste? er wählte dazu den helden, dessen einzige alte rolle nach dem zeugnis der þs., bei unbefangener lectüre der betreffenden partie, war als erster Hunnenhäuptling zu fallen (cap. 386: Bert. 318, 7—9); darum: sobald er gegen die knechte kämpft, fällt er als erster: darin folgt noch der letzte epiker der alten tradition! nun kann man a posteriori, wenn man die einheit einer vorliegenden fabel einmal verteidigen will, wol be-

[1] auch die drei keuschen beilagernächte Sigurds an Brynhilds seite sind als beispiel für eine dreimalige epische widerholung ohne steigerung anzuführen.

weisen, dass das berühmte motiv von Nl. 1912 (Þs. 308, 11 ff) und die erfolgreiche anstiftung Blödels sich nicht ausschliefsen (Sb. 1127 f), dass diese beiden 'strategischen' mittel der Kriemhild sich ergänzen; bei unbefangener betrachtung wird man aber aus dem gelungenen bittgang schliefsen, dass Kriemhild glaubt die sache só zu einem ende bringen zu können, und dass sie dann nicht auch noch ihr kind hergeben wird, 'weil der streit — nicht anders erhoben werden kann'[1]. soll man würklich in der im allgemeinen so unstrategischen heldendichtung annehmen, dass eine Kriemhild die ihr kind zu opfern bereit ist, berechnet, dass wenn draufsen noch die burgundischen männer stehn, das *strît erheben* im saal von zweifelhaftem erfolg sein muss? dann könnte man den gedanken zu ende denken und hinzufügen: noch viel zweifelhafter wäre der erfolg gewesen, wenn die Burgunden nicht so ritterlich gewesen wären wie sie Heusler Ns. 161 f auffasst, und sie die gefährlichen gegner nicht aus dem saal herausgelassen hätten[2]. der sagenforscher rechnet strategisch nach, der poet aber dichtet. man kommt nicht um die schlussfolgerung herum: aus dem zusammengehn folgender drei momente:

1. der drei vergeblichen bittgänge Grimhilds in der Þs.,
2. der weigerung Blödels in der Þs. und anfangs auch im Nl., und
3. der übereinstimmung von Nl. 1912 und Þs. 308, 11 ff

geht deutlich hervor, dass noch in der ältern Not Blödel sich weigerte gegen die knechte vorzugehn. wie Irings zusage in Þ zu beurteilen ist, hab ich im zweiten teil dieser Unters. auseinandergesetzt; in der ältern Not wurden die knechte wol erst nach der tötung des knaben niedergehauen[3], ohne dass der epiker diesem wenig bedeutenden zug viele worte gewidmet haben mag, denn zur heldentat, zum 'strategischen mittel' meinetwegen, wurde die tat erst im zusammenhang mit der aristie Dancwarts.

[1] man beachte doch auch den wortlaut: *strît erheben*, nicht einen bereits erhobenen streit in ein neues stadium hinüberführen!

[2] ich halte auch hier an Boers auffassung, der ich mich oben s. 95 angeschlossen habe, fest und stelle die gegenfrage: soll man die 'ritterlichkeit' so stark betonen in einer scene, die von Hagens grausamer unmenschlicher ermordung des unschuldigen knaben berichtet?

[3] der kampf mit den knechten ist selber ein uralter zug: nicht nur die Atlamǫl, sondern auch die noch unzertrümmerte Akv. (oben s. 61 f) muss ihn gekannt haben. — diejenigen die die oben im text

2°. Um Blödels zweite hypothetische heldentat steht es nicht besser: Sb. 1129 f versucht Heusler wahrscheinlich zu machen, dass sein held in der ältern Not, ja schon im alten baiwarischen heldenlied des achten jahrhunderts, der bezwinger Gunthers gewesen sei; erst ein sächsischer erzähler hätte Osid, der ja in der Þs. meteorartig kommt und verschwindet, an seine stelle geschoben[1]. wenn man aber die Þs. genau list, fällt auf, dass Osids eigentliche rolle, wie ich schon oben s. 87 hervorhob, die brautwerbung ist: bei Gunnars gefangennahme geht aus dem wortlaut der saga ganz deutlich hervor, dass er nur als leerer name dasteht, ohne jeden inhalt, ohne charakteristische rolle, dass auch auf dieser stufe noch genau wie in der eddischen überlieferung der gegenspieler eine unbenannte übermacht ist. man vergleiche nur: cap. 383 (314, 9 ff) *Ok nu fyrer þui ath Gunnar kongur er kominn einn samt: j her Huna og hann atte wid ath eiga hinn mesta kappa werdur hann ofurlidi borinn og handtekinn*; cap. 384 (314, 19) rufen die Hunnen *ath þeir hafa tekid Gunnar kong*. damit ist aber auch dieser hypothese jede stütze entzogen: die Þs. bietet hier nichts und das Nl. noch weniger. Blödel fällt als erster anführer auf hunnischer seite gegen Gernot (Þs. 318, 8 ff): diese nackte formel, worin vielleicht der name des historischen, in der geschichte von Attila ermordeten Bleda durch die jahrhunderte getragen wurde, bis er im letzten Nibelungenepiker seinen 'dichter' fand, hatte sich auf dieser stufe kaum ausgeweitet: nur der vergebliche bittgang Kriemhilds hatte sich schon angesetzt. nicht erst der letzte epiker, wie Heusler Sb. 1138 sagt, gab der laufbahn Blödels die neue wendung und liefs ihn im ersten act fallen: er fiel nach dem zeugnis der quellen immer im ersten act[2] und verlor diese schlichte rolle erst in neuern sagenconstructionen. weshalb soll auch Gernot gerade an Blödel die bruderrache vollziehen (Sb. 1130)?

gegebenen erwägungen befriedigen, werden gebeten, die im gegensatz zu der epischen dreizahl in der Þs. berichteten vier bittgänge der Grimhild, in verbindung mit dem 'nicht geschauten hergang' bei der vorbereitung von Irungs tat, als fünfundzwanzigste stütze von Þ + N zu betrachten.

[1] man vergl. Waldemar Haupt Zur niederdeutschen Dietrichsage, Berlin 1914, s. 88 ff.

[2] fraglich ist, ob man auch den fall des ungenannten bruders Atlis Atlamǫl 47 vergleichen darf: er fällt hier durch Guđrúns hand!

Als stütze für seine hypothese, dass Blödel schon auf seiner zweiten stufe[1] Gunthers bezwinger war, betrachtet Heusler die tatsache, dass dadurch noch bis stufe 3, der ältern Not, der übelstand blieb, dass Gunthers und Hagens bezwingung so weit auseinandergerückt wurden und eine ganze menge kämpfe sich dazwischen schoben: solange Blödel die ihm von Heusler zugeschriebene rolle behielt, hätte er Gunthers unterliegen nach vorne gezogen, was erst der letzte epiker beseitigt hätte: 'der hinweis darauf, dass Gunther — wol seit stufe 2 — kleiner, minder heldenhaft gefasst wurde', genügt nach Heusler nicht zur erklärung. ich glaube aber doch, dass dieser hinweis vollständig genügt. Gunthers bedeutung war tatsächlich ganz in sich zusammengesunken und konnte sogar durch den letzten epiker nicht widerhergestellt werden, wie noch aus der merkwürdigen von Heusler (Sb. 1139) hervorgehobenen tatsache hervorgeht, dass er auch im Nl. keinen einzigen namhaften helden zur strecke bringt. wie sehr Gunther aus seiner heldenrolle der ersten stufe verdrängt worden war, zeigt sich auch darin:

1. dass in Grimilds hævn Gunther fast bis auf den namen (A 18) verschwunden ist: Hagen und Volker[2] sind dort die heldenbrüder; man vergleiche damit die dominierende rolle dieses paares in N, der quelle der ballade, worauf ich Zs. 54, 439. 443. 464 hingewiesen habe;

2. dass auch die chronik von Hven ausschliefslich das paar Hagen und Volker kennt, dass dort sogar züge aus Gunthers rolle in der 'werbungssage' auf Hagen übertragen sind[3].

Es sei hier schliefslich ein versuch gewagt, die poetische gestalt von Þ genauer als 1914 möglich schien zu bestimmen. ein kurzes epos wie die ältere Not war es auf keinen fall: das

[1] also im baiwarischen lied vom Burgundenuntergang aus dem achten jahrhundert.

[2] Volkers spielmannsrolle hat nach dem zeugnis der Þs. erst der letzte epiker aus dem 'schwertfiedelmotiv' (oben s. 29) entwickelt, das dort sogar einmal auf Hagen bezogen wurde. Grimilds hævn hat daraus nun die bezeichnung Falquor Spilmand herausgesponnen; eine spielmanns rolle hat er aber auch dort noch nicht: er ist dort, nicht figürlich, sondern ganz buchstäblich (B 17 u. 33) Hagens bruder.

[3] falls die Hvensche chronik auf Grimilds hævn zurückgienge, würden die beiden argumente sich decken.

Sachsenland kannte nur heldenlieder, wie das niederdeutsche lied von Ermenrîkes dot, wie das jüngere rheinische Brunhildenlied aus dem ende des zwölften jahrhunderts, das Heusler in der Festschrift für WBraune (Dortmund 1920, s. 47 ff) als eine quelle des Nl. und der Þs. erkannt hat. dass die hauptquelle woraus Þ geflossen ist, tatsächlich ein lied war, beweist auch die geringe zahl der handelnden personen und die verhältnismäſsig geringe zahl der auftritte: bis Hagens tod — mit diesem schloss, wie wir gleich sehen werden, das lied — hab ich etwa 30 scenen gezählt, also nur etwa 7 bis 8 scenen mehr als Heusler für das jüngere Brunhildenlied ansetzt. die Þs. hat also m. e. in den hier in betracht kommenden partieen ihren hauptinhalt aus zwei niederdeutschen liedern geschöpft, dem jüngern Brunhildenlied und dem jüngern 'Burgundenlied', Þs. quelle; dann hat der mann aus Bergen auch noch das alte Notepos in seine nacherzählung mit verflochten, wobei er einige, aber nur sehr wenige partieen von Þ (wie im ersten teil passim nachgewiesen wurde) geopfert, das ganze aber auseinandergerissen hat. das jüngere Burgundenlied war aber bedeutend conservativer als das jüngere Brunhildenlied, was u. a. mit der ortsgebundenheit, die in der Soester localsage begründet war, zusammenhieng. aus den Þ-partieen der Þs. ist aber für das jüngere Burgundenlied zu streichen:

1) die berufung auf die quellen. der sächsische, wol Soester, sänger hat diese als mündliche erläuterungen seinem vortrage hinzugefügt, und der schreibelustige sagamann hat auch diese mit aufgezeichnet. mit recht weist Droege Zs. 58, 13. 29 (auch schon Zs. 51, 178) darauf hin, dass nach cap. 394 *frasogn þyðærskra manna*, erzählungen deutscher männer, welche in Soest geboren sind, getrennt werden müssen von den alten liedern in deutscher zunge (*fornkvæði i þyðærskri tungu*); ähnlich heiſst es auch im Prolog: *þesse sagha er somansett epter søgn þydskra manna, enn sumt of þeirra kuædum er skemta skal rikumm monnum.* zu den erzählungen deutscher männer rechne ich nicht nur 'geschichten' im engern sinn, sondern auch dergleichen quellenangaben, wie auch dasjenige was unter 2 angeführt wird.

2) einige ausführlichere strategische scenen, speciell die schilderung der nächtlichen kämpfe capp. 385 und 386, die bemerkungen die sich auf die hilfstruppen *af heruðum* beziehen (311, 5 u. 11,

316[5], 317[7]), überhaupt alles was auch auf Droege den eindruck einer chronikartigen darstellung macht (Zs. 58, 17). was die nächtlichen kämpfe betrifft, sei hier erinnert an die oben unter nr. 15 hervorgehobene eigentümlichkeit, dass erst anfang cap. 386 Blodlins kampf aus N berichtet wird, der schon cap. 382 (312 10—15) vom compilator vorbereitet wurde, und an die von mir daraus gezogenen consequenzen. man kann sich leicht vorstellen, dass der Soester sänger solche bemerkungen seinem mündlichen bericht über die Nibelungenstätten seiner heimat hinzufügte: auch hier hat der stoffhungrige sagamann seine mitteilungen verewigt. das lied selber deutete wol nur kurz eine fortsetzung der kämpfe in der nacht beim licht eines brennenden *steikara hus* (überrest des saalbrandes in þ) an.

3) der ausführliche bericht über die rache des Hagensohns: diese wird in der þs. so ausführlich geschildert, dass man dafür ein selbständiges gedicht in anspruch zu nehmen hat. ihre motive machen im allgemeinen einen modernern eindruck, stehn m. e. dem stil eines liedes wie Grimilds hævn etwas näher als alles was þ zugrunde ligt: das in der þs. unterdrückte, aber doch bei genauer lectüre durchschimmernde motiv vom kindertausch, der feuerfunke auf Aldrians fuſs und die frage des königs, die anspielung auf den tag an dem der könig [und die königin] sich nach gerstenbrot und wasser sehnen würden, und die erfüllung der prophezeiung mit demselben wortlaut, die — ich möchte sagen — 'balladenhafte' art wie das schatzmotiv eingeleitet wird: der Hagensohn fragt: wie groſs war der schatz, dann: wer verwahrt ihn, endlich: wie wirst du dem lohnen, der ihn dir zeigt? der ausführung nach kann dies alles nicht alt sein, wol dem wesentlichen inhalt nach. ich nehme an, dass das niederdeutsche heldenlied vom Burgundenuntergang ähnlich endete, wie nach Heusler die aus der ältern Not hervorgegangene ballade von Grimilds rache[1], mit einem rückblick Hagens auf das groſse morden. man kann ähnlich wie Heusler

[1] Wie man bequem nachprüfen kann, stammt nichts in dieser ballade aus þ, wenn man will eine sechsundzwanzigste stütze für meine trennung dieser partieen von der Not-masse der þs.; auch Heuslers nachweis dass die ballade von der þs. unabhängig ist, wird dadurch gestützt, weil es doch ein groſser zufall wäre, wenn gerade aus den þ-partieen der saga nichts eingedrungen sein sollte!

Kr. R. 461 die tatsache, dass der schluss der ältern Not in der ballade Grimilds hævn nicht berücksichtigt wird, aus dem nach dem zeugnis der Hvenschen chronik in Dänemark bekannten jüngern lied vom Hagensohn erklären; das altertümliche niederdeutsche lied vom Burgundenuntergang aber konnte einen hinweis auf die vergeltung für den grausen mord im Hunnenland nicht entbehren. es wird diesen geboten haben in einer abschiedsrede des sterbenden Hagen an Herrad, Dietrichs verwante: ihr offenbarte der todgeweihte wie sie sich gegen Grimhilds tücke vorzusehen hätte, ihr deutete er wol auch mit wenigen worten an, wie der sohn sich einst an Attila und Grimhild für den tod des vaters rächen sollte. tatsächlich braucht man die widergabe von Hognis worten gegen Herrad in cap. 393 der þs. nur um wenige zeilen zu ergänzen, um den liedabschluss zu bekommen den ich annehme. die überschrift der membrane über cap. 390: *Fra Hogna oc hans syni Alldrian* — sie gehört eigentlich erst über cap. 393 und könnte nachträglich noch als (siebenundzwanzigste) stütze dafür angeführt werden, dass das vorhergehnde zu einer andern quelle (N) gehört — deutet darauf, dass die Aldriangeschichte sich hier gleich in gedrängterer form anzuschliefsen hätte; statt dessen tritt erst in den capp. 423—426 die ausführliche erzählung von Aldrians rache auf. jedenfalls deutet die überschrift darauf, dass hier etwas mehr über den sohn zu erwarten war als die blofse nennung des namens im cap. 393. aus den kurzen andeutungen des sächsischen liedes vom Burgundenuntergang hat sich dann später, vielleicht nicht lange vor der niederschrift der saga, das jüngere lied herausgesponnen, das capp. 423 ff. verwertet wurde.

Den betrachtungen die ich Zs. 55 der altertümlichen sagenform des sächsischen liedes, wofür damals noch die abstraction þ galt, gewidmet habe, möcht ich noch einiges hinzufügen. demjenigen der mit Heusler annimmt, dass die gewaltig eingreifenden änderungen des sagenbildes von Heuslers erster stufe mit einem schlage im achten jahrhundert auf baiwarischem gebiete unter dem einfluss des baiwarischen Etzelbildes und desjenigen seines vasallen Dietrich sich vollzogen haben, wird þ, worin sich, wie Zs. 55, 490 ff ausführlich gezeigt wurde, eine übergangsform zeigt, ein stein des anstofses sein, der aber, wie ich glaube, nun einmal daligt. Mit dieser schwierigkeit wird man sich abfinden müssen. ich möchte als nähere ausführung des Zs. 55, 474 ff. bemerkten

vorschlagen: könnte nicht hier jene andre sage, die im buchstäblichen sinne des wortes auch von einem 'Burgundenuntergang' berichtete, die Chrothildsage, die lösung geben? nach Wesle aao. 245 stünde hier ansicht gegen ansicht: ich hielt es damals für psychologisch unmöglich, dass die rücksicht auf das baiwarische Etzelbild allein vermocht hätte, Kriemhilds tat, den ausdruck einer geradezu fanatischen altgermanischen sippenliebe, ins völlige gegenteil zu verkehren, die gegenfrage wäre aber nach Wesle: 'ist es psychologisch verständlicher, dass die anlehnung an die heldin einer andern sage, deren handlungsweise in schroffstem gegensatz zu der alten Kriemhild stand, die gar keine innere gemeinschaft mit ihr hatte, dieses wunder bewürkt haben soll?' die sache ligt aber doch etwas anders als Wesle sie darstellt: es besteht zwischen Chrothild und Kriemhild nicht nur ein äußerer, sondern auch ein innerer zusammenhang. in beiden sagen ist die rede von einem Burgundenuntergang: die heldinnen beider sagen sind burgundische Hilden, Gudmund Schütte würde sogar sagen: burgundische Chr... hilden[1], die gegen das eigene geschlecht wüten. in der aus dem Hildiko-erlebnis Attilas gesponnenen Burgundenuntergangssage tötet die burgundische Chr... hild mann und kinder wegen einer blutschuld, in der Chrothildsage vernichtet eine burgundische Chr... hild gleichfalls wegen einer blutschuld ihr eigenes volk und geschlecht. beide sagen waren hier auch als zwei gleichwertige reale größen gegeben, während die andere annahme rechnet mit einer ausgebildeten sage und einem widersprechenden — heldenporträt, Attilas abweichenden charakterzügen[2]. vielleicht gab es sogar ursprünglich noch mehr berührungspuncte zwischen beiden sagen als wir nach den überlieferten berichten erkennen können; ohne zu viel wert darauf zu legen, möcht ich noch daran erinnern, dass für den letzten Burgundenkönig im Rhonegebiet, der von Theuderich, Chlodwechs

[1] Gudmund Schütte Nibelungsagnet. en digtning om svig, frændemord og skatterov i Merovinger-ætten, Edda 1918 s. 213ff; man vergleiche dort s. 243 f.

[2] ich geh oben wie im 2 teil von dem standpunct Heuslers aus, der die deutsche umgestaltung der sage vom Burgundenuntergang ausschließlich aus diesem andern heldenporträt Etzels und Dietrichs rolle erklärt; es sind aber noch andere gründe für eine solche umgestaltung anzuführen: Sijmons Germanische Heldensage[2] 59ff. das doppelte Etzelbild wurde in diesem zusammenhang zuerst von FVogt Zs. f. d. phil. 25, 414 f betont.

aufserehelichem sohne besiegt wurde, der name — Godomar bezeugt ist, und dass das shakespearische 'what's in a name?' nicht für sagenbeeinflussung gilt, im gegenteil! die verwantschaft beider sagen, sowol was die namen als was die motive betrifft, ist doch so grofs, dass eine vermischung, eine kreuzform wenn man will, nicht so ganz unwahrscheinlich ist, vor allen dingen auch deshalb nicht, weil man von einem scop aus dem sechsten jahrhundert, obwol er weit davon entfernt war (was man früher wol annahm), aus einem ihm bekannten Sigfridslied und einem lied vom Burgundenuntergang ein biographisches ganze zu machen, beim dichten eines Burgundenliedes, wenn auch noch so flüchtig, an die witwe Sigfrids gedacht haben mag, die von ihren verwanten, wie Chrothild von den ihren, viel böses hatte erdulden müssen[1]. widerlegt hat Wesle aao. 244 Jiriczeks einwand gegen die Chrothild-hypothese in seiner 'Deutschen Heldensage[4]' (sammlung Göschen nr 32, s. 114): Aimoin beweist, dass die Chrothildsage längere zeit, sogar bis ins elfte jahrhundert lebendig geblieben ist; 'zu dem könnten schliefslich', so fährt Wesle fort, 'auch varianten nebeneinander bestanden haben', von denen im grofsen und ganzen nur eine, in casu die ältere, nach dem norden hinüberwirkte. ich rechne tatsächlich mit solchen varianten, die etwa ein jahrhundert von einander getrennt bei den Franken entstanden, das älteste lied vom Burgundenuntergang im fünften, ein jüngeres, von der Chrothildsage beeinflusstes lied über denselben gegenstand im sechsten oder siebenten jahrhundert; diese beiden lieder wurden etwa im achten jahrhundert auf baiwarischem gebiete bekannt.

Das niederdeutsche lied vom Burgundenuntergang, das der verfasser der þs. in Bergen vortragen hörte und das wir aus þ einigermafsen reconstruiert haben, betracht ich also als den nachkommen eines fränkischen liedes, das um ein bis anderthalb jahrhunderte jünger war als das lied von Heuslers erster stufe. jenes jüngere fränkische lied rührte von einem scop her, der unter dem einfluss sowol der Chrothildsage wie der erinnerung an Kriemhilds erstes eheleid das älteste lied vom Burgunden-

[1] die überzeugung von der selbständigkeit jedes einzelnen epischen liedes die aus Heuslers untersuchungen zu schöpfen ist, darf doch m. e. nicht zu der übertreibung verleiten, um jedes einzellied eine unübersteigliche chinesische mauer aufzuführen.

untergang umdichtete; wie man für die sage von Sigfrids tod mit zwei sprossformen zu rechnen hat, so gab es auch seit der dichtung jenes jüngern scops zwei varianten von der sage vom Burgundenuntergang. die wichtigste neuerung des etwas jüngern liedes war, dass neben den schuldigen Attila[1] aus dem ältesten fränkischen lied seine frau trat; sie gewinnt den gemahl für ihre rachepläne, was genau dem verhältnis Chlodwech — Chrothild entspricht. in dieser gestalt lernten die Baiwaren die sage zusammen mit der um ein jahrhundert ältern sprossform kennen; auf baiwarischem gebiete wurde dann unter dem einfluss des mildern Etzelbildes aus Dietrichs exilsaga — hier steh ich wider mit beiden füſsen auf dem boden von Heuslers anschauungen — Attilas schuld ganz getilgt und lieſs man Kriemhild als schuldige allein stehn. erst im baiwarischen liede darf sie deshalb ihre brüder eigenhändig töten, der — sagen wir bequemlichkeitshalber — zweite Franke lieſs Gunther noch, wie Þ bezeugt, in den wurmgarten werfen, woraus die Soester localüberlieferung den berühmten, auch urkundlich nachweisbaren schlangenturm machte[2]. darin steht das zweite fränkische lied noch auf dem boden des ersten, dass Attila und Kriemhild beide zusammen umkommen, nur nicht mehr in den flammen, sondern durch die hand des rächenden Hagensohns. sobald der Baiware aber Attila ganz schuldlos gemacht hatte, konnte er die rachesage vom Hagensohn nicht mehr brauchen: ein verkümmerter rest färbte ab auf die Atlamǫl (vgl. oben s. 75). sein schlussbild der sage näherte sich deshalb wider bedeutend der darstellung des ersten fränkischen liedes; dieses lied, nicht der jüngere bruder, inspirierte ihn zu seiner widergabe der trutzrede des letzten Burgunden, zur verwendung des motivs vom im Rhein verborgenen schatz. das zweite fränkische lied, das wir aus Þ einigermaſsen reconstruieren können, war nur eine vermittelnde nebenquelle, worin einige schritte, die der Baiware unentwegt auf der bahn der sagenentwicklung zu machen hatte,

[1] mit unrecht sagt Heusler, dass Attila in der Þs. nur 'ein einzig mal' (Ns. 58) als schuldig erscheint; nicht nur Bert. 279, 24 ff, sondern auch der falsche tatsachen vorspiegelnde brief des cap. 360, der Attila warnende Dietrich, der gleich Grimhilds winken gehorchende Irung und die sage von Attilas tod gehn mehr oder weniger von der voraussetzung von Attilas schuld aus.

[2] man vergleiche PBB. 9, 460 ff, Zs. 51, 213 f, PBB. 42, 536.

ihm schon etwas schüchterner vorgemacht waren. Heusler verzichtet Ns. 55 auf die nacherzählung des liedes seiner zweiten stufe, weil das baiwarische lied eine rein hypothetische gröfse ist. wer eine solche nacherzählung trotzdem einmal versuchen möchte, müste nicht nur die dritte stufe Heuslers ins auge fassen, sondern könnte vielleicht noch etwas mehr entnehmeu aus unserm zweiten fränkischen liede, das uns chronologisch und sagenhistorisch einigermafsen über die kluft hinweghilft die zwischen der ersten und der zweiten stufe klafft: in beiden puncten hält es die mitte! eine solche nacherzählung würde nicht gar zu sehr abweichen von der oben s. 33 ff für þ gebotenen: zu streichen wäre nur, bezw. zu modificieren das spezifisch soestische [1], die Hagensohnrache, überhaupt alles was sich auf Attilas schuld bezieht, und auszudehnen wäre vielleicht um ein weniges die im zweiten fränkischen liede noch ziemlich unbedeutende rolle Dietrichs von Bern. diese gestalt braucht doch nicht, wie Heusler annimmt, erst auf baiwarischem boden in die sage vom Burgundenuntergang gekommen zu sein, w e n n e r a u c h d o r t e r s t i n d i e s e r s a g e z u e i n e r l e b e n s v o l l e n g e s t a l t w u r d e. der berühmte sagenheld, von dem schon der dichter des Hildebrandsliedes kunde hatte, der bereits im 10/11. jahrhundert nach dem zeugnis des Chronicon Quedlinburgense sogar in Niederdeutschland besungen wurde [2], mag einem sagenkundigen Franken des sechsten oder siebenten jahrhunderts genügend bekannt gewesen sein, um diesen zu der schöpfung der noch wenig entscheidenden rolle zu inspirieren, die er ihm nach dem zeugnis von þ in unserer sage verliehen hat. bei den kämpfen selbst ist er anfangs nach dem zeugnis von þ nicht viel mehr als ein statist gewesen: er verhält sich neutral; das a c t i v s t e an seiner rolle ist die warnung A t t i l a s! ich glaube nicht nur, dass sich daraus erst — vielleicht schon im baiwarischen liede — die warnung des gegenspielers, der Burgunden entwickelt hat, sondern dass sich daraus auch erklärt das bis auf die letzte stufe festgehaltene treue freundschaftsverhältnis zu

[1] darüber wurde oben s. 86 ff § 13 bei der vergleichung von þ und N zusammenhängend gesprochen, auch passim ist manches im 1 und 2 cap. dieser Unters. ausgeführt; ergänzend tritt hinzu das oben unter 1 und 2 angeführte.

[2] WGrimm HS [3] 36, nr 18; man vergl. Droege Zs. 58, 14.

den Burgunden und sein eingreifen erst im allerletzten moment! mit unrecht sagt Heusler Ns. 51: 'seine stellung zu den zwei lagern war gegeben. Dietrich steht treu zu seinem schirmherrn Etzel und misbilligt den verrat der königin'. in der baiwarischen überlieferung war m. e. lediglich gegeben: seine stellung zu dem schirmherrn Etzel! seine nur wenig active rolle und seine warnung des Burgundenfeindes Attila können keine baiwarischen erfindungen sein: eine von haus aus baiwarische Dietrichgestalt kann man sich nur als einen rückhaltlosen freund Etzels vorstellen; war aber eine rolle wie wir sie oben für das fränkische lied aus þ erschlossen haben, und wie wir sie wol bei einem Franken, nicht bei einem Baiwaren entstanden denken können, einmal geschaffen, dann könnte einiges davon nachher auch auf baiwarischem boden n a c h w ü r k e n, dann wäre daraus Dietrichs dortige stellung a u c h zu dem andern lager, dem der Burgunden zu erklären. wenn Heusler weiter seine letzte tat, das strafgericht an Kriemhild als einen ersatz für ihr selbstgericht der ersten stufe betrachtet, möchte ich hinzufügen: auch dies war vorbereitet! im zweiten fränkischen liede war das gericht schon einem andern übertragen, dem Hagensohn; weil diese sagenform sich mit den baiwarischen vorstellungen nicht vertrug, übernahm Dietrich die rächerrolle[1]. nicht sicher zu entscheiden ist die frage ob Dietrich schon auf dieser baiwarischen stufe Iring aus seiner rolle des Hagenbezwingers, die er im zweiten fränkischen liede innehatte, verdrängte: im Nl. darf dieser ihn nur noch verwunden und fällt dabei, — nach der specifisch Soester variante fällt er an der steinwand[2], die damals noch in

[1] Wesle kann aus dem grunde meine 'zwischenform' þ nicht anerkennen, weil die älteste sagenform 'Attila allein schuldig' und die jüngere 'Kriemhild allein schuldig' den gemeinsamen zug aufweisen: der unschuldige teil der gatten übt an dem schuldigen vergeltung für den tod der Nibelungen. ich bin nicht damit einverstanden und halte Attilas gericht über seine frau eher für einen ausfluss des ekels wegen ihrer grausamkeit, als dass man darin eine 'rache' zu sehen hätte in dem sinne, wie die eddische Guđrún an Alli rache nimmt. überdies nehm ich an, daß der Baiware neben dem zweiten lied auch das erste benutzte, zwischenstufe und urstufe nebeneinander.

[2] Auch Heusler will die wand Sb. 1116 wider als 'weg' auffassen; dagegen spricht aber:

1. dass man von einem Iringsweg in Soest weder etwas weifs, noch auch urkundlich je etwas hat auftreiben können, während doch bekanntlich solche strafsennamen ein sehr zähes leben haben. Droeges

Soest gezeigt wurde. für wahrscheinlich halt ich es aber wol, dass Iring seine alte rolle bereits im baiwarischen lied an Dietrich abgetreten hatte; dadurch wurde Hagen dann gleichzeitig wider um etwas mehr über Gunther erhoben, der hier noch immer einer unbenannten übermacht, und nicht wie Heusler Ns. 52 annimmt dem königsbruder Blödel erlag, noch um etwas mehr als bereits im zweiten fränkischen lied geschehen war. denn von dort, nicht erst vom baiwarischen lied, wie Heusler Ns. 54 annimmt, geht die bevorzugung Hagens aus: bei seinem dichter ist Hagen zum letzten Burgunden geworden, der nach seiner bewältigung den rächer zu erzeugen hat. ganz bestimmt

combination Hellweg-Jacobistrafse (Zs. 51, 217 f), wie Meifsners Hellweg (Zs. 58, 77 ff 'Iringes weg') sind m. e. unannehmbar, weil hier nicht eine geistreiche mögliche etymologie, sondern der reelle, deutliche name eines berühmten sagenhelden die entscheidung bringen müste. Meifsner hat übrigens nachgewiesen, dass für die Milchstrafse alle möglichen bezeichnungen irdischer strafsen vorkommen, wie Heerweg, Frankfurterstrafse sogar, und ähnliches (Zs. 58, 81): da könnte man in jedem beliebigen ort einen 'Iringsweg' ausfindig machen, wenn man zu irgendwelcher construction dort eines solchen bedürfte.

2. wie auch Meifsner aao. s. 85 nachdrücklich constatiert, ist in jedem text der saga ungeachtet der orthographie der membrane mit éinem *g* (A und B haben *gg*) eine wand gemeint. den 'weg' kann Meifsner nur infolge einer interpretation der betreffenden þs.-partie, gegenüber welcher ich aber die meinige aufrecht erhalte, aus der oberdeutschen quelle der saga herleiten. auch Heusler bemerkt, 'dass dieser kampf keinen rechten grund bietet, einen 'weg' nach Iring zu benennen' (Sb. 1117, fufsnote). die vorstellung war wol, dass Iring an die mauer gespiefst wurde: der spiefs blieb in der mauer stehn und die mauer selbst wurde als 'Irings wand' bezeichnet.

3. für 'weg' steht in der saga immer *stræti*; *steinvegr* ist sogar weder bei Fitzner, noch bei Vigfusson belegt (Zs. 58, 93).

4. durchaus verständlich ist der process, wie auf volksetymologischem wege unter dem einfluss der bekannten bezeichnung für die Milchstrafse ein *Irings veggr* zum *Irings vegr* geworden ist: dieser volksetymologie ist mancher sagenforscher zum opfer gefallen, der ohne die bisher nicht befriedigend erklärte bezeichnung für die Milchstrafse wol nie darauf gekommen wäre, die so deutlich als eine 'wand' geschilderte Soester Nibelungenstätte aus der þs. hinauszuinterpretieren. weniger verständlich ist aber der umgekehrte vorgang, wie aus einem auf einer bestimmten strafse localisierten kampf der weg als 'mauer' misverstanden werden konnte, vor allen dingen, wenn man dabei in betracht zieht, dass die bezeichnung 'Iringes weg' für Milchstrafse allgemein bekannt und verbreitet war, man also wol eher ursache gehabt hätte, an der auffassung 'weg' festzuhalten, falls diese in der sage die ursprünglichere gewesen wäre, als dass man diese vorstellung zugunsten einer — wand aufgegeben hätte.

hat der knabenmord schon im baiwarischen lied gestanden: diesen enthielt in verschiedener fassung sowol das erste wie das zweite fränkische lied, das zweite wol nur in den schlussworten des sterbenden Hagen, als eine art prophezeiung. auf der ersten stufe tötete Grimhild ihre kinder mit vollem bewustsein, um an Attila rache zu nehmen, in dem aus þ zu erschliefsenden zweiten fränkischen lied aber unwissentlich, indem sie glaubt, Hagens kind zu töten.

Ich fasse zusammen. die mit ausnahme der überschätzung Blödels und der unterschätzung der widersprüche in der widergabe der þs. fast lückenlose synthese Heuslers, die auf alle fälle einfacher und durchsichtiger ist, als sie sich nach anbringung der von mir vorgeschlagenen abänderungen darstellen würde, hat mich überzeugt, dass man nicht mehr, wie ich tatsächlich noch 1914 glaubte, mit einer variation des Voltaireschen wortes sagen dürfte: 'si þ n'existait pas, il faudrait l'inventer'. ich glaube aber, nachgewiesen zu haben dass þ nun einmal existiert; wenn dadurch die sagenreconstruction ein wenig verwickelter werden muss, geschieht das nur unter dem zwang der, wie ich glaube, nicht wegzuleugnenden tatsachen, nicht weil das sagenbild Heuslers nicht an und für sich, wenn man nur die augen schliefst vor gewissen verworrenheiten in der widergabe des þs., befriedigen könnte. als stammvater von þ erkenn ich jetzt ein heldenlied aus dem sechsten bis siebenten jahrhundert, das unter dem einfluss der Chrothildsage und einiger erwägungen die aus der gemütsverfassung von Sigfrids witwe hervorgegangen sind, von einem Franken als variation des ältesten liedes vom Burgundenuntergang gedichtet wurde. dieses 'zweite' fränkische lied wanderte sowol zu den Sachsen wie zu den Baiwaren. in Sachsen schlug es wurzel in der gegend der für die deutsche heldensage so wichtigen stadt Soest[1] und würkte von dort aus einige male nach dem Norden hinüber; nicht nur die darstellung der þs., sondern zb. auch die gestalt des 'Hniflung' der Am. und Hǫgnis hervortreten gegen Gunnar in diesem liede[1], möchte von dieser 'zwischenstufe' ausgegangen sein, während die specifisch 'nordische' form im ältesten fränkischen liede wurzelt.

[1] man lasse sich hier von Droege führen, der in einer reihe von abhandlungen in der Zs., zuletzt im 58 bande (bes. s. 25) die grofse bedeutung der alten Engernstadt für die sage und die beziehungen zwischen Soest und dem Rheinland entwickelt hat.

das zweite fränkische lied änderte sich, was seinen inhalt betrifft, im Sachsenland nur wenig, höchstens ein paar namen und die änderung der halle in einen baumgarten und was damit zusammenhängt sind als specifisch 'sächsisch' zu bezeichnen: zur erklärung dieses conservatismus haben wir oben s. 96 auf die ortsgebundenheit und litterarische rückständigkeit Niederdeutschlands hingewiesen; treffliches sagt darüber Heusler, Kr. R. 464 f. formell hat das lied wol den übergang vom stabreim zum endreim nebst dessen folgen vollzogen: man denke sich den vorgang in analoger weise, wie Heusler, Braunefestschrift s. 67 f die formelle umgestaltung des ältern Brunhildenliedes erläutert. das zweite fränkische lied wanderte zusammen mit dem ältern bruder auch zu den Baiwaren: dort verfasste ein scop im achten jahrhundert unter dem einfluss von Dietrichs exilsage aus beiden fränkischen liedern ein neues, das dann wider um 1160 der dichter der ältern Not zu einem lese-epos ausweitete. der sächsische nachfahr des zweiten fränkischen liedes wurde aber in Bergen einem Nordmanne, zusammen mit der ältern Not, zur quelle der Niflungasaga. wahrscheinlich haben wir auch in dem 'speciosissimum carmen', das Saxos sächsischer spielmann im jahre 1131 Knud Laward ganz oder auszugsweise vorsang, um ihn vor den anschlägen des dänischen königs Magnus zu warnen, dasselbe sächsische lied zu sehen, das ich versucht habe aus der þs. einigermafsen wideraufzubauen.

[1] man vergleiche Zs. 55, 471 ff (§ 9).

Haarlem. **Léon Polak.**

ZUR INSCHRIFT DES RÖKSTEINS.

Auf den grundlegenden untersuchungen des altmeisters Sophus Bugge fufsend haben in den letzten jahren OvFriesen, HPipping und MOlsen die inschrift des steines von Rök widerholt behandelt und ihre deutung vielfach gefördert. aber auch für ihre erklärungen, soweit sie den grundgedanken und den zusammenhang des ganzen betreffen, bietet, wie mir scheint, das was auf dem steine steht, doch kaum genug greifbaren anhalt. weder eine aufforderung zur rache für den gefallenen sohn, eine art Varinshvǫt (vFriesen) noch eine bitte an Thor, das denkmal zu weihen (Olsen), lässt sich mit den der sage oder geschichte entnommenen berichten des steines so vereinen, dass die absicht hinreichend deutlich erkennbar wird. wenn wir dagegen mit Schück annehmen, dass die vorgänge erwähnt werden, um eine reihe denkwürdiger, die zeitgenossen beschäftigender begebenheiten festzuhalten, kommen wir zu einem einfacheren und natürlicheren ergebnis. es sind tragische, die vergänglichkeit irdischer gröfse

darstellende, mit dem tode endigende ereignisse, und es ligt nicht allzufern daran zu denken, dass es geschichten sind, die auch der wol früh verstorbene Vémóþ gern gehört hatte. durch die ganze darstellung geht ein gewisser zug trauernder, ja verzweifelnder ergebung in das harte schicksal, den sohn in der blüte der jahre hingeben zu müssen. dies zeigen die m. e. den schluss der inschrift bildenden worte (e) der drei wagerechten zeilen der hinterseite des steines unter den kreuzrunen. sie lauten nach auflösung der geheimschrift, bei der einmal die im alphabet folgende und dann (Pipping) die an dritter stelle vorhergehnde rune statt der geritzten zu lesen ist, folgendermafsen: *Sakumukminni uaim si burin niþR trąki uilinis þat + umissum is iatun vilinis þat + nit (oder niti)*, dh. *Sagum: múg minni: (h)vaim(s) sé burinn niþr; trąki vili nis (ne is) þat; umissum is (es) játun, vili nis þat, níti!* 'wir sagen (ich sage): die volksmenge möge sich erinnern: wem (auch immer) ein verwanter (sohn) geboren ist, dem manne (dem vater) ist es nicht freude; verschiedenen, die es bejahten, ist es nicht freude, sie sollen es verneinen!' — statt des abhängigen fragesatzes bei *minnir mik* steht hier ein hauptsatz. *sǫgu múk minni,* 'der erzählung erinnere sich volk!' würde ja auch passen, aber der wechsel zwischen dem einfachen *sagum* und *sagum múk minni* und der umstand, dass hier *þat sagum annart* folgt, macht es wahrscheinlicher, für *sagum* jedesmal dieselbe bedeutung anzunehmen. auch auf dem Eggjumsteine wird *nis* für *né is* gebraucht, vgl. auch Helgakv. H. II 40.

Diesem schlusse gehn m. e. die berichte über die Ingoldinge (f, g) und den neunzigjährigen (h, i, k) voran, was sich mit der reihenfolge der ritzung sehr wol verträgt; sie bereiten auf den endgedanken vor. die *o*-rune hier wie im ags. als zeichen für *æ, e* anzusehen (*hvaR Ingeldinga uaR geld ind,* Saxo ed. Holder 246) geht nicht an, da sie in dem kurzen archaisierend gehaltenen abschnitt nicht in verschiedener bedeutung, *æ* und *v*, verwendet sein wird und für *v* auch sonst auf unserem steine immer das zeichen für *u* erscheint. das *o* in *Ingoldinga* erklärt sich, wenn wir *Gunnvaldar : Gunnaldr, garwar : karur* vergleichen. aus *Ingivaldar* wurde *Ingioldr* (später dem gen. angeglichen *Ingialdr,* Noreen Gr. 141), das einerseits, indem *i* consonantisch wurde, *Ingjoldr,* und anderseits, indem es schwand, *Ingoldr* ergab. *Ingjoldr* wurde dann durch progressiven *j*-umlaut *Ingjøldr* und durch übergang von *ø* zu *e* (Nor. 114) *Ingjeldr* (Saxos *Ingeldus, Ingellus*). der umlaut (*Ingyldiga*) wird nach alter weise nicht bezeichnet.

Mit *húsl,* das sonst nur 'hostie' bedeutet, ist hier wol das der heidnischen gottheit dargebrachte opfer gemeint; auch im altgermanischen leben wird die frau nach der geburt und reinigung geopfert haben. auch die bitte um kindersegen kommt hier in betracht. nach Saxo (246) befragt Haldanus für seine gattin Guritha (*Guþ(f)ríðr*), die unfruchtbar schien, das orakel in Upp-

sala, wobei ein opfer nicht gefehlt haben kann. nachdem er, wie von ihm verlangt, den brudermord gesühnt hat, gebiert sie einen sohn Harald. Haldanus ist nach Saxo sohn des Borgar (Borcarus), und Guritha tochter des Dänenkönigs Alf; aber wie weit dies auf alter sage beruht, ist ungewis. Hálfdan, Guþfrœđ, Guþ(f)ríđ, Alf und Harald sind auch namen der schwedischen königsreihe. Guritha hatte, jedoch nur nach Saxo, auch eine tochter, die später von Ingeldus geraubt, mutter des Bravallakämpfers Hring (Ringo) wurde. war sie das erstgeborene, ersehnte kind, so würde ihre geburt durch besonders reiche opfergaben gefeiert worden sein. am besten freilich bezieht sich Ingoldinga auf unmittelbare nachkommen eines Ingjald. Asa, das älteste kind und die würdige tochter ihres vaters Ingjald illráđi, können ebenfalls mit sehnsucht erwartet worden sein, so dass aus freude über ihre geburt der gottheit prächtige gaben dargebracht wurden. — es wäre ja nun denkbar, dass die R (z)-rune der alten längeren reihe ᛦ hier deshalb auch für r stünde, weil in dem archaisierend gehaltenen abschnitt eine andere *r*-form als die auch in der kürzeren reihe angewendete und auf dem steine so oft erscheinende (R) gegeben werden sollte. aufserdem könnte das auch in den anderen teilen der inschrift immer mit R (z)-rune (ᛧ) geschriebene *uaRi(n)* einfluss geübt haben, vgl. unten *kunnaRi* (?). in diesem falle wäre *hvarri* = *hverri* zu lesen, und der satz hiefse mit bezug auf Guritha oder ihre tochter: *hvarri Ingoldinga uaRi goll tínd kvanar husli,* 'für welche der I. gold zum opfer der gattin gesammelt wurde'. mit bezug auf Asa wäre zu denken an: *hvaR Ingoldiga uaRi Ingoldi ind kvanar husli*, 'welche der I. (als tochter) dem Ingold beim opfer der gattin verheifsen, bezw. für das opfer der gattin gezahlt, geleistet wurde'. den gegensatz bildet dann die unerwartete und unerbetene vaterfreude des neunzigjährigen.

Die kreuzrunen der gipfelfläche (i) möcht ich nach Pippings vorgang mit *sagum múk minni : þur* (h) verbinden und hinter *biari* (i) lesen. wenn wir sie mit vFriesen von links nach rechts entziffern (*si ui ua*), könnte der sinn sein: *sagum : múk minni : þurfi Ari 's í ui* (= *vé*) *uá,* 'der arme Ari, der im tempel (das gold) abwog', scl. zeugte als neunzigjähriger; dies würde zur ob. versuchten lesung *goll tínd* stimmen. aber auch die rechtsläufige anordnung *au iu is* (Pipping) verträgt sich mit der reihenfolge der ritzung. sie ergäbe *þurfi Ari aui vís* (= *vés*), 'der arme Ari, der alte des tempels'. *aui* list auch Pipping. *áe* (vgl. got. *awô*) 'väterchen' erscheint auch als eigenname Rþ. 2ᵃ. eigentümlich würkt der anklang an die biblische geschichte von Zacharias; ihr einfluss auf diese nordische darstellung scheint mir durchaus nicht von vornherein abzuweisen, vgl. auch Pipping über das hineinspielen christlicher berichte. — Beide abschnitte f g und h i k gehören wol zu einander als hinweis auf den schluss, in dem die geburt eines kindes als kein reines glück dargestellt werden soll.

Die anderen tragischen ereignisse entsprechen dieser düsteren stimmung. der zweite abschnitt von a handelt von der Walthersage. dies nehmen, wie ich sehe, auch Bugge, vFriesen, Schück uaa. an. ich schlage vor *twalraubu*, dessen letzte rune jetzt nach übereinstimmung der fachgelehrten als *u* gelesen wird, in *twal* (= *dwǫl*) *rauƀu* (= *raufu*, vgl. *rauƀar* und *rof*) zu trennen. *þar* fass ich als n. pl. fem. des demonstrativs, das ja, wenn man nicht einen neuen hauptsatz annehmen will, auch mit relativischem anschluss verstanden werden kann: 'welche zwei beutestücke es waren, die, indem sie zwölfmal genommen wurden, ihren aufenthalt (ihr vorhandensein) beide zusammen (und doch) an verschiedenen männern abbrachen'. es ist eine art rätsel. Walther nahm bei der tötung der elf gegner einem jeden von ihnen auch ein auge und ein bein, da diese teile ja mit dem gesamtkörper der vernichtung anheimfielen. das zwölfte mal raubte er zwar ebenfalls beide zusammen, jedoch so dass Hagen nur das auge und Gunther nur das bein verlor. so konnte wol gesagt werden, dass beide 'spolien' zwölfmal dh. in zwölf gängen immer zusammen und zugleich doch auch einzeln, das eine dem, das andere einem andern — das besagt *ymiss* — abgenommen wurden, was sich scheinbar mit einander nicht verträgt. die ungleichartigkeit der kampfausgänge ergibt die lösung. auch bei Ekkehard werden die verlorenen körperteile ironisch zu den beutestücken in beziehung gebracht. die Walthersage kann den Nordleuten auf dem wege über den osten, über Dänemark oder über England zugeführt worden sein, das letzte ist wol das wahrscheinlichste.

Den dritten abschnitt von a bezieh ich mit älteren erklärern auf Ermanarich, der mit recht seinen platz vor Theoderich d. Gr. hat. ich schlage vor zu lesen: *hwaR fur niu aldum án urþi fiarum miR hraiþgutum auk tu miR ann*[1], 'wer vor alten zeiten der leute verlustig gieng unter den Hreiþgoten und mit beschwerde (schmerzen) starb'. der verlust der mannen, der ja freilich auch Dietrich traf, könnte auf die niederlage durch die Hunnen, und der tod unter schmerzen auf den selbstmord des herschers hindeuten; doch spräche der ausdruck *ann*, wenn er das richtige bietet, eher für die verstümmelung durch die rosomonischen brüder, so dass die einbufse der mannen auf den vorangegangenen kampf mit ihnen hinwiese. in diesem falle hätten wir hier schon eine beziehung auf die Svanhildsage, die früh vom südosten nach norden drang. — *fiarum* (*fjǫrom*) ist dat. pl. von *fiǫrvar* (*fyrvar*), vgl. Háttat. 80[1] und Gislason Eftl. skrift. I 140, Noreen 86, 355. *án vesa* wird in den überlieferten fällen mit gen. oder acc. verbunden; aber da die präp. *án* oft

[1] Ich sehe jetzt, dass Schück (Bidrag till tolkning af Rökinskriften, Upps. 1908) schon *miR ǫnu* vorgeschlagen und beziehung auf die Svanhildsage angenommen hat. er behält *án urþi fiaru* bei; aber gegenüber der tautologie *án urþi fiaru auk tu* scheint mir die steigerung, die in *fiarum* ligt, vorzuziehen.

den dat. nach sich hat, so ist *án verþa* mit dat. richtig gebildet. *ann* ist dat. sing. vom fem. *ǫnn*, gen. *annar*, arbeit, beschwerde. die Hreiþgoten sind 'die ausgesuchten, reinen Goten', eigentlich die durchgesiebten, vgl. ags. *hridder*, nhd. dial. *räder*; Much zieht mit recht *κριτός* heran. *Hreiþmarr* ist nur verkürzung für *Hreiþgotna marr*, mit dem, wenn auch nicht das 'mare Creticum' (Bugge), so doch das Mittel- bezw. Adriatische meer gemeint sein kann. ich möchte mich durchaus denen anschliefsen, die in *þiaurikr* (b c) Theoderich d. Gr. sehen, und in den versen eine beziehung auf das reiterbild in Aachen oder eine nordische copie von ihm (Hablingbostein? Schück aao.) erblicken. bei dem *strǫnd Hreiþmarar* und der bezeichnung des königs als *stiller flotna*, die so recht nach dem herzen und der anschauung der Nordleute gewählt ist, werden wir besonders an Ravenna zu denken haben, wo der ausgangs- und hauptstützpunct seiner macht lag. — auch in dem abschnitt b c und gerade in ihm mit seinem dichterisch so würksamen gegensatz des lebenden und des toten haben wir ein ergreifendes bild irdischer vergänglichkeit vor uns, das den schwermütigen grundgedanken der inschrift deutlich erkennen lässt. über *skate Marika* s. auch Patzig Dietrich vBern u. s. sagenkreis s. 33 ff.

Den abschnitt d, der von den zwanzig königen handelt, möcht ich anheimgeben mit der Fridlevsaga zusammenzustellen. Saxo berichtet zwar im anfang des 6. buches nur von 'XII fratrum Norvagiae oriundorum'; aber die lat. ziffer könnte ja an dieser einen stelle, an der die zahl erwähnt wird, verschrieben oder verlesen sein; auch ist ein schwanken in der mündlichen überlieferung oder eine angleichung an die zwölf Arngrimssöhne nicht ausgeschlossen. eine reihe einander ähnlicher merkmale reizt zur vergleichung. bei Saxo spielt sozusagen die hauptrolle ein ross, die handlung geht auf der grenze von Schweden und Norwegen vor sich (Wermeland, Olrik Saxe II 63), die helden werden als fratres bezeichnet, ohne dass éin vater als solcher ausdrücklich genannt wird, die namen sind eigenartig gebildet, und es erscheint ein Biorno als einer der fratres, dessen name aber, wenn man ihn mit denen der übrigen vergleicht, erkennen lässt, dass er ihrem vater zukommt. die brüder, heifst es (Saxo s. 173), schädigen nach dem tode des Schwedenherschers Erik dessen sohn Halfdan durch häufige angriffe, so dass er Fridlev, den sohn des verstorbenen Dänenkönigs Frotho, aus Russland zur hilfe herbeiholt. inzwischen — die vier jahre der inschrift lassen sich gut mit Saxos bericht vereinen — erbauen die fratres nach dem abfall ihrer anhänger auf einer von reifsenden wassern umfluteten felseninsel eine burg, versehen sie zum ausfall und zum schutz mit einer zugbrücke und unternehmen von ihr aus regelmäfsige plünderungszüge. nur das gewaltige ross des Biorno, der auch den hund des riesen Offotus besitzt, vermag die strömung zu zwingen. der angreifer Fridlev erbeutet es, durch-

schwimmt nachts auf ihm den fluss, lässt, während die feinde zechen, die brücke herab und erobert die feste. alle aufser Biorno werden niedergemacht, was unserer inschrift entspricht, nach der nur die söhne fallen. wenn Saxos hauptheld von Fridlev als 'collega' angenommen wird, so spricht das dafür, dass er immerhin 'konungr' (unterkönig) genannt werden konnte, wenn er auch s. 180 'sequioris ordinis vir', geringer als der grofskönig, heifst. die erzählung die von Saxo benutzt wird und m. e. auch auf dem Rökstein gemeint ist, zerfiel wol in einen ersten teil, der von dem wunderbaren ross, dem hunde und dem bau der burg handelte, und in einen zweiten, der die eroberung schilderte und eine art klage über die gefallenen mit angabe der einzelnen namen enthielt. von diesen heifst es bei Saxo: 'Quorundam vero ex ipsis nomina (uam cetera vetustas abstulit) subnotavi: Gerbiorn, Gunbiorn, Armbiorn, Stenbiorn, Esbiorn, Thorbiorn et Biorn'. hieraus darf nicht mit VRydberg (Germ. myth. I 189), der in dem bericht die belagerung von Asgard durch die Vanen erkennen will, geschlossen werden, dass nur noch sieben brüder übrig waren. die zu Saxos zeit verklungenen namen scheint mir die inschrift des Röksteins erhalten zu haben. ähnliche bildungen sind *Biruillus, Huiruillus, Thoruillus* (vgl. *Wilja* bei Cassiod.), *Nef et Onef* (Saxo s. 255). die benennung der vier scharen auf dem steine ist wol so zu verstehn, dass die brüder nach dem ältesten oder bedeutendsten, dem führer, als die gruppe des Valk, des Hreiþulf, des Há(g)ísl und des Gunnmund bezeichnet werden. Saxo fand in seiner quelle nur die namen der einen der vier abteilungen, nämlich der welche zu seinem hauptbelden Biorno gehörte; dieser war, wie die namengebung zeigt, ursprünglich der vater, als der er auch auf dem steine (im gen. ohne bezeichnung der a-brechung *birnar* = *bernar*) erscheint. bei Saxo wird die zusammengehörigkeit der schar anders als auf dem steine dadurch ausgedrückt, dass die namen nach dem variationsprincip mit dem des vaters (dh. Biornos) verbunden werden. dies ist wol spätere vereinfachung; ein rest des alten verhältnisses zeigt sich aber darin, dass einer der brüder Gunbiorn heifst. er könnte dem Gunnmund, dem sohne des Bjorn entsprechen, nach dem die brüder auf dem steine *Kunmuntar* genannt werden. die anderen vier brüder würden dann vollnamen getragen haben, welche die ersten bestandteile der biorncomposita enthielten, *Ger* (*geir*), *Arm* (*Arn*), *Sten* (*stein*), *Es* (*As*) und *Thor*. dabei darf nicht stören, dass wir sechs statt fünf namen haben; einer kann hinzugefügt worden sein, da gegenüber der gesamtzahl aller fratres möglichst viele aufgezählt werden sollten.

Wenn der Saxos bericht zu grunde liegende vorgang in dem abschnitt d der inschrift gemeint ist, was einen gewissen grad der wahrscheinlichkeit für sich hat, so möcht ich, da er nicht in Dänemark spielt, mit Pipping von Seeland absehen und sein *ulund* aufnehmen. ich schlage vor zu lesen: *hvar histr si kunnaRi*

itu uittuangi a an tuaiR tigir konungar, es a liggja, oder *es a a* (= *á ǫ*) *liggja*. 'wo ein pferd das (mit der) strömung bekannter ist auf dem schlachtfelde als zwanzig könige, die auf ihm liegen' (oder 'die am flusse liegen'). — die strömung wird an. *iđa* oder *iþa* geschrieben; aber das wort ist zu *iđa* 'wider zurück', *idura* 'widerum', ahd. *itarucken*, ags. *edrócian*, schw. dial. *idå*, nengl. *eddy* zu stellen, und die schreibung auf dem steine erscheint daher erklärlich; es ligt ein schwanken vor, das sich nach der anderen richtung in dem zweimal stehnden *suaþ* für *svát* zeigt. die schreibung *kunnaRi* mit der R (z) - rune entspräche der von *uaRin*. ein von *kunnr* in der bedeutung 'klug, kundig' abhängender gen. ist sonst nicht belegt, ergibt sich jedoch aus den compos. *fjǫlkunnr, tírkunnr*. *kuþr* kann aber auch 'bekannt, oft gesehen, vertraut' bedeuten und *itu* als dat. gefasst werden: die strömung kennt ihr ross besser als sie die könige kennt, die sie nicht zu durchschwimmen vermögen. der sinn bleibt: die könige, durch die zugbrücke sicher gemacht, hielten ein gelage in der meinung, dass niemand den strudel überwinden könne; das pferd aber, das ihm gewachsen war, trug Fridlev hinüber.

Die dreizehnte folge der mündlich überlieferten oder auch schon in einem verzeichnis kurz vermerkten erzählungen bildete gewissermaſsen eine fortsetzung zur zwölften. hier fällt es schwer sich für eine bestimmte lesung zu entscheiden. an *vesa í úlund*, 'hassen' und 'gehasst werden', aber auch an *séa úlund*, 'hass erleben', könnte man denken. dann wäre *sáttinds*, des hinterhaltsfelsens (vgl. Saxo: 'insula ex obiecta rupe und per clivorum praerupta saxis exceptus', s. 173/4) als gen. poss. zu *hvarir konungar* zu ziehen: *hvariR tvair tigir konungar sattinds se(e) i ulund i fiakura vintura*, 'welche zwanzig könige des hinterhaltsfelsens im hass sind (leben) in vier jahren (*ulund í* zu lesen geht nicht an, da die präp. nur bei localem verhalten nachgestellt wird); oder *see ulund i. f. v.*, 'vier jahre hass erleben'. *sáttinds* als gen. obj. zu *úlund* (den hass gegen das felsennest) zu ziehen, wäre bedenklich. eine andere möglichkeit ist: *sát entsi* (*enzi* = *anzi*) *i ulund i. f. v.*, 'der nachstellung mit hass obliegen'; aber in der zeit der inschrift würde man doch eher *a* erwarten. eine letzte vermutung wäre, *satints* als mediopassiv (*sattinz* = *settez*) aufzufassen: 'welche könige sich in hass versetzten', dh. 'hass erwarben oder hass hegten' [1].

[1] Bugge erwähnt in seinem werke über den Rökstein (Stockholm 1910) die inschrift auf dem kessel des Gokstadschiffes, die er *ubik* list. die zweite rune ist aber wol *a* (vgl. Wimmer Runenlehre 208, 194), so dass sich das wort *vaig* ergibt, wonach das gefäſs für aufnahme einer art (opfer?-)trank bestimmt war. die ebenfalls von Bugge erwähnten auf der stange des Osebergschiffes stehnden runen möcht ich als *lítil vés* (*maþr*), etwa gleich 'unterfähnrich' lesen, vgl. das ntr. *vé* 'fahne'.

Berlin-Grunewald. **H. Patzig.**

STROPHENBINDUNG BEI ULRICH VON LICHTENSTEIN.

Vogts auseinandersetzung[1] mit den Krausschen Reimaruntersuchungen richtet ihr hauptaugenmerk auf die textkritische bedeutung der dort zum erstenmal erschöpfend nachgewiesenen klanglichen erscheinungen, und diese einstellung wird durch die unerbittlichen consequenzen, die Kr. aus den 'strophenbindungen' zieht, unstreitig nahegelegt. die von V. geltend gemachten bedenken lassen sich in der hauptsache auf folgende zwei puncte zurückführen: 1. es ist 'völlig unverständlich, wie solche ganz unregelmäſsig und auf weite entfernung verstreuten beziehungen zwischen reimenden oder auch nicht reimenden ausgängen den zuhörern bemerklich gemacht sein sollen' (aao. s. 207); 2. jene bindungen haften im wesentlichen 'an den wörtern, die naturgemäſs am häufigsten im satze vorkommen und am bequemsten reimen'. sie können also 'leicht sache des zufalls oder folge eines beschränkten vorrats an reimen und sprachlichen ausdrucksmitteln des dichters sein' (aao. s. 209 f u. 206). solche einwände, statistisch wol unterbaut, haben fraglos etwas einleuchtendes. anderseits ist es aber auch kaum möglich, den K.schen strophenbindungs-aufweisen in ihrer gesamtheit die wahrscheinlichkeit abzusprechen, zumal sie durch die feststellung gestützt werden, dass in andern gedichten die bindungen fehlen. das fehlen beweist nämlich, dass trotz dem von V. dargetanen 'schwimmen' in reimübereinstimmungen das auftreten klanglicher strophenbindungen doch kein nótwendiges 'nebenproduct' höfischen dichtens ist. anderseits brächte es freilich auch noch keine zwingende entscheidung, wenn sich nachweisen lieſse, dass gewisse minnesänger überhaupt keine derartigen bindungen anwenden. dass im einzelnen tatsächlich bindungen vorliegen, bestreitet auch V. nicht. die eigentliche frage aber ist die, ob es sich dabei um zufällige ergebnisse handelt oder um formal bedeutsame elemente[2],

[1] Zs. 58, 205 ff, Anz. XL 119 ff.

[2] die hier vermiedene alternative zufall oder absicht hat den vorzug logischer schärfe, bringt aber die gefahr mit sich, die vorstellung vom künstlerischen schaffen über das erlaubte maſs hinaus zu schematisieren und seine irrationale seite zu übersehen. wie weit die einzelnen ästhetischen werte eines kunstwerks von seinem schöpfer bewust gewollt sind, ist eine psychologische frage, auf die oft nur

und die schwierigkeit besteht darin, dass die häufigkeit der bindungen sowol für die eine als für die andre auffassung geltend gemacht werden kann. eine entscheidung ist also nur dann möglich, wenn ein gesichtspunct sich finden lässt, unter dem die formschaffende würkung der bindungen eindeutig hervortritt. von dem formproblem des minnesangs ausgehend bin ich[1] durch die betrachtung analoger klangbindungen in Lichtensteins lyrik auf einen solchen gesichtspunct geführt worden, und glaube mit der vorlegung und erörterung meiner beobachtungen die ausgedehnte und zunächst unwahrscheinliche verwendung des klanglichen im dienst der formgebung erhärten zu können, wie ich anderseits die K.schen feststellungen bei Morungen und Reimar als bestätigung meiner ergebnisse für Lichtenstein heranziehen darf.

Von einigen liedern L.s geht unmittelbar ein ganz eigenartiger reiz aus, der auch nach Brechts aufschlussreicher untersuchung (Zs. 49) noch nicht voll geklärt ist. Br. selbst zeigt ja schlagend, dass L.s lyrik inhaltlich nichts andres zu geben hat als die gestaltung des allgemein höfischen ideals, dessen grundzüge Scherer schon in der litteratur des 12 jh.s nachwies (QF. XII 86 ff), und das fingerspitze jonglieren mit wenigen gefühlsmotiven, die in den späteren gedichten immer blutloser werden, genügt nicht zur erklärung jenes reizes. wir müssen also in den gebilden der L.schen kunst noch die elemente feststellen, die darüber aufschluss geben. es ligt nahe, sie auf formalem gebiet zu suchen.

vermutungen antworten können. zweifellos gibt der geist einer epoche dem künstler manche inneren voraussetzungen, die ihm unbewust würken. nur aus der wechselwürkung zwischen individuum und zeitgeist wird das aufblühen und absterben von künstlerischen richtungen begreiflich. dass die epigonen von Opitz oder Goethe grade diese formelemente verwerteten, war weder reine absicht noch reiner zufall. und ein barockkünstler wird schwerlich die überlegung angestellt haben: ich wähle diesen formzug, denn er ist barock. so wird man gegenüber den strophenbindungen der minnesänger, auch wenn sie sich als formal bedeutsam erweisen, doch die möglichkeit offen lassen müssen, dass sie gemäſs der kunstübung ihrer zeit auch ohne rationale bewustheit angewendet werden konnten, so wie in dem nun verflossenen abschnitt der musikgeschichte eine bestimmte art der themendurchführung selbstverständlich und nicht in allen einzelheiten bewust war.

[1] noch vor der bekanntschaft mit den arbeiten von vKraus, auf die mich dann prof. Schröder hingewiesen hat.

Welche rolle für den ma.l. dichter, auch den lyrischen, das im weiteren sinn handwerksmäſsig-formale seiner kunst spielt, das zeigen Dantes nüchterne, ohne spur moderner sentimentalität entwickelte gedichtcommentare in der Vita nuova, zu denen L.s commentar-ansätze im FD. ein bezeichnendes gegenstück darstellen, insofern sie gegenüber der (scholastischen) gedankengliederung das musikalische element stark berücksichtigen[1]. man ist heute infolge der gefühlsbestimmtheit der neuzeitlichen lyrik geneigt, an ein gedicht mit der forderung intensiven erlebnisausdrucks heranzutreten. die ma.l. dichtung aber gibt — abgesehen von ihren grösten, ins überzeitliche ragenden vertretern[2] — nicht sinnliche ausprägung originaler seelenschwingung; sie ist nicht um 'expressionismus' bemüht, sondern um formale gestaltung typischer gedanken und empfindungen. diese tatsache, die Plenio (PBBeitr. 42, 410 ff) nachdrücklich in den vordergrund der betrachtung gestellt hat, mag damit zusammenhängen, dass die cultur- und religionsgemeinschaft des ma.l. abendlandes, aufs ganze gesehen, keinen fruchtbaren boden für das seit der reformation von vornherein gegebene ringen nach individueller

[1] L.s auslassungen über die mehrzahl seiner lieder zeigen, wie ihm deren bedeutung bewust, deren künstlerische form wichtig war. aus ihnen würden sich unschwer die grundlinien einer ästhetik des minnesangs herausarbeiten lassen, die wertvolle aufklärung über das anregende erlebnis, zweck, wertmaſsstäbe für inhalt und form sowie über den erfolg und seine gründe verheiſst. folgende stellen, zt. von Br. herangezogen, kommen in betracht: Frauendienst 9 15 ff. 17 21 ff. 29 20. 57 23. 97 3. 98 21. 104 5. 110 3. 113 5. 114 17. 125 9. 127 9. 130 17. 131 29. 134 1. 136 17. 317 21—31. 318 5. 321 13—28. 323 8. 381 5. 29. 394 12. 396 29. 398 7. 399 4. 401 13. 402 10. 405 15. 23. 407 3. 19. 409 1. 17. 410 26. 411 24. 413 9. 414 1. 415 27. 416 22. 418 15. 23. 420 8. 12. 422 14—20. 426 4. 8. 427 27. 431 11. 434 14. 436 10. 12. 440 17. 442 8. 29. 444 8. 16. 456 22. 458 8. 507 10. 509 6—512 6. 513 27. 515 11. 517 32. 519 8. 520 24. 522 5. 524 12. 525 27. 533 12. 536 8. 537 10. 545 1. 546 24. 549 15. 550 19. 553 20. 554 27. 555 20. 560 6. 561 21. 562 30. 564 1. 565 24. 567 13. 571 6. 572 27. 576 4. 577 21. 580 14. 581 29. 31. 592 11 (citiert nach Lachmann).

[2] diese einschränkung macht auch Kraus Reimar III 19 anm. 3 gegenüber Plenios weiterhin angezogener auffassung, und grade Kr.s untersuchungen sind ein schöner beweis dafür, dass 'bei den besten dichtern der mhd. zeit' sich 'form und inhalt meist auch gleichvollendet erweisen'. ist jeder dichter seelenkünder, so zeigt sich der genius eben darin, dass er den rahmen seiner zeitlichen bedingungen sprengt und ins allgemein-menschliche hinaufreicht.

weltanschauung, für die ausbildung 'faustischer' charaktere bietet. Brecht hat ähnliches im auge, wenn er (aao. 119) L.s 'kraft das leben zu stilisieren' in der 'beneidenswerten geschlossenheit der höfischen weltanschauung' begründet sieht. ist diese doch nur ein organisches glied jener ma.l. 'katholicität'.

Wenn aber die untersuchung der formalen seite von L.s lyrik nun zunächst die strophik ins auge fasst, so zeigt sich, dass der eigenste reiz dieser gedichte, ihr constitutives hauptelement, auch hier nicht liegen kann. die einfachen formen überwiegen in auffallendem mafse.

Unter den 57 liedertönen — der leich bleibe hier aufser ansatz — finden sich nur 5, deren stollen mehr als 2 verse aufweist (X. XV. XXI. XXIX. XXXVIII). da L. nach gleichgewicht zwischen den beiden strophenteilen strebt, erhält auch der abgesang in dieser gruppe seine gröste ausdehnung, in dem kunstvollen kurzversigen reien (XIX) 7 verse, in der kurzversigen daktylischen tanzweise X und der langversigen langen weise XV 6 verse, in den tanzweisen XXI und XXVII 4 verse.

Alle übrigen stolligen töne haben zweiversige stollen. die schwierigere form unter diesen bildet eine gruppe von 6 tönen, deren abgesang vierversig ist (IV. VII. XIV. XXXV. XXXVI. XXXIX). die 17 töne mit zweiversigen stollen und zweiversigem abgesang (XIII. XVII. XXVII. XXVIII. XXXI. XXXIV. XLI. XLIII—XLVI. XLVIII. L. LI. LV. LVI. LVIII) und die 20 töne mit zweiversigen stollen und dreiversigem abgesang (I—III. V. VIII. XI. XVIII. XIX. XXII—XXIV. XXX. XXXII. XL. XLII. XLVII. XLIX. LIII. LIV. LVII) machen den grösten bestand aus (65 %).

Dieser gesamtgruppe von 48 stolligen tönen stehn 9 unstollige gegenüber, unter denen allerdings die 4 compliciertesten töne L.s sich finden (VI. IX. XII. XXXIII), aber auch die 3 einfachsten (XVI, der seine 4 verse einfach paarig reimt; XX, der dieselbe form durch einschiebung einer waise zwischen den zweiten paarreim erweitert; LII, der 2 reimtypen dreimal in kreuzstellung bringt); XVI und XXXVIII umbildungen der sechs- resp. siebenversigen strophe.

15 complicierteren tönen stehn also 42 gegenüber, die einfachste form aufweisen, dh. 73 %.

Innerhalb der einfachen strophenformen ist die einfache,

zwischen 4 und 6 hebungen sich haltende versgestalt in der überzahl; schwankungen von 2—8[1] hebungen weisen nur 10 von ihnen, also weniger als ein drittel auf (II. XI. XIII. XVI. XX. XXXI. XXXIV. XXXVIII. XL. XLIV). im ganzen verwenden 21 töne verse von weniger als 3 oder mehr als 6 hebungen (zweiheber: II. VII. X. XI. XII. XV. XVI. XXI. XXIX. XXXI. XXXV. XXXVII. XXXVIII. XXXIX. XL. LIII, dh. sechzehnmal; siebenheber: XX. XXXIV. XLIV; achtheber: XIII; acht- und elfheber: XIV). dabei werden nie verse von weniger als 3 hebungen mit solchen von mehr als 6 hebungen in einem ton verbunden.

Der anteil klingender und stumpfer reime verteilt sich so, dass 3 töne ausschliefslich klingend (der complicierte unstollige XII, der unstollige XVI, beide durchgehends daktylisch, der den abgesang anreimende LIII), 19 ausschliefslich stumpf reimen (I. III. V. IX. XI. XIII. XIV. XV. XVII. XVIII. XX. XXI. XXVI. XXVII. XXIX. XXXIII. XLVI. LI. LIV). von den 35 gemischten zeigen 5 vorwiegend klingenden reim (VI. XXXI. XXXVII. XXXVIII. XLV), 17 vorwiegend stumpfen (II. VIII. XXII. XXVIII. XXX. XXXIV. XLI. XLIII. XLIV. XLVII. XLVIII. L. LV—LVIII und XL; mit ausnahme des letzten haben alle den klingenden typ im ersten vers des zweiversigen stollens, wodurch der aufgesang zu metrischer einheit gebunden wird), 13 gleichen anteil von stumpfen und klingenden typen (IV. VII. X. XIX. XXIII. XXIV. XXXII. XXXV. XXXVI. XXXIX. XLII. XLIX. LII). im ganzen bedeutet das eine mafsvolle bevorzugung des stumpfen reims, der 65 % ausmacht.

Für die entwicklung L.s ist es dabei bezeichnend, dass in den 18 letzten tönen, also von ca. 1241 ab nur noch einfache strophenformen ausgebildet werden; in gewissen grenzen eine stütze der von B. vertretenen auffassung, dass L.s künstlerische kraft in den späteren jahren nachgelassen habe[2].

[1] da das problem der tactunterfüllung und pause eine eigne metr. untersuchung erfordert, begnüg ich mich hier mit dieser rohen bezeichnung, die das charakteristische der strophenform immerhin andeutet.

[2] demgegenüber vgl. Kraus II s. 51, wo gezeigt wird, wie Reimars 'zunehmende neigung für die grofse linie ... auch im umfang der str. ihren ausdruck' findet.

Besondere reimkünste verwendet L. sparsam: anreimung des abgesangs in 5 tönen (III. XIX. XXIII. XXXII. LIII, also auch in der altersperiode); binnen-, mittel-, pausenreim, übergehnden reim in 9 tönen (I. XII. XIV. XXIV. XXXVII. XL. XLII. XLIX. LIV, also auch hier kein abnehmen der kraft); dreireim in 10 tönen (I. II. VIII. XI. XVI. XVIII. XXII. XXX. XXXVII. LII), fünf- und siebenreim in 2 tönen (XII. XXXIII); künstlicher ist der VI ton, der seine 3 vierversigen teile mit 2 durch die ganze strophe bleibenden reimen bindet, während die 3 andern reimtypen nur je in einem teil auftreten. die pikante würkung wird metrisch erhöht durch die daktylen einzig im 10 vers — ein gegenstück zu dem 'iambischen gang einer regelmäfsig widerkehrenden zeile' (vgl. Knorr QF IX 47) in dem daktylischen XI ton und den iambischen versen im daktylischen X (eine iambische zeile in daktylischem lied hat auch Walther: *Wol mich der stunde* 110, 13). mit spielender leichtigkeit ist in LII grammatischer reim gehandhabt. den höhepunct auf diesem gebiet erreicht L. im XXXIII lied, auf das er deshalb besonders stolz ist. die innere entwicklung dieses dialogs hat B. dargelegt (s. 35f, wo nur s. 36 unten XXXII verdruckt ist). metrisch gehört er zu den simpelsten gebilden der L.schen muse. klanglich ist er nicht eigentlich strophisch zu verstehn, sondern das fünfstrophige lied bildet sozusagen éine grofse strophe: der 1. teil reimt in den 7 versen einen reimtyp, der 2. bringt 7 neue reimtypen, die erst im 4. ihre responsion erhalten[1], während im 3. wider siebenfache reimung eines typs stattfindet; der 5. (schluss-) teil fasst die beiden vorigen reimweisen zusammen, sodass zunächst viermal derselbe reimtyp erklingt und die 3 letzten verse die 3 letzten typen von 2 und 4 aufnehmen. es ergibt sich also folgendes bild des reimtechnischen aufbaus:

I 4 a ⊥ : ‖ (7 x). II 4 b ⊥ 4 c ⊥ 4 d ⊥ 4 e ⊥ 4 f ⊥ 4 g ⊥ 4 h ⊥.
III 4 a_1 ⊥ : ‖ (7 x). IV = II. V 4 a_2 ⊥ : ‖ (4 x) + 4 f ⊥ 4 g ⊥
4 h ⊥

dieser dialog wird weiterhin nochmals heranzuziehen sein. jetzt ist darauf hinzuweisen, dass die reimkünste sich sämtlich durch natürlichkeit und wollaut auszeichnen.

Den klangwert der waise, der in der enttäuschung einer

[1] zu dieser aus d. provenzal. stammenden, aber auch dort seltenen reimform vgl. Diez Poesie der troubadours, 2 aufl. s. 82f.

reimerwartung und in spannung des ohrs sich geltend macht, verwendet L. nur viermal (V. XX. XLVII. LVII), dh. in 7 % der töne, und selbst diese geringe zahl ist möglicherweise noch zu verringern. die verlängerung der letzten abgesangszeile um mehr als eine hebung, die durch aufhebung der selbständigkeit des waise-verses entstünde, ist belegt durch die töne XIII. XLI. XLIII—XLV. LVI. LVIII. in V spricht die syntax unbedingt für die waise. XX würde durch deren beseitigung einheitlich siebenhebige verse erhalten, aber das metrum verlangt hier nach der Lachmannschen waise eine pause. es ligt nahe, hier das musikalische heranzuziehen und entweder doppelwert der auf die (stumpfe) waise fallenden note oder zwei den 'tact' füllende noten zu vermuten. dass im gesungenen lied die siebentactigkeit jedes verses zur geltung kam, wird sich nicht bezweifeln lassen; aber der text allein vermag eben auch in dieser hinsicht den vollen eindruck nicht zu vermitteln. in XLVII würde die syntax eine zusammenziehung der letzten beiden verse empfehlen; die aufzählung der zusammengehörigen eigenschaften in der 5 strophe: *kiusche, blîde, stæte, sühte rîch, wîplîch gemuot* (546, 8. 9) scheint sie zu fordern — vergl. die ähnlichen aufzählungen in XII —. auch metrisch steht ihr nichts entgegen; verstöfse gegen die natürliche wortbetonung sind bei L.s mit den jahren zunehmendem streben nach strengem wechsel zwischen hebung und senkung nicht bedenklich und ergeben sich auch bei Lachmanns verstrennung (bes. 546, 16), die aber den für L.s spätzeit charakteristischen gleichmäfsigen gang der verse unterbricht. ohne waise würde sich das schema ergeben:

$$\overline{\wedge}\,4\,a\,\grave{_} \mid \overline{\wedge}\,4\,b\,\acute{_} :\|$$
$$\overline{\wedge}\,4\,\alpha\,\acute{_} \mid \overline{\wedge}\,8\,\alpha\,\acute{\sqcup}$$

für diese interpretation spricht die gleiche verlängerung des schlussverses in XLIV, das demselben jahrzehnt angehört und eben diesen ton hat. dass L. im 'Kerkerlied' gegen seine sonstige art einen alten ton verwendet, hat, auch abgesehen von psychologischen erwägungen, tiefere bedeutung; bringt doch XLVII in starken, zt. wörtlichen anspielungen die anwendung des themas von XLIV: *'Hôher muot durch wîbes güete'* auf seine verzweifelte situation. dass in XLVII aber jedenfalls die möglichkeit besteht, die waise abzusetzen, während in XLIV, letzte strophe, ein wort die cäsurstelle überbrückt, das spricht für eine musi-

kalische auszeichnung der Lachmannschen waise. stehn doch an dieser stelle nur worte, die für die situation des 'Kerkerliedes' bedeutsam sind (*verderbe, kumber, leides, ir ère, stæte, vrouwe. lachent*) und die eine anleitung geben, B.s bei diesem bezeichnenden liede wol dem schema zu liebe etwas knapp gehaltene analyse zu vervollständigen. die Jenaer hs. enthält zahlreiche beispiele für die musikalische hervorhebung wichtiger wörter durch coloratur. in LVII lassen syntaktische und metrische gründe die frage der waise ebenfalls offen. von XLIII an treten nur 3 töne mit dreiversigem abgesang auf, und die 9 hebungen, die sich durch beseitigung der waise für die letzte zeile ergeben würden. haben in dem achthebigen schlussvers des XIII tons ein analogon. aber gründe des klanglichen aufbaus sprechen, wie sich unten zeigen wird, eindeutig für beibehaltung der waise.

So bleiben unbestritten 3 töne mit waise; ein auffallend geringer procentsatz (5 %), den man mit L.s einstellung auf klanglichen wollaut in zusammenhang bringen wird.

Was an den beobachteten zügen das bezeichnende eigentum L.s ist, wird durch einen vergleich mit seinen 'unbezweifelten hauptmeistern, Reinmar d. A.[1] und Walther' (Br. s. 97) und mit einigen für die entwicklung der strophik und reimkunst wichtigen zeitgenossen deutlich. für R. bietet Kraus II 43 ff u. 62 ff eine untersuchung der strophik. ich bezeichne im folgenden die von ihm als echt anerkannten lieder dadurch, dass ich neben die betr. seitenzahl von MFr. die nummer der Kr.schen ausgabe in klammer setze. vergleicht man die statistischen zahlen für die unter MFr. XX zusammengefassten lieder — 203, 10 u. 203, 24 blieben ausgeschieden; vgl. dazu Vogt im anhang u. Kraus I 87 — mit den ebenfalls in klammer beigefügten, die den Kr.schen Reimar charakterisieren, so ergibt sich, dass die allgemeinen formtendenzen innerhalb der von Kr. gezogenen grenzen besonders scharf hervortreten. der untersuchung Walthers liegen

[1] Kraus II 58 ff stellt eine liste von 50 'groben entlehnungen' L.s aus Reimar und Pseudo-Reimar zusammen, in die alles bisher beobachtete nach ausscheidung des unsichern übernommen ist. auf die lyrik L.s entfallen davon 18, die sich auf 14 seiner lieder verteilen. in anbetracht des bekannten Walthercitats (FD. 240, 17 ff) ist aber zu erwägen, in welchem maſs offenkundige parallelen von L. als litterarische anspielungen gemeint sind.

die minnelieder[1] der Lachmann-Krausschen ausgabe 1907 unter ausschluss der bei den 'unechten liedern' und in den anmerkungen gebrachten zu grunde. die übrigen dichter musten nach Pfaffs abdruck der hs. C citiert werden; die zahlen bedeuten bei ihnen die erste strophe des tons nach zählung dieser hs. die in der strophik enthaltenen probleme, die, besonders bei Walther, mit den einschneidendsten chronologischen und textkritischen fragen verbunden sind, bleiben unberücksichtigt; der zweck der folgenden tabellen ist nur, die mehr oder minder einfache strophische structur herauszustellen.

Reimar: 58 (35) töne, davon 3 (0) unstollig (180, 28. 182, 14. 191, 7.)

2 vers. stollen, 2—3 vers. abgesang: 27 (13) töne = 46½ (37) % (168, 30. 169, 9. 171, 32 (nr 17). 177, 10 (nr 30). 182, 34. 185, 27. 195, 37. 196, 35 (nr 15). 201, 33 (nr 11). 202, 25. 170, 1 (nr 13). 170, 36 (nr 35). 172, 23 (nr 7). 173, 6 (nr 5). 174, 2 (nr 6). 175, 1 (nr 21). 178, 1 (nr 22). 183, 33. 184, 31. 191, 34. 192, 25. 193, 22. 194, 34 (nr 28). 195, 2. 197, 15 (nr 8). 198, 27. 201, 12.)

2 vers. stollen, 4 vers. abgesang: 4 (2) töne = 7 (5½) % (151, 1 (nr 2). 190, 3 (nr 26). 194, 18. 198, 4.)

2 vers. stollen, 5—7 vers. abgesang: 16 (15) töne = 28 (44) % (150, 1 (nr 1). 151, 33 (nr 3). 152, 25 (nr 12). 153, 5 (nr 29). 154, 32 (nr 10). 156, 26 (nr 27). 158, 1 (nr 24). 159, 1 (nr 14). 162, 7 (nr 20). 163, 23 (nr 25). 165, 10 (nr 16). 166, 16 (nr 18). 179, 3 (nr 19). 181, 13. 189, 5 (nr 31). 195, 10 (nr 32).)

3—6 vers. stollen, 3—6 vers. abgesang: 8 (5) töne = 13½ (14) % (156, 10 (nr 9). 160, 6 (nr 23, ich möchte die form als stollig mit verdoppelung des aufgesangs verstehen, vgl. Kraus II 46). 167, 31 (nr 4). 176, 5. 186, 19 (nr 33). 187, 31 (nr 34). 190, 27. 199, 25.)

Die verse der töne mit 2 vers. stollen und 2 vers. abgesang halten sich mit 80 % nicht in der grenze zwischen 4—6 hebungen, während diese versform in den tönen mit 2 vers. stollen und 3 vers. abgesang die regel ist.

Verse mit 2 hebungen in 3 (2) tönen = 5 (5½) % (151, 33 (nr 3). 176, 5. 179, 3 (nr 19).)

Verse mit 7—8 hebungen in 13 (7) tönen = 22½ (20) % (156, 10 (nr 9, wenn man nicht mit Kr. durch ansetzung zweier w in dem lied vierhebigkeit durchführen will). 165, 10 (nr 16). 167, 31 (nr 4). 168, 30. 171, 32 (nr 17, doch vgl.

[1] für den ganzen Walther vgl. Wilmanns Leben Walthers[2] abschn. V, bes. 344 f.

Kr. II 45 anm. 10). 182, 34. 185, 27. 189, 5 (nr. 31). 190, 3 (nr 26). 201, 33 (nr 11). 195, 37. 198, 27. 201, 12.)[1]

Reimtypen: ausschl. stumpf: 32 (20) töne = 55 (57) % (154, 32 (nr 10). 156, 26 (nr 27). 158, 1 (nr 24). 159, 1 (nr 14). 162, 7 (nr 20). 165, 10 (nr 16). 167, 31 (nr 4). 170, 36 (nr 35). 171, 32 (nr 17). 172, 23 (nr 7). 173, 6 (nr 5). 174, 2 (nr 6). 175, 1 (nr 21). 176, 5. 178, 1 (nr 22). 182, 14. 183, 33. 184, 31. 185, 27. 187, 31 (nr 34). 190, 3 (nr 26). 190, 27. 191, 7. 191, 34. 192, 25. 194, 34 (nr 28). 195, 2. 195, 10 (nr 32). 196, 35 (nr 15). 197, 15 (nr 8). 198, 27. 201, 12.)

+ stumpf — klingend: 20 (11) töne = 34½ (31½) % (151, 1 (nr 2). 151, 33 (nr 3). 152, 25 (nr 12). 153, 5 (nr 29). 156, 10 (nr 9). 160, 6 (nr 23). 163, 23 (nr 25). 168, 30. 169, 9. 170, 1 (nr 13). 177, 10 (nr 30). 179, 3 (nr 19). 180, 28. 181, 13. 182, 34. 194, 18. 195, 37. 198, 4. 201, 33 (nr 11). 202, 25.)

st. = kl.: 4 töne (3) = 7 (8½) % (150, 1 (nr 1). 166, 16 (nr 18). 186, 19 (nr 33). 193, 22.)

— st. + kl.: 2 (1) töne = 3½ (3) % (189, 5 (nr 31). 199, 25.)

ausschl. klingend: 0.

Reimkünste: anreimung[2]: 3 (1) töne = 5 (3) % (154, 32 (nr 10). 193, 22. 195, 2.)

binnenreim: 4 (1) ton = 7 (3) % (187, 31 (nr 34). 191, 7. 198, 4. 199, 25.)

kornreim: 1 (1) ton = 1½ (3) % (154, 32 (nr 10).)

grammat. reim: 1 (0) ton = 1½ (0) % (198, 4; Kr.s durchschlagende gründe gegen die echtheit s. I 84.)

waise[3]: 24 (17) töne = 41 (48) % (150, 1 (nr 1). 152, 25

[1] dass in 163, 23 (nr 25). 166, 16 (nr 18) statt der langzeilen in MFr. waisen anzusetzen sind, scheint mir durch Kr. aao. erwiesen.

[2] über anr. als klangmittel einzelner strophen s. Kr. II 52. ich bezeichne mit anr. die widerkehr eines aufgesang-reims im abgesang.

[3] mit rund 90 % vorwiegend stumpf reimender und 41 (48) % waise verwendender töne übertrifft R. nicht nur L. weit, sondern steht auch innerhalb von MFr. einzig da. am nächsten kommt ihm der verwante Rugge mit 70 % überwiegend stumpftypiger töne. Morungen mit 69, Johansdorf mit 66, Hausen mit 63 % räumen dem kl. reim schon eine bedeutendere stelle ein. Fenis hat nur 39 % überwiegend stumpftypiger töne, Veldeke 13 %, und bei ihm stehn 3 ausschliefslich stumpf reimenden ebensoviel ausschliefslich klingend reimende gegenüber. die töne mit waise machen bei Rugge 33, bei Morungen 25, ebensoviel bei Johansdorf, bei Hausen 20, bei Veldeke 3 %, bei Fenis 0 aus. wir bemerken hier fast dieselbe reihenfolge wie bei der verwendung der stumpfen typen, und diese reihenfolge deckt sich nicht mit der historischen. wol aber finden sich hier momente, die den melodischen charakter der dichterischen werke beeinflussen. der herbe ton der R.schen lieder nicht nur gegenüber einem Veldeke, sondern auch einem Fenis, dessen metrik gewis nichts weniger als einschmeichelnd ist, dürfte zt. auch hierin seinen grund finden.

(nr 12). 153, 5 (nr 29). 154, 32 (nr 10). 162, 7 (nr 20). 163, 23 (nr 25). 165, 10 (nr 16. das erste β der beiden letzten sechstacter in dem Kr.schen schema dieser strophe, II 45, ist offenbar druckfehler für w; jedenfalls ergibt auch die edition des gedichts III 43 f an dieser stelle keinen reim). 166, 16 (nr 18). 167, 31 (nr 4). 170, 1 (nr 13). 170, 36 (nr 35). 175, 1 (nr 21). 176, 5. 178, 1 (nr 22). 181, 13. 184, 31. 186, 19 (nr 33). 187, 31 (nr. 34). 189, 5 (nr 31). 190, 27. 191, 34. 192, 25. 194, 34 (nr 28). 197, 15 (nr 8). 198, 27). nach Kr.s rhythmisierungen kämen noch dazu 156, 10 (nr 9) — hier würde jedoch die waise die auch sonst bei R. häufige beschwerung des strophenschlusses (vgl. die schemata von nr 2. 7. 13. 20. 26. 31. 32 bei Kr. selbst) beseitigen, die durch MFr. 37, 4 wahrscheinlich gemacht wird. — 171, 32 (nr 17) — die überlieferung von str. 2 in b und C und die syntax in str. 3 scheint doch für Vogts auffassung zu sprechen —.

Walther: 80 töne, davon 6 unstollig (39, 1. 75, 25. 87, 1. 88, 9. 94, 11. 124, 1).

2 vers. stollen und 2—3 vers. abgesang: 25 töne = 31 % (49, 25. 63, 8. 72, 31. 73, 23. 91, 17. 112, 17. 113, 31. 118, 12. 24. 14, 38. 39, 11. 57, 23. 59, 37. 69, 1. 70, 1. 99, 6. 100, 3. 102, 29. 110, 13. 27. 112, 3. 114, 23. 117, 8. 29. 116, 33 (letzt. mit modif. aufgesang).)

2 vers. stollen und 4 vers. abgesang: 21 töne = 26 % (13, 33. 40, 19. 41, 13. 42, 15. 50, 19. 51, 13. 52, 23. 56, 14. 64, 31. 65, 33. 71, 19. 74, 20. 85, 33. 90, 15. 93, 19. 97, 34. 109, 1. 112, 35. 115, 6. 30. 78, 24 (mit modif. aufges.).)

2 vers. stollen und 5 vers. abgesang: 10 töne = 12½ % (54, 37. 58, 21. 63, 32. 70, 22. 100, 24. 111, 23. 119, 17. 120, 16. 25. 122, 24).

2 vers. stollen und 6 vers. abgesang: 8 töne = 10 % (53, 25. 60, 34. 61, 32. 62, 6. 95, 17. 121, 33. 43, 9. 44, 35 (die 2 letzten mit mod. aufgesang).)

2 vers. stollen und 8- u. mehrvers. abgesang: 3 töne = 3½ % (44, 11. 47, 16 (echtheit zweifelhaft). 66, 21 (mit modif. aufgesang).

3 vers. stollen und 5 (12) vers. abgesang: 5 töne = 6 % (45, 37. 46, 32. 71, 35. 96, 29 (76, 22: minnesingerische fortbildung des hymnus *Verbum bonum et suave,* vgl. Thes. hymnol. II 93 und Dreves-Blume Ein jahrtausend lateinischer hymnendichtung II 269 f.)

Verdoppelung des (2 vers.) aufgesangs, 4 (5) vers. abgesang: 2 töne = 2½ % (47, 36. 92, 9).

Verse mit 2 hebungen in 11 tönen = 14 % (39, 11. 43, 9. 47, 16. 58, 21. 60, 34. 90, 15. 97, 34. 109, 1. 111, 23. 112, 35. 122, 24).

verse mit 7 und 8 hebungen in 11 tönen = 14 % (13, 33. 49, 25. 71, 19. 72, 31. 73, 23. 100, 24. 113, 31. 118, 12. 24. 119, 17. 124, 1).

Reimtypen: ausschliefsl. stumpf: 24 töne = 30 % (39, 1. 41, 13. 43, 9. 49, 25. 53, 25. 54, 37. 62, 6. 63, 32. 66, 21. 71, 35. 72, 31. 75, 25. 88, 9. 90, 15. 92, 9. 95, 17. 99, 6. 111, 23. 116, 33. 117, 8. 29. 118, 12. 120, 16. 124, 1).

+ stumpf, — klingend: 31 töne = 38 % (13, 33. 14, 38. 39, 11. 42, 15. 44, 11. 52, 23. 56, 14. 57, 23. 59, 37. 60, 34. 61, 32. 63, 8. 65, 33. 69, 1. 70, 1. 71, 19. 73, 23. 91, 17. 96, 29. 97, 34. 100, 3. 100, 24. 102, 29. 110, 27. 112, 17. 113, 31. 115, 30. 119, 17. 120, 25. 121, 33. 122, 24).

st. = kl.: 17 töne = 20 % (40, 19. 47, 36. 50, 19. 51, 13. 58, 21. 64, 31. 70, 22. 74, 20. 78, 24. 85, 33. 87, 1. 94, 11. 109, 1. 112, 3. 35. 114, 23. 115, 6).

— st. + kl.: 8 töne = 12 % (44, 35. 45, 37. 46, 32. 47, 16. 67, 22. 93, 19. 110, 13. 118, 24).

ausschl. klingend: 0.

Reimkünste: anreimung: 6 töne = 7 % (112, 3. 114, 23. 116, 33. 117, 8. 118, 24. 120, 25).

binnen-, mittel-, pausen-, korn- und dreireim: 10 töne = 12½ % (47, 16. 62, 6. 66, 21. 76, 22. 93, 19 (wenn man mit L. die ersten beiden zeilen der stollen zu einem vers zusammenfasst, was das strophenschema empfiehlt). 97, 34 (in der 2. str.). 110, 13. 119, 17. 122, 24. 124, 1).

vocalspiel: 2 töne = 2½ % (39, 1. 75, 25).

waise: 21 töne = 26¼ % (39, 11. *43*, 9. *44*, 11. 45, 37. 46, 37. 47, 36. 54, 37. 57, 23. *61*, 32. 63, 32. 69, 1. 70, 1. 70, 22. 71, 35. *88*, 9. 96, 29. 99, 6. 100, 3. 100, 24. 117, 29. 120, 16. die kursiv gesetzten verwenden mehr als 1 w).

Burkart von Hohenfels: 19 töne, sämtlich stollig.

2 vers. stollen und 2—3 vers. abgesang: 5 töne = 26 % (str. 6. *11. 32. 50.* 54. nur die cursiv gesetzten nicht durch reimkünste compliciert).

2 vers. stollen und 4—8 vers. abgesang: 9 töne = 47 % (str. 1. 17. 34. 59. 64 [4 vers.]. 27. 42. 45 [6 vers.]. 14 [8 vers.]).

3 vers. stollen und 4 (5) vers. abgesang: 5 töne = 26 % (str. 22. 37. 69. 74. 79).

der 1. teil des abgesangs ist stollig in 3 tönen, sodass man von doppeltem aufgesang sprechen kann: str. 14. 45. 64.

Verse mit 2 hebungen in 4 tönen = 21 % (str. 1. 14. 27. 79).

verse mit 7—10 hebungen in 3 tönen = 16 % (str. 17. 27. 50).

Reimtypen: ausschl. stumpf = 0.

+ st. — kl.: 5 töne = 26 % (str. 27. 34. 37. 74. 79).

st. = kl.: 6 töne = 31½ % (str. 6. 11. 32. 42. 50. 64).

— st. + kl.: 8 töne = $42^1/_2$ % (str. 1. 14. 17. 22. 45. 54. 59. 69).
ausschl. klingend = 0.
Reimkünste: anreimung: 3 töne = 16 % (str. 11. 32. 50).
binnen-, schlag-, mittel-, pausen-, anfangsreim: 5 töne = 26 % (str. 6. 14. 34. 54. 59).
waise: 0.
refrain: 2 töne = 11 % (str. 27. 45).

Winterstetten: 40 töne, davon 33 stollig, 7 modificationen der stolligen form.
2 vers. stollen und 3 vers. abgesang: 2 töne = 5 % (str. 113. 128). auch diese noch durch mittel-, pausen-, binnenreim compliciert.
2 vers. stollen und 4—6 vers. abgesang: 13 töne = $32^1/_2$ % (str. 1. 4. 20. 46. 51. 62. 67. 74. 78. 107. 118. 143. 146).
2 vers. stollen und 7—12 vers. abgesang: 10 töne = 25 % (str. 15. 36. 41. 54. 59. 81. 86. 99. 131. 150).
3 (4) vers. stollen und 3—9 vers. abgesang: 15 töne = $37^1/_2$ % (str. 9. 11. 25. 28. 31. 69. 84. 89. 94. 104. 110. 123. 136. 140. 151).
Verse mit 3—6 hebungen ohne reimcomplication: 5 töne = $12^1/_2$ % (str. 25. 51. 69. 86. 89).
verse mit 2—8 hebungen ohne reimcompl.: 6 töne = 15 % (str. 4. 11. 28. 54. 104. 131).
nur einmal 1 vers mit reimcompl., vorw. 4 u. 5 hebungen: 5 töne = $12^1/_2$ % (str. 31. 78. 107. 128. 146).
mehrfache reimcompl., 2—8 hebungen: 24 töne = 60 % (str. 1. 9. 15. 20. 36. 41. 46. 49. 62. 67. 74. 81. 84. 94. 99. 110. 113. 118. 123. 136. 140. 143. 150. 151).
Reimtypen: ausschl. stumpf = 0.
+ st. — kl.: 19 töne = $47^1/_2$ % (str. 1. 4. 11. 15. 25. 28. 36. 41. 51. 59. 62. 69. 74. 78. 94. 107. 123. 140. 151).
st. = kl.: 8 töne = 20 % (str. 20. 67. 84. 86. 89. 99. 113. 146).
— st. + kl.: 13 töne = $32^1/_2$ % (str. 9. 31. 46. 54. 81. 104. 110. 118. 128. 131. 136. 143. 150).
ausschl. klingend = 0.
Reimkünste: anreimung: 13 töne = $32^1/_2$ % (str. 9. 15. 20. 31. 46. 54. 67. 78. 89. 104. 128. 131. 140).
binnen-, mittel-, anfangs-, pausen-, schlag-, ketten-, kornreim: 29 töne = $72^1/_2$ % (str. 1. 9. 15. 20. 31. 36. 41. 46. 59. 62. 67. 74. 78. 81. 84. 94. 99. 107. 110. 113. 118. 123. 128. 136. 140. 143. 146. 150. 151).
waise: 2 töne = 5 % (str. 25. 107).
refrain: 28 töne = 70 % (str. 1. 4. 11. 15. 20. 28. 31. 36. 41. 46. 54. 59. 62. 69. 74. 78. 81. 86. 89. 94. 99. 113. 118. 131. 136. 140. 146. 151).

drei- und vierreim: 13 töne = $32^1/_2$ % (str. 20. 28. 31. 36. 46. 54. 78. 84. 89. 131, 136. 143. 146).
sechsreim: 1 ton = $2^1/_2$ % (str. 151).

N e i f e n: 50 töne, davon 44 stollig (einschl. 5 modificierten: 84. 106. 135. 147. 158), 6 unstollig (str. 32. 48. 54. 69. 113. 169).

2 vers. stollen und 1—*2* vers. abgesang: 4 töne = 8 % (str. 153. 160. *102. 175*).
2 vers. stollen und 3 vers. abgesang: 8 töne = 16 % (str. 6. 35. 82. 120. 145. 163. 165. 167).
2 vers. stollen und 4—*5* vers. abgesang: 5 töne = 10 % (str. 21. 49. 117. 185. *150*).
3 vers. stollen und 3—5 vers. abgesang: 17 töne = 34 % (str. 16. 45. 64. 130. 143; 40. 74. 77. 88. 92. 96. 110. 128. 138. 180. 188; 26).
4—5 vers. stollen und 3—5 vers. abgesang: 5 töne = 10 % (str. 1. 11. 125. 172; 59).
Verse mit ausschl. 3 hebungen: 3 töne = 6 % (str. 84. 113. 153).
verse mit ausschl. 4 hebungen: 9 töne = 18 % (str. 11. 26. 34. 77. 82. 145. 163. 165. 169).
verse mit ausschl. 5 hebungen: 1 ton = 2 % (str. 45).
verse mit 2 hebungen: 8 töne = 16 % (str. 48. 49. 54. 59. 74. 125. 172. 185).
verse mit 3—6 hebungen: 17 töne = 34 % (str. 6. 21. 40. 69. 88. 96. 106. 110. 117. 120. 128. 147. 158. 160. 175. 180. 188).
verse mit 7—8 hebungen: 12 töne = 24 % (str. 1. 16. 32. 35. 64. 92. 102. 130. 135. 138. 150. 167).
Reimtypen: ausschl. stumpf: 1 ton = 2 % (str. 35; dazu die volksliedstr. 190).
+ st. — kl.: 16 töne = 32 % (str. 6. 48. 69. 92. 96. 102. 106. 125. 128. 130. 138. 150. 153. 160. 172. 185).
st. = kl.: 12 töne = 24 % (str. 1. 21. 26. 49. 54. 82. 117. 120. 145. 163. 165. 188).
— st. + kl.: 15 töne = 30 % (str. 11. 16. 32. 40. 45. 59. 64. 74. 77. 84. 88. 110. 113. 143. 169).
ausschl. klingend: 6 töne = 12 % (str. 135. 147. 158. 167. 175. 180).
Reimkünste: anreimung: 13 töne = 26 % (str. 16. 40. 59. 64. 82. 117. 120. 125. 145. 147. 153. 163. 167).
anfangs-, binnen-, schlag-, pausen-, ketten-, kornreim, rührender, übergehnder, grammatischer reim: 19 töne = 38 % (str. 1. 21. 32. 45. 59. 64. 69. 106. 110. 113. 128. 130. 143. 147. 150. 160. 165. 169. 188. 32 besteht aus 2 strophenpaaren, die in franz. weise nur korn reimen).
waise: 3 töne = 6 % (str. 35. 158. 188).

drei- und *vier*reim: 11 töne = 22 % (str. 6. 21. 40. 96. 117. 128. 135. 143. 172. *180.* 188).
fünf- und sechsreim: 3 töne = 6 % (str. *59.* 110. 113).
spiegelstollen (die repetition bringt die typenfolge des ersten stollens in umgekehrter abfolge): ansatz dazu in 54; durchgeführt in 147.
refrain: 5 töne = 10 % (str. 128. 158. 160. 175. 188).

Tannhäuser[1]: 10 töne, davon 4 modificationen der stoll. form (str. 10. 13. 23. 34).
2 vers. stollen und 5—8 vers. abgesang: 3 töne = 30 % (str. 18. 28. 37).
verdoppelung, resp. verdreifachung des 4 vers. aufgesangs und 6—9 vers. abgesang: 2 töne = 20 % (str. 23; 10).
3 vers. stollen und 4 vers. abgesang: 1 ton = 10 % (str. 4).
4 vers. stollen und 6 (14) vers. abgesang: 2 töne = 20 % (str. 1. 7).
Modification des aufgesangs und ansatz zum spiegelstollen, 4 (5) vers. stollen und 4 (6) vers. abgesang: 2 töne = 20 % (str. 13. 34).
Verse mit ausschl. 7 hebungen: 2 töne = 20 % (str. 18. 28).
verse mit 2 hebungen: 1 ton = 10 % (str. 34).
verse mit 3—9 hebungen: 3 töne = 30 % (str. 7. 13. 37).
Reimtypen: ausschl. stumpf = 0.
+ st. — kl.: 3 töne = 30 % (str. 4. 7. 10).
st. = kl.: 1 ton = 10 % (str. 37).
— st. + kl.: 3 töne = 30 % (str. 1. 23. 34).
ausschl. klingend: 3 töne = 30 % (str. 13. 18. 28).
Reimkünste: anreimung: 2 töne = 20 % (str. 4. 34).
binnen-, mittelreim: 2 töne = 20 % (str. 4. 10).
waise: 5 töne = 50 % (str. 1. 7. 23. 34. 37).
dreireim: 2 töne = 20 % (str. 7. 10).
refrain: 2 töne = 20 % (str. 7. 10).

Neidhart bedarf für den vorliegenden zweck keiner besonderen untersuchung. schon der grofse anteil unstolliger töne stellt ihn, wie das der geistigen haltung entspricht, auf einen von L. principiell verschiedenen boden.

Die 'inneröstereichischen minnesänger' zeigen in der strophik enge verwantschaft mit L.:

Sämtliche 9 von C überlieferten töne dieser schule sind stollig gebaut. davon haben nur 2 (Wildonie 4 und Suneck 4) dreiversige stollen und vierversigen abgesang, die übrigen 7 dagegen L.s lieblingsform: zweivers. stollen und dreivers. abgesang. von dem vier- bis sechshebigen vers, den L. bevorzugt, weicht

[1] in T.s versen: *lopt ieman sîne frouwen baz, daz lâze ich iemer sunder haz* (C Sp. 869, 22) darf man wol einen frühen beleg für K.s nachweis eines polemischen zusammenhangs zwischen den gedichten 14—15 a seiner ausgabe sehen (vgl. besonders Reimar III s. 10).

nur der schlussvers des ersten Wildonieschen tons, der dreihebig stumpf ist, und der zweite aufgesangvers seines zweiten tons, der zweihebig stumpf ist, ab.

Anreimung wird zweimal gebraucht (Suneck 1, Stadeck 5), waise viermal (Wildonie 1. 7; Stadeck 1. 7). sonstige reimkünste fehlen, wenn man nicht den refrain in Suneck 6 dahin rechnet, der, die zwei schlussverse des dreiversigen abgesangs einnehmend, einen und denselben reimtyp dreireimend durch alle drei abgesänge durchführt.

Dies lied erinnert überhaupt durch klangliche abtönung an L., was zu B.s feststellung (s. 109) stimmt, dass die drei lieder Sunecks 'die meiste ähnlichkeit mit L. zeigen'. es bringt in jedem seiner drei aufgesänge den reimtyp *-îchen* (in str. 1 und 2 an zweiter und vierter, in 3 an erster und zweiter stelle) und macht im aufgesang von str. 1 und 2 einen ansatz zum assonieren (str. 1, 1. 3 *-ungen*; str. 2, 1. 3 *-uote*) des aufgesangs an den abgesang (*-unde*). minder gelungen ist ein ähnlicher versuch in Sunecks erstem lied, dessen 2. str. den reimtyp *-acht* der 1. mit *-ach* und *-achen* aufnimmt und das *ch* der beiden ersten im *-uochen* des dritten aufgesangs verklingen lässt. als klangformale tendenz dürfte auch zu verstehn sein der regelmäſsige abgesangsreim *î* Wildonie 7—9, wo 9 freilich in C verstümmelt ist, die verwendung des *â a* durch die sämtlichen strophen von Wildonie 1 und 4 sowie das *î* (*i*) in sämtlichen aufgesängen und das *â* (*a*) im 1., 2. und 4. des ersten Stadeckschen tons.

Die vorgelegten listen zeigen, dass das beobachtete vorwiegen einfacher strophischer formen bei L. eine charakteristische eigenart dieses dichters und der ihm nahestehnden 'schule' ist. nicht fülle der reimkünste oder der metrischen besonderheiten, in denen ihn die Schwaben weit hinter sich lassen, nicht eine ungewöhnliche behandlung des klingenden oder stumpfen reims ist es, was ihn zum virtuosen stempelt. die entwicklung seiner strophik würde mit der stets wachsenden neigung für leicht fassliche formen eher an volkstümlichen einschlag (oder künstlerische uncultur des publicums!) denken lassen. hätte L. formal in der tat nichts weiter zu bieten als neben einigen bravourstücken in der hauptsache ein anklingen 'volksliedartiger' simplicität, so wäre das allerdings, wo er so garnichts gemüthaft-expressionistisches zu geben hat, ein zeichen der armut. nun lässt sich aber nicht verkennen, dass grade auch unter den späteren gedichten viele auſserordentlich wol klingen und als nicht nur inhaltlich, sondern auch klanglich fein gerundet würken. ferner ist es nicht wahrscheinlich, dass L., der seine gelegentlichen

strophischen kunststücke spielend ausführt, aus künstlerischem unvermögen die schwierigeren formen immer mehr vermieden habe. gegen diesen gedankengang liefse sich einwenden, dass die annahme des unvermögens zu dem urteil von Kraus (II 58) stimme, der L. als 'typischen nichtskönner und dilettanten' ansieht. demgegenüber ist jedoch zu bedenken, dass für die dichterischen aufgaben die L. sich stellte, nicht unsre, sondern nur seine eigne beurteilung seiner fähigkeiten in betracht kommen kann, und der FD. zeigt ihn nicht wenig stolz auf formale begabung. so erhebt sich denn die frage, ob nicht zwischen den akustischen werten und der einfachheit der form ein zusammenhang besteht.

Hier bietet nun das XXXIII. lied des FD., dessen form schon oben untersucht wurde, einen erwünschten ansatzpunct, weil aus ihm deutlich hervorgeht, dass die simple form — nur auftactlose, stumpfe vierheber — im dienst der klanglichen verständlichkeit steht. die kornreimung zweier strophen auf französische art, die mit siebenreimen abwechselt, würde bei compliciertem versbau akustisch kaum mehr bemerkbar sein. um das lied 'richtig', dh. als tonstück aufzunehmen, muss sich der moderne leser auch so noch concentrieren. wie fern ihm gemeinhin die einstellung auf das klangliche einer dichtung ligt, das erhellt zur genüge etwa aus Morris ausführungen, man könne 'einem gebildeten, poesieempfänglichen menschen längere partieen aus Brentanos Romanzen vom Rosenkranz vorlesen, ohne dass er das musikalische princip darin überhaupt bemerkt' (ausgabe der Romanzen s. LXVI). die 'stumpfheit unsres ohrs für solche künste' aber, die M. als gegebenheit hinnimmt, muss sich der aberziehen, der den höfischen minnesang in seinem wesen erfassen will.

Welche anforderungen der ma.l. lyriker an das gehör seines publicums stellen durfte, das zeigen, um neben L. XXXIII nur ein beispiel zu nennen, die pausenreime in einigen liedern Neifens (vgl. zb. C 130. 150. 165). dass derartig verborgene klangliche formelemente überhaupt angewendet werden konnten, wird nur dann begreiflich, wenn man berücksichtigt, dass der musikalische vortrag der lieder einerseits die akustische einstellung gegenüber der lyrik stark herausfordern und üben, anderseits aber auch die klangkünste sinnfälliger machen muste. schon 1887 wies

Roethe (Reinmar von Zweter 353) auf die neigung hin, 'den klangeffect des reims noch musikalisch zu erhöhen'. und wenn selbst das scheinbar so simple 'Erdbeerlied', das die Jenaer hs. unter Alexanders namen überliefert und das Roethe von dem 'musikalischen schematismus' ausnehmen möchte, die überschüssige 7. zeile seiner sonst paarigen strophe musikalisch mit der reimtypgleichen 3. zeile gleichsetzt und überdies die reimworte *wesen : desen : besen* der 3., 4. und 7. zeile durch die in dem lied nur hier vorkommende 'achtel'-cadenz bindet, wodurch die geringe abweichung vom paarigen bau musikalisch ausgeglichen wird, so ist dies eine nicht zu unterschätzende stütze obiger annahme.

Die wissenschaftliche arbeit erweist immer deutlicher, dass die lyrischen texte losgelöst von der musik den vollen begriff des minnesangs nicht geben[1], und wenn die zugänglichen liederhss., in denen 'compositionen' überliefert sind, auch vorzüglich spruchdichtung bieten, so beleuchten sie doch, wie in der ursprünglichen gestalt der höfischen lyrik klangliche elemente für den bau der kleinen kunstwerke von bedeutung sind, die bei einseitiger berücksichtigung der texte minder deutlich hervortreten, als es sachlich wünschenswert wäre. vergegenwärtigt man sich die den textklang unterstreichende eigenart der musik in der Colmarer und Jenaer hs., lebt man sich mit solcher einstellung hörend in den minnesang ein und lernt man es, den klang der worte nicht nur als bedeutungsträger, sondern als eigene würklichkeit aufzufassen, dann wird das ohr nicht nur jene scheinbar kaum mehr bemerkbaren korn- und pausenreime wahrnehmen; es wird auch solche klanglichen beziehungen entdecken, die nicht an parallele stellen der strophen gebunden sind. ja auch die assonanzen gewinnen eine ungeahnte bedeutung in der welt klanglicher gebilde, die sich so allmählich auftut.

Von solchen erwägungen aus wird die würksamkeit klanglicher strophenbindungen, auch wenn sie ganz unregelmäſsig und auf weite entfernung verstreut sind, doch wol um vieles glaubhafter. unabhängig davon wie die frage nach dem textkritischen wert des klangformalen zu entscheiden ist, bleibt der nachweis der klangwelt, den Kraus in seinem 'Morungen' und 'Reimar' erbracht hat, eine bahnbrechende leistung — was übrigens

[1] vgl. auch Kraus I 6.

auch Vogt am schluss seiner recension anzuerkennen scheint (Anz. XL 127) —, denn sie erschliefst für das verständnis der mal. lyrik als formkunst neuen boden. die armut an originellen gedanklichen und gefühlsmäfsigen motiven, die L. mit zahlreichen minnesängern teilt, befremdet nicht mehr, sobald man berücksichtigt, dass diese lieder nicht nur sämtlich 'vertont' waren, sondern dass sie selbst zu einem beträchtlichen teil tonliche kunstwerke darstellen.

Die principielle erkenntnis, dass in der mhd. dichtung das musikalische moment eine rolle spielt, ist nicht neu. ich verweise nur auf Beneckes anm. zu Iwein 3752 und auf Scherers vergleich der Neidhartschen lieder mit modernen walzern (Lit.-gesch. 213) sowie auf seine bemerkung (ebda 217), dass der ganze bau der stollig gebauten strophe 'in merkwürdiger weise mit der form unserer sonate übereinkommt'. die anwendung dieser einsicht auf die einzelnen werke aber wurde bisher nur selten gemacht. indem ich sie für L. über das oben gesagte hinaus dadurch zu verschärfen suche, dass ich die strophenbindung unter dem gesichtspunct musikalischer formgebung betrachte, hoff ich auch das zweite bedenken Vogts abschwächen zu können und gleichzeitig einen fingerzeig für den zusammenhang der folgenden beobachtungen über L. zu geben. denn auch sie werden durch jenes bedenken getroffen, weil auch bei ihnen eine grofse zahl der aufgewiesenen bindungen auf reimworten wie *sîn, hân, mac, kan, wol, muot* beruht (vgl. Vogt Zs. 58, 210). ich habe allerdings grammatische reime mit völlig neuem vocalbestand nicht herangezogen, weil mir scheint, dass bei diesen weniger eine klangliche, als eine intellectuelle beziehung vorligt. dagegen berücksichtige ich weitgehend assonanzen, denen gegenüber man in erhöhtem mafse den einwand der zufälligkeit erheben könnte.

Das ergebnis einer musikformalen untersuchung der strophenbindungen bei L. lässt sich dahin zusammenfassen, dass diese klanglichen formelemente nicht rein zufällige beziehungen zwischen beliebigen strophen herstellen, sondern dass sie vielmehr einen klangformalen aufbau begründen, der sich weitgehend mit formgesetzen der reinen musik deckt. und diese feststellung lässt sich dank der arbeit von Kraus nun auch bei einem beträchtlichen teil der gedichte Reimars und der Pseudo-Reimare machen.

Ich geh wider von L.s lied XXXIII aus. was bei prüfung der strophik über den aufbau dieses gedichtes gesagt wurde, ist nunmehr genauer dahin zu formulieren, dass in dem wechsel eines ruhigen 1. teils, der nur *â* im reim erklingen lässt, eines capriciösen, in sich reimlosen 2. teils, einer widerholunng des *â*-teils, einer entsprechung des 2. teils, die seine dissonanzen auflöst, und eines schlussteils, der 1 und 2 klanglich zusammenfasst, eine unverkennbare musikalische abfolge waltet. diese an das rondo erinnernde form mit dem hauptthema im ersten, mittleren und letzten teil hab ich unten mit dem terminus 'dreisäuligkeit' bezeichnet. sie ist nicht nur bei L. häufig. bei Reimar findet sie sich zb. in Kraus liedern 13 (170, 1), 14 (159, 1), 27 (156, 27) und besonders fein ausgeführt in dem von Kr. für unreinmarisch erklärten 192, 25. bei L. XXXIII ist die klangliche formgebung besonders sinnfällig. weniger compliciert als die 'dreisäuligkeit' ist die klangliche rückkehr des schlusses zum anfang; die grofse zahl dieser fälle bei L. lässt doch wol vermuten, dass hier bewust ein elementares musikalisches formgesetz zur anwendung kommt [1]. entsprechend wird es zu beurteilen sein, wenn die schlussstrophe zahlreicher lieder die hauptvocale des betr. noch einmal zusammenfasst, was sich mit der engführung am schluss der fuge vergleichen lässt, oder wenn die vorletzte strophe eine art musikalischer ausweichung aus dem klanglichen zusammenhang der übrigen bringt; ein moment das sich zb. auch bei Reimar 189, 5 (nr 31) und Neifen C 1 findet. in andern fällen erklingen zu anfang die hauptvocale des liedes wie ein musikalisches thema, das nun im weiteren durchgeführt wird. dass gelegentlich die 1. strophe mit den folgenden klanglich nicht verbunden ist, entspricht dem präludium in der musik. unter einander gebundene mittelstrophen, die mit den andern nicht gebunden sind, verstehn sich musikalisch als mittelsatz. andere gedichte erinnern mit der steten widerkehr eines reimvocals in allen strophen an den 'basso ostinato'. minder musikalisch, aber ebenso eindeutig sind die fälle,

[1] es ist bedeutsam, dass die meisten der Kr.schen Reimarlieder und mehrere der von Kr. für unecht erklärten diesem gesetz entsprechen. von hier aus ergibt sich ein neues argument für die zugehörigkeit der 4. strophe zu Reimar 24 (158, 1).

in denen zugleich mit dem inhaltlich 2. hauptmotiv ein neuer klangzusammenhang einsetzt[1].

Entsprechen so die klanglichen bindungen musikalischen gesetzen, dann ergibt sich nun eine weitere antwort auch auf Vogts erstes bedenken. auch in der reinen musik brauchen die einzelnen formalen mittel dem zuhörer nicht explicit bewust zu sein. die widerkehr eines fugenthemas in der umkehrung etwa wird gewis nicht von jedem ohr beim ersten hören als solche aufgenommen; trotzdem behält sie, und in entsprechender weise jede verborgene thematische beziehung, ihre formgebende bedeutung. sache der erkenntnis ist es dann, das unmittelbare erlebnis einerseits, die structur des erlebten gegenstandes anderseits begrifflich zu bestimmen. sollte nicht für die strophenbindungen ähnliches gelten? sollten nicht auch sie zu den formmitteln gehören, die unbewust bleiben können und doch rundend würken?

Im einzelnen stellen sich die klangformalen elemente der lieder L.s folgendermafsen dar:

I. Jede strophe hat *â* im reim, die erste und letzte aufserdem noch *a*.

II. List man in der letzten strophe zeile 2 mit C *iemer* statt des Lachmannschen *immer*, so steht in dem fufs vor jedem zweiten reimwort der strophe eine naturlange silbe, die mit der folgenden senkung zu einem wort gehört. ausnahme macht die

[1] In welchem mafs die musikalisch formende kraft der strophenbindung über den rahmen des einzelliedes hinaus würksam sein möchte, kann ich vorläufig nicht bestimmen. klangliche bindungen von einem lied zum andern dürften im wesentlichen doch mehr intellektuellen als akustischen momenten ihre kraft verdanken. nach Kr. steht ja das klangliche bei R. überhaupt mehr im dienst des inhaltlichen als des musikalischen aufbaus (vgl. I 67; dagegen Vogt Zs. 58, 211), während L. es in der weit überwiegenden mehrzahl nur musikalisch verwertet; ein unterschied, der für den virtuosen gegenüber dem dichter gehaltvoller gebilde bezeichnend ist. vielleicht ergibt sich das von V. vermisste kriterium dafür, ob eine klangbindung die zugehörigkeit einer strophe zu einem lied fordert oder nicht, aus der prüfung der musikalischen gestalt des liedes. handelte es sich etwa um eine strittige schlussstrophe, deren klangbindung erst die abrundende aufnahme der zugehörigen anfangsvocale bringt, so würde daraus folgen, dass hier eine innergedichtliche bindung, keine liedbindung vorläge.

vorletzte strophe, wo diese erscheinung sich vor dem (parallelen) 4. reimwort findet.

III. Jede strophe mit ausnahme der vorletzten hat *î* im reim; die vier ersten wechsel von *î* und *a* (*â*); mit *i i î* schliefst der letzte abgesang. die vorletzte (abweichende) strophe ist durch das *ô* des abgesangs mit der letzten verbunden. jeder abgesang mit ausnahme des vorletzten hat im 4. fufs der ersten zeile einen reimvocal des aufgesangs[1].

IV. Dies 'berühmte', in seiner schlichten strophik meisterhafte lied ist auch klanglich ein glanzstück. die 1. und 2. strophe bereitet die reimvocale des abgesangs vor, indem jeweils der 1. stollen in dem fufs vor dem reimwort des 1. verses einen reimvocal des abgesangs bringt, der 2. stollen an gleicher stelle den andern reimvocal. in der schlussstrophe wird nur der 1. abgesangs-reimvocal so vorbereitet, der 2. nimmt den 1. reimvocal des 1. abgesangs auf. die 3. und 4. strophe verwerten andere mittel. die 3. hat im abgesang einen reimvocal des aufgesangs; der andere lautet ihn ab, und ihm folgt der gleiche reimconsonant wie im aufgesang. die 4. strophe behält (ähnlich) einen reimvocal des aufgesangs bei; der andere reimvocal ist dessen verdunklung. ihm folgt wider der reimconsonant des beibehaltenen vocals. doch erscheint hier — umgekehrt wie in strophe 3 — zunächst der beibehaltene vocal, dann seine modification mit dem beibehaltenen consonanten.

V. Mit ausnahme der vorletzten strophe sind alle klanglich verbunden: 1 mit 2 durch zwei gleiche reimtypen (*-eit, -in*); 2 mit 3 durch zwei gleiche reimvocale (*î, a*); 5 mit 1 durch zwei reimtypen (*-în, -uot*), mit 2 durch einen reimtyp (*-az*), mit 3 durch die waise (*sît*), die in 3 reimtyp ist. zu bemerken ist ferner, dass der letzte reimvocal von 5 die waise von 1 aufnimmt (*-uot*). so werden in der schlussstrophe nur bekannte reimtypen verwendet: eine klangliche zusammenfassung des ganzen liedes. die vorletzte strophe mit *â* im ganzen aufgesang bildet ein klanglich geschlossenes intermezzo. das *leit : treit* ihres abgesangs assoniert consonantisch an *lît : strît* des 3. abgesangs und steht ihm auch vocalisch nicht fern (diphtongierung des 13 jh.s). die waise in 4 (*geschehe*) bezieht sich auf die in 3 (*geschiht*).

[1] hierzu u. zum folg. vgl. Kraus Reimar I s. 45 zu nr 24.

VI. Die 3 teile der unstolligen strophen sind durch doppelte anreimung verbunden, die 3 strophen des liedes durch starke anklänge: 1 *guote,* 2 *güete,* 3 *güete*; 1 *-êre,* 2 *-œre,* 3 *-êre* und *-œre*; 1 *-inne,* 2 *-îben,* 3 *-inden.*

VII. Strophisch bringt das lied den abgesang vor den stollen, klanglich bereiten die aufgesangs-reimtypen die des folgenden abgesangs vor: abgesehen von der vorletzten strophe in der weise dass der 2. reimvocal des aufgesangs vom 1. des abgesangs aufgenommen wird, so dass die zwei grenzverse besonders ohrenfällig assonieren. aufserdem sind die mittelstrophen 2 und 3 und ebenso die anfangs- und schlussstrophe durch anreimung gebunden.

VIII zerfällt klanglich in 2 teile: strophen 1—5 ein durch andere tendenzen gestörtes 'vocalspiel', strophen 6 und 7 durch die reimtypen *-uot* und die reimvocale *a* gebunden und auch im 3. reimtyp (6 *uo,* 7 *o*) verwant. str. 1 hat unter den 3 reimtypen ein *a* und ein *â*, str. 2 ein *e*, ein *ê*, str. 3 ein *i*, ein *î*, str. 5 zwei *o*; strophen 1—3 im abgesang nur *a*. dass die vorletzte der 5 strophen abweicht, ist eine schon mehrfach in den vorhergehnden gedichten beobachtete erscheinung. diese strophe bringt den hauptvocal der vorhergehnden (*i*) im dreireimigen abgesang. auch Brechts untersuchung (s. 49) ergibt eine sonderstellung der strophen 6 und 7. sind sie erst nachträglich gedichtet, weil der 'gedanke der hinter dem bilde steckt', aus irgend einem grund in nüchterner rede ausgesprochen werden sollte?

IX hat nur schwach ausgebildete tonbindung: str. 1 und 3, str. 2 und 4 und str. 2 und 3 haben gemeinsame reimtypen bezw. reimwörter. als kornreim wird sich das kaum mehr auffassen lassen. ein *a* in jeder strophe stellt eine weitere bindung her.

X ist L.s erster versuch in daktylen, die ihm ersichtlich zunächst einige mühe gemacht haben. so ist es psychologisch verständlich, dass keine einheitliche klangliche formung vorzuliegen scheint. str. 1 würkt wie ein freies präludium zu den andern 5 strophen, die durch gleichen reimtyp und assonanz mehrfach, aber ohne die sonst übliche entsprechung in den strophen, unter einander verklammert sind: str. 2 mit 3 durch *a* im letzten kreuzreim, 2 mit 4 durch gleichen reimtyp ebenda (*-anc*), 2 mit 5 durch gleichen reimtyp (*-œre*) im vorletzten kreuzreim, str. 2

mit 6 durch gleiche reimtypen (*-uote*), str. 3 mit 6 durch gleiche reimvocale + mittelconsonanten (*-ulde*) im zweiten paarreim des aufgesangs, str. 3 mit 4 durch *bedenken : krenken* im ersten paarreim 3 und *krenket* : *bedenket* im vorletzten kreuzreim 4, str. 4 mit 5 durch gleichen reimtyp *î* im schlussvers der stollen. auf dieses etwas wirre conglomerat hin moduliert str. 1 mit dem *a* des letzten stollenverses (zum *a* des abgesang-schlusses von 2 und dessen verbindungen) und dem *ân* des zweiten paarreims (zum stollenschluss von 2).

XI, das zweite daktylische gedicht, von feiner klanglicher formung. die zwei ersten der fünf strophen führen die vocale ein, auf denen das lied sich aufbaut: str. 1 *â* (*a*) *uo*, str. 2 *î*. das *-ôt* in str. 1, das sonst nicht mehr vorkommt, ist ebenso wie das isolierte *-ebt* in str. 3 als nicht repetierte ausweichung zu verstehn. durch *muot* : (*tuot* :) *guot* im dreireim des ersten und letzten abgesangs und im aufgesang der mittelstrophe ist die klangliche grundlinie des liedes mit seiner ausgesprochen musikalischen rundung festgelegt. str. 3 abgesang und str. 4 aufgesang verwendet nur das thematische *a*, 4 abgesang und 5 aufgesang nur *î*, wodurch die strophen unter einander und mit der *î*-strophe (2) verbunden sind. str. 2 und 3 sind durch eine correspondierende verzierung verwant: der fufs vor dem reimwort der 1. zeile (str. 2 *reinen*, str. 3 *schône*) reimt mit dem 2. fufs der 3. zeile (str. 2 *meine*, str. 3 *lône*).

XII, von Brecht als 'technische glanzleistung' bezeichnet, fügt zu der kunstreichen verwertung von fünfreim, schlagreim, mittelreim noch klanglich formgebende abschattung. anfangs- und schlussstrophe sind durch anklang des hauptreims (langer vocal + *r*) und durch gleichen vocal des ersten mittelreims (*i*) zusammengebogen. str. 2 und 3 bringen im mittel- resp. binnenreim die gleiche modification dieses hauptreimvocals (*-ære*), während str. 4 wider die bei der vorletzten strophe häufige ausnahme macht. der hauptreim von str. 1 bereitet den mittelreim von str. 2 vor, der letzte binnenreim von str. 2 den hauptreimvocal von str. 3, ebenso der letzte binnenreim von str. 3 den hauptreimvocal von str. 4.

XIII. Ein klanglich um die mittelstrophe aufgebautes lied. diese ist mit den beiden anliegenden str. 2 und 4 durch gleichen reimtyp (*-în*) verklammert, 2 und 4 aber haben beide aufgesangs-

reimtypen gleich (*în, an*), nur in verschiedener reihenfolge. str. 1 und 5 haben einen reimtyp gemeinsam, assonieren den consonanten des zweiten (str. 1 *sît*, str. 5 *tuot*) und den vocal des dritten (str. 1 *mich*, str. 5 *dir*). als zusammenfassend charakterisiert sich die schlussstrophe wider dadurch, dass das an str. 1 assonierte *i* des abgesangs 5 zugleich an den 4. abgesang assoniert und dass der 2. reim von str. 5 den 3. von str. 2 aufnimmt.

XIV ist, wie Brecht (s. 68) nachweīst, in seiner composition durch die 'innere anapher von stichworten' bestimmt, aufserdem die anfangsstrophe durch antithese. häufung eines stichworts hat auch ihre klangliche seite. dazu kommt hier gelegentliche allitteration (str. 1, 3 *lieben—leide*, str. 1, 5 *sorgen—solde* u. *freude—frî*; str. 2, 5 *freuden—frô*; str. 3, 5 *lieze—lîhte*, str. 3, 8 *nâher—nâher* u. *baz—baz*; str. 4, 1 *munde—minneclîcher*; str. 5, 1 *werde—werden—wert*, str. 5, 3 *würde—wunsches—wunsche—wünneclîche—gewert*, str. 5, 4 *seht—sô—sehen*)[1]. aber trotz dem themahaft würkenden stichwort fehlt dem gedicht ein ausgesprochen musikalischer aufbau.

XV hält seine drei strophen durch *â* in der 3., 1., 2. zeile der verschiedenen aufgesänge leicht zusammen; str. 2 und 3 haben sogar gemeinsamen *ân*-reim an den bezeichneten stellen. aufserdem führt *ô* im 1. abgesang zu *ô* im 2. aufgesang, *a* im 2. abgesang zu *a* im 3. aufgesang. wird dadurch das lied einheitlich, so entwickelt es sich innerhalb dieser einheit klanglich von strenger gebundenheit der 1. str., in deren reimen mit einer ausnahme der auslautende consonant des ersten reimworts herscht, über gröfsere freiheit der 2., wo schon zwei typen den auslautenden consonanten des ersten reimworts nicht beibehalten, zu völliger ungebundenheit in der 3., deren erstes reimwort — sehr fein! — vocalisch ausgeht. doch nimmt der letzte reim einbiegend das *t* der 1. str. wider auf.

XVI. Wie der mittelreim in den zwei ersten zeilen der 1. str. werden auch die klanglichen abschattungen nicht gleichmäfsig durchgeführt, so dass von klanglichem aufbau des liedes nicht geredet werden kann. str. 1, 2 und 7 haben in der ersten

[1] vgl. Brecht aao. s. 78. von den älteren zeitgenossen L.s verwendet Singenberg die allitteration sehr ausgiebig, s. bes. hs. C str. 33—35. 38, 6. 39—41. 43. 55. 67—69. 81. 82. 95. 96. vgl. auch Burkart vH. ebda str. 1—4. 17. 18.

und dritten hebung der ersten zeilen gleichen, resp. verwanten vocal (str. 1 *Wil iemen—die zît,* str. 2 *volget—sol,* str. 7 *ir—ich*), str. 3 und 6 an derselben stelle wenigstens in den fūſsen gleichen vocal (str. 3 *schilt wil—vil baltlichez,* str. 6 *ist—hazlich*), str. 4 in der zweiten und dritten hebung (*unfuoge—unfuore*). allitteration zeigt 5, 3. 5, 5—7.

XVII. Das 'spielerige lied' (Brecht s. 67) bindet alle fünf strophen mit ausnahme der vorletzten durch einmaligen reimtyp *î*. für dessen ausfall in str. 4 bringt die mittelstr. 3 ihn zweimal und respondiert mit ihrem vierfachen reim *-î* auf das sechsfache *î* der anapher von str. 2. str. 2 und 3 sind auſserdem noch durch den gemeinsamen reimtyp *-uot* gebunden, str. 2 und 4 durch gemeinsames *-eit*. wie die anapher von str. 2 im reim von str. 3 verhallt, so klingt die vierfache anapher *got* der 5. str. im reimtyp *-ol* der 4. str. vor, was durch die pausenartige reimwürkung mit der dreifachen anapher *wol* dieser 4. str. klanglich noch verstärkt wird. so würkt str. 1 wider präludierend, doch ist die rundung dadurch hergestellt, dass nur im abgesang von str. 1 und in beiden teilen von 5 zweisilbig stumpfer reim vorkommt.

XVIII, ganz auf stichwortwürkung aufgebaut (Brecht s. 67), bekommt auch seinen klanglichen charakter durch den spielenden wechsel der *uo, üe* in *guot, güete, huote, hüeten.* die strophenbindung (str. 1 mit 2 durch *-az,* 1 mit 3 durch *-uot,* 2 mit 4 durch *-ât,* 5 mit 3 durch *i,* 5 mit 4, 2, 1 durch *a,* wodurch sich die schlussstrophe wider als klangliche zusammenfassung darstellt) tritt demgegenüber zurück.

XIX fasst, ausgeprägt musikalisch, schluss und beginn zusammen: der zweite reimtyp (*ô*) des ersten aufgesangs kehrt im fünften abgesang wider, die vocale (*i, e*) des ersten reimtyps (1. aufgesang) erscheinen im letzten auf- und abgesang. der 3. reim von str. 5 (*-egen*) stellt die bindung zur 2. str. (*-eben*) her. str. 3 und 4 sind durch die reimvocale *ei î* unter einander verbunden und bilden so klanglich eine art mittelsatz. den übergang von str. 2 zu 3 stellt die abwandlung des *-üete* (str. 2) zu *-uote* (str. 3) her. mit der von Br. (s. 43) nachgewiesenen dreiteiligkeit stimmt das insofern überein, als auch klanglich strr. 2, 3, 4 enger zusammengehören und anderseits 1 und 5. der organische klangliche aufbau aller fünf strophen aber würde es

nicht empfehlen, strophen 2—4 als 'eigentlich das lied' herauszuheben.

XX, das erste der 'scheltlieder', ist klanglich dreiteilig: str. 1—3. 4—6. 7. der 1. teil spielt mit den reimvocalen *i*, *a*, *î*, *â* und schliefst mit *î*, *e*. der zweite teil spielt mit *a*, *o*, *â*, *ô*. der letzte teil nimmt abrundend mit *i*, *e* den schluss des 1. auf. das durchgeführte siebenhebige metrum lässt die senkung vor dem reimtyp hervortreten, die regelmäfsig *e* hat — ein beweis für Lachmanns *iemen* (str. 5, 1) gegen C *ieman* — und mehrmals in vorreim übergeht. das ist ein starkes klangliches einheitsmoment des liedes.

XXI. Innerhalb der fünf strophen sind str. 2—4 zu einem mittelteil zusammengefasst; diese drei haben im schlussreim *i*; str. 2 und 4 schliefsen sich aufserdem durch denselben reimtyp (*ich*). mit dem einleitungs- (str. 1) und schlussteil (str. 5) wird der mittelsatz verbunden durch zwei gleiche reimtypen in str. 1 und 2 (*-age*, *-ê*) und in str. 4 und 5 (*-uot*, *-îp*). sämtliche strophen haben ferner einen *a*-typ. die in C fehlenden überschüssigen zwei zeilen der schlussstrophe nehmen einen reimtyp von str. 1 auf; das würkt fast wie bewuste anwendung eines musikalischen schlussgesetzes.

XXII. Die zwei letzten strr. (6 und 7), die hs. L für dies lied bringt, fehlen C. nach Brecht (s. 48) wäre 'str. 1—5 allein als Lichtensteinsches lied ... durchaus möglich gewesen'. die klangform dagegen würde beim fehlen von 6 und 7 leiden: mit ausnahme der str. 2. 5. 7 haben alle abgesänge den reimvocal *a*. das *i* (*î*) der abgesänge 2 und 5 bezeichnet einen sinnesabschnitt. 7 knüpft mit dem *-uot* seines abgesangs an das *-uot* im 1. aufgesang an. mit 7 würde also ein wichtiges klangliches formelement fehlen. str. 6 ist unentbehrlich, um den bezeichnenden *a*-abgesang zwischen den ausweichungen str. 5 und 7 noch einmal erklingen zu lassen. dass str. 2 an stelle des im abgesang fehlenden *a* im aufgesang durch *ân* mit dem abgesangs-*an* von str. 1 gebunden ist (vgl. über die 'unmasse' der reime *an* : *ân* bei L. Knorr QF IX s. 50), dürfte klanglich ebenso bedacht sein, wie dass der nach *î* ausweichende 5. abgesang wenigstens consonantisch an den 1. abgesang assoniert.

XXIII. Das von Br. (s. 38 f anm.) eingehend erörterte problem, wohin die nur in hs. L, und dort unter XXIV über-

lieferten zwei strophen dieses tones zu stellen seien, würde auf grund des klanglichen baus im sinne Br.s zu entscheiden sein. str. 1 und 2 sind gebunden durch *-eit -eide*, str. 1 und 3 durch *-ât -aldet*, str. 2 und 3 durch *-iht*, *-in*, *-î*. str. 2—5 bilden mit dem regelmäfsigen *i* (*î*) ihrer abgesänge eine klangliche einheit. die beiden fraglichen strophen würden sich mit dem *uo î* der 6. passend dem *u î* der 5. anfügen. das *a* der abgesänge 6 und 7 greift auf das *â* des 1. abgesangs zurück. die mittelstrophe des so geordneten liedes (str. 4) nimmt den hauptreim der 1. str. auf, so dass anfang, mitte und schluss als gleichartige klangliche säulen des kunstvollen gebäudes sich darstellen. wollte man die beiden strophen zwischen 3 und 4 einschieben, so würde klangformal die stützung der mitte und die rundung des schlusses fortfallen und das in der anordnung Brechts sinnvolle *i* des 5. abgesangs würde, zum gedichtschluss geworden, höchstens als überraschende ausweichung würken.

XXIV bringt die rundung durch klangliche annäherung des schlusses an den beginn sehr deutlich zur geltung: der pausenschlussreim hat nur in str. 1 und 6 langvocalischen typ. aufserdem assoniert das *vinde : winde* von str. 6, 1 und 3 an *vinden : winden* str. 2, 1 und 3, und mit *-êre* der str. 6 wird str. 1 *-ære* und 2 *-êre* aufgenommen, so dass 6 wider klanglich zusammenfassend ist. die zwischenliegenden strr. 3—5 sind unter einander verbunden, 3 mit 5 durch *ich : sich—ir : mir* im pausenendreim. 4 mit 5 durch die reimtypen *eiden—eine* im 1. vers der aufgesänge. zum vordersatz führt das *a* der 3. str., zum nachsatz und zugleich zum vordersatz (*-inde*(*n*)) das *-ingen* der 5.

XXV würde im zusammenhang einer klangformalen untersuchung der mhd. leiche zu betrachten sein.

XXVI. Schon Haupt hat darauf hingewiesen, dass die strophenform dieses liedes von Pseudo-Reimar 182, 14 nur durch die beschwerung der letzten zeile um einen fufs abweicht und gleich dem ton Rubins C 32 ist. L. hat 7 strr., die beiden andern 5; L. führt auftactlosigkeit aller verse durch, die beiden andern haben in der 4. zeile stets auftact. im übrigen ist bei Ps.-Reimar von auftactregelung nichts zu bemerken; Rubin weicht einmal (str. 35) von der sonst regelmäfsigen auftactlosigkeit der drei ersten zeilen ab. ist schon dadurch L.s lied an klanglicher einheitlichkeit überlegen, so noch mehr in bezug auf

den klangformalen aufbau. bei Ps.-Reimar scheint eine tendenz auf rundung daraus zu sprechen, dass das *i ie* der schlussstrophe sich dem *î î* der anfangsstrophe nähert. verbunden sind ferner 1 mit 2 durch *î* und 3 mit 4 durch *a*. Rubin hat jene musikalische rundung nicht, doch sind str. 1 und 5 durch nur *e* (1) und *î i* (5) im reim in sich einheitlich. str. 2 und 3 werden durch consonantische assonanz (2 *-uot*, 3 *-ât*) einander genähert, aufserdem str. 1 und 3 durch *-eben* (3) an *-ehen* (1). L. baut wider ganz musikalisch, indem der schlussreim (str. 7, 3 und 4) *mîn : sîn* mit dem ersten reim des liedes (*sîn : mîn*) identisch ist. der andre reim der endstrophe (*man : kan*) reimt auf den ersten reim der mittelstrophe (4 *hân : getân*, vgl. Knorr aao.) und stellt gleichzeitig die bindung mit der 6. str. (*hân : undertân*) und der 2. str. (*mac : tac*) her. der zweite reim der str. 6 zieht einen inneren bogen zum ersten reim der 3. str. (*-uot*), die obenein sich mit *hât : stât* im zweiten reim auf das *hân : undertân* im ersten reim von 6 bezieht. str. 5 mit nur *e* in beiden reimtypen würkt als einheitliches klangliches intermezzo. vergleicht man diesen aufbau mit den beiden genannten andern liedern, so ligt die vermutung nahe, dass klangformale rücksichten auch für die länge der lieder bestimmend sein konnten. mit Reimars und Rubins 5 strophen waren derartig verschlungene abtönungen nicht zu erreichen.

XXVII eröffnet die gruppe der fünf 'wânwîsen'[1]. das lied ist über dem basso ostinato eines in allen strophen widerkehrenden *a* (*â*)-typs aufgebaut. völlige klangliche rundung entsteht durch gleichheit aller drei reimtypen (*-an*, *-ert*, *-eben*) in der 1. und 6. (letzten) str. die mittelstr. 3 zeigt nur *a* (*â*) als reimvocal. in str. 2 werden die aufserdem verwendeten vocale *i* und *uo* eingeführt, von denen str. 4 zweimal *uo*, str. 5 zweimal *î* bringt.

XXVIII hat gegenüber allen vorhergehnden einen neuen klanglichen aufbau. die rundung von der letzten zur ersten strophe fehlt. die form ist ausgesprochen zweiteilig. die grenze ligt genau in der mitte und fällt mit dem einsetzen des inhaltlich zweiten hauptmotivs (Brecht s. 50) zusammen. als ersten

[1] gegen Bechstein fasst Brecht (s. 13 anm. 1) *wânwîsen* 'nach wie vor als freie phantasieproducte ohne realen gegenstand' auf. wort und sache würden wol noch schärfer widergegeben durch 'phantasieproducte eines allgemein gerichteten, sehnsüchtigen minnehoffens'.

reimtyp hat der erste teil in allen drei strophen *ei—e* (str. 1 *meien : zweien,* str. 2 *zweiet : meiet,* str. 3 *meinent : vereinent*), der zweite in allen 3 str. *i* + nasal — *e* (str. 4 *minne : sinne,* str. 5 *vindet : swindet,* str. 6 *vinden : überwinden*). zu beachten ist die entsprechung der reimwörter in 1, 2 und 5, 6, wodurch doch eine art rundung entsteht. in sich sind die zwei teile weiterhin verklammert durch *â a* nur in 1 und 3 und durch *în* nur in 4 und 6. zwischen den teilen stellt *-einent* in 3 und *-ein* in 4 einen leicht modulierenden übergang her.

XXIX, der 'reie', von L. selbst als *dœne rîch* bezeichnet, was vermutlich auf reiche cadenzierung einzelner wörter in der composition zu deuten ist, wie die Jenaer hs. es mehrfach aufweist. das und die schwierigere strophische form mögen der grund dafür sein, dass von einem klangformalen aufbau des textes nichts bemerkbar ist. einige ansätze, wie das durchgeführte *a* im 1. aufgesang, zu dem das *î* des 1. stollens der 2. str. und das *î i* in den 1. stollenhälften der 3. str. eine abgeschwächte parallele bilden, oder die bindung von str. 3. 4. 5 durch anreimung bleiben ohne constitutive bedeutung.

XXX hat wider rundung vom schluss zum anfang und dreisäuligkeit: str. 1 *-eine,* str. 4 *-eit.* str. 7 *-einen* (*ei* kommt sonst nicht vor). auch str. 2 und 6 beziehen sich mit dem dreifachen *a* (*â*) ihrer abgesänge auf das abgesangs-*a* der mittelstr. (4). eine weitere bindung besteht zwischen der 1. und 3. str. durch *-uot, -unt* sowie zwischen der drittletzten und letzten durch *i* (*î*). wenn somit 1 und 7 neben dem sie verbindenden hauptreimvocal je zwei verwante reimvocale verwenden, die zu der von ihnen aus dritten strophen vor- resp. rückwärts führen, so ligt darin ein weiteres moment klanglicher rundung.

XXXI ist inhaltlich zweiteilig (Br. s. 40). klanglich wird der einsatz des zweiten teils durch *üe—e* in der 1. und 3. str., den anfangsstr. der beiden teile markiert. eigentlich klangformalen aufbau hat das lied nicht.

Mit dieser nummer schliefsen die 'wânwîsen'; das nächste gedicht eröffnet die lieder der zweiten minne. es hätte sich vermuten lassen, dass die lieder, die nicht einem besonderen minne-erlebnis entsprossen, im dienst besonderer formkünste ständen. aber die vorhergehnde untersuchung führt zu einem andern ergebnis: grade in dieser gruppe stehn neben klanglich

sehr fein gebildeten stücken solche ohne jeden klangformalen aufbau; eine bestätigung der Brechtschen these, 'dass Ulrichs lieder eigentlich alle schon wânwîsen waren' (s. 15). L.s ganze lyrik scheint gezeugt von seiner formal-dialektischen begabung mit einer allgemeinen liebe zur frau.

XXXII bindet die 1., mittelste und letzte seiner 7 strophen klanglich durch den reimtyp *u* + nasal. in der anfangs- und schlussstrophe entsprechen sich aufserdem beide andern reimvocale (*a, â, o, ô*). die mittelstrophen des zweiten bogens (str. 5 und 6) haben im abgesang *a â*; in den strophen des ersten bogens (1 resp. 2—3) bereitet jeweils der zweite reimvocal des einen aufgesangs den ersten reimvocal das folgenden vor (1, 3 *stunt* : 2, 1 *funden*; 2, 3 *wê* : 3, 1 *gesendet*).

XXXIII, das ebenso die 1., mittelste und letzte (5.) str. bindet, während die beiden zwischen diesen 'säulen'strophen stehnden sich entsprechen, ist ein beweis dafür, dass wenigstens gelegentlich diese klangform bewust verwendet wurde. die letzte strophe hat aufserdem noch klanglich zusammenfassende bedeutung. wenn man dies gedicht mit einigermafsen geübtem ohr hört, kann man nicht zweifeln, dass die folge: vielreim *â*, kornreime, vielreim *a*, erfüllung der kornreime, vielreim *â* + abklingen der kornreime einen wesentlichen bestandteil der gedichtform bilden. es liefse sich noch darauf hinweisen, dass str. 1 und 5 einsilbig *â* reimen, während str. 3 *-agen* hat. dass die formgebende bedeutung der klangelemente indessen auch damals nicht allgemein bewust war, erhellt aus L.s eigner charakteristik dieses liedes: *diu liet vil maneger niht verstuont, als noch die tumben ofte tuont: swer aber was sô rehte wîs, der si verstuont, der gabe in prîs* (ausg. Lachm. 444, 8 ff).

XXXIV. Die schlussstrophe führt mit dem *î* des abgesangs zum *i*-abgesang der 1. und zur mittelstr., die nur *i î* verwendet. nebenher geht ein vocalspielansatz: str. 1 erster reimvocal *â*, str. 2 erster reimvocal *e*, str. 3 *i*, str. 4 *ô*-umlaut.

XXXV. Die mittelstrophen 2—4 sind *uo- üe*-variationen; von str. 3 an findet sich *uo üe* auch im versinnern. die 1. str., nur durch *i* mit den übrigen verbunden, würkt als präludium. die schlussstrophe lässt mit zweimaligem *üe* im versinnern den thematischen hauptvocal abklingen.

XXXVI, das erste von L.s zwei tageliedern. was Br.

(s. 59) über das fehlen einer 'rein durchgeführten, einheitlichen composition' bei diesem lyrisch-epischen werk bemerkt, bestätigt sich bei betrachtung des klangformalen. unter einander sind die strophen sämtlich durch *a* gebunden, aufserdem haben 1—3 und 7 im abgesangsschluss *i* (*î*), während 4—6 jede einen eigenen vocal (4 *ü*, 5 *u*, 6 *a*) an dieser stelle haben. aber eine 'durchgeführte einheitliche' klangform ligt nicht vor. es ist zu beachten, dass hier das 'inhaltliche', die 'handlung' ein viel stärkeres interesse hat als in den rein lyrischen stücken. die gegenüber Wolfram, Walther, Singenberg auffallende strophische einfachheit dieses tagelieds ist zu Ulrichs zeit schon verbreitet (vgl. Winterstetten, Lienz).

XXXVII. Der in allen 3 strophen widerkehrende pausenreim *-ol* des ersten und letzten strophenworts gibt die gemeinschaftliche klanggrundlage ab, auf der str. 1 mit 3 durch die typen *î—e*, *ou—e* und *a*, str. 1 mit 2 durch *üe—e*, str. 2 mit 3 durch *-ēre* gebunden ist.

XXXVIII, die zweite 'ûzreise', zeigt ebensowenig wie die erste (XVI) klangformalen aufbau, doch wird hier wider der einsatz des zweiten teils (vgl. Br. s. 40) durch aufnahme des ersten reimtyps von str. 1 betont. daneben erscheint mehrmals klanglicher schmuck, auch innerhalb der verse, jedoch ohne formgebende bedeutung. str. 1, 2 *helme* und *werden*, 3 *welt*, 6 *wert*; str. 3 grammatischer reim; str. 4, 2 *sol : wol*; str. 5, 2 schlagreim *schilde : wilde*, auch das dreimalige *schilde* dieser strophe hat klangwert; str. 6, 3 *muos* im versinnern bereitet den reimtyp der folgenden zeile (*-uoz*) vor; str. 7, 1 und 2 vorreim: *bringen inne : selben minne*, 3 und 4 zweimal *uo* im innern.

XXXIX ist wider 'dreisäulig'. str. 1 und 7 reimen an der gleichen stelle im abgesang *sunne : wunne*, uzw. in der umkehrung. die mittelstrophe hat ebenda *stunde : munde* und im aufgesang *kunt : munt*. dies *u* wird in der 3. zeile der 1. str. durch *entrunnen*, ebenda in str. 4 durch *kunnen* und in str. 7 durch *trûren* vorbereitet. aufserdem sind gebunden 2. 4 und 5 durch *üe—e* und 3. 5. 6 durch *uot*, was einen zweiten doppelbogen und mittelpunct erzeugt. kleinere einheiten beiderseits des hauptcentrums (str. 4) entstehn durch *în*, *ît* in den zwei aufgesangstypen von 2. 3 und *ât*, *ân* (beachte die umkehrung des consonanten!)

ebenda in 5. 6. innerhalb der verse bringen vorassonanz der reimwörter jeweils die dritten verse der strophen 3—5 (*ougen schouwe*; *süezlich süezen*; *güetlich güetet*); auch dies nicht nur von klanglich schmückender, sondern klangformaler bedeutung. die letzte strophe ist cadenzartig verziert: dreimal allitteration (*rôte rôsen ræte, trûrens tœte, des herzen mîn hœhstiu wunne*); viermal stichwortartig *ir* (*ir lîp, ir gebærde, ir lîp, ir schîn*). Br. rügt (s. 18) die unanschaulichkeit der schilderung. in anbetracht der staunenswert feinen und durchgearbeiteten klanglichen abschattung ligt es nahe anzunehmen, dass für L. das schwergewicht, zumindest bei diesem liede, mehr im musikalisch-dichterischen als im plastisch-dichterischen lag.

XL. Für L.s zweites tagelied gelten die zu XXXVI herangezogenen erwägungen in verstärktem mafse. wie einseitig hier der dichter mit dem stofflichen beschäftigt war, das zeigen seine bekannten theoretischen ausführungen über das tagelied. so dürften die wenigen klanglichen strophenbindungen, auch wenn sie sich, wie zwischen str. 2 und 3, zum reim steigern, als die zufällige auswürkung einer im grunde akustisch eingestellten productionskraft zu verstehn sein. irgendwelche formale bedeutung kommt ihnen nicht zu.

XLI bindet letzte und erste strophe durch zwei *i*-typen, zweite und vorletzte durch *uo : üe,* wobei die zweite im versinnern an charakteristischer stelle *uo,* die vorletzte ebenso *üe* hat. die mittelstrophe ruht auf zweimaligem *o*-typ; str. 3 und 5 haben je einmal *o*, so dass das ganze lied in drei concentrischen klangbogen sich aufbaut: str. 1 zu 7, 2 zu 6, 3 zu 5. mitte ist 4; vgl. das von Br. (s. 47) über die mittelachse festgestellte.

XLII arbeitet mit reichem innerem klangschmuck, dessen hauptvocale in der letzten strophe zusammengefasst werden. str. 1 viermal *-uot* + zweimal im reim; str. 2 viermal *liep,* zweimal *lîp* (beachte die verschreibung *liebe* für *lîbe* in C str. 4); str. 3 viermal *liep* resp. *lîp* + einmal *lîbe* im reim, zweimal *herze*; str. 4 fünfmal *liep* resp. *lîp* + einmal *lîp* im reim. zum innenschmuck gehört auch der pausenreim im schlussvers aller strophen. die schlussstrophe wird als solche markiert durch die zwei überschüssigen zeilen, die gleichfalls pause reimen.

XLIII. Das siebenstrophige lied weist eine neuartige klangliche form auf. es ist zweiteilig (str. 1—3 und 4—7), aber so,

dass die schlussstrophe des zweiten teils mit der des ersten durch *-un* + dental im aufgesang und durch *i î* im abgesang gebunden ist und mit ihrem dritten reimvocal, dem *ou—e* der 1. zeile, das *ou—e* des ersten reimtyps von str. 4 aufnimmt. die beiden ersten strophen beider teile haben je einen reim gemeinsam (str. 1, 5. 6 und 4, 2. 4 *-ô*, str 2, 5. 6 und 5, 2. 4 *-al*). die vorletzte strophe ist eine ausweichung aus diesem zusammenklingen. diese ausnahmestellung der vorletzten strophe war auch sonst klanglich mehrfach zu beobachten; hier stellt Br. (s. 44) für die innere form analoges fest.

XLIV baut sich auf *u, uo, üe* auf: str. 1 und 7 haben als ersten reim *-uotes -uoten*, str. 1 und 2 sind gebunden durch *-uot*, 2 verwendet daneben *-üetet*, das zu str. 4 *-üete* und 5 *-üezen* führt. str. 3 und 4 sind durch *-und* gebunden. str. 5 hat wie 2 neben dem *-üezen* das *-uot*, das dann auch in str. 6 erklingt. weitere bindungen sind der *i*-typ im letzten reimpaar der 1. und im zweiten vers der letzten strophe und die consonantische assonanz der abgesänge von str. 4 und 5 (*-ört : -ert*). zufall mag sein, dass das erste und letzte wort des liedes (*ich : mich*) pausenartig reimen, was aber vielleicht durch gleiche musikalische cadenz ohrenfälliger wurde. dagegen ist die ausgiebigere verwendung der hauptreimvocale (*u, uo, üe*) auch im versinnern nicht zu überhören.

XLV hat die klangliche form schwächer ausgeprägt, doch lässt sich die 'dreisäuligkeit' noch deutlich genug erkennen. die mittelstrophe (3) mit ihren typen *ô o* trägt den bogen, der vom aufgesangs-*ô* der 1. str. zum aufgesangs-*ô* der letzten führt. gebunden sind ferner str. 2 und 4 durch gleichen zweiten reimtyp (*-an*). es fällt auf, dass hier der absatz zwischen dem inhaltlich ersten und zweiten teil (zwischen str. 2 und 3, vgl. Br. s. 37) durch anreimung der grenzverse scheinbar verschleiert wird. indessen ligt auch darin eine klangliche auszeichnung des einschnitts.

XLVI bringt in jeder aufser der mittelstrophe einen *a*-typ; die letzte hat ihn, wie die erste, in der 1. zeile und aufserdem zur schlussverstärkung nochmals im abgesang. da das lied nur stumpf reimt, kommt diese einheitlichkeit gut zur würkung. eine besondere bindung zwischen str. 2 und 4 bildet das *-în*.

XLVII. Klanglich wird in der schon mehrfach beobachteten weise der einsatz des zweiten, speciellen teils mit str. 4 dadurch

hervorgehoben, dass der erste reimtyp von str. 4 gleich dem ersten von str. 1 ist (*güete*), der zweite ebenso wie dort *î* als reimvocal hat. überbrückt wird der inhaltliche und klangliche einschnitt durch *ô o* in den abgesängen von str. 3 und 4. möglicherweise besteht ein causaler zusammenhang zwischen der situation, in der das 'Kerkerlied' entstand, und dem fehlen klanglichen aufbaus.

XLVIII. Bindung vom schluss zum anfang gibt das *ô o* in den abgesängen 1 und 5. str. 1—3 haben gleichen reimtyp *ân : an*, der in str. 4 (*-ag*) verklingt. die schlussstrophe ist mit str. 4 durch *î* im zweiten reimtyp und mit str. 2 durch *uo* in den aufgesängen verbunden.

XLIX ist trotz mehrerer klanglicher bindungen doch ohne eindeutig klaren klanglichen aufbau. der dreisäulige typ klingt noch durch: die 1. und 5. (letzte) str. sind durch *ô o* gebunden, die 1. und 3. durch *-erben*, die 3. und 5. durch *-în*, das denn auch eine nebenbindung zu *-il* in str. 1 herstellt. aber das *ô o* str. 1 : 5 ertönt auch in 4.

L modificiert den dreisäuligen bau: str. 1 und 3 werden durch ihre ersten reimtypen (*-unden : -ungen*), str. 3 und 5 durch ihre abgesangstypen (*ô*) gebunden, str. 1. 3. 4 durch langen vocal + *t* im zweiten aufgesangstyp (str. 1 *rât*, str. 3 *sît*, str. 4 *tât*), str. 2. 4. 5 durch *-uot*.

LI ist dreisäulig: erster reimvocal von str. 1 und letzter von str. 7 ist *î*, mittelstr. (4) hat *i* und *î*; nebenbogen strophen 1. 3. 5. 7 reimtyp *-ât*. gebunden sind ferner str. 1 und 2 durch *î*, str. 6 und 7 durch *-an*, str. 2 und 5 durch *-ol*.

LII, das durchgehend grammatisch reimt, ist ausgeprägt zweiteilig. der klangliche einschnitt zwischen str. 2 und 3 fällt mit dem inhaltlichen (vgl. Br. s. 38) zusammen. str. 1 und 2 sind durch den in beiden je dreimal verwendeten typ *-anc* zu éinem teil zusammengeschlossen, str. 3—5 durch *-uote -uot* (3), *-unde -unt* (4), *-unden* (5). während aber 3 und 4 in ihren beiden typen gleichen hauptvocal haben, wird in der letzten strophe die rundung zur 1. hergestellt, indem der zweite reimtyp (*-ant*) das *a* des 1. teils aufnimmt.

LIII. Der abgesang der schlussstr. (7) nimmt mit seinem *-êre* das *-êrest* des 1. abgesangs und das *-êre* des 5. auf; er klingt auch an den ersten aufgesangstyp von 1 (*-erre*) und von 4 (*-æte*)

an. zum abgesang von 4 (*-üeten*) führt der zweite aufgesangstyp von 7, zum abgesangstyp von 2 (*-ône*) der erste typ von 7 (*-ône*). die beiden ersten und die beiden letzten strophen sind an den grenzen gebunden, 1 und 2 durch *-êrest : -êre,* 6 und 7 durch *-uote : -üete.* str. 3 führt mit *-îben, -ichen* zu 4 *-îbe, -ichen* (beidenorts im aufgesang). die mittelstrophe wird eingefasst durch *-iemer* im 3. abgesang und im ersten aufgesangstyp von str. 5. sie ist noch durch erklingen ihres endreims *-ouwe* auch im versinnern (zeile 1 und 3) geschmückt, so dass mittel- und binnenreim entsteht. die klangform dieses liedes ist also dreisäulig mit verbreiterter mitte. vom klangformalen standpunct aus wird man das wollautende gedicht nicht mit Br. (s. 51) als 'roh zusammengeflickten cento' bezeichnen können.

LIV zeigt ebenfalls frei behandelte dreisäulige form, aber überladen von anderen motiven. alle strophen mit ausnahme der vorletzten (6.) haben mindestens einen *a*-typ. str. 1 und 4 reimen gemeinsam *-ehen,* str. 4 in den formen *sehen : jehen,* worauf sich str. 7 grammatisch reimend mit *sach : jach* an gleicher strophenstelle bezieht. im abgesang von 6 erklingt dies *spehen : jehen* vorbereitend. die grenzstrophen der mitte (3 und 5) umschliefsen diese mit dem kreis eines gemeinsamen *ân*-typs, aber auch 2 und 4 sind gebunden (*-unt*).

LV ist durch regelmäfsigen nasal im aufgesangsreim, aufser der vorletzten strophe stets im ersten typ, charakterisiert. die letzte strophe nimmt mit ihrem ersten reimtyp (*-unde*) den ersten von str. 1 auf (*-unden*). nur dadurch dass str. 2 und 3 durch *ei* in den aufgesängen und str. 5 und 6 durch *o ô* in den abgesängen sich zusammenschliefsen und dass str. 4 durch ihr reim-*î* mit der nach vor- und rückwärts nächststehnden strophe dieser beiden gruppen verbunden ist, erscheint noch etwas von der dreisäuligkeit mit ihrer sonderstellung der mittelstrophe.

LVI. C gibt nur 5 strophen dieses liedes, L 7. aus Br.s untersuchung (s. 36) ergibt sich keine bestimmte entscheidung über die unentbehrlichkeit der zwei plusstrophen, denn auch mit str. 5 wäre ein 'zuspitzender' aufbau abgeschlossen. die klangliche interpretation dagegen zeigt, dass str. 6 und 7 aufserhalb des klangformalen zusammenhangs stehn. in diesem bringt die 1. str. sämtliche hauptvocale: erster typ *uo,* zweiter *a,* dritter *î.* die 2. str. lässt davon ertönen als ersten und zweiten typ *î,* als

dritten *ô*, die 3. str. als ersten und zweiten typ *a*, als dritten *i*, die 4. str. als ersten typ *î*, als zweiten *u*, als dritten *a*, die 5. str. als ersten typ *u*, als zweiten *o*, als dritten *i*, so dass 4 und 5 eine nachdrückliche widerholung von 1 darstellen und 2 und 3 einen mittelsatz von zwei untereinander durch *î* verbundenen strophen mit zwei reimvocalen bilden, eine neue modification der dreiteiligkeit. str. 1 und 5 haben aufserdem in der ersten hebung der 1. zeile *-ích* (*ích*). dass es sich hierbei um eine geschlossene klangform handelt, ist nach allem bislang beobachteten kaum zweifelhaft. die zwei plusstrophen dagegen fügen sich, trotz der unreinen anreimung von 6 an 5 (*-it* : *-ít*), nicht in die form ein. eine parallele zu der typenfolge *ô i o* der 6. str. ist in dem bis zur 5. str. nur mit klanglichen entsprechungen gebauten lied nicht zu finden. str. 7 führt dann in den bislang geschlossenen bestand an reimvocalen einen fremden (*œ*) überraschend ein. bemerkenswert ist auch, dass einzig str. 7 unregelmäfsig auftact zeigt. möglicherweise sind die beiden betr. strophen erst nachträglich entstanden.

LVII ist klanglich um die waise aufgebaut, die den charakteristischen vocal der strophe enthält. es handelt sich dabei um *ü* (*üe*) in str. 1. 3. 7 (also anfang, mitte [ungenau] und schluss) und um *î* in str. 2. 4. 5. 6.

LVIII bindet str. 1 mit 5 durch *-unde(n)* im ersten typ, str. 4 mit 6 durch *-ip*, an das sich str. 7 *-în* schliefst wie str. 2 an 1 mit *-undet*; eine letzte abschwächung der ausgeprägten dreisäuligkeit.

Göttingen. **Günther Müller.**

GENÔZ. Die vorherschende deutung des wortes, am eingehendsten im DWB. IV 1 b, 3475 2) begründet, leitet es direct vom verbum got. *niutan*, ahd. *niozan* ab: nach Hildebrand sind 'genossen' 'diejenigen, welche einen besitz gemeinschaftlich erworben, zb. eine jagd- oder kriegsbeute gemeinschaftlich gewonnen haben'; den perfectivischen charakter leugnet Kluge, wenn er als 'genossen' anspricht 'wer mit einem andern genieſst' und wegen des wortinhalts direct auf got. *gahlaiba* 'brotgenosse' verweist; ihm schlieſst sich wie so oft der neue Weigand an: 'der *mitgenieſsende*, ähnlich wie gleichbedeutend got. *gahlaiba*'; wenig abweichend Paul: 'der mit einem andern den gebrauch einer sache gemein hat' — was noch deutlich in 'hausgenosse, markgenosse' durchblicken soll.

Nun ergibt aber die musterung aller vergleichbaren persönlichen masculina mit *ga*- Gr. II 735 ff, Kluge Nom. stammbildungslehre § 4, Wilmanns D. gramm. II § 146 (s. 193 f). § 154 (s. 200). § 155 (s. 201), mögen sie nun stark oder schwach flectieren, dass sie samt und sonders mit einem nominalstamm gebildet sind, niemals vom verbum ausgehn. das gotische hat neben den schwachen bildungen: *gadaila, gahlaiba, gajuka, galeika, garazna, miþgasinþa, gawaurstwa* nur das eine starke *gadrauhts*; im ags. finden wir ausschlieſslich starke formen bei *gebêor* 'conviva, hospes', *gebûr* 'incola, colonus', *gelêod* 'compatriota', *genêat* 'socius', *gesîþ* 'socius, comes'; im ahd. steht *gibûr* neben *gibûro* (Graff III 19), *ginôz* neben *ginôzo* (II 1125 f). dass *genôz* auſser nach der a-decl. auch consonantisch flectiert wird, hat Haupt zu Erec 2109 nachgewiesen, vgl. Braune Ahd. gr. § 238 anm. 1; ich sehe darin ein zeichen für das hohe alter des wortes.

Es kann also kein zweifel sein, dass in dem masc. ags. *genêat*, ahd. *ginôz* das subst. ntr. ags. *nêat* (Bosw.-Toll. 713[a], Sweet OET 615[a]), ahd. *nôz* (Graff II 1125), an. *naut* (Fritzner[2] II 799) 'animal, jumentum, pecus' steckt. das haben denn auch Meringer Idg. forsch. 18, 234 und Wilmanns II 194 richtig erkannt: wenn aber jener übersetzt: 'der zum rind gehört' ('mitvieh'!), 'knecht', dieser: 'mithirt', so greifen sie beide fehl und unterdrücken ohne not den wirtschaftsgeschichtlichen gehalt des wortes: so gut wie Wilmanns übersetzt *gahlaiba* 'der dasselbe brot hat', hätte er auch übersetzen sollen *ginôz* 'der dasselbe vieh hat' — oder aber 'der das vieh mit andern gemeinsam, dh. auf der gleichen weide hat'. denn man wird dabei nicht sowol an einen vorgeschichtlichen gemeinsamen vieh**besitz**, als an frühgeschichtliche gemeinsame vieh**haltung** zu denken haben. die '**viehgenossenschaft**', '**herdgenossenschaft**' oder '**weidegenossenschaft**' ist also die älteste aller genossenschaften.

E. S.

ZU DEN INSCHRIFTEN DER OSTGERMANEN.

In der sammlung griechischer und lateinischer inschriftlicher texte aus der zeit von etwa 200 v. Chr. bis ungefähr 565 n. Chr. (Iustinians todesjahr), die zwei berufene kenner des deutschen altertums zusammengestellt haben[1], besitzt die germanische sprach- und geschichtsforschung nunmehr ein wertvolles urkundenbuch mit sachkundigen erläuterungen, die zwar in erster reihe den historischen ertrag berücksichtigen, aber mittelbar zweifelsohne auch der sprachgeschichte und besonders der namenkunde nützliche dienste leisten werden. der reiche inhalt, der nach den einzelnen ostgermanischen stämmen, in der folge wie sie nach und nach in den gesichtskreis der Griechen und Römer traten, gegliedert ist, wobei naturgemäſs den Wandalen, Burgundern und vor allem den Ost- und Westgoten die ersten rollen und der breiteste raum zufallen, ist bereits in den bisher erschienenen besprechungen eingehend behandelt; ich nenne von solchen ChHülsen, Berliner philol. wochenschrift 39 (1919), 123—129; FDrexel, Wochenschr. f. klass. philol. 36 (1919), 385—388; ARiese, Germania (korresp.-blatt) 3 (1919), 63f (vgl. auch SFeist, Jahresbericht f. germ. philol. 39/40, I 43 n. 90). dabei wurde von den berichterstattern mancherlei nicht oder doch wenigstens nicht sicher zugehöriges aufgezeigt, das die herausgeber in ihrem wolverständlichen streben nach gröstmöglicher vollständigkeit mit aufgenommen haben. dies gilt namentlich von einer gröſseren anzahl inschriften des ersten und zweiten jh.s der kaiserzeit, in denen die herren Fiebiger und Schmidt ostgermanisches sprachgut in lateinischen geschlechtsnamen und cognomina zu finden glaubten, und muss jedenfalls im auge behalten werden, um die sammlung mit nutzen gebrauchen zu können.

So waren die bisherigen besprechungen mehr bestrebt, an dem beträchtlichen, 334 nummern (allerdings mit einigen doppelzählungen) umfassenden material notwendig scheinende abstriche vorzunehmen, als es weiter zu vermehren. durch widerholte beschäftigung mit den barbaren-inschriften der römischen kaiserzeit glaub ich in der lage zu sein, hier ergänzend einzutreten und einige vielleicht nicht ganz belanglose nachträge beizusteuern; dem beispiel der herausgeber folgend hab ich mit ausführlicherer begründung auch zwei denkmäler aufgenommen, die von verteidigungsmaſsnahmen in Griechenland gegen nicht näher bezeichnete, aber aus den besonderen umständen als Ostgermanen erkennbare feinde berichten.

[1] Otto Fiebiger und Ludwig Schmidt: Inschriftensammlung zur geschichte der Ostgermanen. Wien 1917. [Kais. akad. d. wiss. in Wien, phil.-hist. kl., Denkschriften bd. LX, abh. 3]. XVIII u. 174 ss. 4° mit 19 abb.

Zu n. 8, der von mir in den Jahresheften des österr. arch. instituts 7 (1904), 215 ff (mit abb.) eingehend behandelten ruhmesinschrift des M. Vinucius (consul im j. 19 v. Chr.; vgl. jetzt Dessau n. 8965) sei an litteratur nachgetragen FStähelin, Festschrift zum 60. geburtstage von ThPlüss (Basel 1905), sonderdruck 17; AvDomaszewski, Jahreshefte des österr. inst. 8 (1905), 143 anm., der in z. 5 die ergänzung *Dacoru*]*m* statt *Quadoru*]*m* vorschlägt; ders., Gesch. der röm. kaiser I² 222; RMuch, Anz. XXXIII (1909), 10 f.

Im abschnitt 'Lugier' vor n. 16 einzureihen:

Römischer zug gegen die Buren im germanisch-sarmatischen krieg unter Marcus Aurelius oder Commodus. votivaltar aus Untersaal bei Kehlheim (Raetien), CIL III 5937; FVollmer, Inscript. Baiuariae Rom. n. 353 (abgeb. tab. 48); LSchmidt u. OFiebiger, PBBeitr. 32 (1907), 132:

I(ovi) o(ptimo) m(aximo) statori | Fl(avius) Vetulenus (centurio) | leg(ionis) III Ital(icae) rever|sus ab exped|it(ione) Burica | ex voto posuit.

Die Buren, die Ptolemaeus II 11, 10 wol mit recht als zweig der Lugier bezeichnet, gehören zu den von Marc Aurel und Commodus im germanisch-sarmatischen kriege bekämpften völkerschaften, vita Marci 22, 1; Cassius Dio LXXI 18; LXXII 2, 4. 3, 1 f. eine genauere bestimmung der zeit der *expeditio Burica* könnte nur in gröſserem zusammenhang versucht werden. vgl. MIhm, Pauly-Wissowas RE II 1067; BRappaport Die einfälle der Goten 15; LSchmidt Gesch. der dt. stämme I 357; 358 mit anm. 5; II 177; 191; Schmidt-Fiebiger aao.

Im abschnitt 'Goten bis auf Gratian' hinter n. 169 einzureihen:

Weihungen zweier Goten in einem buddhistischen höhlentempel Indiens, mitte des 2 jh. s n. Chr. zwei inschriften, der schrift nach dem vorstehend genannten zeitraum zuzuweisen, in einem der tempel nahe bei Junnar im Poonadistrict, 120 km ono. von Bombay, J. Burgess und Bhagwanlal Indraji, Inscriptions from the cave temples of Western India (Bombay 1881) 41 ff n. 5 und n. 33 (mir unzugänglich; vgl. HLüders List of Brāhmī inscriptions, Epigraphia Indica X, Appendix n. 1154; 1182); daraus Sten Konow, Journal of the Royal Asiatic Society 1912 p. 379—385; derselbe, Maal og Minne (Kristiania) 1912 s. 69—77 (mit zusatz von MOlsen s. 77—79). — vgl. SFeist, Jahresber. für germ. philol. 34 (1912), I 77 n. 10. 11; WStreitberg, Indogerm. jahrb. 2 (1914), 133 n. 5; FKluge, Germania (korresp.-blatt) 3 (1919), 47.

a) über einer alten cisterne:

Yavanasa Irilasa gatāna deyadhama be poḍhiyo. 'geschenk von zwei cisternen durch den Yavana Irila von den Gatas'.

b) auf einer wand einer mit bänken versehenen kammer:

Yavaṇasa Ciṭasa gatāna bhojaṇamaṭapo deyadhama saghē. 'geschenk eines speiseraums an die genossenschaft durch den Yavana Ciṭa von den Gatas'.

Die bezeichnung *Yavana,* bekanntlich der altindische name für die Griechen, dann überhaupt für Westländer (so Parther, Perser, Araber, später für Muhammedaner), wird hier noch näher bestimmt durch *gata.* die Konow verdankte deutung der letzteren als 'Goten' (vgl. lat. *Goti, Γότϑοι* neben got. *gutþiudai,* lat. *Gutones, Guticus* usw.) wird dadurch sehr wahrscheinlich, dass auch die beiden eigennamen sich unschwer aus dem altgermanischen erklären lassen: *Irila* ist, wie schon Konow erkannte, nichts anderes als *Erila* (vgl. deutsch *Erlo*; runeninschr. *ErilaR, EirilaR*), während *Ciṭa,* über welches die meinungen auseinandergiengen, wol am besten mit ThvGrienberger (bei Feist aao. 77 f) mit ostgot. *Tzitta* oder mit ae. *Tidda* gleichzusetzen ist. für Tzitta (Tzita, Zita) bringen Fiebiger-Schmidt zu n. 171 (= CIL III suppl. 12396) sechs belege. ob die beiden Goten aus der Weichselgegend oder vom nordufer des Schwarzen meeres kamen, wohin ihr volk damals — mitte des 2. jh.s n. Chr. — bereits seine sitze zu verlegen begann, und was sie in Indien suchten (Konow denkt an den bernsteinhandel, Plinius n. h. XXXVII 35), lässt sich freilich nicht mehr feststellen.

Im nämlichen abschnitt hinter n. 163 einzureihen:

Befestigung von städten Achajas zum schutz gegen die Goten, zwischen 320 und 330. basis einer statue zu Megara, IG VII 96; Kaibel Epigr. graeca n. 914:

> *Φ]ωσφορίου Μεγαρῆες ἀριστονόοιο καμόντες*
> *εἰκόνα λαϊνέην στῆσαν ἐπ' εὐδικίες* (= *εὐδικίαις*),
> *οὕνεκα πυργώσας πόλιας κρατεραλγέα, ϑοῦρο[ν*
> *τεῦξεν ἀτάρβητον δήϊον ἐνναέτες* (= *ἐνναέταις*).

Phosphorios, den die inschrift feiert, 'weil er durch befestigung der städte den schrecken vor dem schweres leid bringenden, wilden feind den einwohnern verscheuchte', ist zweifellos der nämliche mann in der gleichen amtlichen stellung, den die inschrift einer basis aus Argos nennt, IG IV 1608 (mit MFränkels anm.; ThReinach, Bulletin de corr. hellén. 24 [1900] p. 325):

> *Εἰκόνα Φωσφορίου μεγακυδέος ἀνϑυπάτοιο*
> *Ἀρχιλέως Δαναοῖς στῆσε χαριζόμενος.*
> *Ψ(ηφίσματι) β(ουλῆς).*

Von beiden inschriften liegen mir durch freundliche vermittlung abklatsche vor. die von Megara zeigt zwar späte, seichte, aber schlanke und sorgfältige formen (A, Є, C, ω), die — soviel ich sehen kann — kaum jünger sein können als das endende 3. oder frühe 4. jh. n. Chr.; sehr ähnlich ist eine kretische inschrift des ausgehnden 3. jh.s bei AMaiuri, Ausonia 6 (1911), beibl. 9 f (mit facs. 11 f). die buchstaben des argivischen

denkmals weisen abweichungen in einzelheiten auf; im allgemeinen sind sie viel unregelmäfsiger und nachlässiger eingehauen; doch steht auch hier der datierung in den anfang des 4. jh.s nichts im wege. doch scheidet aus sachlichen gründen die zeit seit Probus (etwa 278) bis auf Konstantin d. Gr. (315) aus, in welcher keinerlei tiefer ins reich vorgetriebene angriffe gröfserer gotischer scharen stattfanden (BRappaport Die einfälle der Goten 105 ff; 126; LSchmidt Gesch. der deutsch. stämme I 79), ferner die folgenden jahre bis einschliefslich 319, da Achaja, wie sogleich ausgeführt werden soll, innerhalb der neuen verwaltungsordnung erst nach diesem termin einem ἀνθύπατος (proconsul) unterstellt war. anderseits dürfte auch der abschnitt zwischen dem endgiltigen friedensschluss Konstantins mit den Goten (332) und der schlacht von Adrianopel (378) schwerlich in betracht kommen, selbst wenn wir die datierung aus den schriftformen beiseite lassen; auch dieser zeitraum, in welchem die Römer zunächst (bis 367) frieden mit den Goten hielten, dann angriffsweise gegen sie vorgiengen, bietet kaum einen geeigneten anlass für die befestigung der städte Griechenlands (man beachte die mehrzahl πόλιας), für die nach der klaren ausdrucksweise der inschrift doch die unmittelbare gefahr eines barbarischen einbruchs bis in die Balkanhalbinsel hinein die voraussetzung bildete. nach alledem sind die beiden ehrendenkmäler und damit auch die T ä t i g k e i t d e s p r o c o n s u l s P h o s p h o r i u s a m e h e s t e n z w i s c h e n 3 2 0 u n d 3 3 2 z u s e t z e n. in der tat fallen gerade in diesen abschnitt, besonders 324—328, eine reihe von bedeutenderen verteidigungsmafsnahmen Konstantins gegen die einfälle der Goten an der unteren Donau, so der bau einer steinernen brücke (i. j. 328) und zahlreicher befestigter lager längs des Donau-Limes (vgl. Rappaport aao. 113; LSchmidt Gesch. der dt. stämme I 82; Fiebiger-Schmidt zu n. 160), während der steinwall in der Dobrudscha nach Schuchhardts neuesten untersuchungen (Abhandl. der Berliner akad., phil.-hist. kl. 1918 nr 12, 61 f) erst der zeit nach Konstantin angehört. in diesen zusammenhang würde sich auch eine planmäfsige neubefestigung der bei jedem gröfseren Goteneinbruch immer wider bedrohten städte Achajas gut einfügen.

Wie Panathenios in der unten (s. 77 f) besprochenen baurkunde, so ist auch Phosphorios nicht der eigentliche name, sondern der rufname (signum) des in jenen beiden inschriften gefeierten statthalters. vgl. zum signum Phosphorios EDiehl, Rhein. mus. 62 (1907), 391. 400. 411. unser Phosphorios wurde früher nach Foucarts vermutung mit L. Aurelius Avianius Symmachus, stadtpräfecten im j. 364, dem vater des bekannten redners Symmachus, gleichgesetzt, der nach CIL VI 1698 (= Dessau n. 1257; vom j. 377) das signum *Phosphorius* führte. aber die in der folge bekannt gewordene inschrift von Argos,

nach der Phosphorios ἀνθύπατος war, widerlegt von vornherein jene annahme, wie schon Reinach erkannte, da Symmachus-Phosphorius nach ausweis seiner in CIL VI 1698 vollständig aufgeführten ämterlaufbahn niemals ein proconsulat bekleidet hat. Reinach denkt seinerseits an den frühesten der aus dem 4. jh. bekannten Symmachi, der nachweislich im j. 319 als hoher verwaltungsbeamter in Griechenland tätig war und wol mit dem consul des j. 330 in eins zu setzen ist; der name des letzteren, nach OSeeck, Symmachi opera (Mon. Germ. Auct. ant. VI 1) p. XLI Aurelius Iulianus (oder Tullianus) Symmachus, lautet richtiger Tullianus Symmachus Valerius (die belege bei WLiebenam, Fasti cons. 35 zum j. 330). er ist wahrscheinlich der vater des Symmachus-Phosphorius; bei der häufigen vererbung des signum vom vater auf den sohn (vgl. MLambertz, Glotta 4 (1912), 103; 5 (1913), 112, 2; 117 f; 123 f, 2) wär es denkbar, dass auch er schon Phosphorius gerufen wurde. so erscheint denn Reinachs annahme, dass dieser ältere Symmachus, der consul des j. 330, mit dem Phosphorios unserer inschriften identisch sei und im j. 319 als proconsul Achaja verwaltete, zunächst recht bestechend, zumal sie auch zu den oben entwickelten allgemeinen zeitlichen voraussetzungen im wesentlichen stimmen würde.

Doch ergeben sich schwierigkeiten gegen diese gleichung gerade aus der einen der diesen Symmachus nennenden kaiserlichen verordnungen, Cod. Theodos. II 15, 1 (= Cod. Iust. II 20, 8) vom 25 juli 319 (für die richtige überlieferung des datums s. OSeeck Regesten der kaiser u. päpste 56. 57. 168), die *ad Symmachum vicarium* — nicht *proconsulem* — gerichtet ist, während die andere, Cod. Theod. II 4, 1 (= Cod. Iust. V 40, 2) vom 4 februar 319 (nach Seeck aao. 57. 166 vielmehr dem j. 318 zuzuweisen) *ad Symmachum* ohne beisatz des amtes überschrieben und nach dem Theod. *accepta VIII id. Mart. Corinthi* ist (dazu Seeck Symm. p. XLI A. 80). demnach war Symmachus allerdings in den jahren 318 und 319 in Griechenland tätig, aber als vicarius der diöcese Macedonia, in einer damals noch von rittern bekleideten stellung, nicht — wie die inschrift von Argos fordern würde — in der senatorischen würde eines proconsul Achaiae, der im range bedeutend höher stand als jener vicar und von seiner oberaufsicht befreit war (s. OKarlowa Röm. rechtsgesch. I 857; OSeeck Untergang der ant. welt II 59 f. 66 f). anscheinend war Achaia nach aufgabe der alten ordnung, für die das wol bald nach 300 anzusetzende proconsulat des C. Vettius Cossinius Rufinus (CIL X 5061 = Dessau n. 1217) das späteste beispiel sein dürfte, von Diokletian einem statthalter niedern ranges (*corrector* heißt er CIL III 6103) unter controlle des vicarius Macedoniae unterstellt und wurde erst von Konstantin nach dem j. 319 zu einer proconsularischen provinz erhoben (dazu OSeeck Untergang II 60).

Vielleicht lässt sich aber auch dann noch die durch die häufige vererbung des signums vom vater auf den sohn immerhin empfohlene gleichsetzung des Tullianus Symmachus mit dem Phosphorius unserer inschriften aufrecht erhalten. in diesem fall müste er nach seinem vicariat von Macedonien (j. 318/9) und vor seinem consulat (j. 330) den proconsulat der unterdessen von Konstantin im rang erhöhten provinz bekleidet haben. ähnliche fälle aus den uns freilich nur wenig bekannten ämterlaufbahnen dieser zeit erwähnt OSeeck Untergang II anh. 498. unzulässig schiene es mir dagegen, die beiden inschriften so auseinanderzuhalten, dass die von Megara (ohne amtsbezeichnung) dem vicariat (im j. 318/9), die argivische (mit *ἀνθύπατος*) dem spätern proconsulat des Symmachus-Phosphorius zugewiesen würde.

Im abschnitt 'Ostgoten' hinter n. 231 einzufügen:

Grabschrift der Ostgotin Gundeberga vom j. 570 n. Chr. zu Mutina (h. Modena), CIL XI 941:

[*Hic*] *requiescet in* | [*pa*]*ce Gundeberga,* | *qui et Nonnica, sp*(*ectabilis*) *f*(*emina*), | *que vixet ann*(*is*) *pl*(*us*) *me*||[*n*]*us XLIIII, recesset* | [*s*]*ub d*(*ie*) *prid*(*ie*) *id*(*us*) *Iunias* | [*I*]*ustino Au*[*g*(*usto*) *d*(*omino*) *n*(*ostro*) | *eodem*]*que bis c*[*o*]*ns*[*o*]*l*(*e*) | *anno quint*(*o*), *ind*(*ictione*) *III.* (j. 570.)

Wegen der sehr ähnlichen grabschriften ostgotischer frauen n. 230—232 (letztere nennt eine *Guntelda sp. f.*) empfiehlt es sich diese, die auch in Schönfelds wörterbuch der altgerm. namen unbenutzt geblieben ist, mit heranzuziehen. das supernomen Nonnica bezeichnet die verstorbene wol als klosterfrau (*nonna*); vgl. MLambertz Glotta 4 (1912), 114.

Zum abschnitt 'Westgoten' s. 117 n. 240: mit recht haben die herausgeber auf die aufnahme der athenischen ehreninschrift in versen IG III 636 (Kaibel n. 915) verzichtet, die einen *ἀρχὸς Ἀχαιῶν* (*proconsul Achaiae*) Theodoros unter Theodosius I (derselbe in einer inschrift von Troizene IG IV 787) feiert. die worte ὃς *εὐδικίης ἀγανῇσι* | *σῶσε Πανελλήνων σώματα καὶ πόλιας* wurden zwar nach Chandlers vorgang von vielen (so auch von mir Jahreshefte des österr. arch. instituts 15 [1912], 218) auf verteidigungsmaſsnahmen gegen die in den jj. 378—380 seitens der Westgoten drohende gefahr gedeutet, aber — wie mir jetzt scheint — ohne ausreichenden grund.

Im abschnitt 'Westgoten' hinter n. 240 einzureihen:

Verteidigung von Tegea in Arkadien gegen Alarich im j. 395. basis einer statue zu Tegea, IG V 2 n. 153; A. S. Arvanitopullos *Ἀρχαιολ. Ἐφημ.* 1906, 28; vPremerstein, Jahreshefte des österr. arch. instituts 15 (1912), 215 ff mit ausführlicher erläuterung:

*Ἥκιε, καρτερόθυμε, σαόπτολι, ὕπατε | Ῥοῦφε, |
ἄντεχε σῆς Τεγέης, μένος ὄβριμε, | ἄντεχε πᾶσιν |
δυσμενέσιν· δώρῳ δ' ἐπαγάλλεο,* | ω (so für δ) *βασιλεύς σοι |
ἀντ' ἀρετῆς δῶκεν, στῆσαν δὲ | πόληος ἄριστοι.*

Wie ich aao. näher darlegte, rühmt die nach den buchstabenformen der spätesten kaiserzeit angehörige inschrift einen (sonst nicht nachweisbaren) consul Rufus, der das ihm vielleicht als heimat oder wohnort nahestehnde Tegea mit erfolg gegen feinde verteidigt hatte und dafür durch eine vom kaiser bewilligte und von den vornehmsten, dh. vom rat der stadt errichtete statue geehrt wurde. der schriftcharakter, die metrischen und orthographischen verstöfse (z. 1 ὕπατε, z. 6 ω für δ), die bezeichnung des von der bule gesetzten standbilds als geschenk (δῶρον) des kaisers, die auf die seit mitte des 4 jh.s für ehrungen dieser art vorgeschriebene kaiserliche genehmigung hinweist, die einzahl βασιλεύς, wodurch die beinahe die ganze zweite hälfte des 4. jh.s ausfüllenden samtherschaften vor der reichsteilung ausscheiden, alles dies weist auf die zeit seit 395 hin; die abwehr des Rufus galt dem einfall der Westgoten unter Alarich im j. 395, die damals bis in den Peloponnes, insbesondere auch nach Arkadien vordrangen, Zosimos hist. V 6, 4; Claudianus de bello Goth. 191 f. 575 f; de IV cons. Honorii 467 ff; in Rufinum II 189 f; auf Tegeas bedrohung weist letzterer de b. G. 576 hin: *non hic Tegeen Argosque tuemur.* der von Rufus geleitete widerstand der Tegeaten war jedenfalls nachhaltiger und erfolgreicher als der von Megara, Korinth, Argos und den meisten ortschaften zwischen Argos und Sparta, welcb letzteres völlig unverteidigt in Alarichs hände fiel (Zosimos V 6, 3 ff). — vgl. im allgemeinen Hertzberg Gesch. Griechenlands u. d. Römern III (1875) 395 ff; AGüldenpenning Gesch. des oström. reiches unter Arcadius (1885) 51 f; GRauschen Jahrb. der christl. kirche unter Theodosius (1897) 437 f; LSchmidt Gesch. der dt. stämme I 195 ff; FHiller vGaertringen IG V 2 p. XXXIII.

Der nicht näher bekannte *ὕπατος Ῥοῦφος* kann nur suffect- oder titularconsul, nicht consul ordinarius gewesen sein; mit der verwaltung Achajas, als dessen proconsul uns im j. 395 ein Antiochus, sohn des Musonius, bezeugt ist (Zosimos V 5, 2 f), hat Rufus jedenfalls nichts zu tun gehabt.

Im abschnitt 'Ostheruler' vor n. 287 einzureihen:

V e r s t ä r k u n g d e r b e f e s t i g u n g A t h e n s z u m s c h u t z g e g e n d i e H e r u l e r i m j. 2 6 7. block mit bauinschrift, wol aus Athen, AWilhelm Beiträge zur griech. inschriftenkunde (Sonderschriften des österr. arch. instituts VII 1909) 101 f n. 86 mit abb. 58; jetzt auch abgebildet bei OKern Inscriptiones Graecae (Tabulae in usum scholarum ed. I. Lietzmann VII) taf. 48, rechts unten.

Τό[ν π]ρὶν ἄκοσμον ἐόντα πύργον, σθένος ἐν πολέμοισιν,
νῦν ὄντως πύργωσεν λαμπρὰ χὶρ (so statt *χείρ*) *ἡγεμονῆος*
οἴκ[οθ]εν εὐφραδέως Παναθην[ί]ου ἐξόχου ἀνδρῶν.

Wegen der schönen, sorgfältigen schrift erklärt Wilhelm, dem Kern zustimmt, das denkmal als 'keinesfalls jünger als die mitte des dritten jahrhunderts n. Chr., vielleicht sogar noch dem zweiten zuzuteilen'. als widerhersteller des bisher verwahrlosten turmes, des 'bollwerks in kriegen', aus eigenen mitteln (*οἴκοθεν*) erscheint ein *ἡγεμονεύς* — also proconsul oder aufserordentlicher kaiserlicher legat — dessen *λαμπρὰ χ(ε)ὶρ* wol auf seinen rang als *λαμπρότατος* (*vir clarissimus*) hinweisen soll; dass er nicht mit seinem eigentlichen namen, sondern gleich dem oben (s. 73 ff) behandelten Phosphorios mit einem ruf- oder schlagnamen (signum), wie dies seit dem 2. jh. n. Chr. besonders in senatorischen kreisen sehr üblich war, bezeichnet wird, raubt uns vielleicht die möglichkeit sofortiger datierung nach einer anderweitig bekannten persönlichkeit.

An und für sich wär es nicht ausgeschlossen, die inschrift in die zeit des germanisch-sarmatischen krieges unter Mark Aurel zu setzen, in welchem nach meinen darlegungen Klio 12 (1912) 139 ff, denen auch LSchmidt (Gesch. der deutsch. stämme II 183 f) zustimmt, im j. 170 die Kostoboken und andere nordpontische völkerschaften, darunter auch germanische Bastarner (vgl. Klio aao. 165 f; Fiebiger-Schmidt n. 15), hauptsächlich auf dem seeweg vordringend die küstengebiete Griechenlands und Kleinasiens brandschatzten. aber dieser überfall, bei dem unter anderem auch das heiligtum von Eleusis in flammen aufgieng und Athen selbst bedroht war, muss ganz überraschend gekommen sein, so dass niemand an verteidigungsmafsnahmen, wie in unserer inschrift eine angedeutet wird, gedacht hatte; dies sagt der sophist Aelius Aristides in seiner trauerrede *Ἐλευσίνιος* (vom j. 170) ausdrücklich, or. XXII 13 (II p. 31 ed. BKeil): *ὦ πάλαι τε δὴ καὶ νῦν ὡς ἀληθῶς παῖδες Ἕλληνες, οἳ τοσούτου κακοῦ προσιόντος περιείδετε. οὐκ, ὦ θαυμάσιοι, νῦν γέ τι ἐν ὑμῶν αὐτῶν ἔσεσθε; οὐ τάς γε Ἀθήνας αὐτὰς περισώσετε;* (dazu Klio aao. 151 f n. 6; 163). übereinstimmend damit bezeugt Zosimos hist. I 29, 3, dass die Athener ihre stadtbefestigung in der ganzen zeit seit der zerstörung durch Sulla bis zur widerherstellung durch Valerian anlässlich der gefahr eines gotischen einfalls im j. 253 hatten verfallen lassen: *καὶ Ἀθηναῖοι μὲν τοῦ τείχους ἐπεμελοῦντο μηδεμιᾶς, ἐξότε Σύλλας τοῦτο διέφθειρεν, ἀξιωθέντος φροντίδος.*

So bietet sich denn als wahrscheinlicher anlass für den turmbau unserer inschrift die der zeit nach nächstfolgende bedrohung Athens durch die Goten im j. 253, an die AWilhelm dachte, oder die durch die Ostheruler im j. 267; darüber hinaus-

zugehen gestattet der schriftcharakter nicht. allerdings ist in unserer litterarischen überlieferung über die widerherstellung der stadtmauern Athens im j. 253 (Zosimos I 29, 3, s.o.; Zonaras XII 23; Synkellos I p. 715 ed. B.) bloſs die rede von einer tätigkeit der Athener selbst, unter denen nach IG III 399 (Fiebiger-Schmidt n. 139) der sophist Klaudios Illyrios (über ihn auch EKlebs Prosopographia imp. Rom. I 381 n. 716; EGroag in Pauly-Wissowas RE III 2725f n. 182) durch förderung des baus sich hervortat (über diesen vgl. auſser der litteratur bei Fiebiger-Schmidt n. 139 noch FNoack Athen. Mitt. 32 (1907), 498). dagegen scheint unsere inschrift in der betätigung des ἡγεμονεύς auf eine hilfe seitens der reichsregierung hinzuweisen, die im j. 253 ganz versagt und die Griechen sich selbst überlassen hatte, und so ligt es näher, sie mit den von dieser anlässlich der Herulergefahr des j. 267 eingeleiteten maſsnahmen zu verbinden (vgl. Rappaport aao. 68; LSchmidt Gesch. I 70; Fiebiger-Schmidt zu n. 287; AStein in Pauly-Wissowa-Krolls RE XI 674 f).

Darüber berichtet auf grund der Skythika des zeitgenossen und mitkämpfers Dexippos die Vita Gallieni 13, 6 folgendermaſsen: *inter haec Scythae per Euxinum navigantes Histrum ingressi multa gravia in solo Romano fecerunt. quibus compertis Gallienus Cleodamum et Athenaeum Byzantios instaurandis urbibus muniendisque praefecit, pugnatumque est circa Pontum et a Byzantiis ducibus victi sunt barbari.* aus der nämlichen quelle sind die verworrenen angaben bei Zonaras XII 26 geflossen, wo aus den namen der beiden führer ein einziger Κλεόδημος Ἀθηναῖος geworden ist (vgl. Rappaport 71). angesichts dieser nachricht, welche zu dem nach unserer bauinschrift vorauszusetzenden tatbestand sehr gut zu passen scheint, ist vielleicht die vermutung nicht allzu gewagt, dass der ἡγεμονεὺς Παναθήνιος und der dux Athenaeus der Vita Gallieni éine person sind, so dass das signum Παναθήνιος nur eine leichte umformung des eigentlichen namens Athenaeus darstellen würde. man darf dabei daran erinnern, dass die in den inschriften stets Ἀθηναΐς genannte tochter des Herodes Atticus (Prosopographia imp. Rom. II 341 n. 191; dazu Athen. mitt. 33 [1908], 210 n. IV) bei Philostratos βίοι σοφ. II 1, 10 vielleicht nicht irrtümlich, sondern als heroine Παναθηναΐς heiſst; ferner dass name und signum überhaupt häufig in näherer beziehung zu einander stehn, insbesondere eines eine vollere form oder weiterbildung des andern darstellen kann. beispiele dafür finden sich bei Lambertz Glotta 5 (1913), 124 f. 127 f, 2. 150 anm.; hier sei bloſs hingewiesen auf den Ἀθήναιος Ἀθηναίου ὁ καὶ Ἐπαφρόδιτος, den die eltern, als er heranwuchs, Ἀθηνόφιλος riefen (IG III 809; Lambertz aao. 4, 82 f. 85. 136), und daneben auf den Ἀφροδίσιος Δημη-

τρίου ὁ καὶ Ἐπαφρᾶς (kurzform für *Ἐπαφρόδιτος*; IG XIV 1494; Lambertz 4, 119).

Trotz der sicherungsmaſsnahmen, auf die unsere inschrift zusammengehalten mit Vita Gallieni 13, 6 hinzudeuten scheint, ist Athen bald darauf, noch im gleichen jahr 267, bekanntlich von den zur see vorgestoſsenen Ostherulern überwältigt worden; über dieses und die folgenden ereignisse vgl. die bei Fiebiger-Schmidt zu n. 287. 289 angeführte litteratur; dazu AStein aao

Zu n. 288. die in der metrischen grabschrift eines Hierophanten von Eleusis IG III 713 stehnden worte *ὃς καὶ δυσμενέων μόθον οὐ τρέσεν, ἀλλ' ἐσάωσεν | ἄχραντα ἀρρήτων θέσμια Κεκροπίδαις* werden von den herausgebern (wie schon vorher von OFiebiger Neue jahrb. f. d. klass. alt. 37 (1916), 296 mit A. 6) kaum mit recht nach dem vorgang älterer auf den einbruch der Heruler im j. 267 bezogen; es handelt sich vielmehr, wie schon die griechischen forscher Lambros und Philios sahen, um den überfall der Kostoboken auf Eleusis und die einäscherung des dortigen mysterienheiligtums, als deren zeit ich Klio 12 (1912), 151 ff das j. 170 nachgewiesen habe (oben s. 78), und um den nämlichen Hierophanten (Iulios), der in einem andern, mehrfach anklingenden metrischen gedicht (Bull. de corresp. hellen. 19 [1895], 119 n. 2) als bewahrer der heiligen geheimnisse vor dem frevel der 'Sauromaten' und als einführer des kaisers (Marcus Aurelius) Antoninus in die mysterien gepriesen wird. s. dazu meine ausführungen Klio aao. 153 f n. 7. 8. —

Von vorstehnden zusätzen konnte ich das meiste den herausgebern schon im juli 1918 zwecks allfälliger verwendung in damals geplanten nachträgen, die indessen infolge der ungunst der verhältnisse bisher nicht erschienen sind, zur verfügung stellen. möge die bescheidene nachlese, wenn sie jetzt — im einverständnis mit ihnen — in dieser form veröffentlicht wird, den beiden verdienstvollen forschern ein zeichen des dankes und der wertschätzung für ihre ergebnisreichen bemühungen sein, mit dem der wunsch sich verbindet, dass der von ihnen ins auge gefasste plan einer fortsetzung der sammlung für den bereich der Westgermanen bald verwürklichung finden könne.

Marburg i. H. **Anton v. Premerstein.**

DIE
HANDSCHRIFTENFRAGE DER ÞIDREKSSAGA.

Die Thiđrekssaga (þs.)[1] bietet in ihrem handschriftenverhältnis bekanntlich die grofse schwierigkeit, dass die älteste und für uns mafsgebende norwegische handschrift Mb alle anzeichen an sich trägt, original zu sein und als solches den anderen handschriften (den beiden isl. fassungen A und B sowie der schwedischen version der Dietrichskronik Sv) zu grunde zu liegen, und dass dennoch ebenso sicher diese anderen handschriften durch gemeinsame bessere lesarten dazu zwingen, eine ältere, bessere handschrift als quelle anzusetzen.

Für die ältere forschung existierte diese schwierigkeit noch nicht; ihr war Mb unzweifelhaft der grundtext, aus dem — mit den nötigen zwischenstufen — die übrigen handschriften sich herleiten. auf diesem standpunct stehn Ungers[2] und Treutlers[3] handschriftenauffassungen. compliciert wurde die frage zuerst durch GStorm, der zwei neue gesichtspuncte in die discussion brachte. in seinem buche Sagenkredsene om Karl den Store og Didrik af Bern (Kbh. 1874) sucht er zu erweisen, dass die beiden redactionell verschiedenen stücke von Mb, die wir als Mb[2] und Mb[3] zu scheiden gewohnt sind, nicht nur redactionell verschieden, sondern teile zweier verschiedener fassungen der gesamten saga sind, die von den beiden redactoren benutzt wurden, sodass wir also zwei mechanisch verbundene, an ihrer kittstelle nicht glatt aneinander passende abschriften aus zwei verschiedenen, in sich ziemlich abweichenden hss. vor uns haben. die so entstandene hs. Mb kann aber nach wie vor quelle der übrigen fassungen sein. dieser gesichtspunct Storms ist in der neueren litteratur, soweit ich sehe, überall angenommen worden. weiter führt St. seine untersuchungen in seinen Nye studier over Thidreks saga[4], indem er nachweist, dass AB oft ursprünglichere lesarten hat als Mb. damit ist die beherschende stellung von Mb bereits erschüttert und der weg eingeschlagen,

[1] ich benutze Bertelsens ausgabe (Kbh. 1905—11), wo die ältere litteratur in der einleitung s. XLVIII ff eingehend besprochen wird.
[2] in der einleitung seiner ausgabe (Christiania 1853).
[3] Treutler Zur Thidrekssaga, Germania 20, 151 ff.
[4] Aarb. f. nord. oldkynd. 1877.

den Klockhoff[1] weiter verfolgt hat, indem er den nachweis erbringt, dass AB und Sv zahlreiche gemeinsame lesarten haben, die besser sind als die von Mb: seit Klockhoffs untersuchungen ist es nicht mehr möglich, Mb als die gemeinsame grundfassung zu betrachten.

Und doch drängt alles auf grade diese auffassung hin. Mb trägt mit seltener deutlichkeit zur schau, dass sie nicht abschrift einer wesentlich gleichlautenden vorlage, sondern so wie sie vorligt erst werk ihrer redactoren ist. die bekannten doppelredactionen und noch mehr die art und weise, wie der von Mb[2] stehn gelassene stumpf von Mb[3] behandelt wird, beweisen unbedingt, dass die saga nicht nur nicht nach derselben hs. einfach fortlaufend abgeschrieben, sondern dass ein verschiedener wille gestaltend an ihr tätig gewesen ist. sie ist so wie sie ist unbedingt original, durchaus verschieden von dem, was etwa vorher existiert hat. das gepräge des originals erhält durch die doppelredactionen und durch die unvollkommene art und weise, wie der zweite kopf sich den bestrebungen des ersten hat anpassen können, einen so subjectiven charakter, dass man versucht ist, gradezu von einem concept zu sprechen, das seinen stoff noch nicht einheitlich bewältigt hat. jedenfalls muss man dies werk unbedingt widererkennen, wenn es einem andern zur grundlage gedient hat. durch Bertelsens beweisführung[2], die sich mit den doppelredactionen beschäftigt, ist klargelegt, dass AB und Sv eine vorlage mit doppelredactionen und nahtstelle gehabt haben, und eingehndere einzelanalyse würde dies resultat überall bestätigen[3]. Mb erweist sich somit als grundlage zweier voneinander unabhängiger fassungen, die versuchen die gröbsten widersprüche in Mb auszugleichen, und als deren abkömmlinge einerseits AB anderseits Sv zu betrachten sind. bei dem originaltypus von Mb drängt sich also der einfache stammbaum auf:

[1] Studier öfver þiðreks saga af Bern. Upps. univ. årsskr. 1880.

[2] zuerst in seiner doctorschrift Om Didrik af Berns sagas oprindelige skikkelse, omarbejdelse og håndskrifter (Kbh. 1902), neu aufgenommen und weitergeführt Einleitg s. XXXIII—XLVI.

[3] Bertelsen nimmt mit recht an, dass die verschiedenen erzählungen von Dietrichs ende in AB und Sv auf eine doppelredaction des verlorenen schlusses von Mb zurückgehn; also eine doppelredaction innerhalb Mb[3].

Mb
X — Y
| |
J Sv
A — B.

diesen stammbaum aber machen Storm-Klockhoffs nachweise unmöglich[1], die Mb nicht als grundhandschrift gelten lassen. es gilt diesen widerspruch zu lösen. dies ist versucht worden von Boer[2] und von Bertelsen[3]. beide forscher gehn von zwei voraussetzungen aus; erstens dass gemäfs Storms annahme Mb^2 und Mb^3 verschiedene hss. repräsentieren, zweitens dass Mb^3 gegenüber Mb^2 auf einer erweiterten 'interpolierten' fassung beruhe. indem sie das band zwischen den beiden teilen der saga ganz lösen, gewinnen sie ein mittel, den originalcharakter von Mb als rein mechanisch abzutun und auf hss. zurückgreifen zu können, die hinter Mb liegen. und in der interpolierten fassung Mb^3 gewinnen sie eine hs., die den notwendigen, conceptartigen charakter hat, der von Sv AB vorausgesetzt wird, und der Mb^3 als vorlage für Sv AB geeignet macht. auf die einzelheiten der Boer-Bertelsenschen versuche brauch ich zunächst nicht einzugehn, da mir ihr princip verfehlt scheint. auf dem von ihnen eingeschlagenen wege ist ein eindeutiges resultat nicht erzielbar, wie sich aus den controversen Boers und Bertelsens über die frage ergibt (vgl. Boers recension über Bertelsen Zs. f. d. ph. 37, 126 ff und Bertelsens antwort darauf Einl. LII). was auf diesem wege erreicht worden ist, ist eine durch verfeinerung der untersuchung bewürkte, aufserordentliche complicierung des stammbaumes, wie aus dem vergleich von Boers älterem stammbaum sowol mit Bertelsens wie mit Boers jüngerem stammbaum zu ersehen ist. die folge ist ein ansatz von vielen, compliciert in-

[1] hinzu kommt, dass ein teil der schlechteren lesarten in Mb nur auf schlechter abschrift einer schriftlichen vorlage beruhen können, Mb also keinesfalls erste niederschrift sein kann.

[2] R. C. Boer Über die handschriften und redactionen der þiđreks-saga, Arkiv 7, 205 ff, weitergeführt in: Die sagen von Ermanarich und Dietrich von Bern (Halle 1910), s. 308 ff.

[3] H. Bertelsen Om Didrik af Berns sagas oprindelige skikkelse usw. die resultate von Boer u. Bertelsen sind übersichtlich zusammengestellt von Bertelsen Einleitg s. LI f. doch ist Boer Ermanarich u. Dietrich s. 321 hinzuzuziehn.

einandergreifenden hypothetischen versionen, die den constructionen keinen zuwachs an wahrscheinlichkeit bringen. insbesondre Boers weitere complicierungen in 'Ermanarich und Dietrich' scheinen mir von dem wahrscheinlichen weit abzuführen und erhalten ihre begründung nicht mehr nur aus dem gegenseitigen verhalten der uns bewahrten versionen, sondern aus der ansicht die Boer sich über die quellen der þs. gebildet hat. diese widerum, die sich aus dem versuche, interpolationen zu erkennen, zu einer consequenten durchführung zweier quellenserien langsam fortentwickelt hat, zwingt dazu, ihr schon in der handschriftenfrage rechnung zu tragen. da aber Boers auffassung der quellenverhältnisse nichts weniger als sicher und allgemein anerkannt ist, wird auch sein neuer stammbaum nicht als gesichertes ergebnis angesehen werden dürfen. indessen glaub ich, wie gesagt, dass die frage von anderen voraussetzungen aus angefasst werden muss, als die genannten forscher es getan haben. einen beachtenswerten schritt in dieser richtung hat Mogk in seiner recension des Bertelsenschen buches getan (Arkiv 21, 81 ff), in der er mit recht geltend macht, dass die form von Mb[3] nicht einer älteren handschrift, sondern nur dem redacteur Mb[3] selbst ihr dasein verdanken kann. der umgestaltende wille von Mb[3] ist an der ansatzstelle unbestreitbar, und diese entspricht in ihrer haltung ganz dem sonstigen Mb[3]. der punct ist in der tat beachtenswert. die versuche von Bertelsen und Boer lassen die augenscheinliche parallele aufser acht, dass mit dem redactorenwechsel zugleich ein stilwechsel eintritt. sie machen aus den redactoren lediglich zwei schreiber, die sich von der ersten, vierten und fünften hand nur dadurch unterscheiden, dass sie capitelüberschriften und initialen ausfüllen, sonst aber ebenso mechanisch jeder aus seiner vorlage abschreiben. ich kann demgegenüber die genaue parallele von redactorwechsel und stilwechsel nicht für mechanischen zufall halten. indessen ligt die gröste schwäche der Boer-Bertelsenschen voraussetzungen nicht hier. beide arbeiten mit zwei vollständigen handschriften, von denen Mb[2] dem original wesentlich näher steht als Mb[3], die 'interpolierte' fassung. diese 'interpolierte' fassung aber ist alleinige quelle für Sv AB auch in den partieen, wo die norwegische membran nach Mb[2] abgeschrieben ist. ist das richtig, dann müssen die abweichungen zwischen Sv AB und Mb in den anfangspartieen,

die in Mb nach Mb² geschrieben sind, weit gröfser sein als in den späteren partieen, wo sowol Mb als Sv AB auf Mb³ zurückgehn[1]. und das ist zweifellos nicht der fall. in Bertelsens ausgabe kann es so scheinen, als ob tatsächlich in dem Mb²-abschnitt die isl. fassungen viel stärker abwichen als in dem Mb³-abschnitt. wir verdanken dieser auffassung Bertelsens die annehmlichkeit, im ganzen I band seiner ausgabe den vollen text von isl. A unter dem strich zu finden. in der tat aber würkt dies verfahren leicht irreführend. auch in diesen partieen liefse sich der isl. text gut als variantenapparat auflösen. wenn die abweichungen stärker scheinen, so beruht das darauf, dass als untertext nicht B sondern A gewählt ist, die stärker ändernde, namentlich kürzende handschrift. eine genaue musterung zeigt, dass die mehrzahl der abweichungen der hs. B gegenüber A, die einen umfangreichen variantenapparat erzeugen, auf übereinstimmung von B mit Mb beruhen und also im variantenapparat des II bandes keine aufnahme gefunden hätten. in dem von mir durchgesehenen anfang der þetleifs-saga (I 209—224) hab ich über 100 solcher stellen gezählt, wo A zt. beträchtlich von Mb abweicht, durch B aber die lesung von Mb für den isl. grundtext (J) gesichert wird. einige der wichtigsten seien beispielshalber angeführt.

s. 209: A: *enn jþrotter nema edur hofþingium þiona.* B: *enn hann vilje rijda med fødur sijnumm edur jþrotter nema* usw. Mb: *en hann vili riđa međ feđr sinom eđa iđrottir at nema* usw. — s. 211. A: *og hrister sina arma og hofud.* B: *og hrister af øsku og strijkur hendur sijnar og hofud.* Mb: *oc ristir af ser ascv oc strycr hendr sinar oc havvđ.* — s. 212. A: *þar er annad tidt rikra manna sonumm vngum og wøskumm.* B: *fyrer þvi ad þar er marger menn koma saman ad veislu, þa er annad tidt. dreingiumm vngum og wøskumm.* Mb: *firir þvi at þar er margir menn coma saman at veizlom, þa er annat titt vngum drengivm oc vascum.* — s. 214. A: *suo ath ekid er hwert tun fra øđru.* B: *suo ath eckert var med augumm.* Mb: *sva at ekit er međ vagnum.* schon in diesem beispiel sind beide hss. zur widergewinnung von J nötig. entsprechende stellen, an denen aus A + B hervorgeht, dass J von Mb wenig oder garnicht abweicht, sind zb. s. 215 Mb. *Fađer hans tecr nv gođ vapn oc [fær hanom. Mođer hans fær hanom] klæđi.* das eingeklammerte war in J ausgefallen, sodass die stelle hier lautete: *Fađer hans tecr nv gođ vapn oc klæđi.*

[1] Boers stammbaum II vertieft die kluft noch dadurch, dass in Mb² nur die erste, in Mb³ und Sv Ab beide quellenserien vorliegen.

hiervon behält A das wort *vapn* bei, ändert aber die reihenfolge: *nu tekur hann god klædi og wapn.* B ändert *vapn*, behält aber die reihenfolge: *Nu tekur hann gott sverd og klæde.* — s. 215. Mb. *þa riđ er þeir dveliaz at veizlonni þa ferr þettleifr međ ser vel oc allvm sinvm siđvm.* ... hier wird durch B bestätigt *þa riđ* und *ad veizlonni* neben *þa stunnd* und *þar* in A. umgekehrt bestätigt A *fer þettleifur med sier og sinum haatum wel* gegenüber B: *fer hann ad sinumm haatum.* J hat also ganz ähnlich wie Mb gelautet: *þá hríđ er þeir eru ad veizlunni* [*þa*] *fer þettleifr međ sér og sínum háttum vel.* — s. 218. Mb: *Biturulfr hæggr af midom ravstleic oc afli til ingrams.* für J wird *ravstleic* durch B bestätigt *af miklu afli og hraustleik,* gegenüber A: *af miklu afli,* dagegen der name *Ingram* durch A gegenüber *Ingemar* in B. — s. 219. Mb: *Nv hæggr heimir til biturulfs.* für J ergibt sich fast der gleiche satz aus A: *þa hio Heimir til Biturulfs.* B: *þa hæggur hann til Biturulfs.*

Solche beispiele begegnen auf schritt und tritt. erst wenn man sich aus Bertelsens ausgabe das richtige bild von J construiert hat, kann man über sein verhältnis zu Mb urteilen. das urteil kann nur dahin gehn, dass sich im verhältnis von J zu Mb² und Mb³ kein unterschied feststellen lässt.

Wichtiger noch ist das gegenseitige verhältnis von Sv und J zu Mb, weil hier Boer einen tatsächlichen unterschied zwischen Mb² und Mb³ glaubte feststellen zu können. nach seinem und Bertelsens stammbaum müsten sich Mb² und Mb³ zu der gruppe Sv J sehr abweichend verhalten. gegenüber Mb² müsten Sv J eine geschlossene gruppe bilden mit einer menge gemeinsamer, meist aber schlechterer lesarten und nur seltenen übereinstimmungen einer der hss. mit Mb². für das stück Mb³ dagegen liefsen sich bestimmte gesichtspuncte von vornherein nicht geben; ein wechselndes verhältnis, bei dem bald Mb J, bald Mb Sv, bald Sv J gemeinsam die bessere lesart bieten, ist am ersten zu erwarten, aber auch mehr durchgehnder zusammenschluss von Mb mit einer der beiden andern gruppen auf grund eines näheren verwantschaftsverhältnisses ist möglich. in der tat hat Boer die beobachtung zu machen geglaubt, dass sich Mb² gegenüber Sv J allein stellt, Mb³ dagegen sich mit Sv zu einer gruppe gegen J zusammenschliefst. da ich Boers resultat nicht für richtig ansehen kann, muss diese frage erneut aufgenommen werden. ich halte es für angebracht, für je eine kurze strecke von Mb² und Mb³ einmal alle stellen zusammenzustellen, in denen zwei glieder

der drei gruppen gegenüber der dritten zusammenfallen. denn wenn die meisten der belege einzeln wenig oder nichts besagen, so müste doch ein aus allen ersichtliches durchschnittsergebnis sehr deutliche verschiedenheiten in den abschnitten Mb² und Mb³ spüren lassen. auch die kleinen textvarianten, nicht nur die bedeutenden sachvarianten müsten irgendwie reagieren, wenn Mb² eine ganz andere vorgeschichte hat als Mb³ Sv J, und wenn nach Boers stammbaum II Mb² die directe, Mb³ die viertehand-abschrift eines — dazu noch in sich verschiedenen originals ist. ich stelle also zunächst rein tabellarisch erst die stellen gegenüber, an denen sich Mb mit Sv gegen J, zweitens die, an denen sich J mit Sv gegen Mb zusammenschliefsen. im zweiten fall hab ich Klockhoffs tabellen nur zu ergänzen, da er manche kleinigkeit absichtlich beiseite gelassen hat, muss aber feststellen, dass eine nachlese auch noch bedeutende ergänzungen zu Klockhoffs liste liefern kann. die dritte probe endlich, die stellen wo Mb J gegen Sv stehn, ist wegen der natur von Sv untunlich: dass Mb J auch gegen die quelle von Sv oft genug übereinstimmungen zeigen, wird zur genüge aus den belegen unter I hervorgehn. ich mache diese zusammenstellungen zuerst für Mb², danach für Mb³ uud greife je etwa 20 seiten aus jedem abschnitt heraus, für Mb² die þetleifgeschichte, für Mb³ den untergang der Nibelungen vom empfang am Hunnenhofe (nach der lücke in Sv) bis zu Hagens letztem kampf.

Ia. Mb² stimmt mit Sv gegenüber J an folgenden stellen überein.

Mb.	Sv.	AB.
s. 209, 7. hann bio þar sem nv er kallat tvmma þorp.	114, 1 En by ligger i skana som twmba torp hetir. ther bodde en man usw.	han er einn rikur bondi j Danmørk; þeim bœ er heiter Tumaþorp.
8. kona hans heitir oda	114, 2 hans hwstrv het oda.	hann aa þa konu, er het Oda.
210, 3 fol oc sciptingr hyggia þav ... at hann se.	115, 6 oc kallade hanum dare oc skiffting	og fól hyggia þau hann wera.
210, 12 Oc ecki vill hann rœkia sic nema liggia i ascv inni	115, 9 vtan lag i askana	fehlt.
211, 8 oc mælti til hennar.	115, 13 oc sagde til hennæ	og mællte.
211, 13 vixlingr þinn	115, 15 thin skiffting	er þu ert eitt fól.
211, 18 hvat scylda ec til ydar coma firir þvi	115, 17 hwat skulde iak hoss ider gøræ. i haf-	fehlt.

Mb	Sv	AB
at þer kvnnvn min litla avvssv hvert sinn er ec kom, oc oftaRr hataðot þer mic en þer hvggaðit.	fua mer hatat mik æn ælskat	
213, 1—32 Gespräch zwischen Biturulfr und þetleifr über þ.s herkunft	115, 25—39 Gespräch zwischen B. und D. über D.s herkunft.	fehlt.
214, 1—3 þ. wirft seinem vater vor, dass er ihm keine erziehung zugewendet hat.	116, 1—2 tw haffuer æn ekke mykit vppa mik wagat, ty torff tw ekke mykit skylla mik	fehlt.
214, 7 en ef þv villt eigi leyfa mer at fara með þer	116, 2 wiltw ekke haffua mik mz tik.	Nu werdur þu raada hvart þu leyfuer edur ei.
214, 9 Siðan gengr hann vt	116, 4 sidan gik han	geingur vt (A): og gieck B.
215, 17 siðan riðr hann með feðr sinvm oc mœðr til veizlvnnar.	116, 15 oc folde sin fader oc moder till gæsta budit	fehlt.
217, 9 Oc þat mun þa sannazt er þv drott i orð aðr æn við fœrim heiman, at vist em ec þa ættlæri oc aldrigi fra goðom mannom cominn, ef ...	117, 12 tha røner tw før wij foro heman, at tw sagde at iak war ekke thin son	fehlt.
217, 15 Heimir hefir vorð haldit ivir Ingram oc hans felagom þann dag oc heim comit oc sagt sinvm lax mannom.	117, 15 heym hiolt tha oc kom oc sagde sinæ kumpana.	Nu mælltu skaakmenn sin i milli og tekur Heimir fyrst til orda (A) þa mællte Heimir (B).
218, 1 oc þat hygg ec at vist mætti fiandinn sialfr hava gort þessa hialma.	117, 17 wist tænker iak, at fennen sielffuer hauer them smidit	fehlt.
218, 4 oc þat væntir mic at nv comim ver i fvlla ravn.	117, 19 oc wæntar mik at wij komma nw i fullæ rønæ	fehlt.
218, 5 hverir munv þeir tveir er mer mvn ofrefli i við at eiga oc minvm mannvm. þar sem ver barvm XII einir af LX manna eigi allz firir langv.	117, 20 hwilkæ skulde the wara som ære for starkæ at bærias mz oss ty wij XII drapom snimman Lx men.	fehlt.
218, 13 bitvrvlfr oc hans svn er þa enn ecki saRr	biterwlff oc hans son. ... fingo æn tha enchte saar	þeir Bitrulfur A. Biturulfur og þiettleifur B, eru ekki saarer.
219, 3 II menn	117, 28 two aff them	III menn
219, 4 nema heimir einn stoð vp.	117, 30 han stod ensamber igen.	nema Heimir.

Mb	Sv	AB
219, 1 oc klavf hialminn oc havuđit	117, 27 oc kløff hielmen oc huffuodit hans.	og klauf hann hialm og hofudit, bvk[inn og brynniuna]. das eingeklammerte nur A.
220, 1 En þa er heimir com at a noccore, þa liop hestr hans rispa sva mikit at hann fleygđi ivir ana sem kolvi scyti.	117, 37 æ till hwaria a heim tilkom tha war hans hæst rispa sa snart ther ouer som kolff i skute.	fehlt.
220, 19 oc nv er feđr hans oc mœđr mikil hvggan at hanom oc vænta nv at hann mvn brigđa i beztv æt sina.	117, 42 sidan hulla detz leffs fader oc moder hanum for øgon ty the wiste han war rasker drenger.	fehlt.
221, 6 til jarlsens mođorfađor mins i saxland	118, 2 till moderfader Jarlen aff sassen	aa fund jarls fødur þins.
221, 8 oc kannaz viđ frændr mina.	118, 3 oc kennas wid frænder sinæ	fehlt.
222, 3 Oc ef þv kœmr sva langt vt ivir saxland	118, 8 oc komber tw sa langt vtaff sassen.	þa mattu rida sua vida, ath þu komer ...
222, 14 en oc ræđ þer at þv farir eigi lengra en til iarlsins mođorfađor þins oc ver međ hanom þa riđ i saxlandi er þer syniz, en siđan far heim hingat.	118,17 ty far ekke længre æn till jarlen tin moderfader oc war ther sa lenge tik tykker. oc sidan kom hem igen.	fehlt.
223, 9 hinn gođi minn felagi Sigvrdr.	118, 27 han ær min goda kompan siord.	minn en gode fielage Sigurdur Grikkur.

Die tabelle verlangt in einer richtung vorsicht. ein ganz teil der stellen an denen Sv und Mb übereinstimmen kommt dadurch zustande, dass sie in J fehlen. wir haben eine der nicht wenigen partieen vor uns, wo J consequent kürzt. in dem abschnitt aus Mb[3] ist dies weniger der fall, so dass die belegzahl dort scheinbar etwas geringer ist. anderseits zeigt eine musterung der belegstellen, dass neben den specialbeziehungen von Mb und Sv genügend solche von Mb und J sich finden (210, 3. 211, 8. 214, 7. 218, 13. 219, 4 usw.). von einem besonderen verhältnis zwischen Sv und Mb[2] kann nicht die rede sein.

Ib. Gering ist die ausbeute an gemeinsamkeiten von Sv J gegenüber Mb. Klockhoff liefert nur einen, noch dazu höchst zweifelhaften beleg aus dem eingang der þetleifssaga. nach Klockhoff (s. 7 parallele nr 7) kann es so scheinen, als wäre Skåne nicht in Mb, wol aber in Sv J genannt. das ist nicht

richtig; Skåne wird in Mb unmittelbar vorher als Biturulfs heimat erwähnt, so dass Sv J nicht ein bedeutendes mehr gegenüber Mb haben, sondern der unterschied sich auf den wortlaut beschränkt: Mb: *sem nv er kallat tvmma þorp,* J: *er heiter Tuma þorp,* Sv: *som Twmbatorp heter.* fernere belege sind:

Mb	Sv	AB
211, 11 oc qvazt vilia fara til veizlvnnar með henni.	115 jak will faræ mz ider till gæstæ bud. (directe rede)	ok wil ek fara med þier. (directe rede)
215, 8 Fader hans tecr nv goð vapn oc fær hanom. Moðer hans fær hanom klæði.	116, 12 ok fik hanum sidan god klæder oc got harnisk. (die mutter nicht erwähnt)	Nu tekur hann god klædi og waapn og lætur faa honom. B: gott sverd og klæde. (die mutter nicht erwähnt)
218, 8 taki vapn þeirra oc clæði.	117, 23 oc beholla thera haffuor.	taka allt þat er þeir hafua fe mætt (A). B: taka vopn þeirra og fie.
218, 16 Ingram ser nv viðrskipti þeirra.	117, 24 tha jngram thz sag.	þetta sier nv Ingram.
222, 1 ef þu feRr ivir ivtland.	118, 7 nar tw kommer i frømede land.	fer þu j wtlond.
222, 9 hestr hans heitir falka.	118, 15 hans hest heter falke.	A hans hestur heiter Faalka B hans hestur heiter Falke.

dazu kommen gelegentliche auslassungen von kleinworten, die keine bedeutung haben. die ausbeute ist kärglich, während sie reichlich zu erwarten war. Mb. grenzt sich, wie schon nach Klockhoffs tabelle zu erwarten war, im ganzen wenig von Sv J als geschlossener gruppe ab. besonders gibt es aber zu denken, dass unter den sechs belegen zwei sind, bei denen die lesung von Mb² zweifellos schlechter ist als die von Sv J, etwas das man bei diesem dem urtext nahestehnden teil von Mb nicht erwarten sollte. 222, 1 ist *ivtland* zweifellos aus *i vtland* verlesen, denn der satz enthält eine mahnung zur höflichkeit, wenn man in fremden ländern (vgl. Sv) reist. und 222, 9 ist *Falke,* nicht *Falka* die dem deutschen namen entsprechende form, *Falka* ist aus der weit häufiger vorkommenden obliquen form abstrahiert [1].

[1] ich mache hier noch auf eine merkwürdigerweise bisher unbeachtete stelle aufmerksam, an der Mb² und Sv J bedeutend auseinandergehn und Sv J bestimmt die richtige lesart hat. Heime ist auf ziemlich zweideutige weise in den besitz von Vidgas schwert Mimung gelangt und zum zuge gegen den jarl Rimstein fordert Vidga sein schwert zurück. da heifst es Mb I 274: *Oc nv er viðga heyrir þessi tiðendi, þa gengr hann til heimis oc biðr hann fa ser sverð sitt mimvng. heimir sagði sva at hann vill lia hanom mimvng i þessa*

Die tabellen aus Mb[3] ergeben genau das gleiche bild.

IIa. Mb stimmt mit Sv gegen J an folgenden stellen überein.

Mb.	Sv.	AB
300, 12 þiđrekr konungr af bern.	318, 5 didrik aff bern.	þiđrekr konungr.
300, 21 huert hus er fullt nalega i borgenne.	318, 9 tha war hwarth huss j borgena fulth mz folk	huert hús er fullt nalega.
301, 1 oc marger ađrer riddarar.	318, 12 ok monga flere riddare.	B: oc marger ađrer høfdingiar. A: fehlt.
301, 19 at sia skrautlega ferđ þeirra.	318, 26 ath se nyfflingha stoltheth.	at sia til þeirra ferde.
301, 25 þvi at þeir hava siđa hialma.	318, 29 thyath haghen usw.	suó hafa þeir siđa hialma.
302, 22 þessu allu folki	319, 2 alle	þessu folki.
303, 4 Gođe vin þiđrecr	319, 5 godhe wen didrik.	Gode vin þiđrekr kongur.
304, 4 oc mellte en viđ hann sem fyrr.	319, 24 ok sagde som för.	A: oc mellte til hans. B: oc mellte.
305, 10 er hann kom i þessa ferđ.	320, 13 sydhan han kom j thenne færdh	siđan er wier komumm i þessa ferđ.
305, 11 syni sinn drengskap oc vitrleik.	320, 13 for man see hans manheth j dagh ok visheth.	reyni hann sinn frækn leik.
305, 20 oc spyrr þiđrec af bern 'Huerir setia, upp þar sina hialma oc lata reiđulega'. (directe rede)	321, 2 ok sporde didrik: 'haa ære the som saa vredeliga bindha sina hiælma oppa. (directe rede)	oc spyrr þiđrek af bern, huerir þar sette wpp sina hialma. B: og late reiduglega.
306, 3 oc en mællte þiđrekr konungr 'vist eru þeir gođer drenger'	321, 6 didrik swaredhe: 'the ære fulworne drængie'.	fehlt.

herfor, ef hann vill fa hanom er hann cœmr aftr, en viđga segir sva vera scvlv, sem hann vill at se. grade umgekehrt stellt J die sache dar. B: *enn er Virga heirer þesse tijdinde, þa gieck hann til Heimirz og bad hann faa sier sitt sverd Mimmung. nu svarar Heimir. Ek vill þess bidia þig godur vinur, ath þu liáer mier j þessa herfør mimmung. enn eg fæ þier þegar þu kiemur afttur. enn Virga kvad so vera skilldε.* dies wird durch Sv bestätigt. 144, 4: *tha talade widike till heim: fa mik mit swerd mimming igen. heim swarade: lena mik thz i thenna færd tha wij hem koma, tha skall thz tit wara. wideke nøgde ther wæll att.* diese auffassung, dass Heime, obwol im augenblicklichen besitz des schwertes, den eigentlichen eigentümer um leihung des schwertes bittet und nicht umgekehrt, ist an sich die einfachere und natürlichere. bestätigt wird sie durch I 278, wo Vidga, durch Heime beleidigt, auf diesen zustürzt, das schwert Mimung, das Heime umgegürtet trägt, ihm entreifst, ihm dafür das schwert Nagelring vor die füfse wirft und einen zweikampf auf tod und leben verlangt. also trägt tatsächlich Heime, nicht, wie Mb erwarten lässt, Viđga das schwert mimung.

Mb	Sv	AB
306, 12 oc kallar Hogna oc Gernorz oc attila konungr setr þessa alla i veglict sæte a hœgri hlið ser huern fra aðrum suá sem fyrr uar sagt.	322, 3 ok kalledhe hagen ok geroholth ok satthe them til bordh som för ær sacth.	A. ok kallar ath Hogni og Gernotst og Folker skulu sitia hia sier. aa winnstre hlid sier setur hann þiðrek kong aj margreifa Rodingeir og hertuga Osid. kongur biður hann skipa monnum sem hans raad er til. In B dieselbe erweiterung noch ausführlicher.
307. 6 sinn stol	322, 12 sin stol.	stol.
307, 10 n. ö. jrúngr	322, 16 jrwngh.	Hirungur.
307, 13 oc enger minir vinir	322, 17 ok enghen aff myna wener.	oc enger adrer waarer vinir.
308, 11 „Oc nu mellte drotning.	323, 3 tha sadhe drotningen.	og mællte hun hljott jeyra sveininumm.
309, 10 Nu er launat drotningo sem uert er, huersu þu getter þessa sueins.	323, 20 ok tw tyctamestare haffuer nw fongit tin rætha lön, ath thu ey tycta barnith bethræ.	Nu lyk ek drottningu og þier, sem uert er usw. = Mb
309, 19 oc þar fœr margr maðr sua at hann fec bana. En irungr stendr þar með sina menn oc drepr þar margan goðan dreng.	323, 27 ok jrwngh stodh ther före mz sina men. ok dropo ther mongan man.	A fehlt. B: og þar fellur margur godur dreingur.
309, 23 margum hundraðum.	323, 30 mongh hwndrath.	hundraðum.
310, 22 oc heiter homgarðr er orostan stendr i oc sua heiter hann en i dag niflunga homgarðr.	324, 14 then gordher hæther horn gordhen ok nw hether han nyfflinga gordh.	A fehlt. B: er heiter Hognagardur.
312, 13 sina ludra.	325, 23 j sina ludra.	alla sina luðra.
318, 11 oc þa heyrir Roddingeirr margreife, oc verðr reiðr mioc, at fallen er blodlinn hertoge.	331, 1 tha margreffue rödgher fik thz spöria ath härdtogh blodelin war slagher.	ok er þetta heyrer margreife Rodingeirr, A: verdur hann reidur miog og kallar. B: kallar hann.
318, 14 allrœystimanlega.	Sv 331, 4 manneligha.	A: i orrostona. B: fehlt.
319, 8 oc sua at hann drepr margan mann.	Sv 332, 4 ok drap mongan man.	fehlt.
319, 21 af lere	332, 11 aff larith.	af hans lere.
320, 7 sem þu villt mest fylla þin skiolld.	332, 17 medhan thw vilth haffua.	sem ek ma mest fylla þin skiolld.
321, 8 at hollenne.	334, 5 ath salen.	at hvsinu þui.
322, 12 sœkir nu epter þeim.	335, 13 trædhe epther them.	A: ath þeim B: ad hollinne.

Mb	Sv	AB
322, 22 Oc nu hægr hilldibrandr gernoz. með hinum mikla lagulf.	335, 18 ok hillebrandh högh til geroholth mez sith starcka swærd lagwlff	Oc nu veitir hilldibrandr gernoz mikid slagh.

Auch in dieser tabelle erweist der erste blick, dass neben den übereinstimmungen von Mb mit Sv genügend solche von Mb mit J stehn (300, 12. 301, 1. 302, 22. 304, 4. 305, 10. 305, 20. 307, 13. 320, 7 ua.). ein besonders enges verhältnis von Sv zu Mb ist auch hier nicht vorhanden.

II b. für diesen abschnitt weist Klockhoff neun belege für übereinstimmung von Sv J gegenüber Mb nach. hiervon berühren 2 nur isl. B. hinzufügen kann man:

Mb	Sv	AB
300, 8 Attila konungr sitr nu isinu hasete oc setr a hœgra veg ser Gunnar konung sinn mag. oc þar nest sitr ivncherra Gislher, þa gernorz, þa Hogne.	318, 1 ... ok loth sätia vid sina högra handh konung gunnar, sa gyntar, saa geroholth sa hagen.	... setr a hœgra veg serGunnar, konung sinn mag oc þa ivncherra Gislher, þa gernorz, þa Hogna.
300, 19 oc eru nv kater.	318, 8 och giordhe sik ganska glade.	og eru nv kaater og glader.
301, 20 huar hogne ferr.	318, 26 hwar haghen war	huar hogne wære.
302, 3 þa suarar konungr.	318, 28 tha sagde atilius konung.	þa suarar Attila konungr.
303, 18 Hon mellte en.	319, 17 ok sagde.	og mællte.
304, 6 huar er þat gull eða huar er þat silfr.	319, 25 hwar ær thz gul ok silff.	huar er þat gull og silfr.
308, 18 oc þa er hogne lytr fram ivir borðet.	323, 7 ok som han lutade sik öffuer bordith.	oc þa er hann lytr fram ivir borðet.
309, 13 oc vapne sic oc drepe niflunga.	323, 23 ok dræper nyfflingha.	oc drepid niflunga.
310, 8 þaðan.	fehlt.	fehlt.
321, 3 með storum sarum.	333, 6 thy fik margreffuen mangh saar.	með morgumm storum sarum.
322, 1 oc sua er sagt i þyðeskum kueðum, oc þar var ...	335, 7 thz sægia tyske men, ath.	oc sua er sagt usw., at þar var.

keine dieser stellen allein besagt etwas; im ganzen kann doch nicht übersehen werden, dass die gemeinsamen abweichungen in Sv J von Mb^3 weit zahlreicher sind als von Mb^2, also grade das umgekehrte von dem, was zu erwarten wäre. übrigens deutet bereits Klockhoffs parallelenverzeichnis bestimmt in diese richtung, wofür die erklärung später zu geben ist.

Boer schiebt in seinem Arkivaufsatz die kleinen textvarianten beiseite, weil er mit schwerwiegenderen, sachlichen varianten hervortreten kann. er glaubt nachweisen zu können, dass gemeinsame fehlerhafte und grade deswegen absolut beweisende

lesarten im abschnitt Mb² sich nur für Sv J, im abschnitt Mb³ für Mb Sv gegenüber J finden. dieses ungleiche verhalten berechtigt ihn zu seiner principiellen scheidung. ich kann mich auch hier mit Boer nicht einverstanden erklären, weil er von Mb³ nur einen relativ kleinen abschnitt heranzieht, während aus Klockhoffs leicht zugänglichem material hervorgeht, dass auch Mb³ gegenüber Sv J grade wie Mb² zuweilen die bessere lesart hat.

Cap. 323 wird die hochzeit Dietrichs, Fasolds und Dietleibs mit den drei Drusianstöchtern berichtet und in Mb mitgeteilt, dass das land der Drusianstöchter Dietleib zufällt. dagegen wird in Sv J das land Dietleib und Fasold gemeinsam überlassen, wofür es kaum einen andern grund gibt als ihr späteres gemeinsames auftreten und ende. in irgend einer deutschen quelle ist die paarung dieser beiden gestalten wol ausgeschlossen. dabei heifst es in J: *oc nu sætz fasolld oc þettleifr at riki þri, er att hafdi Drusian kongur*; Sv. 221, 9: *Ffasholt oc detzleff beholde rikit, svm jomfrunar fader haffde att.* dagegen heifst es Mb: *er att hofđu dœttr drusians konungs.* diese lesart ist zweifellos vorzuziehen, weil in dem ganzen capitel nur von 'Drusians töchtern', nicht von dem alten Drusian die rede ist.

II, 106 sagt Walther zu Hildegund zweifellos richtig: *hue lengi skalltu vera ambatt erca drottningar.* hieraus macht B eine magd könig Attilas, Sv consequent sogar eine *frilla* könig Attilas.

II 194, 6. Erka bittet, þiđrek Valldemarsson in der gefangenschaft pflegen zu dürfen und bietet ihren kopf zum pfande. Attila sagt zornig: *Nu biođit þer, fru, yđart hofut at væđi* usw. dem gegenüber list A: *Nu bydur þu firir hann þitt hofud* und ähnlich Sv *tw biuder tit huffuod for hanum.* B dagegen list: *Nu bydur þu firi þitt hofut.* in einer gemeinsamen grundfassung muss gestanden haben: *Nu byđr þu firi þitt hǫvuđ.* dies unsinnige *firi* muss aus *fru* verlesen sein und ist dann in jeder der drei fassungen so gut es gieng verwendet worden.

II 204 kehrt Dietrich bei dem jarl ein, der einst seinen neffen Friedrich erschlagen hat. beratung über das verhalten gegenüber Dietrich. ein ritter rät, Dietrich unschädlich zu machen, denn er ist ein schrecken seiner feinde und schont keinen. *þo at minna hæfđim ver til gert, en nu er* (Mb). in A und B ist die stelle misverstanden, *þo at minna hafi til verit gert, en nu er,* indem die ligatur in *hæfđim* verkehrt gelöst und *ver* darum zu einer form von *vera* umgestaltet wurde. der ausdruck ist aufserordentlich schwerfällig, fast unmöglich, entweder ist *til* oder *gert* überflüssig. Sv beruht auf dieser lesung, übersetzt aber frei *han skonar engen man oc äy them myndre brot haffua än wij*[1].

II 238, 23. in der Rabenschlacht lässt Sifka Erminriks

[1] *än wij* beruht vielleicht auf fehllesung von *ennver* (*en nv er*), das als *enn ver* aufgefasst wurde.

trompete blasen. als Viđga und Ræinalld dies hören, *þa lata þæir blasa allom sinom mannom til at vapnas oc bua sik til orrosto.* die infinitive 'sich zu waffnen und zu rüsten' zeigen, dass der ungewöhnliche ausdruck *blasa sinom mannom* hier beabsichtigt ist. Sv J haben daran anstofs genommen und ersetzen *sinom mannom* durch *sinom lvdrunum* (J) *j alla thera ludha* (Sv).

Die namenform *Ostacia* ist nach ihrem vermutlichen zusammenhang mit Nastasia der russischen heldendichtung als richtig zu betrachten und erscheint so in Mb. Sv J hat *Ostancia*. ebenso verhält es sich mit der durchgehnden namensform *Hernit* in Sv J gegenüber richtigem *Hertnid* in Mb.

II 244. Viđgas zusammenstofs mit Þether in der Rabenschlacht. nachdem Þether Viđgas ross erschlagen hat, entschliefst dieser sich schweren herzens, Þether ernsthaft anzugreifen. er bricht dabei in klagen aus. Mb hat: *þat væit hin hælgi guđ at nu geri ek þat værk, at vist hugđa ek, at æigi skyllda ek gera.* der satz ist ohne tadel, das *nu* gehört unbedingt in den zusammenhang. 'jetzt (nachdem ich mein ross verloren habe) muss ich tun, was ich nie tun zu müssen glaubte.' J dagegen widerholt eine wenige zeilen vorher (Mb II 244, 2. 14 f) schon einmal gebrauchte phrase. *þath weit gud sagde Widga, ath þat geri ek naudigur, er vist hugda ek* usw. Sv setzt diesen selben text trotz freierer wendung voraus. 283, 20 *thz vet hin helghe gudh, ath tu nödher mik ther til, som jach hade aldredh tänkt* usw.

Auf der andern seite genügt Klockhoffs zusammenstellung völlig, um zu erkennen, dass auch in bezug auf bessere lesarten in Sv J kein wesentlicher unterschied zwischen Mb² und Mb³ erweislich ist. es ist auch auf diesem wege zu keiner scheidung von Mb² und Mb³ zu gelangen, so wie Boer-Bertelsens stammbäume es voraussetzen.

Es scheint mir demnach nicht nachweisbar, dass sich Mb² zu Sv J wesentlich anders verhält als Mb³. alle beobachtungen die sich für Mb² machen lassen, kann man für Mb³ widerholen. es ist weder für J, wie Bertelsens ausgabe scheinen lässt, noch für Sv, worauf Boers beweisführung hinausgeht, ein abweichendes verhalten zu einem der beiden abschnitte von Mb, insbesondere nicht ein engeres zusammengehn mit Mb³ erweislich. auch die übereinstimmungen von Sv und J gegenüber Mb lassen für keinen der beiden abschnitte unterschiede bemerken, sowol was gemeinsame verderbnisse als was gemeinsame bessere lesarten betrifft. die einzige, schon von Klockhoff vorbereitete beobachtung die sich machen lässt, ist die, dass im abschnitt Mb³ die übereinstimmungen von Sv J gegen Mb zahlenmäfsig ansteigen, und diese beobachtung läuft der Boer-Bertelsenschen voraussetzung

stracks zuwider. man kann einstweilen nur sagen, dass sowol J als Sv uns fassungen der saga vertreten, die der norweg. membran aufserordentlich nahe stehn, und die bei einigen kräftigen eingriffen zur herstellung eines gleichmäfsigeren darstellungsflusses im kleinen den text recht conservativ behandeln, nur hat der isl. übersetzer eine ausgesprochene neigung zur kürzung, die der vorstufe von Sv fehlt.

Die Klockhoffsche arbeit war es, die zu neuer lösung der handschriftenfrage aufforderte. indem Boer und Bertelsen diese neue lösung versuchten, schenkten sie neben dem ergebnis der untersuchung Kl.s seinem material nicht genügende beachtung und übersahen, dass das material eine mechanische zweiteilung der saga verbietet. selbst wenn man an der Stormschen these festhalten und Mb^2 und Mb^3 auf zwei verschiedene handschriften zurückführen will, so kann diese annahme keinen einfluss üben auf die frage des verhältnisses von Mb zu Sv J. nicht eine der beiden hypothetischen handschriften, sondern ihre seltsame combination $Mb^2 + Mb^3$, wie die norweg. membrane sie aufweist, muss der ausgangspunct der weiteren entwicklung sein. und diese combination kann nur einmal geschehen sein. wir müssen mit Mogk zu Mb^{2+3} als ausgangspunct zurück.

Der fehler in der behandlung der ganzen frage scheint mir der zu sein, dass man sie einseitig als handschriftenproblem im sinne classischer oder mittelhochdeutscher handschriften behandelt hat, und nicht als individuelle vorgeschichte. man nimmt zum ausgangspunct die 'urhandschrift' und lässt im dunkeln was zwischen den deutschen quellen und dieser urhandschrift ligt. nirgends aufser in Storms buch über die Thidreks- und Karlamagnusar-saga wird die frage nach den concreten vorbedingungen der entstehung dieses werkes berührt[1]. die þs. gehört in den kreis romantischer sagas, die festländische ritterromane dem norden zugänglich machen wollen, und wird als 'riddarasaga' ausdrücklich citiert. unter dieser gruppe nimmt aber die þs.

[1] bei Boer (Ermanarich und Dietrich) finden sich immerhin wertvolle ansätze und hinweise. seine consequent durchgeführte theorie von zwei quellenserien und dazu noch weiteren interpolationen zwingt ihn, sich über das wachstum der þs. klarere vorstellungen zu machen, als es bisher geschehen war. die vorstellung von concept und überarbeitung wird hier zuerst in die debatte gebracht, freilich so mit

neben der Karlamagnusar-saga eine sonderstellung dadurch ein, dass sie nicht übertragung eines einzelnen, bestimmten dichtwerkes ist, sondern ein sammelwerk. und zwar ist die þs. ein sammelwerk grösten stiles, zurechtgemacht aus dutzenden von einzeldarstellungen, die — sich vielfach widersprechend — mühsam zusammenzubringen und noch mühsamer zu einheitlicher darstellung zu ordnen waren. die geschichte der þs. fängt garnicht bei der urhandschrift an, sondern bei dem manne der die deutschen gedichte und berichte zuerst gesammelt hat. und über den mann lässt sich manches sagen. Storm[1] hat so schön klargelegt, dass dieser mann, der dem hofe nahestand, seine tätigkeit nach 1250 und in Bergen begonnen hat; denn erst zu dieser zeit und in dieser stadt waren die bedingungen gegeben, dass ein norwegischer hofmann mit deutschen kaufleuten in so lebhaften verkehr treten konnte, dass er eine so überreiche stoffsammlung zusammen bekam. leicht und schnell kann diese anhäufung nicht gegangen sein. die quellenfrage der þs. kann hier nicht berührt werden; soviel muss als allgemein anerkannt gelten, dass ein gut teil dieser quellen systematisch gesammeltes episches schriftwerk gewesen ist[2]. die þs. hat als 'riddarasaga' ihre bewuste litterarische tendenz; sie dient der aufgabe, bestimmten, continental orientierten culturbestrebungen litterarisches ansehen zu verschaffen, die künstlerische verklärung ritterlicher cultur, die die gleichzeitige festländische litteratur erfüllt, hell auch in den norden strahlen zu lassen. nur sofern Dietrich von Bern held und mittelpunct solcher ritterdichtung war, konnte er den sammelnden Norweger überhaupt interessieren. als das in-

Boers quellenhypothese verbunden, dass ich zunächst keinen nutzen daraus ziehen kann. hinzugefügt muss werden, dass in Finnur Jonssons Litteratursbistorie, wo übrigens schriftliche quellen der saga geleugnet werden, von einer langen und von verschiedenen händen vorgenommenen sammeltätigkeit die rede ist (II 2, 852 f).

[1] Storm Sagenkredsene s. 93 ff.

[2] beachtenswerte ausführungen in dieser richtung zuletzt von Frantzen Neophilologus 2, 196 ff. 297 ff, der auf das durchschimmern der poetischen form an vielen stellen aufmerksam macht, und von R. C. Boer Neophil. 3, 194 ff, der von der stellung des sagaverfassers zu seinen quellen und gewährsmännern ein bild entwirft, das mit meinen vorstellungen sich in vielen, freilich bei weitem nicht allen puncten deckt.

teresse geweckt war, mag ihm auch volkserzählung und balladensang über seinen helden sammelnswert erschienen sein. der grundstock aber machen epische litteraturwerke aus; dinge wie die Eckenerzählung, die Ironepisode, die mär von Herburt und Hilde, die Rabenschlacht, der Burgundenuntergang können so wie sie da stehn nicht nacherzählung von liedern, sondern nur von epen sein; darüber wird ein streit kaum möglich sein. diese ritterlichen epen sind es die den stil und die anschauung der saga bestimmen, was für die formelsprache aus den freilich nicht ausreichenden zusammenstellungen Frieses[1], für die realien, soweit die wichtige seite der ritterlichen ausrüstung in frage kommt aus Schäfers[2] studien mit voller deutlichkeit hervorgeht. dass der verfasser dabei leicht der schematisierenden übertreibung des epigonen verfällt, ändert an der sache nichts. diese epischen quellen sind die 'deutschen gedichte', auf die er sich beruft, und die seine hauptquelle gewesen sind. daneben stehn andere berufungen auf 'aussagen deutscher männer', die zeigen, dass der sammler, lebhaft interessiert für seinen stoff, sich mit seinen quellenvermittlern über den stoff ausgesprochen hat und aus diesen gesprächen belehrung davongetragen hat. dagegen kann man keineswegs folgern, dass ihm wesentliche teile seines stoffes nur aus mündlicher tradition bekannt waren. seine berufungen auf aussagen gelten stets nur randglossen. am wichtigsten ist die vielbesprochene berufung auf männer aus Soest, Münster und Bremen im schluss der Nibelungenkatastrophe. aber worauf bezieht sie sich? auf die lebendige fortdauer einer speciellen an einzelne dinge geknüpften Soester localtradition. das Hagentor, den Nibelungenhof, die Irungstrafse in Soest bezeugen diese leute, keineswegs irgend welchen dichtungsinhalt. und doch wird auch diese aussage noch an den quellen nachgeprüft: das meiste davon lässt sich vereinbaren mit dem *sem sægia fornkvædi í þydærskri tungu*. ähnlich werden II 359 aussagen am schriftlichen text nachgeprüft. deutsche männer sagen, Hildebrand sei 150 jahre alt geworden, aber die gedichte sprechen von 200 jahren. nicht viel anders steht es mit der berühmten stelle des

[1] H. Friese Thidrekssaga und Dietrichsepos. (Palaestra 128.) Berlin 1914.

[2] H. Schäfer Waffenstudien zur Thidrekssaga (Acta germ. n. r. h. 3), Berlin 1912.

Prologs, vorausgesetzt dass er echt ist. ‘nimm einen mann aus jeder stadt Saxlands’, heiſst es hier, ‘sie werden alle auf die gleiche weise berichten’. aber warum? weil sie die autorität der allgemein bekannten gedichte zur stütze haben. darum sind diese aussagen dem prologisten von wert, darum kann er sich auf sie verlassen. das zu betonen ist der zweck der prologstelle. es ist nötig die berufungen auf die aussagen deutscher männer richtig zu würdigen; sie sollen überall die quellen nur in einzelnen puncten ergänzen; sie sind fuſsnoten zu dem eigentlichen werk. II 393 wird Dietrichs ende erzählt; die aussagen deutscher männer werden angerufen, aber nicht für den inhalt der erzählung, sondern für eine angehängte fromme betrachtung. ‘dass Dietrich im letzten augenblick Gott und Maria anrief, das ist seiner seele zu gute gekommen’. I 344 wird Gunnars silberglänzende rüstung beschrieben. hierzu heiſst es: *þat er nu aftekit i sægum þyđeskra manna, at ængi skal bera aholm silfrlagđan skiolld eđa buklara.* eine turnieranweisung wird eingestreut, die er von deutschen männern gehört hatte und die in seinem interessengebiet lag. oder er interessiert sich für namens- und wortgleichungen, für die er sich bei seinen gewährsmännern rat geholt haben mag. I 340. *villdigolltr, þat er a þyđesku villdifer.* denn hier ist die gleichheit von wappentier und name wesentlich. I 105 *Velent, er væringiar kalla volond*; I 30 *Fritila er Værinngiar kalla Fridsælu*; I 338 *a hans vapnum er markađ þat er þyđeskir menn kalla alpandyr, en væringiar fil.*

Wir haben nun etwa ein bild des mannes als eines fleiſsigen und erfolgreichen sammlers deutscher epen, der es nicht verschmähte, daneben zweckdienliche aufschlüsse direct aus dem munde seiner deutschen gewährsmänner zu notieren. wir können nun fragen, ob damit die nötige grundlage der fertigen ‘urhandschrift’ gegeben ist. was er hatte war eine masse zt. breit ausgesponnener, poetischer erzählungen in einer fremden sprache, zt. dieselben stoffe in variierenden fassungen, jede der dichtungen auf ihren eigenen voraussetzungen beruhend, die meist auf andere dichtungen und deren inhalt gar keine rücksicht nahmen. und daraus soll — was auf deutschem boden vor Karl Simrock niemand gewagt hat — eine breit angelegte, einheitliche, biographisch klare gesamtdarstellung in heimischer prosa werden. man wird mit notwendigkeit auf eine zwischenstufe zwischen quellensamm-

lung und saga geführt, auf eine vorbereitende, übersetzende einzelausarbeitung der selbständigen erzählungsgruppen, aus denen dann harmonisierend, umarbeitend, ausgleichend das fertige werk erst hervorgehn kann. ich halte wenigstens diese vorgeschichte für wahrscheinlicher als die deutschen epencyklen die Boer (Erm. u. Dietrich s. 118 ff. 308 ff) voraussetzt. es ist der weg den auch ein moderner schriftsteller einschlagen müste, wenn er von einer widerspruchserfüllten, fremdsprachlichen erzählungsmasse unter möglichster schonung aller einzelheiten zur einheitlichen gesamtdarstellung gelangen wollte.

Ist der sagaverfasser so verfahren — wobei die möglichkeit offen bleibt, dass er unter mitwürkung dritter gearbeitet hat —, dann müssen die spuren dieser entstehung noch nachweisbar sein; die einzeln ausgearbeiteten stücke müssen sich als geschlossene complexe herausheben lassen. nun hilft es uns leider nicht weiter, dass solche complexe in der tat sehr leicht umgrenzbar sind. die entwicklung der schriftlichen sagaerzählung hat schon längst vor der þs. zu derartigen erzählungscomplexen geführt. die aus einzelnen ursprünglich selbständigen erzählungsteilen zusammengewachsen sind. dabei wird ein einheitlicher erzählungsfluss nicht erstrebt, der einzelbaustein führt als þáttr ein relativ selbständiges dasein weiter. diese form, die schon in den ausführlichen familiensagas sich deutlich anlegt, wird in den umfassenderen historischen darstellungen wie Landnáma, Heimskringla uaa. voll entfaltet und kehrt in der fornaldarsaga (Hervararsaga, Orvaroddssaga uaa.) wider. damit ist ein darstellungsschema geschaffen, das sich der aufgabe des verfassers der þs. ausgezeichnet anpasste und daher von ihm gewählt sein kann, ohne dass würkliche einzelvorarbeiten vorhanden waren.

Dagegen fördert es uns, dass häufig dieselben personen in mehreren geschichten der þs. vorkommen. ist die þs. in einem fluss gearbeitet, dann ist in der regel zu erwarten, dass eine ausdrückliche vorstellung dieser personen nur einmal bei ihrer ersten erwähnung geschieht und dass später auf diese eventuell zurückgegriffen wird. liegen aber einzelvorarbeiten vor, so wird in der regel in jeder solchen der kreis der zugehörigen personen neu vorgestellt worden sein, und bei der verarbeitung können solche doppelten einführungen leicht stehn bleiben. auf solche stellen ist bereits von andern aufmerksam gemacht worden; ich stelle einiges zweckdienliche zusammen.

I 105 erscheint in der Velents-saga die gelehrte notiz: *Velent hinn agæti smiðr, er væringiar kalla volond.* dieselbe bemerkung widerholt sich bedeutend später bei darlegung der verwantschaft Viđgas mit dem riesen Ætgeir: I 360 *Viđga var svn Velenz þess er Væringiar kalla Volvnd firir hagleics sakar.* beide stellen gehören Mb² an.

Auch Ætgeir und seine riesenbrüder werden innerhalb Mb² mehrfach und deutlich als unbekannte persönlichkeiten neu vorgestellt.

Die Vilcinasaga bietet ganz sagagemäſs eingehnde darlegung der verwantschafts- und familienverhältnisse. I 48 *Nordian konongr er nu i siolande ok a fiora sunu. æinn hæitir Avæntrođ en II. Etgæir ok enn III. Asplian, fiorđe Viđolfr. aller ero þæir risar.* nach dieser darstellung ist über die genealogie kein zweifel. in der erzählung von Attilas kämpfen mit Osantrix treten die brüder in O.s gefolge wider auf. I 255 *Osantrix konongr hafđi nu iamnan međ ser tva risana, Vidolf mittvmstanga oc Aventrođ brođor hans.* nur diese zwei werden hier activ beteiligt, auf ihre frühere erwähnung nimmt nichts bezug. noch deutlicher weist die fortsetzung dieses passus darauf dass der ausarbeiter dieses abschnittes nicht die Vilcinasaga vor augen hatte: *En einn risann, brodvr þeirra, þann er Atgeirr het, þann hafđi hann brot sendan firir vinattv sakar til Isvngs konongs i Bertanga land. en Isvngr konongr setti Atgeir risa viđ landa mæri i einn mikinn skog, lannz at gæta.* Ætgeirr wird neu eingeführt 'einen riesen, ihren bruder, der Æ. hieſs', von dem vierten der riesenbrüder ist überhaupt nicht die rede. mit diesem passus wird verwiesen auf das Bertangaabenteuer, wo nun abermals das verhältnis der drei riesen ausführlich dargelegt wird. es geschieht hier der form nach in directer rede, indem Herbrand als führer der expedition seinen genossen aufklärung gibt. aber die aufklärung geschieht so, dass sie zugleich für den leser bestimmt ist: I 358 *her ligr firir oss Bertanga scogr. en i þessom scogi er einn risi, sa heitir ÆtgeiRr. han er svn Nordians konongs oc brođir hinna risanna, er Vildiver, felagi vaRr drap međ Osantrix kononge. þat varo þeir Aventrođ oc Vidolf mittvm stangan. sia ÆtgeiRr risi er her til landvarnar isvngi kononge* usw. die mitteilungen aus I 255 kehren breit wider. Asprian fehlt auch hier. zu allem überfluss wird zwei seiten später im anschluss an Viđgas verwantschaftsverhältnisse abermals eine genealogie vorgetragen, hier wider mit den vier brüdern der Vilcinasaga: I 360 *En Nordian atti IIII svnv eftir sec. varo þrir risar storir oc sterkir; het einn þeirra Aventrođ en annar Vidolf mittumstanga, en sia var hinn þriđi, er a scogenom ligr, er ÆtgeiRr risi heitir, oc nv var vm rætt. hinn fiorđi svnr Nordians konongs var Asplian. hann var konongr oc orđinn sem mennzkir menn.* es ist klar dass hier verschiedene überlieferungen nebeneinander liegen, es ist aber auch wahrscheinlich,

dass nebeneinander ausgearbeitete stücke nachträglich miteinander verarbeitet sind. das eine ursprüngliche stück ist die stelle der Vilcinasaga, die in beiden fassungen widerkehrt. sie kennt vier riesenbrüder entsprechend dem könig Rother; hierher gehören die riesennamen Asplian und Vidolf. das andre stück ist der Bertangazug mit Viđgas riesenkampf. hier herscht das dreibrüderschema mit dem namen Aventrod, wie wir es aus dem beginn des Eckenliedes kennen, und wie es als reines schema in Dietrichdichtungen hineinzugehören scheint, denn hier so wenig, wie im Eckenlied werden die drei brüder activ. die einführung der drei brüder geschieht durch das exposé Herbrands. wie weit die namen beider riesengruppen sich schon in den deutschen quellen deckten, wissen wir nicht; in der fertig componierten saga sind sie ausgeglichen. diese getrennten stücke verknüpft der sagamann durch seine bekannte methode, dass er in jedem abschnitt eine recapitulation aus dem anderen abschnitt anbringt. so entstand das drei-brüder-stück im Osantrixabschnitt (I 255), das vier-brüder-stück im Bertangaabschnitt (I 360). um aber mit den verhältnissen dieses abschnittes nicht in conflict zu kommen, wird der vierte bruder Asplian zu einem geschöpf gewöhnlichen menschenformates degradiert, obwol die Vilcinasaga ausdrücklich betont, dass alle vier brüder riesen waren. wir haben hier ein vortrefflich klares beispiel für die arbeitsmethode des sagamannes.

Aehnlich verhält es sich mit Ætgeirs brotherrn Isung. er wird an folgenden stellen eingeführt: I 255, die eben besprochene stelle, wie Ætgeir ihm als grenzwächter überlassen wird. I 319: Sigurd kommt zu Isung. ganz neu wird Isung eingeführt: Sigurd ritt, *þar til er han kemr a Bertanga land. þar rædr firir sa konungr, er heitir Isungr. hän a XI syni. Isungr er allra kappa mestr oc allir hans synir. han tecr við Sigvrðe oc gerir hann sinn raðgiava oc mercis mann.* I 354 ist der beginn des Bertangazuges; Herbrand berichtet über Isung: *'Ec kann at segia þer af einv landi þvi er heitir Bertangaland. þar rædr firir sa konongr er heitir jsvngr'* usw. widerum neu tritt Isung auf in der selbständigen geschichte von Iron und Apollonius: II 109 *I landi þvi er heitir Bertangaland uar I konungr er heitir Artus* beginnt die erzählung und fährt einige zeilen später fort: *En æptir hans dauða kemr til rikis Bertanga Isungr konungr oc hans synir XI oc allir þeir sua mikclir kappar, at uarla fenguz iafningiar þeira, sem fyr er ritað. Isungr konungr aignaz allt Bertanga land með hernaði* usw. schliefslich tritt Isung abermals im beginn eines neues abschnittes neu eingeführt auf, nämlich in der Ostaciaerzählung II 269: *I þenna tima rædr bærtangalande Isungr konungr hinn stærki með sinom sonom. hann er mikill vvinr hærtnið konungs* usw. hier erfahren wir unversehens, dass Isung ein verbündeter Attilas und bei Osantrix tode der dritte und zwar *'hinn mesti hofuðsmaðr'*, gewesen sei. nichts davon ist zuvor

berichtet. zur klarheit hilft die annahme von einzelausarbeitungen. drei der stellen stehn im anfang neuer, selbständig ausgearbeiteter abschnitte, die sinngemäfs neueinführungen Isungs bringen. es sind das Bertangaabenteuer I 354, der Ironroman II 109, die Ostaciaerzählung II 269. dagegen sind die beiden andern stellen verknüpfungen. I 255 hatte es der redactor nicht auf ihn, sondern auf Ætgeir abgesehen und die zeilen eingefügt, um diesen in den Bertangawald zu bringen. darum wird grade an dieser ersten stelle wo Isung auftritt, weniger von ihm gesagt als an irgend einer anderen. darum passiert dem redactor auch das misgeschick, dass Osantrix den riesen ganz arglos zu Isung schickt, obgleich dieser nach II 269 sein erbitterter feind ist. dagegen ist I 319 um Isungs willen da. Sigurd soll ihm zugeführt werden. mechanisch wird an Sigurds jugendtaten der ritt nach Bertangaland angehängt. ohne sich an die in ganz anderm zusammenhang entstandene erste erwähnung Isungs zu erinnern, wird dieser neu eingeführt, und zwar in eclatanter anlehnung an Herbrands worte im Bertanga-abschnitt, den der redactor seinem zweck entsprechend neben sich liegen hatte. ein dritter verknüpfungsfaden ist die erwähnung der stärke der Isungssöhne im Ironroman, die in die einleitung des Bertangazuges sinngemäfs gehört, hier aber ohne würkung ist. für sich — und in unausgeglichenem widerspruch mit I 255 — steht Isung als Osantrix hauptmörder, obwol diese tatsache voraussetzung der folgenden erzählung ist. möglich dass dem redactor im gedächtnis war, dass ein Isung (*hovudloddari*) bei Osantrix tode eine wichtige rolle spielt, und dass er damit die Isunggeschichte für motiviert ansah.

Aki, der vater der Harlunge, wird an drei stellen neu genannt. I 30 wird er als sohn Samsons und bruder Erminriks neu eingeführt. er erhält die stadt Fritila samt dem herzogstitel. sein beiname *Aurlungha trausti* wird erwähnt. aus der späten und gelegentlichen erwähnung dieses dritten sohnes und der notiz *Moderni hans var ecke mikit* kann man wol schliefsen, dass er nicht von der gleichen mutter stammt wie Erminrik und Þetmar. dass diese notizen genealogische construction des sagaredactors und voll misverstandener verdrehungen der deutschen sage sind, weifs jeder, der sich mit deutscher heldensage beschäftigt hat. neu erscheint Aki I 235. Dietrich, Viđga und Heime sind bei ihm in Fritila zu gast auf dem wege nach Rom zu Ermenrichs gastmahl. *hava þeir tekit ser gisting ihvsvm þess mannz, er heitir Aki Amlvngatravsti. hann er brođir Erminrik konongs sammœđra oc þetmars konongs af bœrn.* die angabe dass Aki der bruder Erminriks und Þetmars von gleicher mutter ist, widerspricht dem vorigen bericht sowie noch crasser II 157. sie fehlt darum auch in J und Sv. als herzog wird Aki nicht bezeichnet. das nächste mal erscheint Aki widerum als wirt für Romreisende, nämlich Attila II 147. er wird als bekannt

vorausgesetzt und als herzog bezeichnet. seine gattin ist Bolfriana, die ein liebesabenteuer mit dem herzog Iron erlebt, das tragisch endet. unmittelbar anschliefsend an diese geschichte beginnt die zusammenhängende erzählung von Sifkas verrat, der zuerst die Harlunge betrifft. die erzählung beginnt mit dem tode Akis des Harlungenvaters. und obgleich wenige zeilen vorher im schluss der Irongeschichte *Aki hertugi* erwähnt ist, heifst es hier ganz neu: II 156 *þau tiđændi verđa a Langbarđalandi, at andaz æinn greifi, er heitir Aki Avrlinga trausti.* ein paar zeilen später s. 157 wird er als *samfeđri* mit Erminrik bezeichnet. hier ist es besonders deutlich, dass die beiden geschichten, Irons liebesabenteuer und Sifkas verrat, unabhängig voneinander entstanden und erst später aneinandergehängt worden sind. auch hier haben wir zwei ausgangspuncte. einerseits das erste gastmahl im Dietleibabschnitt, anderseits Akis tod II 156. in einem ist Aki herr über Fritila, hat keinen titel und ist *sammøđri* mit Erminrik, im andern ist er graf in der Lombardei und *samfeđri* mit Erminrik. zweifelhaft ist seine rolle im Ironabschnitt, wo ich es für nicht unmöglich halte, dass er erst dem sagaredactor sein dasein verdankt. ursprünglich dürfte die verbindung des Harlungenvaters mit der höfisch durchgebildeten Ironerzählung kaum sein. der ausgangspunct dürfte gewesen sein, dass das abenteuer zwischen Iron und Bolfriana bei einem gastmahl auf einer fahrt sich entspinnt, dass diese fahrt mit Attilas fahrt zu Erminriks grofsem römischen fest identificiert wird und folgerichtig die station nach Fritila zu Aki verlegt wird. Aki hat dann einen anderen als Bolfrianas gatten verdrängt, der den herzogstitel führte; die verknüpfung mit dem vorhergehnden geschieht durch den ausdrücklichen hinweis auf 'das gastmahl wo Dietleib seinen wettkampf mit Walther hatte'. zuletzt entstand dann I 30, wo auf grund der übrigen sagaerzählungen eine Dietrichsgenealogie zurechtconstruiert wird. Aki ist daher hier mit dem herzogstitel ausgestattet.

Besonders bekannt wegen seiner auffälligkeit ist das verhältnis bei Sigurđ. es ist zweifellos, dass sämtliche deutschen quellen den namen Sigfried geliefert haben. die saga ersetzt ihn bekanntlich durch Sigurd, behält aber zt. Sigfred, Sigisfrođ bei. die erste erwähnung Sigfrieds ist die ganz gelegentliche notiz I 74 *þa spurđi Vađe risi at hans son Velænt var illa læikinn firir Sigurđe.* erst beträchtlich später folgt die romantische erzählung von Sigfrids geburt und seiner jugend beim schmied Mimir (I 302 ff). hier begegnet erst ein halbes dutzend mal der name *Sigfrœđ*, jedoch nicht in den capitelüberschriften des redactors Mb[3]; dann geht auch der text zu *Sigurđ* über[1]. in den weiteren erzählungen über Sigfrid

[1] von den isl. fassungen hat A nur einmal *Sigfroed*, dann immer *Sigurdur*. B tilgt auch das erste *Sigfrœd* noch. Sv hat durchgängig *Sigord*.

herscht Sigurd einheitlich. erst II 326, in der erzählung von Hagens nachgebornem sohn, erscheint einmal der ausdruck *Sigisfrođ kiallari*[1] als bezeichnung des ortes wo der Nibelungenschatz ruht. sonst herscht auch hier Sigurd. die sache ist klar. die jugendgeschichte Sigfrids ist als einzelstück mit dem namen Sigfrœd bearbeitet, die Hagensohngeschichte ebenso mit dem namen Sigisfroed. über die übrigen teile, die einheitlich Sigurd haben, lässt sich nichts sagen. der redactor beschliefst den namen Sigurd durchzuführen[2]. ihm ist zunächst die notiz I 74 zu verdanken, deren vorhandensein mir nur den einzigen schluss zulässt, dass auch Mb 2 die jugendgeschichte Sigurds nicht nur kannte, sondern auch mitzuteilen vorhatte. seine ganze redactionsmethode gründet sich auf solche vor- und rückverweisungen. eine anspielung wie diese ist sinnlos, wenn nicht die geschichte folgt, denn sie greift aus der jugendgeschichte Sigurds eine episode heraus, für die verständnis bei nordischen lesern nicht vorauszusetzen ist. mir ist Mogks entgegengesetzte bemerkung aao. 383 nicht ganz verständlich geworden. beim abschreiben der vorlage ist der redactor dann zunächst unachtsam, sodass ihm mehrfach *Sigfrœd* entschlüpft. später ist er aufmerksamer, und nur *Sigisfrođ kiallari* meint er als terminus technicus beibehalten zu müssen. die zuletzt eingefügten überschriften sind mit Sigurd consequent. ganz ähnlich lässt sich die bekannte stelle II 43 ff beurteilen, wo erst dreimal *Sintram,* dann einmal *Tintram,* dann durchgehends wie in der überschrift *Tistram* erscheint. die vorarbeit hatte *Sintram,* Mb 3 wünschte *Tistram* einzuführen, schrieb aber erst mehrfach mechanisch den alten namen.

Ich glaube mit diesen hinweisen genügend klargelegt zu haben, dass die voraussetzung von ausgearbeiteten einzelabschnitten das verständnis der composition der saga fördert.

Beim zusammenstellen dieser einzelarbeiten sind naturgemäfs redactionelle änderungen nötig gewesen. es gehört ein sehr aufmerksamer blick dazu, um die folgen solcher änderungen ganz zu verwischen. dem sagaredactor ist das keineswegs gelungen; ansatzstellen zerrissener zusammenhänge sind mehrfach zu erkennen und namentlich von Boer (Zs. f. d. ph. 25, 433 ff) reichlich nachgewiesen. eine solche stelle ist I 256. die kämpfe Attilas mit Osantrix in der Vilcinasaga werden durch lange

[1] hier haben auch J und Sv (*sigis frödha källere*) die deutsche namensform, Sv sichtlich ohne verständnis für den namen.

[2] genau so verfährt Mb 3 in seiner Vilcinasaga. Rodolfur nennt sich als werber *Sigifrid, þat kollumm vier Sigurd.* und dann führt er den heimischen namen durch. hier, wo es sich nicht um den berühmten drachentöter handelt, haben indessen AB die deutsche namensform consequent beibehalten.

erzählungen von Dietrich, namentlich die Viđga- und þetleifabschnitte unterbrochen und heben dann neu an. jetzt ruft Attila Dietrich zu hilfe: *eftir þvi, sem hvaRr þeiRra hevir aðrum vinattr heitið. Oc nv vill þiðricr konongr fara meðr þvi at hann ser, at vinr hans þarf liðveislv hans.* aber nirgends ist davon berichtet, wie und wo diese freundschaftsgelübde zwischen Attila und Dietrich zustande kommen, die sich der saga nach noch nirgends getroffen haben[1]. die deutsche quelle hat natürlich davon gewust, sicher auch die vorarbeit; erst der redactor hat wol gekürzt, die stelle mit dem freundschaftsbunde aber übersehen.

Weit deutlicher ist der mechanische eingriff des redactors im anfang der Sisibeerzählung. I 282 *Ein konungr Sigmundr er næfndr, er reð firi þui landi, er heitir Tarlunga land. faðir hans het Sifian konungr. han er rikr maðr oc mikill hofðingi. En nu er han hafði tekit riki æptir fauður sinn, sendir hann ræstr i Hispana til þess konungs Niðungs oc hans sonar Ortrangis.* es ist evident, dass *þess konungs Niðungs* auf eine vorherige erwähnung Niðungs bezug nimmt; allein sie ist im text nirgends zu finden. hier muss ein stück n o r d i s c h e r text fortgefallen sein. auch die anknüpfung *en nu, er han hafði tekit,* macht den eindruck, als setze sie eine erzählung fort, die durch mechanische streichung verloren ist. im zusammenhang hiermit wird der capitelanfang wichtig, der eine im hauptsatz unmögliche wortstellung zeigt. im nebensatz ist dagegen die stellung des infiniten prädicatsteils vor dem finiten nicht ausgeschlossen. es wäre gut denkbar, dass die ausarbeitung hier einen nebensatz gehabt hat (*nu er at sægia, at ein konungr Sigmundr er næfndr* oder so ähnlich), dass dieser satzeingang aber gestrichen und der satz mechanisch dadurch zum hauptsatz gemacht worden ist[2]. der ganze beginn des abschnittes ist also offenbar mit gröfserer breite vorgetragen gewesen, nicht nur in der deutschen quelle,

[1] J hat die freundschaftsschwüre fallen lassen und bezeichnet nur Attila als Dietrichs freund, womit nur etwas allgemein bekanntes gesagt wird. noch unbestimmter drückt sich Sv aus. der freundschaftsbund könnte sich ursprünglich auf dem fest Erminriks in Rom vollzogen haben, an dem Attila nach II 148 teilgenommen hat, und von dem nicht ohne wahrscheinlichkeit vermutet worden ist, dass es in der deutschen quelle an Attilas hofe stattgefunden habe.

[2] in J sind alle drei unebenheiten sorgfältig ausgeglichen. Sv list nach schwed. sprachgebrauch in interessanter weise *Ein konungr,*

sondern bereits in einem nordischen prosaabschnitt. die anzeichen dafür setzen sich fort. I 286 taucht urplötzlich ein könig Drasolf auf, von dem sich nur erraten lässt, dass er Sigmunds schwager ist. *Nv .. koma þar II sendi menn Drasolfs konungs* (erste erwähnung) *oc ganga firir Sigmund* usw. *nv mæla þeir sendi menn: Drasolf konungr oc þin systir* (erste erwähnung) *senda þer kvæðiv* usw. so kann nur erzählt werden, wenn man weiſs, wer und was Drasolf ist; aber die saga berichtet nichts davon. rein mechanische kürzung der vorstufe ist zweifellos. die erscheinung ist nicht unbegreiflich. wir sind an der stelle wo Mb[3] seinen einschub in Mb[2] vornimmt. er hat für den einschub, der mit Sigfrieds jugendgeschichte beginnt, nur beschränkten raum und arbeitet mit rücksicht darauf mit stärkeren streichungen als später, und — noch ungewohnt in der führung des rotstiftes — bleiben ihm besonders störende ansatzstellen stehn.

Aehnlich grob ist die unausgeglichenheit I 306: *Ein sueinn heitir Æckihard, han var mestr firir ser af þeim XII sueinum.* aber nirgends steht etwas, worauf dies *þeim* sich beziehen könnte[1]. auch hier kann der fehler nur durch mechanische streichung hervorgerufen sein.

II 225. Helche hat ihre söhne ausgerüstet. Þether steht dabei. Helche empfiehlt ihre söhne Þethers schutze. dieser antwortet: *fru, nu ero bunir þinir synir til orrosto oc ek, nu hialpi mer sua guð* usw. nichts wird von Þethers ausrüstung erwähnt, die vielmehr erst unmittelbar nachher ausführlich beschrieben wird[2]. der redactor hat hier etwas verschoben.

II 253. bei Dietrichs rückkehr von der Rabenschlacht lässt Attila Dietrich rufen, wobei es unvermittelt heiſst: *Minir tvæir riddarar gangit ut* usw. und dann: *þessir tvæir riddarar ganga*

Sigmundr er næfndr und übersetzt: *En konung som het Sigmund, han radde for et rike* usw., muss also den folgenden relativsatz zum hauptsatz mit anaphorischem pronomen machen. die beiden andern stellen sind ausgeglichen.

[1] hier hat auch J nach ausweis von B noch nicht gebessert; A list: *af ollum sveinum Mimers*; Sv: *aff the XII hanum tiænte.*

[2] in J ist der widerspruch beseitigt, indem statt der worte *oc ek nu* das nichtssagende *þa* eingeführt ist, dem in Sv (270, 24) genau *saa* entspricht. es ist also eine abänderung in Sv J, ein weiterer beitrag, der die enge zusammengehörigkeit dieser gruppe auch gegenüber Mb[3] erweist.

þar sem sat þiđrekr[1]. diese zwei ritter, von denen zuvor nirgends die rede war, muss man mit Boer als zeugen einer quellenmischung betrachten. indessen lässt die mischung sich nur begreifen, wenn man zwei nordische texte voraussetzt — wie Boer (Ermanarich und Dietrich) es ja auch tut. will man nicht auf seinen vorschlag von zwei parallelversionen der ganzen saga und schon ihrer quellen eingehn, so bleibt kaum ein andrer weg, als auf die einzeln ausgearbeiteten concepte zurückzugreifen.

Auch für diese erscheinung, die zunächst nur auf schriftliche nordische vorlagen und nur mittelbar auf einzelbearbeitungen schliefsen lässt, wäre das material systematisch zu vermehren. hier kam es nur darauf an zu zeigen, wie die oft besprochenen compositionsmängel der þs. sich leicht und gut erklären, wenn man zu der an sich so naheliegenden annahme greift, dass die einzelnen deutschen texte zunächst gesondert in nordische prosa übertragen sind, und dass die saga aus der redigierenden verarbeitung dieser einzelabschnitte hervorgegangen ist. es ist hier nicht die absicht, über diese einzelabschnitte, ihren umfang, ihr aussehen und die mutmafslichen veränderungen näheres festzustellen. das muss einer untersuchung der composition der saga überlassen bleiben. es galt nur einen gesichtspunct aufzustellen.

Von diesem gesichtspunct aus gewinnen wir nichts geringeres als eine neue und wie ich glaube plausiblere erklärung der handschriftenfrage der þs. wir können feststellen, dass Mb in der tat original ist in dem sinne, dass vorher nichts mit der fertigen saga gleichzustellendes vorhanden war. denn der stofs einzelner Dietricherzählungen, die dem sagamann zu gebote standen, kann mit der fertigen, wesentlich einheitlich gestalteten gesamtdarstellung von Dietrichs leben und abenteuern nicht gleichgestellt werden. die crassen anzeichen, dass in der tat Mb eine erste originalaufzeichnung, in gewissem sinne also concept ist, sind nicht trügerisch und verdienen volle aufmerksamkeit. auf der andern seite ist Mb nicht original in dem sinne, dass vor ihr überhaupt keine nordische aufzeichnung des in ihr enthaltenen Dietrichstoffes bestand. eine solche war vorhanden in den einzelausarbeitungen, und grade in der form die wir brauchen. sie waren im ganzen der fertigen saga auch im wortlaut sehr ähnlich, gaben aber die deutschen quellen treuer wider. diese vor-

[1] Sv J hatte *Minir tv. riddarar* usw. beibehalten. so steht es in B, darauf geht auch Sv zurück (288, 28) *tha visthe konungen twa riddare äfther thun.* A behält die directe rede: *kalli nv jun* usw. Die zweite stelle list B *þess er ganga nu þangat, er,* A *nu ganga II riddarar þann veg, sem,* Sv. lässt nichts erkennen.

arbeiten waren ja mit der ausarbeitung der fertigen saga nicht verschwunden; sie lagen da und waren benutzbar. die saga selbst, in der form von Mb, kann ja nun keineswegs anspruch auf einheitlichkeit der composition machen; in dieser beziehung war manches zu bessern. dass dies in der tat geschehen ist, beweisen Sv und J. und was lag da näher, als bei dieser überarbeitung und reinigung — mag sie von Mb[3] selbst oder einem andern stammen — die vorhandenen vorarbeiten zu benutzen und an der hand dieser unmittelbar aus den quellen geflossenen documente verbesserungen vorzunehmen? auf diese weise entstand eine zweite verbesserte auflage der saga, die nun ihrerseits die grundlage für J und Sv wurde. sie entspricht allen bedingungen, die für die quelle von J Sv zu stellen sind; sie folgt in allen puncten der eigenartigen composition von Mb und gibt dennoch die möglichkeit besserer, den deutschen quellen näher stehnder lesarten.

Die hier vorgetragene anschauung setzt also voraus, dass Mb die erste niederschrift der saga ist. sie hebt damit die scheidung zwischen Mb[2] und Mb[3] als abschriften aus verschiedenen handschriften auf, die seit Storm eingebürgert ist. dass diese scheidung nicht mit der sonderstellung von Mb[2] gegenüber Sv J begründet werden kann, hab ich ausführlich dargelegt. auch bei besprechung der inhaltlichen widersprüche und der mehrfachen neueinführung derselben personen hab ich meine belege mit bedacht so gewählt, dass sie zt. innerhalb Mb[2] oder Mb[3] sich abspielen und darum keinen gegensatz zwischen Mb[2] und Mb[3] können vermuten lassen. vielmehr erhalten wir den viel einfacheren und wahrscheinlicheren vorgang, dass Mb[2] die ausgearbeiteten einzelstücke zu ordnen und redigieren begann, dass ihm irgend ein umstand die feder mitten im satz aus der hand nahm, und dass er in Mb[3] einen nicht ebenbürtigen fortsetzer fand. die evidenten verschiedenheiten zwischen Mb[2] und Mb[3], die Boer besonders nachdrücklich hervorhebt[1] und die sich vor allem auf die composition der saga beziehen, sind zeugen der verschiedenen persönlichkeiten der redactoren. Mb[2] ist der begabtere, künstlerisch reicher beanlagte und disponierende geist, der im allgemeinen über seinen stoff herr ist, ihn ordnend überblickt und im ganzen zum einheitlichen bilde fügt. darum macht seine partie den einheitlicheren eindruck und gilt darum als ursprünglicher. Mb[3] ist weniger künstler und mehr sammler.

[1] schon in dem aufsatz Arkiv 7, noch energischer in Zs. f. d. ph. 25, 433 ff und in den Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage (Halle 1906 ff); insbesondre I 136—194. 216—280.

ihm kommt es nicht so darauf an, den ordnenden leitfaden zu behalten, und er ist nicht frei genug, störendes entschlossen aufzuopfern. ja er scheut sich nicht, zwei ausarbeitungen desselben stoffes unvermittelt nebeneinander stehn zu lassen. er wird von seinem stoff beherscht und bringt darum ein werk zustande, das zerfahren und widerspruchsvoll würkt und darum grund zu stärkeren eingriffen der zweiten auflage bot. daher die gröſseren abweichungen von Sv J gegenüber Mb³. nur das unvermögen zur disposition, nicht interpolationen unterscheiden Mb³ von Mb².

Die annahme von späteren interpolationen hat im engsten zusammenhang mit der 'zweihandschriftentheorie' die discussion der letzten zeit völlig beherscht und ist von Boer am consequentesten vertreten worden. auch hier kommt von Mogk eine beherzigenswerte warnung, der, obwol selbst von interpolationen überzeugt, vor Bertelsens übermaſs bedenken hat. dies übermaſs ist dann von Boer (Ermanarich u. Dietrich) noch bedeutend überschritten, bis der begriff der interpolation sich von selber aufhob, indem die einschübe nicht nur solche gröſse sondern auch solchen zusammenhang gewannen, dass Boers zwei quellenserien entstanden und als würkliche interpolation nur noch ein paar restkörper auſserhalb blieben. der grundgedanke, aus dem die interpolationstheorie hervorgieng, war der, ein widerspruchsloses kunstwerk an den anfang der entwicklung zu setzen. dass dies kunstwerk im plane lag, ist sicher, es an den anfang der entwicklung zu setzen, bedenklich. auch beim zweifellos künstlerisch einheitlichen dichtwerk hat die neuere kritik mistrauen geweckt gegen die unbedingte forderung logischer einheitlichkeit. hier kann aber nicht einmal von einer künstlerisch einheitlichen conception die rede sein, sondern von einem mühsamen zurechtbiegen widerstrebendster traditionen. die einheit der person ist eigentlich das einzige was man fordern muss, und diese ist in der fertigen saga vorhanden; sie hat den biographischen faden bewundernswert correct gespannt. was darüber hinausgeht, heiſst an die erste form der saga falsche ansprüche stellen. und wenn sich dann eine concrete möglichkeit bietet, die saga wie sie ist, ohne interpolationen, in ihrer zusammensetzung und ihren speciellen unvollkommenheiten zu erklären, so besteht kein anlass, die interpolationshypothese zu halten. ich glaube, in meinem vorschlag einen weg gezeigt zu haben, der ohne interpolationen dem völlig gerecht wird, was wir für die anfangsstadien der saga fordern müssen. auch Boers weiterführung seiner forschungen bricht mit der schematischen interpolationstheorie und sieht in

den eigenartigen widersprüchen der þs. nunmehr zeichen ihrer entstehungsgeschichte und noch nicht erreichter ausgleichung. insofern muss die entwicklung der Boerschen auffassung aufrichtig begrüſst werden, wenn ich auch freilich seine ansichten zur quellenfrage nach wie vor nicht teilen und also auch seinen daraus entwickelten stammbaum II nicht anerkennen kann.

Die geschichte der þiđrekssaga hat sich demnach ungefähr folgendermaſsen abgespielt. um 1250 beginnt ein dem hofe nahestehnder Norweger oder Isländer seine sammeltätigkeit, die sich über eine reihe von jahren erstreckt hat. Storm weist darauf hin, dass dies diejenige zeit ist, in der die historische möglichkeit für eine solche sammlung gegeben ist. dazu stimmt es dass dem sammler ein gedicht von herzog Iron bekannt war, das man nach vUnwerths darlegungen [1] schwerlich vor ca. 1225 wird ansetzen dürfen und das kaum unmittelbar nach seinem entstehn in oberdeutschen ritterlichen kreisen schon den niederdeutschen kaufleuten zugänglich gewesen sein wird, die dem sammler seinen stoff vermittelten. auch die Herbortdichtung, die der sammler benutzt hat, ist als geistes- und zeitgenosse der Irondichtung zu betrachten [2]. im anschluss — und wol schon während seiner sammeltätigkeit — hat der sammler mit der ausarbeitung von einzelabschnitten begonnen, die er dann — zwischen 1250 und 1260 — zu einer einheitlichen saga zu verarbeiten anfängt; die von ihm unvollendet gelassene arbeit führt ein anderer fort. so entsteht die urhandschrift = Mb, die gegen 1260 fertig gewesen sein mag. ob sich paläographische bedenken gegen diesen ansatz erheben, wag ich nicht zu entscheiden; die mir bekannten angaben über diesen punct sprechen nur von der zweiten hälfte des 13 jh.s [3], besagen also nichts gegen meine annahme [4]. gut passt sich ihr auch das verhältnis zur Vǫlsungasaga an. diese saga hat bekanntlich stellen mit der þs. gemein, deren entlehnung durch die Vǫls.-s. aus der þs. zweifellos ist. der neueste herausgeber Magnus Olsen (Kopenhagen 1906—08) nimmt die alte, von Sijmons (PBBeitr. 3, 213) ausgesprochene vermutung wider auf, dass die Vǫls.-s. um 1260 am norwegischen hof entstanden sei, in derselben zeit und in demselben kreis also

[1] PBBeitr. 38, 280 ff.

[2] vUnwerth Arkiv 35, 113 ff.

[3] Finnur Jonsson (Litt. hist. II 2, 853) setzt Mb doch erst in den schluss des 13 jh.s.

[4] Vilh. Gödel Katalog öfver kongl. bibliotekets fornisländska och fornnorska handskrifter Kbh. 1897—1900 s. 13. — Palæografisk atlas, oldnorsk-islandsk afdelning Kbh. 1905 bl. 26

wie die þs. Finnur Jonssons vorsichtigerer ansatz 'zweite hälfte des 13 jahrhunderts' lässt dieselbe möglichkeit directer berührung offen. darauf hat eine umarbeitung, oder deren mehrere, die mängel der ersten niederschrift unter benutzung der einzelconcepte ausgeglichen und eine zweite verbesserte auflage geschaffen, die die grundlage für die isländ. übersetzung und die schwed. bearbeitung geworden ist. über die zeit dieser neuauflage ist nichts sicheres auszusagen; sie wird kaum lange nach der ersten ausarbeitung entstanden sein[1].

Ich setze also folgenden stammbaum an:

deutsche sammlungen
|
einzelausarbeitungen
| /
Mb /
\ /
umarbeitung.
*J *Sv

ich will nicht unterlassen darauf hinzuweisen, dass eine ähnliche möglichkeit — nämlich dass Sv J auf eine mit hilfe einer besseren handschrift hergestellten abschrift von Mb zurückgehe — von Bertelsen Einl. s. LIV flüchtig angedeutet aber abgelehnt wird, 'da sich eine solche hypothese der natur der sache nach einer nachprüfung entzieht'.

Greifswald. **H. de Boor.**

[1] vielleicht kann man noch einen letzten schritt wagen. die þs. ist eifrig als stoff für die Folkevisedichtung benutzt worden. naturgemäfs aber nicht die ganze saga, sondern eng begrenzte erzählungsabschnitte. die Viser-dichtung dürfte aber in der mündlichen erzählung ihre hauptquelle haben, so dass man zu mündlich erzählten einzelabschnitten der þs. gelangt. sollten diese mündlichen einzelabschnitte nicht vielleicht auf die einzelausarbeitungen des sammlers zurückgehn? das würde sich mit Grundtvigs ausführungen zur Dietrichsvise (DgFv. IV 623 ff) decken, auf die Boer (Arkiv 7, 215) nachdrücklich hinweist. die Dietrichsvise hat nur das von Mb^2 geschriebene stück benutzt, nicht die capp. 172—188 (nach Ungers ausgabe), die von Mb^3 stammen. das erklärt sich ohne weiteres, wenn nicht die saga, sondern ein ausgearbeitetes einzelstück, das dem von Mb^2 benutzten entsprach, quelle der visa ist. nimmt man Sv. Eks (Vestnordisk kämpavisa i östnordisk tradition. Göteb. högskolans årsskrift 1921) nachweis (s. 58 f) hinzu, dass auch die eigentliche kampfscene des Bertangazuges als liedabschnitt existiert hat, so erhält man eine völlige parallele von erzählungsabschnitt und vise. auch Ek spricht von 'mündlichen varianten der saga' (s. 57), die umliefen, als vorstufe der Viserdichtung. das scheint auf ähnliche auffassung zu deuten.

MITTELALTERLICHE DICHTUNG UND BILDENDE KUNST.

1. ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN VESPERBILDES.

In einem viel beachteten aufsatz über die dichterische wurzel der Pietà (Repert. f. kunstwiss. 42, 145 ff) hat WPinder gezeigt, wie die plastische gruppe der Gottesmutter mit dem toten sohn in ihrem schofs nicht im dramatischen scenenbilde der mysterienbühne, sondern im lyrischen wunsch der Marienklage wurzelt. mit den wunschworten des allen deutschen Marienklagen zu grunde liegenden 'Planctus ante nescia' des 12 jh.s: *Reddite moestissimae Corpus vel exanime, Ut sic minoratus Crescat cruciatus Osculis amplexibus* beginnt für das abendland die vorgeschichte des auf deutschem[1] boden erwachsenen Vesperbildes. nimmt die bildliche anschauung ihren ausgang von dem *Stabat .. mater* des Johannisevangeliums, von der unter dem kreuz mit anderen klagenden stehnden Gottesmutter, so mengt sich bereits in den uneinheitlichen pseudo-bernhardischen Tractatus de planctu beatae Mariae virginis des 12 jh.s eine andere der plastischen bildgruppe genäherte vorstellung: *In gremio enim modo te mortuum teneo. tristissima est mater tua* (s. FrRohde Ein mnd. gedicht über die kreuzigung, das begräbnis und die auferstehung Christi s. 94). aber nicht so sehr das ruhende sitzen der Gottesmutter als vielmehr ihre isolierung aus der gruppe der übrigen klagenden bedeutet die entscheidende wendung zu plastischer bildhaftigkeit. diese stufe ist nach Pinder erst erreicht in der auf den Tractatus zurückgehnden mhd. fassung 'Unser vrouwen klage' (PBBeitr. 5, 193 ff. v. 1235 ff) vom ausgang des 13 jh.s.

In würklichkeit jedoch reizte der monolog der klagenden die phantasie des dichters schon lange vorher zu verselbständigender loslösung der geschauten gestalt. ihre allmähliche vereinsamung erfolgt auf verschlungenerem pfade als sie Pinder sah, der leider nur die Marienklage im auge hatte, als er seinen blick auf das weitere gebiet der sich mit der Marienklage eng berührenden totenklage hätte einstellen sollen. die rührendste

[1] s. Baum Gotische bildwerke Schwabens s. 75, Demmler Die mal. Pietà-gruppen im Kaiser Friedrich-museum (Berliner Museen. berichte aus den Preufs. kunstsammlungen 42 s. 117).

und gleichfalls sinnfälligste form der mal. totenklage ist die von Sigune um ihren geliebten Schionatulander, den sie selbst in den tod trieb und der sein leben für sie gab, und diese Sigune Wolframs, die wie eine Pietà mit ihrem toten geliebten im schoſs in dem traumhaften rahmen einer baumkrone in wilder einsamkeit von Munsalvæsche trauert, hat bereits jene isolierte plastische form, die Pinder für die Pietà erst um ein jahrhundert später findet. der gedanke den toten der trauernden in den schoſs zu legen, war ja bereits vorher im pseudo-bernhardischen Tractatus ausgesprochen, ursprünglich als inbegriff und symbol mütterlicher liebe: der sohn kehrt heim in den schoſs, von wannen er gekommen. das ist keine unberechtigte moderne anempfindung. Bernhard von Siena sagt von unserm bilde: I Sermo 51 *Nunc autem ad doloris augmentum tenet ipsum in suo materno et virginali gremio reclinatum et officiosa pro funere cogitur involvere mortuum ex aliena ope sibi praestitis linteis, quem natum infantem involvit vilibus pannis, et ad amaritudinis cumulum contra morem matrum ipsum cogitur ponere in alieno sepulchro, quem puerum vagientem in paupere praesepio reclinavit.* und auf manchen compositionen hat der quergelegte leichnam im verhältnis zur mutter nicht die würkliche gröſse eines mannes, sondern nur die eines kindes (EMâle L'art religieux de la fin du moyen âge s. 124 f). die trinitätsbilder mit dem toten sohn im schoſs des vaters sind nachbildungen dieses bildes, und es besteht kein zweifel, dass der tote liebste im schoſs Sigunes eine reine vermenschlichung des durch die Pietà verkörperten symbols über den tod hinausreichender liebe bedeutet[1]. diese art der vermenschlichung ist umso weniger befremdlich, da der mittelalterlichen anschauung, und zwar nicht erst der späteren mystik, Maria nicht nur mater sondern als abbild der christlichen kirche auch sponsa Dei war. so war die bildvorstellung der Pietà schon im anfang des 13 jh.s, dh. über ein jahrhundert vor ihrer plastischen verwürklichung der dichterischen phantasie lebendig und von ihr geschaffen. nicht allein die übertragung aus der lyrischen in die epische form als solche, sondern ihre entgöttlichung und profanierung auſserhalb der geistlichen dichtung, die contrastierung mit dem irdischen, nicht mehr voll ent-

[1] biblische bilder als prototypen profaner darstellungen hat auch SSinger Neidhart-studien s. 25 im auge.

sprechenden gegenbild hat die dichterische anschauung der Pietà lange vor ihrer bildkünstlerischen vollendung aus der figurenreichen lauten klagescene heraus still und frei gemacht. wo die alte totenklage mit ihrem trotz aller traditionellen form vernehmbaren naturlaut schrill hineinklingen sollte, da ist jede resonanz unterbunden durch die temperantia höfischer sittlichkeit[1]. allzu sehnsüchtiges wünschen des klagelieds hat die schilderung der erfüllung gedämpft, da in der erzählung auch die totenklage dem allzeit maſsvollen stil des höfischen epos angeglichen wurde. im endlichen werk des bildhauers erfühlt auch Pinder nicht nur das andachtsbild, sondern 'zugleich verstohlen hineingelegt eine heimliche feier des menschlichen leidensgefühls überhaupt, jenseits alles liturgischen und religiös gesonderten'.

Auf ähnlichem wege ward auch das bild der Madonna mit dem kinde in irdisch menschlicher sphäre heimisch. obwol schon das Kindheitsevangelium berichtet: cap. 3 *infans fasciis involutus dominae Mariae matris suae mammam sugebat* ... und Otfrid in anlehnung an Luc. XI 27 *beatus venter qui te portavit et ubera quae suxisti*. ... lehrhaftes mit genremäſsigem bindet: I 11, 37 *Tho bot si mit gilusti thio kindisgun brusti; Ni meid sih, suntar sie ougti, then gotes sun sougti. Wola ward thio brusti, thio krist io gikusti ... Wola thiu nan tusta inti in ira barm sazta ...*[2], bleibt in der bildenden kunst die darstellung bis um die wende des 12 jh.s hieratisch gebunden[3]: Maria, der thron Salomonis, als königin und priesterin den durch lehrhafte geste unkindlichen Gottessohn den gläubigen zur anbetung darbietend. denn auch hier ist der wandel der bildgestaltung nicht etwa als illustration einer textveränderung begründet, sondern lediglich bedingt durch gefühlsmäſsiges erleben des bildnerischen inhalts, im worte früher als im bilde manifestiert, aber widerum in weltlicher, an keinen kirchlichen wortkanon gebundener dichtung sicherer feststellbar als in der geistlichen poesie: so gibt uns hier die Herzeloydescene in Wolframs Parzival von jenem gewaltigen gefühls-

[1] dagegen MHerrmann Forschungen zur deutschen theatergeschichte s. 188 f.

[2] vergl. auch die verkündigungsscene I 5, 35 f.

[3] auch bei dem deutschen im gegensatz zum byzantinischen menschlicheren typus mit dem quergesetzten kinde (s. Dehio Geschichte der deutschen kunst I 190 f).

erwachen, das in des heiligen Franz allumfassender liebe gipfelt, untrüglicheres zeugnis als Wernhers Mariendichtung[1]. als Herzeloyde, der wie Maria ein schwert durch die seele dringt — 140, 18 *grôz liebe ier solch herzen furch mit dîner muoter triuwe* — bei dem kinde, das sie dem toten Gahmuret gebiert, über den tod ihres gatten trost sucht: 113, 5 *diu küngîn nam dô sunder twâl diu rôten välwelohten mâl: ich meine ir tüttels gränsel: daz schoup sim in sîn vlänsel. selbe was sîn amme diu in truoc in ir wamme: an ir brüste si in zôch, die wîbes missewende vlôch. si dûht, si hete Gahmureten wider an ir arm erbeten* ... da erscheint in ihrem schmerz das bild der Gottesmutter: 113, 17 *[frou] Herzeloyde sprach mit sinne 'diu hœhste küneginne Jêsus ir brüste bôt, der sît durch uns vil scharpfen tôt ame kriuze menschlîche enphienc* ...' auch Maria stillt ihr kind im schmerz: in dumpfem wissen um das schicksal ihres sohnes. beide gruppen, Herzeloyde mit Parzival und Maria mit dem Jesuskind sind so verwant und so in eins verwoben, dass man von der bestimmten angabe des kreuzestodes oder des sehnsüchtigen verlangens nach Gahmuret abgesehen die zeilen mit einander vertauschen könnte. auch hier hat in einer weltlichen dichtung dichterische phantasie und dichterisches erleben die Gottesmutter mit dem kinde auf die erde hinabgezogen. das vermenschlichte bild festigt sich innerhalb der erzählenden profandichtung, und zwar hier mit voller deutlichheit: durch contrastierung zu einem irdischen gegenbild. die herzens- und seelennot Herzeloydes zwingt die göttliche scene hinab in irdische sphären, damit Maria ganz ist wie sie und ganz fühlt wie sie. der göttliche knabe bedarf ebenso der nahrung wie der kleine Parzival; Maria ist ebenso voll und ganz mutter wie Herzeloyde. als nährende mutter hat sie jedoch der bildende künstler erst eine geraume zeit später zu schildern gewagt und tut es behutsam schritt für schritt[2]. denn die dem anfang des 13 jh.s angehörige 'Vierge de Dom Rupert' im Lütticher museum, die die legende mit Rupert von Deutz in verbindung bringt, ist noch ganz symbol und ganz lehre. das motiv des nach der freien brust der mutter greifenden kindes ist mit Beitz (Zs. f. christl. kunst 34, 62) aus dem zusammen-

[1] v. 3419 *daz kint si diche kuste, ez lag ir an ir bruste* —

[2] s. EMâle (s. 148), dessen aus französischem material gewonnene datierung um 1350 für Deutschland allerdings allzu spät ist.

hang der umschrift Ezech. 44, 2 *porta haec clausa erit: non aperietur, et vir non transibit per eam; quoniam Dominus Deus Israel ingressus est per eam* zu deuten, denn nach mal. exegese[1] ist der fürst, der nach dem folgenden verse vor der verschlossenen pforte sein brot verzehrt, der gehorsame Gottessohn, dessen speise es ist, dass er den willen seines vaters tue. und auf diese speise der menschwerdung weist das zur brust der porta clausa genannten Gottesmutter greifende kind. das ist der dogmatische, durch die inschrift gesicherte sinn dieses bildes. der lehrhafte charakter verliert sich auch bei der darstellung der Madonna mit dem kinde nicht etwa durch einwürkung oder gar abconterfeiung eines mysterienbildes, denn der realismus des dramatischen spiels steht mit dem bildrealismus nur in mittelbarem zusammenhange, insofern beide erscheinungen von der gemeinsamen unterströmung eines neuen menschlichen erlebens zeugnis ablegen.

Ueberhaupt betracht ich das als die wertvollste frucht von Pinders gedankenreicher arbeit, dass er uns durch den tieferen einblick in das werden und reifen einer mal. bildidee von der mechanischen auffassung, die im lebenden bild der mysterien den hauptantrieb der ikonographischen entwicklung vom 12 bis zum 15 jh. sieht, befreit hat. das ist die grofse these EMâles, der nicht nur jeden realismus und jede vermenschlichung, sondern auch jede selbständige bewegung und jede zufügung apokrypher züge als einwürkung dramatischer aufführungen deutet. für jede wandlung wird so gefolgert, oft genug ohne auch nur einen scheingrund beizubringen. diese manier des gerade in unserer wissenschaft oftmals überschätzten französischen kunstforschers wurde in GCohens noch rhetorischer angelegtem buch Geschichte der inscenierung im geistlichen schauspiel des mittelalters bis zum unerträglichen gesteigert.

Nach EMâle (s. 122) ist auch die Pietà zuerst als lebendes bild des passionsspiels dargestellt und dem bildhauer durch den

[1] Rupert vDeutz, Ezechielkommentar II cap. 32 (Migne 167, 1494): *'Eritque clausa principi', id est ad opus vel ad honorem principis: Princeps iste magni principatus, qui est in forma Dei, 'ipse sedebit in ea', ipse semetipsum humiliabit formam servi accipiens, 'ut comedat panem coram Domino', id est ut obediat deo patri suo, quod est illi panem comedere, testante ipso, cum dicit: 'Meus cibus est ut faciam voluntatem Patris mei'.*

maler vermittelt, obwol das bild des plastikers vom anfang des 14 jh.s älter ist als irgendeine situation im dramatischen spiel oder irgendwelche malerei des nämlichen gegenstandes. als in der zweiten hälfte des 15 jh.s das schauspiel die Pietà aufnimmt, folgt es, umgekehrt wie EMâle annimmt, dem bildenden künstler im gegensatz zur mehrfigurigen klagescene am grabe[1] eignet der Pietà selbst im schauspiel nichts dramatisches; wie die plastischen bildwerke so legt auch das drama noch zeugnis ab von der herkunft des motivs aus der lyrik.

2. DER GRALTEMPEL IM JÜNGEREN TITUREL.

Wie in der geschichte der Pietà dichterisches phantasiegebilde der bildkünstlerischen gestaltung weit vorausligt, so kann das wunschbild des dichters die noch verborgene richtung architektonischen formwillens offenbaren und künftige entwicklung kühn vorausdeuten. in diesem lichte idealisierender dichtung seh ich die oft misdeutete schilderung des graltempels im jüngeren Titurel, deren mannigfache erklärungen eben darum das problem verkannten, weil sie subjective darstellung idealisierender dichtung als objective beschreibung vorhandener würklichkeit nahmen. auch Blanca Röthlisberger (Die architektur des Graltempels i. j. Titurel [1917] s. 10) will ganz rationalistisch 'die absichten, vorstellungen und kenntnisse architektonischer art dieses laien aus der zweiten hälfte des 13 jh.s prüfen'. wie schon Zarncke möchte freilich auch sie von der annahme eines unmittelbaren, noch festzustellenden vorbildes absehen, aber ihrer fragestellung entsprechend klammert sie sich im ganzen verlauf der arbeit lediglich an die formel äufserlicher beschreibung, statt zu den eigensten ausdrucksmitteln dichterischer gestaltung vorzudringen.

Der baumeister des Graltempels, der von erinnerungsbildern eines centralbaus ausgeht, errichtet sein kühnes phantasiegebäude, natürlich ohne sich von der möglichkeit der verwürklichung im ganzen oder im einzelnen rechenschaft zu geben. ist es doch nicht aufgabe des dichters, den tempel in allen tektonischen und

[1] charakteristisch für Frankreich und Italien, deren kunst durch die dem 14 jh. angehörenden Meditationes de vita Christi des toscanischen Franciskaners Johannes de Caulibus weit stärker beeinflusst wurde als die deutsche.

ornamentalen einzelheiten dem hörer oder leser vor augen zu führen, sondern ihm die stimmung des raums durch das vehikel des dichterisch geschauten gefühlsmäſsig nahe zu bringen! dieses dichterischen mittels individueller belebung gilt es habhaft zu werden, den gefühlsanteil des dichters in seiner eigenart zu erschlieſsen. unter allen erklärern hat bisher nur Zarncke (Der Graltempel, Abh. d. philos.-histor. kl. d. k. sächs. ges. d. wiss. VII s. 431) davon gesprochen: 'Von dem allgemeinen eindruck seines tempels hat der dichter sich allerdings ein bild gemacht, er rühmt den bezaubernden lichteffect der bunten glasfenster, er erwähnt das feierliche verhallen des schalles in den kirchlichen räumen'. beschränkt sich das ausdrucksbedürfnis akustischen raumerlebens auf den empfundenen vergleich mit vogelsang im maienwald (str. 88), so steht dagegen die mystische würkung des durch farbige fenster gebrochenen sonnenlichts im mittelpunct der schilderung: zwölf strophen (26—36 u. 44) sprechen nur vom lichtglanz der fenster, dessen erlebnis sich in vielen einzelheiten widerspiegelt: wie das dem auge unerträgliche feuer der berille und kristalle durch farbige steine gemildert wird, wie sich die lichtdurchglühten steine, deren namen an überirdisches klingen, im roten golde spiegeln und eindeutig starke farben durch schwarzen jaspis gehoben werden. ineinanderflimmernde farbflecken kleingemusterter fenster steigern sich zu funkelndem edelgestein, das den raum mit künstlichem sonnenlicht erfüllt und ihn durchgeistigt zu eigenem erlebnis: str. 36 *ie nâch dem steine verwete sich di sunne: diu was durch venster gebnde über al den tempel sunder ougenwunne.*

Auch in dichterischen architekturschilderungen anderer perioden, wie in des Paulus Silentiarius weihgedicht auf die Hagia Sophia vom j. 563 (Friedländer Joh. vGaza und Paulus Silentiarius s. 130), ist vom licht und seiner würkung die rede, aber nicht vom farbigen, kunstgewordenen licht; und das licht spielt keine entscheidende rolle. die dem Tureldichter vertraute romanische kirche mit ihren kleinen von dickem mauerwerk umschlossenen und mit trübem glas gefüllten fenstern wurde nur durch künstliche beleuchtung erhellt. aber das lichterlebnis im Graltempel ist eben das besondere erlebnis der gotik, mit der die mal. glasmalerei in ihrem blühen und vergehen aufs engste verknüpft war. — so lässt auch Goethe, von dem Kasseler archi-

tekten Engelhardt für gotische baukunst aufs neue gewonnen, in den Wahlverwandtschaften die kapelle der an den park grenzenden gotischen kirche zunächst in ihrer mystischen lichtstimmung erleben (II cap. 3): nach ihrer vollendung geht Ottilie hinein. *Durch das einzige hohe Fenster fiel ein ernstes buntes Licht herein: denn es war von farbigen Gläsern anmutig zusammengesetzt. das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen Stimmung ... endlich setzte sie sich auf einen der Stühle, und es schien ihr, indem sie auf und umher blickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dies alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte; und nur als die Sonne das bisher sehr lebhaft beschienene Fenster verließ, erwachte Ottilie vor sich selbst und eilte nach dem Schlosse* ... und dann wider, als Nanni am sarge wacht (II cap. 18): *Aber sie blieb nicht lange allein: denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht, sein volles Recht ausübend, einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Türe, und es trat der Architekt in die Kapelle, deren fromm verzierte Wände bei so mildem Schimmer altertümlicher und ahnungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegendrangen.*

Doch der Titureldichter steigert sein erlebnis über die licht und glanz strömenden fenster hinaus zu unerhörter würkung. funkelnde, zt. nach mal. glauben selbstleuchtende edelsteine schmücken nicht nur die fenster, sondern sind auch verschwenderisch über die wand gebreitet. der saphirblaue gewölbehimmel ist mit selbstleuchtenden karfunkeln bestirnt. aus smaragd sind die schlusssteine der gewölbe. es leuchten also nicht nur die fenster, sondern der ganze raum strahlt und funkelt, alles feste gewände, selbst das gewölbe löst sich in lauter glanz und licht.

Als Karl IV in der Katharinen- und Kreuzkapelle auf schloss Karlstein[1] und in der Wenzelskapelle am Prager Veitsdom[2] wände und fenster mit edelsteinen zierte, nahm er ebenso wie des dichters spätere interpreten dichterische als bildliche anschauung und übertrug die sprache des dichters ohne verständnis ihres symbolischen gehalts in die alltagssprache der würk-

[1] FrBock Schloss Karlstein in Böhmen, Mitt. der k. k. centralcommission [1862] s. 91ff.

[2] JosNeuwirth Der dom StVeit zu Prag, in Die baukunst ed. Borrmann u. Graul, 2. heft s. 8f.

lichkeit: die wandflächen sind mit edelsteinmosaik überzogen, gewölbekappen und schlusssteine mit gläsern und edelstein-sternen geziert, die gurtungen vergoldet und in der Kreuzkapelle auch das fensterglas durch kristalle, amethyste und durchsichtige bernsteine ersetzt. das ganze ist eine romantische spielerei, die das traumbild des dichters nur äufserlich copiert und in dieser karrikierten nachbildung von der erfüllung der sehnsucht des dichters weiter denn je entfernt ist. denn der dichter des Titurel, der die wände und gewölbe mit demselben lichten material der fenster überzogen oder sie daraus erbaut [1] denkt, sieht ein vollkommen in licht aufgelöstes raumgebilde, in dem auch der letzte stein völlig entmaterialisiert ist. unbewust deutet er die kommende entwicklung mit ihren einheitlich durchgehnden, das gewände immer mehr auflösenden fenstern voraus, ja er greift über künftiges gestalten weit hinaus, indem er auch das gewölbe licht und frei macht.

Die anlehnung an die terminologie der Apokalypse von der schilderung des neuen Jerusalems als dem überirdischen symbol der durch das kirchengebäude repräsentierten christlichen kirche, ist gedanklich begründet, aber hier nur von historischem belang, ebenso wie der einfluss der märchenhaften palastschilderung im brief des priesters Johannes: die übernommenen bausteine erfüllen im Titurel gänzlich andere functionen als in ihrem ursprünglichen gefüge. dass in jener zeit aus demselben kreis der vorstellungen und gefühle ähnliche anschauungen an das licht der oberfläche drängten, bezeugt die dem Titureldichter nicht vorliegende interpolation D des Presbyterbriefs aus der mitte des 13 jh.s, die (§ 96) die neben dem palast stehnde, von keiner menschenhand erbaute kapelle *vitrea* nennt, was die fassung Oswalds des schreibers aus der mitte des 14 jh.s widergibt: 687 *die kappel die ist glesin, gar sichtig und gar vin, oben und neben uber all: das glass ist stercker dan der stal.* auch dem Titureldichter hat bei der bestimmung des baumaterials im allgemeinen (str. 1) *lieht gesteine* zweifellos als selbständiges mauergestein nicht nur als incrustation vorgeschwebt.

[1] str. 1 *Begunnen wirt ze mâle, wie Titurel der reine in gotes êre dem grâle ein tempel stifte ûz edelm lieht gesteine und anders niht wan ûzer rôtem golde, daz dritte lignum alôê, ob man iht holz dar zû bedürfen wolde;* s. auch str. 76.

Gotisches streben nach entmaterialisierung und intensivster raumbelebung, wie es auf Albrecht Altdorfers Münchener Geburt Mariens der durch den gotischen raum schwebende engelreigen aufs sinnfälligste offenbart, lassen im Graltempel die an unsichtbaren seilen befestigten, balsamlampen tragenden engel wenigstens ahnen: str. 84 *Dar ob dann engel swebten zwô klâfter hôch gemezzen, als si di lieht dâ hebten, und oberhalp wart mit gesicht vergezzen der strang, swie si die engel mûsten halten unz ûf an daz gewelbe.* als freischwebende aufsenplastik sind goldene turmadler auf kristallenen, aus der ferne unsichtbaren kreuzen befestigt: str. 62 *Ûz gold ein ar gerœtet, gefiuret und gefunket, ûf ieglich kriuz gelœtet: verre sehnde nieman des bedunket, wan daz er dingelinge selbe swebete: daz kriuz er von der lûter gesiht verlôs, darûf er sich enthebete.* die für schilderungen bildlicher kunstwerke bei mhd. dichtern sonst beliebten versicherungen eines naiven realismus, die auch Albrecht nicht fremd sind[1], werden hier wolweislich gemieden, wo sinnliches entschwebt in übersinnliche sphären.

Von gotischer beseelung spricht auch ein freieres raumgefühl, das sich in des dichters motivierung der fehlenden krypta kundgibt: str. 82 *Ob si dâ hæten grüfte? nein, herre got enwelle, daz under erden slüfte reine diet sich immer valsch geselle, als etwenne in grüften wirt gesammet! man sol an l i e h t e r w î t e kristen glouben künden und Kristes ammet.* typisch für die bisherige erklärungsweise, dass sie an dieser selbständigen begründung des dichters vorübergieng und sich mit der äufseren historischen feststellung begnügte, dass der von Cluniazensern und Cisterziensern erklärte verzicht auf eine krypta wahrscheinlich bei den Templern, deren ordensregel, nach der der Cisterzienser gebildet, beifall fand! des dichters persönliche begründung führt uns also trotz der polemik BlRoethlisbergers (s. 32 f) gegen Droysen letzten endes auf eine stilfrage, denn widerstreben gegen dunkle katakomben und niedrig lastende wölbungen ist an dieser stelle gotisches empfinden.

Und in solchem erlebnis gotischer form, vor allem des gotischen raums mit seinem allseitig hereinflutenden, farbig ge-

[1] von den engeln an den pfeilerkapitälen: str. 16 *daz nâch ein Wâleis tumbe gesworn het, daz er bî lebene wære*, s. auch str. 78.

brochenen sonnenlicht ligt die schöpferische kraft, die die entwicklung weiter treibt, indem sie neue technische errungenschaften und constructive möglichkeiten in ihren dienst stellt. denn nicht die technische entwicklung ist das primäre, wie es nach Dehios allseitig überragender darstellung oftmals scheinen könnte, sondern einzig und allein das schöpferische erlebnis. 'die geschichte der architektur ist keine geschichte technischer entwicklungen, sondern eine geschichte wechselnder ausdruckszwecke und der art und weise, wie die technik sich diesen veränderten zwecken durch immer neue und differenzierte combinationen ihrer grundelemente anpasst und dienstbar macht' (Worringer Formprobleme der gotik s. 62). von diesen ausdruckszwecken des gotischen menschen erfahren wir unmittelbar aus den worten des dichters, und zwar in einer zeit wo die würklich vorhandene raumschöpfung selbst noch weit hinter dem ideal zurücksteht. ebenso gehn auch die unplastischen, in atmosphärische weite getauchten bilder des Danteschen altersstils weit über das bildnerisch darstellbare seiner zeit hinaus und deuten probleme die erst die malerei des barocks gelöst hat (s. AEBrinckmann Dante u. die bildende kunst, Kunstchronik 1921 s. 897 ff).

Das gotische erlebnis des dichters wurzelt in der mystik, deren 'eigentümliche erscheinung' im Titurel widerum nur Zarncke (s. 376) gesehen hat, der der mystischen gedankenrichtung des Titurel auf die folgezeit grofsen einfluss zuschrieb. mystische raumstimmung eignet der gotik wie keinem anderen baustil: 'alle vorstellung von der würklichkeit ist vom thron gestofsen worden: alles ist unnahbar unbeweglich übersinnlich, aber selig und die seele des beschauers beherschend geworden ... es gibt in der ganzen sichtbaren welt kaum einen mächtigeren stimmungseindruck, als man ihn von einem grofsen gotischen kircheninnern gegen abend empfängt ... da wird das gefühl von feuer durchglüht, und alle farben singen und jubeln und schluchzen. das ist in wahrheit eine andere welt.' so umschreibt die von Dehio (II 78 f) und Dvořak (Idealismus u. naturalismus s. 61) übernommene glänzende charakteristik Julius Langes (Ausgewählte schriften II 132 f), der im durchfluten des farbig gebrochenen sonnenlichts leben und wesen der mystischen raumstimmung beschlossen findet.

Wie die durchglühten farbigen gestalten der fenster als himmlische lichtvision empfunden werden, bezeugen uns mystische

aufzeichnungen, wie Christine Ebners büchlein Von der Gnaden Überlast, freilich erst aus späterer zeit, in der die gotische glasmalerei bereits ihren gipfel erreicht: 39, 32 *An eim ostertag nach metin so ist die gewonheit daz vil swester in dem creutzgang beten. da naigt sie sich in daz venster da unsers herren geriht an stet. do wart sie entzukt unde sah unsern herren sitzen auf eim tron in siner majestat und die zwelf boten bei ime und all welt unter im, und ging ein brehender schin von sinem antlutz, der was als clar als tausent sunnen von im schinen, und stund der himel offen obe im, und kom ie uber ein weil ein groz schar der engel und die heiligen.* und die verstorbene schwester Adelheid von Grindlach deutet ihre verklärte existenz unter diesem bilde: 21, 26 *Do si nu tod was, do kom si einer bewerten frawen her nider, die fragt sie, wie es umb sie stüende? die sprach: do bin ich in himelrich und schint die heilig drivaltikeit durch mich als ein sunne, und bin reht worden als ein bilde daz do scheinet durch ein cristallen: also gelest die gotheit in mich.* im gegensatz zu dem älteren dogmatisch lehrhaften tropos durchsonnten glases, der für Mariae empfängnis gilt, handelt es sich hier um durchstrahltes farbenglas mit bildlicher darstellung. unter dem empfundenen bild eines lichtdurchglühten kirchenraums versucht eine andere verstorbene schwester ihrem erlebnis von Gottes unaussprechlicher schönheit ausdruck zu verleihen: 33, 24 *Doch wil ich dir ein glichnusse [sagen] von unsers herren schœn, ez ist aber als unglich an einander als weiz und swartz: und wer ein kirch von lauterm geslagen golde, und schinen hundert sunnen dar ein und daz ie die sunne sibenstunt als schon wer und als clar als sie ietzund ist und schin in daz golt, — daz wer ein grozzer schin: daz wer der minsten schon niht geleich die an got ligt.*

'Licht' ist ein charakteristischer, symbolisch gewordener terminus religiöser mystik, der schon in den johanneischen und gnostischen schriften eine bedeutsame rolle spielt (AVogt-Terhorst Der bildliche ausdruck in den predigten Joh. Taulers s. 9)[1]. Gott ist licht, und seine erleuchtung eitel gnade (HTheiler Das licht als symbol und sakramentale in der katho-

[1] auf die tiefere bedeutung der neuplatonischen 'lichtmetaphysik' für die mal. gedankenwelt wies uns zuerst ClBaeumker: Witelo s. 372 ff und Platonismus im ma. s. 18 ff.

lischen kirche [1907], passim). licht ist auch die menschliche seele, deren mystische vereinigung mit Gott im licht erschaut und erlebt wird. das wort 'licht' ist voller stimmung und 'lyrische formel' (Nadler Littgesch. I 170). licht als intuition, über alles wissen erhaben, geleitet die hl. Hildegard durch ihr ganzes leben. auf langes drängen schreibt sie an Wibert von Gembloux in jenem denkwürdigen brief des jahres 1171 von diesem lichte: Pitra Analecta sacra VIII s. 332 *Lumen igitur quod video locale non est, sed multo et multo nube quae solem portat lucidior est; nec altitudinem, nec longitudinem, nec latitudinem in eo considerare valeo, et illud Umbra viventis lucis mihi nominatur ... Quicquid autem in hac visione videro seu didicero, huius memoriam per longum tempus habeo, ita quod quando illud viderim et audierim, recordor, et simul video, audio, scio, et quasi in momento hoc quod scio, disco; quod autem non video, illud nescio, quia indocta sum; sed tantum litteras in simplicitate legere instructa sum.* 'schatten des lebendigen lichts' ist mystisch gedämpftes licht, visionär geschautes licht der gotik, das das 'lebendige licht' selbst nur als einzelnen lichtstrahl selig erhebenden wonnegefühls duldet: *In eodem lumine aliam lucem, quae Lux vivens mihi nominata est, interdum et non frequenter video; et quando, et quomodo illam videam, proferre non valeo; atque interim dum illam video, omnis tristitia et omnis angustia a me aufertur, ita ut tunc velut mores simplicis puellae et non vetulae mulieris habeam.*

Wurde nun die raumphantasie des dichters durch ein würklich existierendes bauwerk entzündet, so können wir als einzigen gotischen rundbau, dem der einfluss anders gesonnener französischer gotik jedwede nachfolge versagte, nur die Trierer Liebfrauenkirche nennen, auf die schon San Marte uaa. als vorlage vom dichter geschilderter einzelformen verfielen. oder dürfen wir dem Titureldichter, der die fortführung des Wolframwerks durch berufung auf den bau der Marcuskirche verteidigt und der deutlich etwas vom architekten in sich fühlt, die schöpferkraft selbständiger verschmelzung centralisierend zusammenfassenden und gotischen baugedankens zutrauen, indem er etwa den nach dem muster des Felsendoms und der Heiliggrabkirche Jerusalems vom Templerorden bevorzugten rundbau mit der er-

lebten mystischen raumstimmung einer frühgotischen[1] basilica erfüllte? ich möchte es bejahen in der voraussetzung eines mystischen urerlebens, obwol ich anderseits nicht verkenne, dass die raumschöpfung in Trier wenigstens bei anhängern centraler anlagen berechtigtes aufsehen erregen mochte. denn auch 'die einzelformen sind hier so correct gotisch behandelt, wie es bis dahin auf deutschem boden (aufser in der gleichzeitigen Elisabethkirche zu Marburg) noch nicht geschehen war'. die kunstwissenschaftliche analyse Dehios (I 291 f) hebt dann besonders die fenster der Liebfrauenkirche hervor, die ersten in Deutschland mit ausgebildetem stab- und mafswerk, wie es zu den 'bezeichnendsten attributen des gotischen stils gehört'. statt dessen schildert der dichter das edelgestein der fenster in seiner mystisches licht ausbreitenden, raumbelebenden würkung.

Der raum ist aber in der gotischen architektur stets 'das primäre, er ist der directe ausgangspunct der baukünstlerischen conception' (Worringer s. 104). trotzdem hatten die erklärer des Titurel lediglich die tektonische form des tempels im auge, weswegen ihnen das der schilderung zu grunde liegende dichterische erlebnis verborgen bleiben muste.

Solch schöpferisches erleben eines mal. dichters, wie wir es mit unsern bisherigen mitteln nur selten begreifen, offenbart sich uns hier als wichtiges zeugnis einer mächtigen, die gebundenheit mal. gefühlslebens lösenden geistigen bewegung. und es ist kein zufall, dass sich dies erlebnis in architektonische formbeschreibung kleidet. war doch dem mal. menschen die architektur allein als einzige würklich frei schaffende kunst vollgültiges ausdrucksmittel seiner gefühle, während alle übrigen künste noch nicht mündig waren, letztes und tiefstes erleben zu gestalten (Pinder Vom ausdruckswert der mal. kirche, Genius I [1921], 66 ff). diese für das ma. geltende völlige ungleichwertigkeit der künste wird auch die stilästhetische absicht, die architektur des höfischen epos und den rhythmus romanischer und gotischer baukunst durcheinander und mit einander zu deuten, schwerlich überwinden, selbst wenn die erforderlichen vorbedingungen erfüllt sein würden durch weitere forschungen metrischer art im sinne der studien Plenios, der sein auge an der mittellateinischen

[1] der streit um übergangsstil oder frühgotik (s. Roethlisberger s. 55 ff) wird in unserm zusammenhange natürlich belanglos.

formenwelt geschult und ihren sinn begriffen hatte, bevor er sich mittelhochdeutschen dichtungsformen zuwante. 'Beethoven, im mittelalter geboren, hätte kathedralen bauen müssen.' so gestaltet der Titureldichter gotisches erleben durch architektonische schilderung des Graltempels, und zwar in einer zeit als die reception des gotischen stils gerade vollendet war. dies bedeutsame ereignis spiegelt sich, wie JosSauers Symbolik des kirchengebäudes zeigt, nicht in der stereotypen formel mal. liturgiker und symboliker, weder in der symbolisch-allegorischen noch in der freier gehandhabten, unter dem einfluss der mystik mehr und mehr zur herschaft gelangenden tropologisch-moralischen interpretation, wie sie auch unser dichter in der rede Titurels an seine gralgenossen gepflegt hat. 'Die wichtigsten, tief ins wesen der bauweise eingreifenden veränderungen, wie sie bei ausbildung des romanischen stils und beim übergang von diesem zum gotischen stile stattgefunden haben, sind ohne widerhall und ohne tiefere auffassung in der symbolischen litteratur geblieben, geschweige denn dass eine solche die erste veranlassung jener bedeutungsvollen vorgänge gewesen wäre'[1]. nicht jedoch besteht zu recht die daraus gezogene folgerung, dass die von der romantik des 19 jh.s den schöpfern des gotischen stils unterlegten gefühle wie 'emporstreben zum licht durch überwindung der schweren masse'[2] und 'vergeistigung der materie' von ihnen selbst nicht empfunden wären. worüber die in überkommenen formen erstarrte begriffswelt mittelalterlicher monumentaltheologie keine auskunft gibt, das verkündet der dichter, der nicht als ausübender künstler oder beratender cleriker, sondern als laie den geist der gotik erlebte, und zwar ganz im sinne nachempfindender romantik und moderner kunstwissenschaftlicher forschung.

[1] JosSauer Symbolik des kirchengebäudes u. seiner ausstattung in der auffassung des mittelalters s. 296.

[2] ebda s. 110.

Hamburg. J. Schwietering.

EIN FRAGMENT DER GOLDENEN SCHMIEDE. *Im archiv der stadt Dortmund hat die archivarin frln dr* L u i s e v o n W i n t e r f e l d *ein pergamentblatt entdeckt, das aus einer einspaltigen hs. der Goldenen Schmiede stammt und als falz für eine kämmereirechnung von ca. 1460 gedient hat. es ist inzwischen durch tausch in den besitz unserer universitätsbibliothek übergegangen.*

Das blatt ist an der aufsenseite stark beschnitten und aufserdem unten schräg abgenagt, sodass die versanfänge auf der rückseite (1098*ff*) *mehr oder weniger gelitten haben. der umfang lässt sich auf* 16, 3 *cm höhe und* 10 *cm breite bestimmen; die höhe der schriftcolumne beträgt* 10,8 *cm. es ist keinerlei liniierung vorhanden, die zeilen* — 21 *auf der vorderen und* 22 *auf der rückseite — beginnen auf gleicher höhe, die anfangsbuchstaben durchzieht ein senkrechter roter strich. der text reicht von* 1071 *bis* 1169.

Der schreiber war ein Niederdeutscher, wie 1157 grot, 1158 kůschlike *beweisen: es ist charakteristisch, dass seine sprache am deutlichsten in wörtern durchbricht die zugleich varianten darstellen.*

Ich lasse die abweichungen von WGrimms text folgen, die graphischen nur soweit sie interesse haben.

1073 Da — 75 nift — 76 Do — waren — 78 Vnde de — *vv.* 1079—84 *fehlen* (= *B*) — 85. 86 v̊mmer. nv̊mmer — 87 Mach (= *G*) — 88 fcrifte — 89 Der ewichlichē — 90 fie — helfe] ftede — 91 Verfůchen — alzů — 93 dat — 94 dan ober leit — 96 nifte — 97 genaden — 98 [V]an — 99 manigen — **1101**. 2 kerit. uerferit — 8—56 *fehlen, dafür die beiden verse* [Vn̄] ift aůch nit ůmbillich. [Iz] waz ein fache vremdelich — v. 57 [Vn]de ein grot wůnder wilde — 58 kůschlike — 59 fchoindē — 60 [Vn]de — 62 ůnkuslich — 63 [W]as vor — 64 glanzer engil — 65 [Zů] enander — mochten — 66 din wol lůterkeit — 68 heilikeide — 69 ůmmazen.

Die kleinere lücke 1079—84 *teilt das fragment mit der Gothaer hs. B, aber da es sonst keine la. mit B gemeinsam hat, scheint das überspringen von* an des gelouben 1079 *auf* an dem gelouben 1085 *den beiden schreibern unabhängig passiert zu sein. die gröfsere lücke* 1105—56 *ist wol durch den ausfall eines blattes in der vorlage* (2 × 26 *verse*) *verschuldet: der schreiber, der diesen mangel bemerkte, suchte ihn durch ein paar recht ungeschickte verse eigener mache zu verkleistern.*

Wir bedürfen dringend einer buchgeschichte der Goldenen Schmiede, die sicher zunächst als ein zierliches andachtsbuch kleinen formats hinausgegangen und so noch lange verbreitet worden ist, nachdem sie längst auch in gröfsere sammelhandschriften aufnahme gefunden hatte. **E. S.**

GUSTRATE.

Kudr. 1164: *si heten mit dem râte gestriten al den tac*
ez was nu worden spâte, der sunne schîn gelac
verborgen hinder wolken ze Gustrâte verre.
des muose noch belîben Ortwîn und Herwîc der herre.

Das schauspiel der sinkenden und aufsteigenden sonne, des täglich absterbenden und auflebenden lichtes muss immer wider den unbefangenen, mit der natur lebenden menschen tief erregen und hat daher in der germanischen poesie von altersher mannigfachen ausdruck gefunden (Grimm Myth.[3] 700 ff; Lüning Die natur in d. altgerm. u. mhd. epik 37 ff; die schilderung des sonnenunterganges im *mare pigrum trans Suionas* bei Tac. Germ. 45 halt ich für einen misverstandenen bericht über das nordlicht), wobei ursprünglich tag und sonne geschieden werden. die Germanen haben den malerischen eindruck der starken licht- und schattenwürkungen, die beim sonnenauf- und untergang entstehn, wenn das intensive licht mit dunklen wolkenmassen ringt, sehr gut empfunden, und dieser gegensatz zwischen hell und dunkel wird oft bezeichnet, besonders gern beim sonnenaufgang als kampf und sieg des lichtes, die sonne 'bricht' durch die wolken (Will. 289, 3. 292, 14): *that the lasto dag liohtes skîne thurh uuolkanskion* Hel. 4288; (morgenrot): *alsô der morgenrôt tuot ûz trüeben wolken* Nib. 280, 1; *diu sunne gegen dem morgen durch diu wolken schein* Ortnit 89, 1; *diu sunne was sô nider komen, daz ir den schîn hete benomen der wolken trüebe gên der naht* Bit. 9365; *der sunnen was gein hœhe gâch: ir glesten durch die wolken dranc* Parz. 196, 10; mit grandioser bildlichkeit: *sîne* (des tages) *klâwen durch die wolken sint geslagen, er stiget ûf mit grôzer kraft* Wolfr. Lieder 4, 8. der gegensatz kann aufgehoben werden, die sonne macht die wolken hell: *als der sunnen blicke durch diu liehten wolkén brach* Wolfd. A 82, 3; vgl.: *der sunnen gelîch diu trüebiu wolken tuot liehte gevar* MFr. 123, 1.

Sonnenaufgang und -untergang kann innerhalb der epischen erzählung auch bei einer reicheren ausstattung der vorstellung ebenso als einfache zeitbezeichnung dienen wie die schlichteren wendungen (Kudr. 878, 1: *der âbent seic ie nâher*; 885, 3: *der tac was verendet, nahten ez begunde*). anderseits aber steht aufser zweifel, dass von altersher in der epischen dichtung empfundene naturschilderung zugleich stimmungshintergrund für die handlung sein kann, worauf man allerdings bei der behandlung des naturgefühls weniger geachtet hat (Biese Entwicklung des naturgefühls 98 ff). ich weise hier für das mhd. heldenepos auf die schilderung nächtlicher kämpfe im mondlicht hin. die Kudrundichtung bietet ein wunderbares stimmungsbild des dämmernden morgens, des entscheidenden morgens, den die gefangenen frauen auf der normannischen königsburg in bestimmter erwartung ihrer befreier

herbeisehnen (1355 ff). eine der frauen ist ungeduldig ins fenster getreten: *si spehete, wanne ez wære, daz ez tagen solde.* wir erleben mit ihr was sie sieht: der morgenstern steht noch am himmel, das blasse licht der ersten dämmerung spiegelt sich in den wellen am strande, die ihren blick anziehen (*gên des wazzers brehene*), und dort sieht sie nun im ungewissen schimmer des morgengrauens die helme und schilde der ruhenden Hegelinge aufleuchten. die dämmerung hat hier etwas spannendes, man erwartet im nächsten augenblick, sobald das licht stärker wird, den kampfruf des wächters zu hören (1360). auch die schilderung des sonnenuntergangs in str. 1164, die in der Kudrun kein seitenstück hat, ist stimmunggebend. sie erweckt die vorstellung einer erwartungsvollen pause. vergebens hat man sich den tag über (1164, 1) bemüht, Ortwin und Herwig von der späherfahrt abzuhalten, da der erfolg der ganzen unternehmung in frage gestellt ist, wenn sie in die hand des feindes fallen. die beiden haben ihren willen durchgesetzt und für den fall dass sie nicht zurückkehren sollten, ihre letzten bestimmungen getroffen; am nächsten morgen wollen sie aufbrechen. nun ist es spät geworden, die sonne versinkt in den wolken. auf morgen also, heute nichts mehr! *des muose noch belîben Ortwîn und Herwîc der herre.* diese durch den sonnenuntergang bezeichnete ruhepause ist künstlerisch wol erwogen: sie bezeichnet die peripetie des III. teils. der nächste tag verändert mit einem male Kudruns und ihrer frauen lage, verwandelt ihre hoffnungslosigkeit in sichere erwartung der befreiung.

Zu dem malerisch würkenden *hinder wolken* tritt nun das seltsame *ze Gustrâte verre*, also eine bezeichnung des ortes wo die sonne versinkt oder zu versinken scheint. vielfach hat man sich mit der erklärung dieses zusatzes bemüht, man sieht in *Gustrâte* einen phantastischen namen für einen ort im fernsten westen (vgl. Martins und Sijmons anmerkungen). MHaupt setzte *Gustrâte* in beziehung zu dem Parz. 9, 12 erwähnten *Gylstram* (*wærstu von Gylstram geborn oder komen her von Ranculât*). der sinn der stelle ist: stammtest du auch aus der weitesten ferne, wärst du auch nicht mein bruder, um deiner persönlichen eigenschaften willen würde ich dich doch an bruders stelle bei mir behalten. Ranculat gehört in den Orient, vgl. 563, 8. die grofse mohammedanische welt ist natürlich hauptsächlich im osten gedacht, erstreckt sich aber auch weit in den westen hinein:

> *von Orjent unz an Pozidant,*
> *dar zuo al indiâschiu lant*
> *von Orkeis her unz an Marroch,*
> *dar zuo den wîten strich dannoch*
> *von Griffâne unz an Rankulât.* Will. 94, 15.

dass in der Parzivalstelle Gylstram im gegensatz zu Ranculat stehn, also im äufsersten westen gedacht werden müsse, ist durch

en zusammenhang durchaus nicht bedingt. anders läge es, wenn Ianculat mit dem sonnenaufgang in beziehung gesetzt wäre, wovon nicht die rede sein kann, s. Parz. 563, 7. Martin führt Gylstram auf ein nord. *gullstraumr* zurück und erklärt *Gustrâte* dementsprechend als 'goldstrafse' (ags. *goldstræt,* mnl. *goudstrate*), indem er an die wendung: 'die sonne geht zu golde' (Myth.[2] 703) erinnert, vgl. Germ. 19, 432. weder die angelsächsische dichtung, in der die sonne gern in beziehung zum meer gesetzt wird, noch die nordische gibt einen anhalt für diese erklärung. nach nordischer anschauung ist der grofse Ocean, in dem die sonne im fernen westen versinkt, das 'rote' meer (vgl. Fritzner Ordbog 675 unter *haf*).

Nichts ist anzufangen mit *Geilât* (*Gîlest*) in Salm. u. Morolf 256, 1):

> *ich kam zû Gîlest in die hauptstat,*
> *da die sunne ir gesidele hat,*
> *da bî lît ein lant heizet Endiân.*

It ist freilich die vorstellung, dass die sonne ihren ruhesitz im westen hat, wo sie nach ihrem tageslauf rastet (*sô huo gisêgid warth sedle nâhor hêdra sunna* Hel. 5713, *do die sunne in yr gesedel* (*under iren gesiedel*) *solte gan* Mor. 679, 3, s. die stellen in Myth. [2] 700), doch kann es sich hier nur um einen ort im fernsten osten handeln: denn keinem mittelalterlichen dichter, so unklar auch sonst seine geographischen vorstellungen sind, wird es einfallen, das schon aus der Alexandersage so wolbekannte Indien in den westen zu verlegen. Geilat oder Gilest ist also ein ort ganz nahe dem sonnenaufgang, wie Orkeise (Will. 35, 4),

> *daz sô nâhe der erden orte liget,*
> *dâ nieman fürbaz bûwes pfliget*
> *und dâ der tagesterne ûf gêt*
> *sô nâh, swer dâ ze fuoze stêt,*
> *in dunct daz er wol reichte dran* (nichts davon in Aliscans).

Es ist wol eine natürliche vorstellung, dass die sonne auch im osten eine art von ruhestätte hat, von wo aus sie ihre wanderung über den himmel antritt. das haus des Phoebus steht im fernsten osten:

> *unde oritur, domus est terrae contermina nostrae* Met. I 774.

Phaeton durchzieht Aethiopien und Indien, um zum sonnenschloss zu gelangen:

> *Aethiopasque suos, positosque sub ignibus Indos*
> *sideriis transit, patriosque adit impiger ortus.*

die sonne hat im osten ein goldenes schloss (slowenisch) Zeitschr. f. ethn. 7, 95. ein ausweg der verlegenheit ist es, wenn Wilmanns (Entwickelung der Kudrundichtung 258, 2) annimmt, mit Gustrate sei die indische landschaft Guzzerat gemeint, und der dichter habe das land des sonnenaufgangs mit dem des sonnenuntergangs verwechselt. übrigens kommt dieser name in den

typischen mittelalterlichen beschreibungen Indiens nicht vor (Isi-dorus Et. 14, 3. 5—7; Honorius Aug. Im. mundi 1, 11—13; Rudolf vEms Weltchronik 1417 ff; Lucidarius ed. Heidlauf 10 ff).

Der allgemeinen vorstellung des ma.s widerspricht es durch-aus, im fernsten westen ein land anzunehmen, das etwa von menschen bewohnt gewesen wäre und in dem man eine nomen-clatur hätte anbringen können. charakteristisch für den westen ist die unendliche leere, wie für den osten die unendliche fülle der erscheinungen und wunder. die insulae fortunatae und die Hesperiden dachte man sich in erreichbarer lage, in der nähe der afrikanischen küste (Isidorus Et. 14, 6. 8), Winland setzt Adam vBremen (4, 38) in den nördlichen ocean. erst durch die Brandanlegende tritt eine veränderung dieser vorstellungen ein, SBrandanus findet ein land im westen, aber nur er ist zu dieser im fernen westen gelegenen insel gelangt, die seitdem als verloren gilt: *est quaedam Oceani insula dicta Perdita amoenitate et fertilitate omnium rerum prae cunctis terris longe praestantissima hominibus ignota. quae aliquando casu inventa postea quaesita non est inventa et ideo dicitur Perdita. ad hanc fertur Brandanus venisse* Honorius Aug., Im. mundi 1, 36, vgl. Rudolf vEms, Welt-chron. 3040 ff; Lucidarius p. 18. niemals aber wird diese insel als ort des sonnenuntergangs bezeichnet, im westen sinkt die sonne ins meer. mit dieser herschenden vorstellung steht es geradezu im widerspruch, wenn die stelle des untergangs durch einen namen bestimmt wird. der Ocean hat im westen keinen strand, daher ist es etwas unmögliches, was dem Tanhäuser von seiner dame zugemutet wird:

> *si wil, daz ich ir wende den Rîn,*
> *daz er für Kobelenze iht gê,*
> *sô wil si tuon den willen mîn.*
> *mac ich ir bringen von dem sê*
> *des grienes, dâ diu sunne ûf gêt*
> *ze reste, sô wil si mich wern.*
> *ein sterne dâ bî nâhe stêt,*
> *des wil si von mir niht enbern.* MSH 2, 92b.

Indessen gibt es tatsächlich eine überlieferung, die durch zwei namen die stellen des sonnenaufgangs und -untergangs be-zeichnet. sie ist erhalten in den ags. prosagesprächen Salomon und Saturn und Adrianus und Ritheus. auf die frage nach der ältesten städten folgt: *and hwæt hatte seo burh, đær sunne up on morgen gađ? ic đe secge, Iaiaca hatte seo burh. saga me hwær gađ seo sunne on æfen to setle? ic the secge, Garita hatte seo burh.* Kemble The dialogue of Salomon and Saturnus 186; *saga me đære burge naman đær sunne upgæđ? ic de secge, Iaiaca heo hatte. saga me, hwæt hatte đæt đær heo on setel gæđ? ic đe secge, Ianita heo hatte* 202. auf diese stellen hat bereits Müllen-hoff in der 1. ausgabe der Denkmäler hingewiesen (s. 346). die

beiden dialoge gehören in die grofse, weitverzweigte mittelalterliche katechismuslitteratur, in der geistliche und weltliche, historische und naturwissenschaftliche gegenstände in frage und antwort behandelt werden. der zweite dialog entnimmt seinen rahmen und auch einen teil seines inhaltes der Altercatio Hadriani et Epicteti, deren verbreitung im romanischen gebiete von WSuchier behandelt ist (L'enfant sage, Dresden 1910, Ges. f. rom. litteratur bd. 24). in keinem andern gespräch, auch in den späteren volksbüchern nicht, findet sich, soviel ich weifs, eine durch ortsnamen bezeichnete angabe über die puncte des sonnenaufgangs und -untergangs. in dem gespräch des Adrianus und Epictetus wäre dazu gelegenheit, da in verschiedenen versionen die frage gestellt wird, was die sonne während der nacht tue (L'enfant sage 296, 59; 354, 31; 400, 29; 414, 44, vgl.: 'welche richtung geht wol die sonne, wenn sie in den Ocean taucht' Imram curaig UaCorra bei Zimmer Zs. 33, 187). über die herkunft der in den englischen dialogen erhaltenen überlieferung, die von der wissenschaftlichen und populären vorstellung des mittelalters so wesentlich abweicht, kann ich nur eine vermutung äufsern. bestimmt bezeichnet und benannt werden die stellen des sonnenaufgangs und -untergangs bei den Babyloniern: *šad ṣît šamši,* berg des sonnenaufgangs; *šad írîb šamši,* berg des sonnenuntergangs (PJensen Die kosmologie der Babylonier 212, HPrinz Altorientalische Symbolik 76 ff, s. figur 39 bei AJeremias Handbuch der altorientalischen geistescultur s. 57, abbildung eines sumerischen siegelcylinders, sonnengott über den aufgangberg emporsteigend), die gleiche vorstellung mit entsprechenden namen findet sich bei den Indern. nun ist es gewis nicht ausgeschlossen, dass durch jüdische vermittlung diese babylonische bestimmung des anfangs- und endpunctes der sichtbaren sonnenbahn durch ortsnamen in den occident gelangt und in wunderlicher entstellung in dem altenglischen dialog erhalten wäre. Babylonier und Inder denken sich die 'berge' des sonnenaufgangs und sonnenuntergangs eigentlich als die abhänge (im osten und westen) des grofsen, in den himmel ragenden götterberges im norden, wenn man auch, wie das natürlich ist, diese anschauung nicht immer festhält und dann die berge des sonnenaufgangs und -untergangs davon trennt. hinter dem götterberg wandert die sonne in der nacht von westen nach osten (vgl. die kosmographie des Kosmas und seine abbildung des universums bei Beazley The dawn of modern geography I 290; die sonne bewegt sich um den grofsen berg im norden). Jes. 14, 13 — ich verdanke diesen hinweis meinem collegen Meinhold — enthält die babylonische vorstellung des götterbergs: 'gen himmel will ich steigen, oberhalb der gottessterne erheben meinen thron und sitzen auf dem götterberge im äufsersten norden' (= an den enden des nordens, בְּיַרְכְּתֵי צָפוֹן). in dem jedenfalls jüngeren

Ps. 48 (v. 3) ist diese formel erstarrt auf den berg Zion übertragen. der sing. יַרְכָּה = *jarekāh* klingt merkwürdig an das *Iaiaka* des englischen dialogs an.

Es gab also eine tradition über den ort des sonnenuntergangs, und die möglichkeit, dass auch das *Gustrâte* in der Kudrundichtung auf eine solche hinweist, kann an sich nicht bestritten werden. freilich mit den namen der englischen dialoge wird man *Gustrâte* nicht verbinden wollen.

Die vermutung über die bedeutung von *Gustrâte*, die ich im folgenden zu begründen suche, setzt eine bestimmte auffassung der Kudrundichtung voraus. ich nehme an, dass durch Panzer (und Schröder) die formelle einheit der uns überlieferten fassung feststeht, dass es also unmöglich ist, durch bloſse ausscheidung von strophen und strophenreihen eine ältere gestalt der dichtung auch nur für einzelne partieen zu gewinnen, wenn es natürlich deshalb nicht ausgeschlossen ist, dass einzelne strophen der einheitlichen dichtung zugesetzt und die reihenfolge der strophen hier und da verwirrt ist. die ergebnisse der Panzerschen untersuchungen lassen aber doch der höheren kritik noch genügenden spielraum. der schwache punct in der Panzerschen auffassung ist durch das bild bezeichnet, das er sich vom dichter der Gudrun macht. dieses bild enthält unlösbare widersprüche. hier bin ich ganz der meinung MRiegers (Zs. 51, 80): 'den dichter kann ich mir nicht vorstellen noch construieren, der in der hauptsache so vorzügliches leistet und daneben so viel sinn für das unbedeutende beweist und so liederlich arbeitet, dass man über seine wiederholungen und widersprüche auf schritt und tritt stolpert'. dieser dichter mit seiner künstlerischen besonnenheit und seiner trottelhaften gedankenlosigkeit ist in der tat psychologisch unmöglich. aber welchen grund haben wir eigentlich anzunehmen, dass der mann der die ergreifende dichtung von der duldenden Kudrun und ihrer befreiung geformt hat, identisch sei mit dem pfuscher dessen einheitliche bearbeitung uns vorligt? soviel ich sehe, gar keinen. nichts zwingt uns einem d i c h t e r alle die erbärmlichkeiten der uns vorliegenden bearbeitung zuzuschreiben. wir müssen wol den text im groſsen und ganzen lassen wie er ist. wir können nicht daran denken, die Kudrundichtung auch nur annähernd ihrem wortlaut nach widerherzustellen, die grenzenlose verwirrung der einzelheiten ist, im ganzen genommen, unauflösbar, wol aber sind wir berechtigt, jüngeres und älteres zu scheiden, uns ein bild von dem früheren gang der erzählung zu machen.

Wenn man will, kann man das auch so ausdrücken, dass die höhere kritik bei der Kudrun sich auf sagengeschichtliche untersuchung beschränken muss: denn hier darf man sich Heuslers anschauung zu eigen machen: die sage ist in der festgefügten

form der dichtung zu denken, es handelt sich hier für uns um aufnahme, verbindung, umgestaltung dichterischer vorlagen.

Höhere kritik in diesem sinne ist nicht nur in bezug auf die eigentliche composition, den gang der handlung, einführung von personen, charakteristik, episoden usw. berechtigt, sondern vor allen auch bei den bestandteilen des rahmens, besonders der localisierung.

Die geographische verwirrung in der Kudrundichtung ist berühmt. wenn man sich auch klar macht, dass dem mittelalterlichen menschen die uns selbstverständliche orientierung, die sichere anschauung von der gegenseitigen lage, ausdehnung, gestalt und den entfernungen der länder nicht gegeben war, dass auch auf den grofsen karten jener zeit die bestimmung der lage immer vor dem bedürfnis zurücktritt, alles gewuste, sei es auch im grösten durcheinander, innerhalb des feststehnden gesamtbildes unterzubringen — so bleibt doch die häufung von unklarheiten und widersprüchen in der geographie der Kudrun unerhört, und alles was sich ähnliches zb. in den sorglosen spielmannsepen findet, kann sich dem nicht vergleichen. die natürliche auffassung der älteren forschung, dass diese verwirrung nicht ursprünglich sei, bleibt zu recht bestehn. handelte es sich um geographische namen, die durch die dichterische überlieferung weithin getragen wurden, so wär es wol denkbar, dass ein dichter, dem das local der dichtung fremd war, in seiner weit entlegenen heimat die lage der länder verwirrt hätte, wenn es auch immer seltsam bliebe, dass er innerhalb seines einmal aufgestellten schemas sich andauernd in widersprüche verstricken sollte. indessen ist sehr zu beachten, dass die Kudrun geographische angaben enthält, die eine würkliche kenntnis des gebiets der handlung verraten. *Dietmers* (208), *Holzânelant* (1089), *Sêlant* (*Sêwen*), *Stürmen, Sturmlant, Nort-* (*Ort*)*lant* (etwa das land von Norden?) gehören nicht zur klasse der allgemein verbreiteten namen, *Baljan* als name der burg Hagens konnte nur von einem mann gewählt werden, dem irische ortsnamen bekannt waren. *Baljan* ist im zweiten teile bezeugt str. 288. 293. 441. 559. auch das seltsame, nicht sicher zu deutende *Frideschotten* steht im zweiten teil und zwar in einer str. (611), die in unklarer weise auf eine ältere überlieferung, auf Wikingerreiche in Irland, zurückweisen kann (vgl. 819).

Mit der einführung fremdklingender namen wie *Abakie, Alzabî, Ikaria* lässt sich ganz natürlich ein streben verbunden denken, echte namen nach dem fremden klangschema umzubilden. den beginn solcher entstellung zeigt deutlich *Holzânelant* neben *Holzsæzen* (1374. 1415). so mögen denn auch hinter *Campatille, Kassiane, Waleis* würkliche und passende ortsnamen sich verbergen, und die versuche, sie in dieser weise zu deuten, scheinen mir an sich berechtigt.

Charakteristisch für die Kudrun sind nicht nur die mehrfachen formen für denselben namen, sondern vor allem die mehrfachen bedeutungen. Karadê ist einmal das land des mit Hagen verfeindeten grafen. dann gehört es wider zum reiche Sigfrieds von Morlant. Waleis (Galeis) erscheint meist als grenzland von Hegelingen, in str. 200 ist es ein selbständiges reich. Gîvers muss str. 564 als hafenort oder küstenlandschaft in Horants gebiet aufgefasst werden, 1128, 4 ist es der Aetna usw. einem mhd. dichter, dem es nicht auf klare geographische anschauung, sondern eben nur auf namen ankam, bot die poetische litteratur wahrhaftig material genug. wie sollte er darauf kommen, einen namen in mehrfachem sinne zu gebrauchen? als versehen ist das wol denkbar, kaum aber als eine gedankenlose gewohnheit, wie man sie auch hierin dem Kudrundichter zutraut. Müllenhoffs worte, dass in der geographie der Kudrun ein nicht geringer teil der geschichte der sage stecke (DAk. IV 670), gelten auch, wenn man statt sage Kudrundichtung einsetzt.

Der ortsname der für sich allein beweist, dass mindestens die Hildensage unter den anwohnern der niederländischen und friesischen küste oder deren nachbarn im binnenlande dichterische ausbildung erfahren hat, ist bekanntlich Wülpensand; in der dichtung, auf die Lamprecht anspielt, der ort des kampfes zwischen Hagen und Hetel[1], wobei Hagen fällt, in der Kudrun der schauplatz des unentschiedenen kampfes zwischen Hetel und den entführern seiner tochter, in dem Hetel seinen tod findet. der Wülpensand oder -werder ist nun kein verlorener platz, auf dem die beiden flotten zufällig zusammenstoſsen, sondern bezeichnet eine allen flandernfahrern wolbekannte stelle. Wulpen und Kadzand, zu Flandern gehörig, bildeten im mittelalter zwei inseln, zwischen denen man in das Swin, Sincfal einfuhr, s. die reconstruction der küste bei RBlanchard La Flandre (Lille 1906) 192; Häpke Brügges entwicklung 10. 211. zusammengestellt sind *homines de wulpia* mit denen von *cadsand* in einem keurbrief von c. 1190 (Coutume du Franc de Bruges 2, 7). beide landschaften werden zwar noch als insulae bezeichnet in einer urkunde

[1] In der Kudrun ist der kampf um Hilde an den strand von Waleis, einem teile von Hegelingen, verlegt, wo sich die von Irland kommenden helden nach beendigung ihrer seefahrt mit Hilde gelagert haben und von Hetel begrüſst worden sind. éine stelle scheint mir noch auf eine ältere fassung der dichtung hinzuweisen, in der der kampf auf einer zwischenstation der seefahrt vom lande Hagens zu dem des entführers stattfand. Hilde wird vor dem kampfe mit einer schutzwache von 100 rittern auf ein schiff gebracht (494). das ist in der geschilderten situation völliger unsinn, da nichts hindert, sie im innern des landes, etwa in der Hegelingenburg, in sicherheit zu bringen. dagegen ist guter verstand in der maſsregel, wenn die seefahrt der entführer noch weiter fortgesetzt werden muste. ein solcher, sehr charakteristischer stehngebliebener zug ist die erwähnung von zwei königen in str. 702, s. Panzer s. 349.

'on 1500, s. ebenda s. 450, deshalb können sie aber doch längst nit dem lande fest verbunden gewesen sein. der Wülpensand ›ezeichnet also die aufsenrhede von Brügge, seit dem ende des .2 jh.s von Damme. 1050 ligt ein angelsächsischer flüchtling *n Ulpe,* der dann seine frau nach Brügge in sicherheit bringt ıIG. SS. XIII 112; The anglosaxon chronicle I 308 Thorpe. eit ältester zeit ist das Swin als geschützter ankerplatz an der ;efährlichen Nordseeküste bekannt, durch dies gewässer fahren lie schiffe zu dem orte, der eben schlechthin 'der anlegeplatz' ıeifst und im 13 und 14 jh. der bedeutendste welthandelsplatz ıördlich der Alpen wurde, als schon die ladungen der seeschiffe ıur durch leichter nach Brügge gelangen konnten. die rhede les Swin war natürlich auch eine station des grofsen seeweges, ler von der biskayischen küste, später der strafse von Gibraltar ın der Bretagne und Normandie entlang nach der Themsemündung ›der an der friesischen küste weiter nach der Eidermündung, ıach Ribe, Norwegen und in die Ostsee führte. die landmarken ler küste, vor allem aber die ankerplätze bezeichnen die *wazzer-strâze* (Kudrun 836, 4; *qui iter et portus maris ac fluminum mare influentium notos habebant* MG. SS. XIII 472). die schiffe, deren manövrierfähigkeit äufserst gering war, musten ja bei conträrem wind den nächsten ankerplatz aufsuchen, um günstigen segelwind abzuwarten. ein häufigeres landen war auch dadurch geboten, dass man der mannschaft gelegenheit zur bereitung warmen essens geben muste, denn eine kocheinrichtung gab es nicht auf den schiffen. bei den Skandinaviern wurde dann gewöhnlich vôn dem mitgeführten mehl brei im *matbúdarketill* gekocht, die Wikinger verschafften sich frisches fleisch durch *strandhǫgg.* Falk Altnord. seewesen 7.

Aus der aufzählung der landmarken mit den zu vermeidenden klippen und bänken und den ankerplätzen entstehn die beschreibungen der seewege, später in den seebüchern zusammengefasst. die in alter zeit bei der küstenfahrt gesammelten beobachtungen behielten auch ihren wert, nachdem compass und verbesserung des segelwerks die hochseefahrt erleichtert hatte, und in den späteren beschreibungen und den portulanen, soweit sie die nördlichen gewässer einbeziehen, finden wir im wesentlichen immer wider dieselben namenreihen.

Flotten verabredeten im voraus einen auf ihrem wege liegenden ankerplatz, um sich wider zu sammeln. so geschieht es in der Kudrun beim auszuge gegen die Normandie; die flotte Herwigs und Ortwins segelt geschlossen aus (1104—1117), es wird aber ein aufenthalt an der Swinmündung verabredet (1121):

ûf dem Wülpensande, dâ ê was der strît,
von iegelîchem lande dâ heten si sich sît
vermezzen alle gelîche einer samenunge.

dort stöſst Sivrit von Morlant[1] mit 24 kocken zu ihnen (1123. 1126). im jahre 1269 segelt eine friesische kreuzfahrerflotte aus; auch sie verabredet einen aufenthalt im Swin, um die ausrüstung zu ergänzen und zu vervollständigen (*per aliquod tempus demorati sunt, instrumenta nautica et alia necessaria renovantes ac supplentes* MG. SS. XXIII 554).

Es ist sehr wol möglich, dass auch die klostergründung auf dem Wülpensande (909 ff) eine erinnerung enthält, die auf eine genaue kenntnis der Swinmündung hindeutet: *ez wurden spitaler* (916, 3). mit recht hebt Schönbach (Das christentum in der altdeutschen heldendichtung 153) hervor, dass hier nicht an eine niederlassung von Johannitern gedacht ist, sondern an eine geistliche stiftung mit herberge und krankenhaus. eine solche stiftung war hier, an einer von so vielen seefahrern aufgesuchten stelle, wol am platze. wir würden sie heute als seemannshaus oder -heim bezeichnen. nun befand sich in der tat wenigstens am ende des 13 jh.s ein solches hospitale auf Wulpen. im jahre 1292 bestimmt ein presbyter Henricus de Werhem in seinem testamente (nach vermutung des herausgebers in Brügge): *item relinquo jure legati hospitalibus de Birvliet, de Ysendike, de Oestburgh, s a n c t e M a r i e i n W l p i s, sancti Iohannis in Dam, de Pottria in Brugis, de Torhout, de Bunre, de Tielt, de Dun... cuilibet eorum viginti solidos.* Cronica et cartularium monasterii de Dunis (Brügge 1864) p. 648. es gibt auch ein Wulpen südwestlich Nieupoort (s. die karte am schluss des 1. bandes von Warnkönigs Flandr. staats- und rechtsgeschichte). auch in Brügge selbst wird ein Wulpen erwähnt (Häpke Entw. von Brügge 213, 1). doch lässt die ordnung der namen im testament keinen zweifel, dass Wulpen an der Swinmündung gemeint ist.

[1] Sollte nicht doch in Morlant die erinnerung an den alten namen der bewohner Flanderns 'Morini' weiterleben? jedenfalls erhielt sich der name in officiellen benennungen im mittelalter. der bischof von Thérouanne heiſst episcopus Morinorum, und 1125 bezeichnet sich graf Karl der Gute von Flandern als comes Morinorum Hans. gesch. bl. 12, 323. 324. war in der älteren Kudrundichtung Morlant in Flandern gedacht, so würde das zusammentreffen an der Swinmündung besonders passend erscheinen. Sifrid, ein Däne, verwanter des dänischen königs, besetzt 928 die flandrische grafschaft Guines, Steenstrup Dansk hist. tidskrift IV 6, 487 ff. Vogel meint, dass Wicquinghem an der Aa dieser dänischen siedlung namen und ursprung verdanke, Normannen 400, anm. 4. Sivrit von Morlant ist, wie die Elsloo-episode beweist (Kudrun 668—729, 821—834), einer der beiden könige, die an der spitze des 'groſsen heeres' stehn, das in der zweiten hälfte des 9 jh.s jahre hindurch den westen in schrecken versetzte; 885—886 belagert er Paris. er stirbt 887 in Friesland. es ist immerhin denkbar, dass ihn die überlieferung mit jenem flandrischen Siegfried zusammen geworfen hat; die erinnerung an diesen, romantisch durch eine verführungsgeschichte ausgeschmückt, hat sich jedenfalls lange gehalten. s. Steenstrup aao.

Die schilderung des weiteren verlaufs der heerfahrt ist verwirrt. zunächst wird die flotte durch südwinde in das *vinster mer* gegen den berg *Givers* getrieben (1126 ff). diese episode ist ein wunderliches gemisch verschiedenartiger bestandteile, deren feststellung und sonderung Panzer s. 361 ff mit sorgfalt vorgenommen hat. auch hier geht Panzer natürlich von der anschauung aus, dass dieses verwirrte abenteuer vom Gudrundichter herrührt, er betrachtet die schilderung der ganzen see- und heerfahrt als eine einheitliche composition. dasselbe gilt nun auch — und damit kommen wir endlich unserem Gustrâte näher — von der folgenden scene. ein sturm überfällt die seefahrer. während sie sich der Normandie nähern (*diu schif diu wâren rehte gên Ormanîelande nu gerunnen* 1136, 4; *ir müget sanfte erbiten. wir sîn Ormanîe vil unverre* 1140, 4). die küste wird beschrieben: aus dem meer erhebt sich ein berg, an dem sich ein grofser wald hinzieht, frische quellen rinnen vom berge in den wald, worüber sich 'die wassermüden' freuen. Irolt ersteigt einen hohen baum, von dem er über den wald hinweg schauen kann: *dô schoute er vlîzicliche, w a r s i v o n d a n n e n s o l d e n: dô sach er ze Ormanîe in daz rîche* (1144). er sieht in der ferne *siben palas rîche und einen sal vil wîten* (1145), womit nur die normannische königsburg gemeint sein kann. vor mittag des nächsten tages, meint er, würden sie am ziele sein. sie sind also an der normannischen küste gelandet. auch die folgenden strophen zeigen deutlich, dass nun die absicht ist, die heerfahrt z u l a n d e fortzusetzen. Wate befiehlt alle waffen und ausrüstungsgegenstände an land zu bringen, nachzusehen und zu verteilen, vor allem aber die pferde aus den schiffen zu holen, sie zu *baneken* und zu *ersprengen*; Wate lässt diejenigen rosse, die sich bei der seefahrt steif gestanden haben, mit wasser kühlen. dann werden die lagerfeuer angezündet, das essen bereitet, die führer treten zu einer beratung zusammen, es wird beschlossen, späher nach der Normannenburg vorauszuschicken. Ortwin und Herwig bieten sich dazu an und setzen gegen den widerspruch der anderen durch, dass sie mit dieser aufgabe betraut werden. damit geht der tag zu ende, die sonne verbirgt sich hinter wolken *ze Gustrâte verre.*

Panzer s. 368 hat nachgewiesen, dass diese scene mit wesentlichen einzelheiten aus der Salomosage entlehnt ist. besonders charakteristisch ist die übernahme des landschaftsbildes mit dem walde und dem berge. die späherfahrt und der sich daran anschliefsende angriff wird dann, wie es sich aus der situation von selbst versteht, zu lande ausgeführt. in der Kudrun aber kommen Ortwin und Herwig von der see (1207), und das heer besteigt wider die schiffe, um in kurzer nächtlicher fahrt den strand vor der normannischen burg zu erreichen (1347 ff). dass die erkennungsscene zwischen den beiden spähern und den waschenden frauen ebenfalls aus der Salomosage erwachsen sein

sollte (Panzer 371 ff), scheint mir eine künstliche construction, grade der entscheidende zug, dass die entführte selbst, die schwester und braut, mit den spähern zusammentrifft, fehlt in den verglichenen dichtungen. freilich zeigt sich auch im weiteren verlauf der erzählung einwürkung der Salomodichtung, besonders charakteristisch bei den d r e i hornrufen Wates vor dem angriff (Panzer 390); denn der dreimalige hornruf ist unmotiviert (hornsignal zum sammeln bei den Normannen zb. MG. SS. XV 510). indessen ist bei der gleichheit des themas die verwendung gleicher oder ähnlicher motive in alter dichtung ganz natürlich und beweist an sich nicht die unselbständigkeit der einen erzählung. in der schilderung der heerfahrt ligt es vielmehr so, dass eine ursprüngliche reihenfolge durch aufnahme fremder motive gestört ist. die landung an dem berg und wald erweist sich durch die mit der folgenden seefahrt in widerspruch stehnden vorbereitungen zum landmarsch als ein fremdes element. der bearbeiter hat es nicht vermocht oder nicht für nötig gehalten, diesen widerspruch zu beseitigen. da nun aber späherfahrt und erkennungsscene notwendige und organische bestandteile der erzählung sind, so muss diese auch eine der späherfahrt vorausgehnde landung enthalten haben an einem orte, der von den feinden nicht beobachtet werden konnte.

Die schilderung des angriffs auf die Normannenburg steht hoch über den typischen bildern des kampfes um eine feste, wie wir sie sonst in mhd. dichtungen finden. man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, dass sie noch charakteristische züge der Wikingerzeit enthalte, wie sie immer und immer wider von den chronisten hervorgehoben werden. Wates gestalt wächst hier zu der furchtbarkeit empor, die in den berichten der schreckenszeit die Wikinger oft wie dämonen der vernichtung erscheinen lässt. alles lebendige in der burg, auch die kinder in der wiege, opfert er unterschiedslos dem schwerte, ja selbst die aus Hegelingen entführten frauen fühlen sich nicht vor ihm sicher (1509). *ipsi enim Dani nemini nec etiam aetati parcebant* MG. SS. I 519; *per omnes enim plateas jacebant cadavera clericorum, laicorum, nobilium atque aliorum, mulierum, juvenum et lactantium* 521. immer wider wird hervorgehoben, dass die angriffe der Normannen völlig überraschend kommen, wie seeungeheuer tauchen die flotten der Wikinger plötzlich aus dem meer auf (Steenstrup Normannerne I 363). so ist auch der überfall auf die burg Hartmuts gedacht, in der nacht kommt die flotte heran, mit dem ersten morgengrauen brechen die Hegelingen aus dem lager am strande hervor. der überfall auf Quantovicus (an der Canche) (842) erfolgt wie in der Kudrun im ersten morgengrauen: *ea tempestate Normannorum classis in emporio, quod Quantovicus dicitur, repentino sub lucem adventu depraedationibus, captivitate et nece sexus utriusque hominum adeo debacchati sunt, ut nihil in eo praeter aedificia*

pretio redempta relinquerent MG. SS I 349 (Annales Bertiniani). die flotte kam von England und stiefs sofort wider nach der englischen küste hinüber (Vogel Normannen 88). entsprechend verfuhren sie auf dem lande: 'durch nächtliche eilmärsche erreichten sie oft städte und klöster, bevor die bewohner noch eine ahnung von der nähe des feindes hatten' ebenda s. 43; vgl. s. 162. 170. 186. durch nächtlichen abzug entziehen sie sich dem gegenüber lagernden feinde (314), wie Ludwig in der nacht auf dem Wülpensand unbemerkt die abfahrt bewerkstelligt (str. 893 ff).

Aus dieser tactik der überraschung erklärt es sich, dass bei den Wikingerzügen öfters ein an der südküste Englands heerender haufe plötzlich einen hafen der französischen küste angreift, überwältigt und dann wider nach England vorstöfst, oder umgekehrt, s. Steenstrup aao; Jón Jónsson Víkingasaga (Reykj. 1915) s. 100. es würde also alten erinnerungen an die zeit der Wikingerzüge durchaus entsprechen, wenn der angriff auf die burg Hartmuts von der englischen südküste aus erfolgte. und es ist durchaus nicht zu kühn, mit der nachwürkung solcher erinnerungen in der kritik der Kudrun zu rechnen, da wir ein sicheres zeugnis dafür haben, nämlich die schon erwähnten strophen 668—729 und 821—834. diese strophen enthalten, wie wol von keiner seite bestritten wird, eine sogar in einzelheiten mit der geschichte stimmende erinnerung an die kämpfe um das befestigte Normannenlager Elsloo bei Maastricht im jahre 882 (s. vor allem Panzer s. 346 ff). die eigentümliche verbindung, in die Hegelinge und Dänen in der Kudrundichtung gesetzt sind, insofern auch Tenemarke, -lant als gesamtname für Hetels reich erscheint, daneben aber einen teil seiner herschaft bezeichnet, erklärt sich am besten, wenn man sich Hegelingen als ein friesischdänisches reich vorstellt, wie sie in der Karolingerzeit doch würklich bestanden haben. 'der gröste teil des friesischen landes südlich des Vlie blieb — mit kurzen unterbrechungen — von jetzt ab [dh. 841] bis gegen ende des jahrhunderts tatsächlich ein besitztum dänischer Wikinger' (Vogel Normannen 78; vgl. 147. 287. 294 ff.) eine erinnerung daran in der Kudrun zu finden kann nicht auffallender sein, als die bewahrung eines berichtes über die kämpfe um Elsloo. alte handelsbeziehungen verbinden Friesen und Skandinavier (vgl. Wadstein Friserna och forntida handelsvägar i Norden. Göteb. Vetensk. och Vitterh. samf. handlingar serie 5, 21,1) [1], und als seetüchtige piraten

[1] die oft citierten stellen der Vita Anscarii beweisen eine verbindung der friesischen handelsstadt Duurstede mit Birka im Mälarsee und mit Schleswig. diese verbindungen sind älter als die Wikingerzüge nach Westfrancien. im cap. 24 der Vita wird erzählt, dass die christengemeinde in Schleswig, wo Anskar eine kirche baut, aufblüht, *multi namque ibi antea erant christiani qui vel in Dorstade vel in*

und weitsegelnde handelsleute (Hans. gesch. bl. 13, 158 anm. 1; über die bedeutung und den umfang des friesischen handels s. W. Vogel Normannen s. 66) stehn die Friesen den Nordleuten näher als die Franken. es ist auch durchaus begreiflich, dass die Friesen, immer widerholten plünderungen ausgesetzt und von den fränkischen königen völlig ungenügend geschützt, sich mit den angreifern ins einvernehmen zu setzen suchten. das scheint zb. schon 837 geschehen zu sein, Vogel aao. 72. über Friesen in den heeren der Wikinger s. Vogel s. 311, anm. 2. von anfang an streben die Dänen nach dem besitz friesischer gebiete, einmal stellt sogar ein dänischer könig das ansinnen an Ludwig den Frommen, ihm ganz Friesland zu überlassen (Dümmler Ostfränk. reich [2]I 278). jedenfalls aber gelingt es dänischen häuptlingen wenigstens zeitweise in den wichtigsten friesischen gegenden dem namen nach als lehnsträger fränkischer könige sich festzusetzen und zu behaupten. jener Harald, der aus Dänemark vertrieben sich 826 zu Ingelheim taufen liefs, erhielt Rüstringen als lehen, später die altberühmte, besonders durch Wikingerangriffe gefährdete handelsstadt Duurstede, damit beherschte er die Weser- und Rheineinfahrt. Dümmler vermutet allerdings, dass Harald Duurstede s t a t t Rüstringen erhalten habe. derselbe (Vogel aao. 406), nach andern ein jüngerer Harald, dann wol ein verwanter des ersten, wurde mit Walcheren an der Scheldemündung belehnt; auch dies war natürlich eine von den Wikingern immer wider heimgesuchte gegend; nach ihm vereinigt Rorich (Hrœrekr, nach Vogel der b r u d e r des 826 getauften Harald) die gegenden an der Scheldemündung mit Duurstede. mehrfach vertrieben, weifs er sich doch in seinem 'reiche' zu behaupten, das später in dem schmachvollen vertrag von Elsloo dem Wikingerführer Gotfred übertragen wird (*regnum Fresonum, quod olim Roricus Danus tenuerat.* Dümmler aao. 2, 361). welche bedeutung dieses dänische reich in Friesland hatte, zeigt sich zb. darin, dass Karl der Kahle, als er nach dem tode Lothars II sich nach Aachen begibt (869 weihnachten), um in Lotharingien festen fufs zu fassen, sofort verhandlungen mit Rorik anknüpft und ihn auf seine seite zu ziehen sucht (Vogel Normannen 235).

Die herschaft Godfrids, die schon mit seiner ermordung 885 zu ende gieng, lebte lange in der sage der Friesen fort; man erzählte, dass er alle eingebornen zwang, mit der wiede um den hals zu gehn und ihre häuser so zu bauen, dass sie beim eintritt sich stets nach Norden verneigen musten (Steenstrup

Hammaburg babtizati fuerant. bei der versammlung in Birka, die zu entscheiden hat, ob die missionspredigt des Anskar gestattet werden soll, weist ein greis auf die landsleute hin, die nach Duurstede gereist seien, um diese neue religion kennen zu lernen (cap. 27); vgl. auch cap. 20, wo eine fromme frau in Birca vor ihrem tode einen teil ihres vermögens für christliche woltätigkeit in Duurstede bestimmt.

Normannerne II 214, vgl. Richthofen Fries. rechtsquellen 539, 8, hier bezogen auf den 'dänischen' (!) könig Redbat).

Die belehnung dieser Wikinger konnte bis zu einem gewissen grade damit gerechtfertigt werden, dass sie die küstenwacht gegen ihre eigenen landsleute übernehmen sollten, wie dem Rollo die Normandie *pro tutela regni* überlassen wurde. aber ununterbrochen giengen die Wikingerzüge nach der Rhein- und Scheldemündung weiter, denn wenn sie von den landsleuten nur selbst keinen schaden erlitten, liefsen die dänischen herscher in Friesland die Wikinger im allgemeinen gewähren, lenkten wol auch ihre züge auf besonders lockende ziele, wobei sie sich offen oder heimlich ihren anteil an der beute zu sichern wusten (s. Dümmler aao. II 48; Vogel s. 75).

Die starken angriffe auf England nach 850 giengen hauptsächlich von dem friesisch-dänischen reich aus. charakteristisch ist, dass die Wikinger eine zeit lang 'Scaldingi' genannt werden (Steenstrup aao. II 178. 189). dass die zeiten kühner seefahrten und gewaltiger kämpfe in der volksüberlieferung nachwürkten, ist ganz begreiflich. streifen wir in der Kudrun die junge südlich-orientalische nomenclatur zur seite und denken wir uns das reich Hetels mit dem centrum etwa zwischen Rhein- und Wesermündung[1], so erhalten wir ein durch die geschichte bestätigtes bild, mit der dem heldenepos angemessenen übertreibung der gröfse des reiches, das von der Rheinmündung ostwärts sich erstreckend zugleich sächsische und dänische gebiete in sich begreift. auch Rorik besafs neben seinem friesischen reich dänische landstriche (Vogel s. 158 und anm. 4).

Dass der eine der beiden führer des furchtbaren 'grofsen heeres', Sigfrid, in der Kudrundichtung weiterlebt, ist unbestritten. kann es da verwunderlich erscheinen, wenn die erinnerung an das friesische reich seines genossen, des dänischen königs Godfrid, in dieser dichtung festgehalten wurde, die doch zweifellos in diesen gegenden so gestaltet wurde, wie sie in die hochdeutsche tradition übergieng? dass die geographische verwirrung in der Kudrun bei der wanderung der dichtung zu den südlichen stämmen sich allmählich einstellte und durch die einführung südlich oder orientalisch klingender namen vermehrt worden ist, scheint mir denn doch begreiflicher, als dass sie durch beispiellose flüchtigkeit eines hochbegabten dichters entstanden sein sollte.

Versetzen wir uns nun einmal in die vorstellung, dass Herwigs und Ortwins zug ursprünglich wie eine der heerfahrten

[1] 'Seeland' ist richtig schon von Müllenhoff (DAk. IV 680 ff) gedeutet worden. es weist auf die friesische küste zwischen Weser und Zuidersee. über die bedeutung von Selant im friesischen gebiete handelt ausführlich Richthofen Unters. z. fries. rechtsgeschichte II 73; vgl. 64. wurde dann später unter Sêlant die dänische insel vorgestellt, muste die ursprüngliche ordnung zerrüttet werden.

geschildert war, die in den zeiten der dänischen Wikingerfürsten von der friesischen küste nach westen giengen. die überraschung scheint die sicherste gewähr gegenüber dem durch feste burgen geschützten gegner. deshalb fährt vom Swin die flotte nicht die küste entlang nach der Normandie, sondern sucht zunächst einen englischen ankerplatz auf, um, nachdem von dort aus durch späher die lage beim feinde erkundet ist, plötzlich hinüberzustofsen [1].

Dass so, wie aus den widersprüchen der erzählung schon oben geschlossen wurde, ursprünglich der verlauf war, scheint mir nun durch das seltsame *Gustrâte* bestätigt zu werden.

Ganz nahe diesem worte steht der name eines in der mittelalterlichen seefahrt oft genannten, sehr markant an der südküste von England hervortretenden vorgebirges zwischen Plymouth und Dartmouth. bei der aufzählung der die küstenfahrt bestimmenden puncte fehlt dieses vorgebirge niemals, wenn es auch bei den Engländern den namen ändert. und zwar scheint nicht die nd., sondern die nld. form des namens in der Kudrun zu grunde zu liegen. im cap. IV (§ 11. 12) des niederdeutschen Seebuchs (hrsg. von Koppmann, Bremen 1876) werden die stromläufe an der südküste Englands von W nach O verzeichnet, zwischen Lizardhead und Portland steht *Goltstert* (heute Point of Start): *item van Lisart to Goltstert* (*to den Gholtsterte*) *volt de vlot nortost tegen osten, unde de ebbe sudwest ton westen. item van den Goldsterte to Portlande* usw. das 5 cap. bringt die rheden und ankerplätze der englischen küste. bei der erwähnung des hafens von Dartmouth wird der Goltstert angeführt und bemerkt, dass dort guter ankergrund zu finden sei (§ 3): *item by westen Tursbage dar licht ene havene, de het Dortmode, unde westwart van Dortmode licht de Gholtstert, dar is eyne santbage.* vgl. § 22: *item de wil setten under Goltstert, de schal setten up 14 vadem, unde bii osten de Goltstert is de rede.* in cap. 6 und 13 wird der Goltstert wider bei der angabe der richtungen und entfernungen benutzt (VI, § 44. 46—49; XIII, § 39—41. 43). cap. 4 gehört nach Koppmann (s. IX) dem ältesten teil des Seebuches an, der in Brügge entstanden sein soll, von dort also nach Niederdeutschland gekommen ist. er behandelt mit dem Swin schliefsend die küsten Spaniens und Frankreichs, ferner auf der andern seite die südküste Irlands und Englands. WBehrmann (Über die niederd. seebücher, diss. Göttingen 1906) s. 6 setzt die entstehung dieser ältesten bestandteile vor 1300 an. die übereinstimmung einer ganzen reihe von stellen im nd. Seebuch mit italien. Portulanen erklärt er so: die den Italienern, Franzosen und Niederdeutschen

[1] mehrfach wird hervorgehoben, wie die Wikinger mit grofsem geschick für sicherung und aufklärung zu sorgen wusten, Vogel aa. 44; *subito apparuerunt speculatores Nordmannorum* ebenda anm. - (Regino).

gemeinsamen segelanweisungen für die atlantischen küsten Europas beruhen auf einer gemeinsamen — jedenfalls nicht italienischen — quelle, der die ältesten teile des nd. Seebuchs am nächsten stehn (s. 42). wir dürfen annehmen, dass locale aufzeichnungen, begrenzte fahrtbeschreibungen schon früh angelegt wurden. schol. 96 im 4 buch des Adam vBremen bringt eine beschreibung des seeweges von Ribe nach Accon mit entfernungsangaben und segelanweisungen. der anfang ist für uns von interesse: *de Ripa in Flandriam ad Cincfal*[1] *velificari potest duobus diebus et totidem noctibus* (sehr schnelle fahrt!); *de Cincfal ad Prol* (Prawle Point) *in Angliam duobus diebus et una nocte. illud est ultimum caput Angliae versum austrum* (in würklichkeit ligt Lizard Head südlicher) *et est processus illuc de Ripa angulosus inter austrum et occidentem* (dh. der curs ist südwest). *de Prol in Britanniam ad Sanctum Mathiam* (Pointe de Saint Mathieu bei Brest). die nächsten stationen sind El Ferrol und Lissabon. wir sehen, dass hier, um vom Zwin nach der französischen Bretagne zu kommen, nicht der weg an der küste entlang genommen, sondern erst die englische küste angesegelt wird, und wir könnten statt Prol ohne weiteres auch Goltstert einsetzen, Prawle Point ligt nämlich nur 3 km westlich vom Point of Start. näher als *Goltstert* steht der nld. name des vorgebirges dem in der Kudrun überlieferten: *Goustert, Gouster* bei Waghenær Spiegel der Zeevaardt t. 1 (Leyden 1583). in den legenden der Portulanen, die Nordenskjöld im Periplus (Stockholm 1897) s. 43 veröffentlicht hat, finden wir *Godester, Codester* (14 jh.); *Gottister* in einem Portolano 1490 bei Behrmann aao. 39. bei den Engländern verschwindet der erste bestandteil. so steht in den Sailing directions (from a 15th century ms.), die 1889 von der Hakluyt society herausgegeben sind, schon *the Stert, the Start* (s. 14), Prawle Point ist nicht erwähnt. Camden nennt den punct *Stert promontorium* (Britannia, London 1607, s. 145). auf der rhede von Dartmouth, also am Goltstert vereinigten sich beim zweiten kreuzzug (1147) deutsche kreuzfahrer der Rheinlande und Westfalens mit Engländern und flämischen pilgern: *navalis exercitus de Colonia, qui 14 kal. Iunii vexit in portum Angliae, qui Tremunde dicitur, ubi comitem de Flandria cum 200 fere navibus tam Anglorum quam Flandrensium invenit* MG. SS. XVI 189, und ebenso

[1] Skopti Ǫgmundarson gilt als der erste Norweger, der durch die strafse von Gibraltar nach dem hl. lande gesegelt ist (Heimskringla 3, 259 Finnur Jónsson). er tritt mit seinen söhnen die fahrt im herbst 1102 an *til Flæmingjalands,* wo die reisenden überwintern. der flandrische hafen kann nur das Zwin mit Brügge sein. die grofse mittelmeerfahrt der Wikinger unter Hasting (859—62) gieng von der Seine aus. es war eine d ä n i s c h e flotte, wenn natürlich auch einzelne andere Skandinavier beteiligt gewesen sein mögen.

sammelt sich dort 1217 die flotte der friesischen und deutschen kreuzfahrer (vgl. Zs. 54, 123)[1].

Gustrâte (entstellt nach dem klange südlich-orientalischer namen) würde also grade wie Wülpensand eine allen seefahrern wolbekannte rhede bezeichnen, eine station, die ihren stehnden platz in den alten fahrtanweisungen hat. der weg vom Swin (oder Rheinmündung) nach der Bretagne geht in dem schol. 96 Adams vBremen und im kreuzzug von 1217 über Dartmouth dh. Goltstert. in der Kudrundichtung segelt die flotte vom Swin aus, eine burg an der küste der Normandie zu überfallen. wir haben gesehen, dass die brüche in der erzählung es wahrscheinlich machen, dass die flotte an dem tage vor der späherfahrt nicht an der küste der Normandie in der nähe der burg landete, sondern in einem hafen, der von den feinden auch nicht zufällig beobachtet werden konnte, dass die völlige überraschung der burg am sichersten gelingen muste, wenn der angriff von der englischen küste aus erfolgte, und es wurde auf die plötzlichen überfälle quer über den kanal, wie sie bei den Wikingern üblich waren, verwiesen. bringt man mit diesen erwägungen das nahe anklingen von *Gustrâte* an nld. *Goustert*, nd. *Goltstert* in verbindung, so mein ich, ist der schluss wol gestattet, dass in der älteren dichtung der angriff auf die burg Hartmuts tatsächlich so erzählt war, wie vermutet wurde, und dass das berühmte vorgebirge bei Dartmouth in der Kudrundichtung erwähnt worden ist[2].

Gegen die annahme, dass Gustrate in der älteren Kudrundichtung einmal das vorgebirge bei Dartmouth bezeichnet hat, kann es bei der verwirrung des geographischen bildes in unserer bearbeitung nicht ins gewicht fallen, dass die str. 1164 auch durch meine vermutung ihrem wortsinne nach sich nicht erklären lässt. denn es scheidet meiner ansicht nach die auffassung aus, dass mit *ze Gustrâte* der scheinbare ort des sonnenuntergangs gemeint ist, dass etwa das heer östlich vom Goltstert an der küste lagernd gedacht ist und der dichter die sonne hinter dem felsigen vorgebirge versinken lässt. zwar kommt es vor, dass

[1] Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass diese flotte in ihren nächsten stationen genau den weg nimmt, der in dem schol. bei Adam vBremen vorgeschrieben ist: *inde applicant in Britanniam apud Sanctum Matheum ... hinc perveniunt ad portum Phare* (= El Ferrol) *in regno Legionensi.* von dort aus besuchen die pilger S. Jago di Compostella. auf der weiterfahrt trennt ein sturm die flotte, es werden ungenannte nothäfen aufgesucht, die nächste station aber wo sich die flotte wieder sammelt, ist Lissabon. Chron. reg. Colon. ed. Waitz zu 1217.

[2] Für einen angriff nach der Seinemündung hin ligt der Point of Start zu weit westlich, nicht aber wenn der curs etwa über die normannischen inseln in die bucht zwischen Normandie und Bretagne gieng. das Cotentin war schon um 900 normannisch. Vogel aao. 387. 388. übrigens kann man sich denken, dass es dem dichter mehr darauf ankam, einen bekannten punct der englischen südküste zu bezeichnen.

berge oder klippen den ort des sonnenuntergangs oder -aufgangs bezeichnen: *of dæt sunne gewat to sete glidan under niflan næs.* Andreas 1304. *diu sunne diu was nû gesigen den bergen alsô nâhen.* Bit. 736. *diu sunne an daz gebirge gie* Eckenlied 110. *under diu der sunne schîn ûf von dem berge gie.* Dietrichs Flucht 3480. allein, dass dabei der name des berges genannt worden wäre, wie das bei einem modernen dichter nicht auffallen würde [1], dafür wird sich im mittelalter kaum ein beispiel finden. die strophe bildet ja aber den abschluss eines abschnittes, der in anlehnung an andre vorbilder geschaffen ist, wobei der ursprüngliche zusammenhang zerstört werden muste. ein bearbeiter kann sehr wol bei der vorliebe für fremdartig klingendes diesen ortsnamen, dessen bedeutung ihm natürlich unbekannt war, übernommen haben. in welcher satzverbindung er in der vorlage gebraucht war, ist aus unserem texte nicht mehr zu erkennen.

Bonn. **R. Meifsner.**

[1] *ok sól á Seljalandsemúla sjóvi náinn glóir.* Bjarni Thórarensen Kvæđi (1884) s. 3.

BRUCHSTÜCK EINER JEROSCHINHS. *Auf dem Königsberger Staatsarchiv fand ich kürzlich ein pergamentblatt, das den vorderdeckel eines buchumschlags gebildet hat. auf der aufsenseite steht die notiz:* Ambtt Soldau Anno 1633, *die innenseite war mit papier überklebt. offenbar hatte man die hs. auseinandergeschnitten, um die einzelnen doppelblätter als umschläge für die wirtschaftsbücher der kammerämter zu verwenden. aus etwas früherer zeit konnte ich feststellen, dass die hs. einer deutschen erklärung des vaterunsers in Tapiau und Fischhausen im gleichen jahre (1595) zu einbänden für wirtschaftsbücher verwendet wurde. die hs. des Jeroschinfragm. (Ka) ist 32 cm hoch, 23 cm breit, jede seite enthält 2 columnen mit 31 liniierten zeilen; schrift ca. 1400. das fragm. enthält die vv. 13745—861 (Strehlke, Scr. rer. Pruss. I 461 ff), es steht wie das Elbinger (E) fragm. (Scr. II 428) und die Amberger (A) bruchstücke (Zs. 25, 80) der Stuttgarter hs. am nächsten. die fragm. scheinen keiner gemeinsamen hs. anzugehören, da E und A (abweichend von Ka) 22 zeilen auf der seite haben.*

Ich notiere im folgenden die abweichungen von Strehlkes text, orthographische differenzen wie yn *st.* in, vrloygis *st.* urloigis, cit *(wie Zs. 25, 80) st.* zît *bleiben dabei unberücksichtigt.*

13745 vns weych. 53 di sy. 62 luyte (SH). *überschrift:* vnd criſtbḡ. vorburg. pomezenen (H). 69 houbtmā. 74 gen. 77 da (S). 79 andirweigen (S). 80 geſchreis (SK). 95 kolcze. 97 houbtman. 802 algemeyn (H). 6 Roubin (S). 9 mer. 19 wapin. 27 deme (K). 31 Do. 35 ſchzvmpfinture (S). 38 da. 43 Der herbergin. 49 pagaſtyn (S). 51 vnd daz. 52 brudere. 55 intweychin. 56 gevaſtin. **Ziesemer.**

DER DEUTSCHE LANZELOT IN PROSA
EIN WERK AUS DEM ANFANG DES 13. JAHRHUNDERTS.

Herr dr EBrugger, z.z. in Davos, hat mir die quelle der Zs. 59, 161 f veröffentlichten bruchstücke nachgewiesen: es ist der französische Lancelot in prosa, und die entsprechenden stellen finden sich: in der ausgabe von H. Oskar Sommer, The vulgate version of the Arthurian romances vol. III (Washington, Carnegie institution 1910), 206, 12 ff. 207, 40 ff; in der ausgabe der vierten branche von AZimmermann, Marburger Beitr. z. roman. philologie h. XIX (Marb. 1916) 18. 22.

Nachdem dies feststand, lag es nahe in unsern fragmenten eine frühe überlieferung der deutschen prosafassung zu vermuten, welche uns vollständig am besten in der Heidelberger hs. cod. pal. germ. 147 erhalten ist. diese version wird freilich in der (Germ. 28, 129 bis 185 abgedruckten) Leipziger dissertation von A. Peter (1883) durchaus wie ein werk des 15 jh.s behandelt, aber wir besafsen doch neben den jungen vollständigen hss. längst ein niederdeutsch gefärbtes pergament-bruchstück in München, welches Docen 'um 1300', Keinz MSB. 1869 II 312 ff 'vielleicht auch etwas früher' angesetzt hatte[1]. *CHofmann MSB. 1870 II 69 ff und besonders Behaghel Germ. 23, 441 ff hatten dessen zugehörigkeit zu dem texte P festgestellt und so das alter der deutschen übersetzung auf 'vor 1300' bestimmt, ich zweifelte also kaum, dass das Amorbacher blättchen eben diesem texte angehören werde, der damit noch um ein paar menschenalter hinaufrücken müste. RPetsch, der eben in Heidelberg weilte und die freundlichkeit hatte den cod. pal. germ. 147 (beschrieben bei Bartsch s. 37 f unter nr 89) für mich nachzuschlagen, hat diese vermutung zur gewisheit erhoben. ihm verdanken unsere leser auch die nachstehend abgedruckte textpartie, in der ich das auf dem Amorbacher pergamentblatt erhaltene gesperrt habe. eine sparsame interpunction hab ich hinzugefügt, die abkürzungen und die überflüssigen majuskeln beseitigt. die Heidelberger hs. erweist sich als getreue widergabe der alten übersetzung, mit mäfsigen sprachlichen verschiebungen und unfreiwilligen entstellungen: es ist mithin einer unserer wichtigsten ungedruckten texte und seine baldige herausgabe ein dringendes erfordernis.*

[*fol.* 51ʳ] Myn herre Ywan hett alles das gehort das sie sprachen vnd reyt nach yne. Da sie eynen ferren weg also geritten, Da sprach der da uor reyt zu dem andern: 'Seht da sint alweg zwen riesen vnd wûnsten [!] alle tag teglich diß lant. Sie zwingen alles das yn by geseßſen ist vnd haſsen den konig Artusen so sere das er noch sin ritter dar wert nicht geturren komen. Ir môgent zu yn farn wolt

[1] dass es Peter aao. 141 dem 15 jh. zuweist, hat schon WLiepe Elisabeth vNassau 55 n. 2 gerügt.

ir. Seht da den eynen, ein wenig furter ist der ander'. Der ritter enwolt mit me vnd reyt zu hant dar wert so er baldest mochte. Diß sah der riese vnd kam gegen im gangen, er rieff von ferre mit einer hohen stymmen: 'Hôrest du ritter? kum sicherlich zu mir, ob du den konig haſsest Artusen vnd die koniginne vnd alle syn gesellen. Sint sie dir lieb so bistu dot'. 'Sie sint mir werlich lieb' sprach der ritter. Der rieſs hub synen kolben off vnd wolt den ritter dot slagen vnd syn roſs zumal. Er was groſs vnd hett lang arme. Er schlug vber den ritter vnd uber das roſs ferre das der kolb in ihen [!] erden fure. Der ritter reyt furter vnd reyt [!] den riesen durch den lip mit der glene, das er zu hant dot bleib. Er reit furter vnd der ander kam gesprungen vnd hub synen kolben vff vnd schlug dem roſs beide diech enzwey. Der ritter bleib zufuſs stan vnd raufft syn swert, er wart ser zornig darvmb das syn roſs dot bleibe. Er ergreiff den schilt mit der lincken hant vnd das schwert mit der rechten. Der rieſs hub den kolben aber vff vnd schlug nach dem ritter, der ritter warff den schilt fur, vnd was der riese des schiltes traff das schlug er alles zustucken. Der ritter schlug mit groſser krafft dem riesen die hant ⟨mit⟩ dem kolben abe. Der riese hub den fuſs vff vnd wolte den ritter mit stoſsen, vnd der ritter slug yn im abe vnd wart sere fro. Der riese viel darnyder. Ein jungvrauwe kam rytende da myn herre Ywan hielt vnd sprach: 'Myn herre Ywan, diſs ist der dritte', vnd reit hinweg. Myn herre Ywan verstunt sich nicht darvmb. Er reit zu dem ritter. Da yn der ritter komen sah, da sprach er: 'Enseht ir nit zu diſsen geburen zu, myn herre Ywan, die mir myn roſs dot hant geslagen? vnd muſs nu zu fuſs von hinnen geen.' 'Ob gott wil, herre', sprach myn here Ywan, 'jr solt nymer zu fuſs gegan. Ich wil uch myn roſs geben. Sagent dem ritter der mit uch hie ist, das er mich hinder im fure biſs zu Kamahelot'. 'Groſse gnad, herre, uwers roſses' sprach er. 'Ir möchtent mir nichts han gegeben des ich so zu groſser not hett bedorfft'. 'Herre ritter, stent von den roſs', sprach er zu dem ritter der yn dar hett bracht. Der ander erbeiſset von dem roſs. 'Sitzent off herre', sprach er zu mym herren Ywan, 'vnd der ritter sol hinder uch sitzen.' Myn herr Ywan saſs vff das roſs vnd nam den ritter hinder sich vnd ritten zu Kamahelot wert, vnd der ritter der die riesen dot geschlagen hett reit alleyn hinweg da er zuschaffen hett. Myn herre Ywan kam zu Kamahelot, vnd die konigin hett messe gehort, vnd myn herre Gawan bracht die konigin vſs der kappellen geleitet. Der sal was vol ritter, vnd zu den loien [1] was ein michel teil ritter die sprachen: 'Seht wunder', sprachen sie, 'myn herre Ywan bringt ein gewapenten ritter hinder im gefuret'. Myn herre Ywan reit fur den sale

[1] loien = afrz. as fenestres des loiges (loies).

vnd erbeizet von dem roſs. 'Herre', sprach der ritter, 'ich fare myn straſse.' 'vart [52r] gott ergeben', sprach myn herre Ywan. Der ritter reit enweg vnd myn herre Ywan ging in den sale, vnd begegent im die koniginne vnd myn herre Gawan.

Myn herre Gawan sprichet von den abenturen die zu Kamahelot geschehent. sprach myn herre Ywan das der vber jar fast viel sint. 'Man spricht sicherlich ware, hie geschicht manch abenture vber iare, wan ich wen wol das nye kein ritter herre [!] keme der eins tags als schöne abentur geseh als ich hut gesehen han'. 'Was hant ir gesehen?' sprach myn her Gawan, 'sagents vns'. Er begunde sagen alles das dem ritter des tages begegent was, das es die koniginne zu hort vnd myn herre Gawan vnd alle die in dem sale warent. Er sagt wie er den ritter vberwant beide mit jostiern vnd mit vechten, vnd wie er im syn roſs wiedder gab, vnd sagt furbas wie er den ein riesen mit der glene durch den lip stach vnd wie er dem andern die fust abschlug. Dagenot kam fur gesprungen vnd begund zu růffen das das der ritter were den er vieng. 'Das ist war', sprach myn herre Ywan. 'Zu truwen', sprach er, 'so getan ritter kan ich gefangen wie böse ich anders sy'. 'So mir all heiligen', sprach myn herre Gawan, 'vnd hettent ir yn gefangen, jr soltent vch uber menigen tag hernach berůmen'. 'Ich wil uch noch me sagen,' sprach myn herre Ywan zu mym herren Gawan. 'Da der ritter die zwen riesen vberwunden hett, Da kam ein jungfrauw zu mir ritende vnd sprach: 'Myn herre Ywan, diſs ist der dritt'. Da myn herre Gawan das hort, da lieſs er das heubt hangen vnd lacht. Diſs sach die koniginne vnd leyte yn mit der hant einhalb hien. Sie gingen in ein fenster sitzen. 'Myn herre Gawan', sprach die konigin, 'by den truwen die ir dem konig schuldig sint vnd mir, sagent mir warvmb ir edeste [!] lachente [!]'. 'Das wil ich uch sagen frauw', sprach er, 'warvmb die jungfrauw zu mym herren Gawan sprach das das der drytt were. Gedenckent [!] uch icht, frauw', sprach er, 'wie die jungfrau sprach, die in dem turn gefangen lag zu der dolorosen garden, jr hortent es als wol als ich'. 'Mir gedenckets wol', sprach die koniginne. 'Sie saget vns von dem ritter', sprach myn herre Gawan, 'der vns yn det laſsen zu der dolorosen garden, das wir mere von im solten uernemen zu der ersten vergatterung die geschehe in dem konigrich von Logres, vnd zu der andern vnd zu der dritten, das was alles Lancelot von dem lack, vnd nu weiſs ich wol sicherlich das er auch die zwen riesen dot hatt geslagen'. 'So helff mir gott, myn herre Gawan', sprach die konigin, 'ich wil uch wol glauben das ers was.' Dagenot der stunt vff vnd rieff das nymant vor im kunt gehoren, er sagt den ihenen allen, das er den guten ritter gefangen hett der die riesen dot slug. 'Also getanen ritter kan uwer keyner vahen'. Diſs werte also biſs vesper

zitt das der konig wiedder kam von jagene. Man saget im wie ein ritter die riesen beide dot hett geslagen. der konig was des sere fro vnd all syn gesellen. Dagenot kam aber erfure gegangen vnd sprach: 'Herre', sprach er, 'by den trúwen die ich uch schuldig bin, ich fing den guten ritter'. vnd der konig lacht sere vnd alle die by im waren. Nu müßen wir diße rede ein wil lafsen von dem konig vnd von syner geselschafft vnd sprechen furter von dem ritter der die zwen riesen zu dot schlug.

Uns sagt die history furter von dem ritter der die zwen riesen dot schlug, das er lang reit bifs er durch den walt kam.

Ich hatte (Zs. 59, 161) recht mit der anordnung von vorder- und rückseite und mit der annahme, dass die lücke im text 'beträchtlich' sei, aber ihr umfang hat mich zunächst doch verblüfft: wenn der text der Heidelberger hs. dem der Amorbacher in der lücke ebenso treu zur seite blieb wie bei dem erhaltenen blattrest, dann müssen zwischen vorder- und rückseite des fragments nicht weniger als ca 84—85 zeilen fehlen: dazu die erhaltenen 14 zeilen gerechnet kämen wir für die ungespaltene seite auf eine schriftcolumne von nahezu 100 zeilen, das wäre eine blatthöhe von 80 cm — ein ganz unmögliches format, zumal bei einer breite von nur ca 12 cm! wir müssen also unbedingt annehmen, dass die hs. zweispaltig war und dass das erhaltene das mittelstück der innern spalte (1r a und 1v b) darstellt: dann würde sich die lücke verteilen auf das unterstück von sp. 1r a + sp. 1r b + sp. 1v a + oberstück von sp. 1v b, und wir kämen mit einer zeilenzahl von 33 aus. die höhe des beschriebenen raums würde etwa 25 cm, die breite 19—20 cm betragen, was ein erträgliches verhältnis wäre. zerschnitt der buchbinder das blatt in 2 × 3 gleiche teile, so hatte es eine gesamthöhe von 30 cm. — diese berechnung hab ich mit vorbehalt angestellt, um etwa auftauchende weitere fragmente der gleichen hs. leichter erkenntlich zu machen. E. S.

[1] *frz.* et dit a chascun.

BRUNO VON BRAUNSCHWEIG UND BRUNO VON SCHÖNEBECK. Wo der verfasser der Braunschweigischen reimchronik in seinem prolog von der mühe der stoffbeschaffung spricht, da bedient er sich eines bildes, das mir zwar älterer herkunft verdächtig ist, das er aber sicher, mit deutlichen anklängen in wort und reim, aus dem epilog seines Magdeburger genannen entlehnt hat. man vergleiche die Reimchronik v. 62 ff:

hi han ich vil ab gehort
und began iz vragen unde sůchen
her und dhar an mengen bůchen,

65 daz iz mir wurthe khunt.
ich rant sam eyn leytehunt,
dher dha volghet uph dhem spore.
bi wilen quam ich dhe redhe vore,
daz ich nicht wol newiste,
70 wa ich dhes võzes miste.

mit Brunos von Schönebeck paraphrase des Hohenliedes v. 12464ff:

ich swere iz uch wol ture,
12465 daz mir nie wart me zu sture
gegebin zu desim buche.
ich han gevarn mit der suche
so ein leitehunt nach dem spore,
biz ichz brachte her vore,
70 daz miner rede ebene quam,
daz ich gar uz dem buche nam.

Ein eigentümlicher zufall ist es, dass die beiden Brunos hier jeder als litterarischen beirat und helfer einen Heinrich nennen: Rchr. 93ff und HL. 12460ff. E. S.

WEITERES ZUR ÜBERLIEFERUNG DES MLAT. 'PHILO' (Zs. 59, 329ff). Herrn dr HWalther in Halberstadt verdank ich den überraschenden hinweis, dass das vollständige gedicht bereits vor mehr als hundert jahren in einer gelegenheitsschrift der Societas Latina Altorfina gedruckt ist: 'Carmen maximam partem ineditum ex cod. ms. chartaceo profert (zu ehren ihrer frühern mitglieder IBNagel und CWismüller) S.L.A. — Altorfii' — am schluss: 'E codice collectionis suae edidit Georg Veesenmeyer, Ulma-Sueuus etc. 1788.' der bekannte sammler, der damals noch in Altorf theologie studierte, benutzte eine papierhs. aus eignem besitz (V), die anscheinend nicht älter war als die codices von Wolfenbüttel (W) und Danzig (D) und die sich wol noch irgendwo wird auffinden lassen. hier eine vollständige collation zu geben, hat keinen zweck, da wir ja eine kritische ausgabe von Hilka erwarten dürfen. ich hebe nur hervor, dass Veesenmeyer immer richtig *Filoma* gelesen hat und dass v. 32 Hilkas emendation *degeneraret* bestätigung findet. die hs. V steht D näher als W: sie teilt mit D gleich den fehler *vario* st. *Pario* W 13, anderseits das gute *Insertis* 22 statt *Iustis* W, wodurch sich meine conjectur *Intextis* bereits erledigt hatte. andere fehler, wie gleich *Sardis* st. *Sardius* 24, bleiben allen drei jungen hss. gemeinsam. E. S.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

LX. BAND

3. u. 4. HEFT

(AUSGEGEBEN AM 10. JULI 1923)

BERLIN 1923

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94.

Die redaction der Zeitschrift sowol wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinsam geführt; manuscripte werden an prof. SCHRÖDER, Göttingen, Grünerweg 2 erbeten, solche an die Zeitschrift nicht ohne vorherige anfrage.

Bücher deren besprechung gewünscht wird, möge man unter der adresse der redaction an die Weidmannsche buchhandlung, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94 einsenden. Sie werden in jedem fall am schlusse des Anzeigers mit genauem titel verzeichnet.

An die herren mitarbeiter. das vorliegende heft bringt im Anzeiger, unter zurückstellung der Zeitschrift, noch eine anzahl recensionen von einem umfang wie er künftig leider nicht mehr zugestanden werden kann. wir müssen auch an dieser stelle die dringende bitte um kürze aussprechen.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

DES ANZEIGERS

DER BORTE DIETRICHS VON DER GLEZZE IN URSPRÜNGLICHER GESTALT.

Die folgenden ausführungen setzen den text vdHagens oder die im Anzeiger hinten besprochene neuausgabe ORMeyers in der hand des lesers voraus. auf die von Meyer und in Brendels dissertation zusammengestellten beobachtungen und litteraturangaben sei ein für alle male hingewiesen.

Dass die 10 ersten und 62 letzten verse, die nur in PK überliefert sind, auch in der vorlage Konrads von Öttingen, des schreibers von A, enthalten waren, ist schon von vdHagen erkannt und von Meyer mit recht wider betont worden. der Augsburger copist, der sich halb als bearbeiter fühlte, hat diesen rahmen weggelassen, weil er ihn aus guten gründen für nicht zur erzählung gehörig und daher für entbehrlich hielt. die erzählung beginnt und schliefst mit einem typischen anfangs- und schlussvers: 11 und 826, und sie wird vom dichter, der sich einmal, im vers 20, mit der ankündigung 'ich will berichten' einführt, als objective darstellung vorgetragen. die rahmenverse dagegen sind dem personificierten gedicht in den mund gelegt. im prolog stellt es sich vor: 'ich bin der Borte, ich will einem höfischen publicum gefallen'; im epilog ergreift wider der Borte das wort, er nennt seinen autor und dessen auftraggeber, beklagt den verfall des minnedienstes und bittet mit dem letzten satz eine 'liebe frau', dem P u n z i n g e r trost zu senden und ihn von sorgen zu erlösen. schon Brendel und Meyer haben, dem winke Konrads von Ö. folgend, angenommen, dass dieser rahmen nicht vom dichter der eigentlichen erzählung herrührt. es geht dies auch aus der fassung der verse 836—839 hervor, die den tod Dietrichs v. d. Gl. voraussetzt. Meyer hat auch bereits erkannt, dass die rahmenzeilen von dem in 886 genannten Punzinger hinzugefügt worden sind. es muss so gewesen sein: der Punzinger hat nach dem tode des ihm bekannten dichters das gedicht einer verehrten dame geschickt; er wollte damit seine huldigung ihr darbringen, und um dies deutlich zu machen, schuf er in dem rahmen die fiction, dass das gedicht als sein liebesbote kommt. der Borte wendet sich als der bote mit allen seinen worten an die f r a u, und als solcher bittet er sie schliefslich um eine von liebesqual befreiende antwort für seinen absender.

auf das exemplar in dem der Punzinger zu seinem galanten zweck das gedicht mit dem rahmen ausgestattet hat, geht die uns vorliegende überlieferung zurück. — aber die erkenntnis, dass der rahmen ein galanter gelegenheitszusatz ist, legt die frage nahe, ob vom Punzinger bei derselben gelegenheit nicht auch eingriffe in die erzählung selbst gemacht worden sind. im folg. soll nachgewiesen werden, dass in der tat die stark interpolierte und überarbeitete fassung eines originals vorligt, und dass der autor der rahmenverse, der Punzinger, es war, der in stümperhafter und tendenziöser weise die dichtung Dietrichs vergewaltigt hat.

Der abschnittsweise fortschreitenden kritik sei als ergänzung die übersicht über die wichtigsten erkenntnis- und scheidemittel vorangestellt.

Das verhängnisvolle walten eines bearbeiters ist unmittelbar zu erschliefsen aus textstellen, an denen der überlieferte wortlaut keinen befriedigenden sinn gewährt, aber als entstellung einer sinnvollen formulierung erkannt werden kann: 61—66. 121 f. 133—135. 139. 219. 230. 329—332. 336 ff. 569—571. 581 f. 617—620. 807—810. 813—815. ebenso beweisend ist die erscheinung, dass mehrfach verse gerade dort wo sie überliefert sind den zusammenhang zerreifsen, aber an anderer stelle den zerrissenen zusammenhang zu ergänzen vermögen: 132. 189 bis 206. 225 f. 247 f. 321—356, 489 f. 727—730. 791—794. mitunter sind auch interpolationen einfach daran erkennbar, dass durch ihre tilgung ein unterbrochener zusammenhang wider hergestellt wird: 21—30. 35—56. 66—96. 106—113. 303—312. 733—738. 745—752. als urheber dieser eingriffe verrät sich mit gedanken, worten und versen der autor der rahmenzeilen, und der contrast zwischen seiner und der arbeit des originaldichters ermöglicht die weitere scheidung des anteils beider. nur die besonders charakteristischen verschiedenheiten sollen hier hervorgehoben werden.

Dietrich v. d. Gl. war offenbar berufsdichter, ein spielmann, wie schon Steinmeyer ADB 9, 236 vermutet hat. die einführung des die heldin begleitenden fahrenden in 490 wird als eine der berufsgenossenschaft dargebrachte huldigung aufzufassen sein; vielleicht hat der dichter an sich selbst gedacht und die poetische fiction schaffen wollen, dass er als augenzeuge zu berichten ver-

mag. die tradition spielmannsmäſsiger technik ist, wie sich ergeben wird, besonders an der wortwahl erkennbar, aber auch an der ungenierten keckheit anschaulicher schilderung und lebendiger erfindung. aus dem wesentlichen inhalt der dichtung geht ferner hervor, dass ihr schöpfer sich ganz gewis nicht von höfisch galanten rücksichten hat leiten lassen. nach dieser erzählung würkt die versicherung im epilog 836—839, der dichter sei immer bereit gewesen *ze sprechen von der reinikeit, diu an schœnen frouwen liget* geradezu verblüffend. die behauptung erklärt sich aber aus dem bestreben des bearbeiters, s e i n e 'liebe frau' von dem höfisch galanten charakter des übersendeten gedichtes zu überzeugen. der Punzinger war zum poeten weder geboren noch erzogen. er ist eben nur durch höfisch galante beweggründe zum versemachen veranlasst worden. diese seine höfisch galante tendenz hat er in den rahmenversen eindringlich bekundet, sie kommt auch zum ausdruck in der verwendung der minniglichen metaphern und schmachtenden jammerrufe, beteuerungen und bitten an den im folg. zu 201 verzeichneten stellen, und sie war die anregung zu den interpolationen 35—56. 66—96 106—113. 177—184. 201 f. 207 f. 249—252. 272—278. 369—378. 451—454, 495 f. 803—806. 819—822. das höfische rittertum wird stärker betont durch veränderungen des wortlautes in 104. 471. 550, auf das ritterliche turnierwesen und den höfischen prunk mit stattlichem gefolge, prächtigen kleidern und kostbaren edelsteinen beziehen sich die einschübe 21—30. 254—258. 281—294. 297—299. 303—312. 483—488. 519—530. 535 f. 605—608. 639—688. 691—702. christlich moralisierend sind die zutaten 745—752 und 795—798.

Dass das poetische gestaltungsvermögen Dietrichs noch in der vorliegenden verballhornung sich offenbart, bezeugt auch die anerkennung, die es zb. bei Steinmeyer aao., Pfeiffer Münch. gel. anz. 32, 717 und vdHagen Gesamtab. 1, CXLIX ff gefunden hat. aus der folgenden kritik und schlussbetrachtung wird sich ergeben, dass der originaldichter ein gewandter compositionskünstler und fesselnder erzähler war, der auch charaktere treffsicher gestalten konnte. er hat es auch verstanden, ohne durch beschreibungen zu ermüden, die situationen in den handlungen und reden der auftretenden personen zu veranschaulichen, so dass trotz der poetischen unbestimmtheit seiner eigenen räumlichen

und zeitlichen angaben die phantasie doch immer zu den angemessenen vorstellungen von raum und zeit angeregt wird. selbstverständliche, rein stoffliche, im poetischen zusammenhang belanglose detailbemerkungen sind von ihm nicht gemacht worden. wenn er zb. 398 ff den helden bei der nachricht von der untreue seiner frau einfach dem ross die sporen geben und das land räumen lässt, oder wenn er 816 ff nach der versöhnung des ehepaares, ohne einer verabschiedung von dem herzoglichen gastgeber zu gedenken, sofort die fahrt in die heimat berichtet, so sind das stilisierungen der würklichkeit, mit denen eine höhere poetische wahrheit psychologischer darstellung gewonnen wird. der Punzinger hat, immer auf kosten der poetischen wahrheit, vielfach einen oberflächlichen realismus eingeführt. er schaltete die erwähnung selbstverständlicher reisevorbereitungen und zurüstungsmafsnahmen ein mit 125—130. 435 f. 491—493. 555 bis 558. 579 f. 621 f. 625 und mit 417 f einen prosaischen bericht über die ökonomischen vorkehrungen der frau während der abwesenheit ihres gatten. er interessierte sich auch für das gleichgültige weitere schicksal des angeberischen knechtes 411 f und der zurückgeschickten knappen 461—466, er glaubte auch die poetisch bedeutungslose rolle des herzogs weiter ausgestalten zu sollen: 569. 587. 599. 626 ff. 706. mit poesieloser pedanterie hat er womöglich präcisere local- und temporalbestimmungen eingeführt, geradezu lächerlich würken oft die von ihm hinzugefügten genauen zahlenangaben: 93—96. 119. 127. 135. 221. 285. 292—294. 413. 417. 421. 423—426. 428. 441. 466. 479. 572. 584. 702. 825. erst durch den bearbeiter sind auch die unkünstlerischen vorwegnahmen 150. 241—244. 264. 267 f. 383—386. 553 f. 618. 733—736. 821 f. und ebenso die widerholungen 307—312. 565—568. 573—576. 712—718. 733—738. 811 f. 821 f in den text gekommen. gelegentlich hat auch ein zusatz ausschliefslich den zweck den umfang anzuschwellen: 712—718. 733—738; mitunter sind die verse durch zerdehnung des ausdrucks vermehrt worden: 168—172. 235—238. 445—448. 499—502. 513—516. 539—544. 756—761. 767—772. reimnot war die veranlassung zum einschub all der hässlichen flickverse 128. 148. 284. 288. 306. 465. 491. 558. 596. 658. 770.

Charakteristisch für die wortwahl des originaldichters ist der häufigere gebrauch jener besonders aus den heldenepen be-

kannten ausdrücke, gegen die sich die streng höfische litteratur mehr ablehnend verhält: *degen* 132, *degenhaft* 482, *gemeit* 140. 338. 442. 511, *sarewât* 613, *wât, gewæte.* der bearbeiter hat *gemeit* zwar auch verwendet in 30 und 86, aber in 382 und 618 entfernt und offenbar auch aus sentimentalität durch *herzenleit* ersetzt. er hat ferner in 495 und 519 *wât* zur bezeichnung der 'männerrüstung' gebraucht, aber nachdem er das wort in 477 durch *gewant* verdrängt hatte, weil es sich hier um eine elegante 'damentoilette' handelt; anscheinend ist auch *gewæte* in 482 von ihm getilgt worden. dann ist erschliefsbar, dass er zwar *wîp* mit einem auszeichnenden attribut, wie in 24. 35. 87. 90. 394. 780. 866, oder wie in 31. 471 als gegensatz zu 'mann' duldete, aber *daz wîp* 'die bestimmte, vornehme dame' in 149 durch *diu frouwę,* in 440 einfach durch *sí* wider gegeben hat. charakteristische, nur vom bearbeiter gebrauchte wörter sind *klâr* 62. 147. 662. 670, *rein* 62. 251. 866, *zier* 488. 562, *kurlich* 145. 655, *ritterlich* 28. 54. 68. 104. 679, *hovesch* 2. 7. 829, *hovelich* 67. 130. 178. 448, *hovescheit* 12. von fremdwörtern verwendet der originaldichter nur *tjust* 785, *turnei* 603, *turnieren* 118; der bearbeiter gebraucht noch viele andere: *hurtelinc* 642, *massenîe* 695, *huffenier* 647, *lankenier* 607. 667. 669, *muzzenier* 652, *spaldenier* 648, *spozzenier* 651, *rivier* 580, *schivier* 644, *testier* 668, *zimier* 653, *baneken* 23. 595, *enschumpfieren* 700, *schallieren* 27, *tumbieren* 678. in 701 wird von ihm sogar lat. *sors* citiert.

In der anrede hat Dietrich nur 'ihr' verwendet, das 'du' ist erst durch den Punzinger in den text gekommen. nur 'ihr' steht in 27 von den 39 an eine bestimmte person gerichteten reden. meist ist es da mit dem originalwortlaut übernommen, mitunter aber auch im anschluss an das original vom bearbeiter und interpolator gebraucht worden. das 'du' hat dieser in der ansprache an seine liebe frau 886f verwendet. es ist durchgeführt in den sicher ganz eingeschobenen oder gründlich umgestalteten reden 103—110. 123. 330—332. 713—718. 749 bis 752. 767. 809—814, es steht mehrfach neben dem 'ihr', wenn eine originalrede durch zusätze aufgeschwellt oder durch eingriffe nur zum teil umgestaltet wurde: 274—277. 374f. 385. 720; darnach kann es auch in 326—328 nicht ursprünglich sein.

Der diction der originaldichtung hat der bearbeiter vielfach die gelenkigkeit genommen, indem er hypotaxen in plumpe

parataxen verwandelte. dabei ist der sinn besonders dann gestört worden, wenn ein conjunctionslos untergeordneter bedingungssatz als beigeordneter befehls-, behauptungs- oder fragesatz misverstanden wurde: 219. 240. 262. 334. 730. vielfach sind hypotaxen mit *dô, daz, sît* entfernt worden; aber auch die beiordnenden partikeln *dô, doch, des, unde* fehlen oft. gewis müssen auch dem bearbeiter die vielen so unbeholfenen wideraufnahmen des subjects oder objects durch ein folgendes relativ zur last gelegt werden. mehrfach hat er anscheinend die prosaische wortfolge hergestellt.

Deutlich erkennbar sind die verschiedenheiten in der reimtechnik. bindungen etymologisch nicht identischer laute. die der dichter und der bearbeiter verwenden, sind nur die reime mit kurzem und langem *a*. aus dem original stammen *wâr : dar* 343. *Kuonrât : stat* 707. 763 (771), *sarewât : trat* 613; in 477 ist *wât : stat* erschliefsbar. in zusatzversen stehn *-ar : -âr* 37. 41. 527. 661. 669 und *-an : -ân* 491. 797. es fehlen analogieen in den interpolierten stücken zu den originalreimen *ros : sigelôs* 259. 689. 813, *rëhte : geslähte* 33, *legen : pflëgen* 755. im original waren offenbar 15 mal die flexionssilben *-e : -en* gebunden. von diesen reimen hat der bearbeiter 10 übernommen: 117. 209. 233. 327. 335. 455. 457. 459. 743. 807, die übrigen 5 aber eliminiert: 169. 279. 319. 809. 815; dennoch hat er mit 465 diese bindung unter besonderen umständen einmal dem dichter nachgemacht. der dichter reimt nach 11 (und 97) *-lich* als form des adjectivs und als die des adverbs nach 817 *-lîche*. dem könnte beim bearbeiter nur etwa 65. 655 und 111. 453 entsprechen; für ihn ist aber *-lich* in adjectivischer und adverbialer verwendung charakteristisch: 145; 525; 129. 385. 439. 679; 67. 93. 499; 177. 377. ebenso steht *-rich* als form des zweiten namensgliedes in den zusatzversen 627 und 827, und es ist daher wol auch der reim in 545 nicht ursprünglich. vom bearbeiter ist ferner *schîn : wirtin* 187, und 179 ff beabsichtigte er gewis mit seinen beiden paaren *wîne : schîne, wirtinne : minne* einen vierreim zu schaffen. nur der bearbeiter gestattet sich die unreinheit *tier : ir* 81, *mir : zier* 487, dann consonantische ungenauigkeiten: *ros : vloz* 715, *buoz : kus* 857, *minne : pfenninge* 843, *: gimme* 851 und die apokope des auslautenden *e* im stumpfen versausgang: 44. 536. 595. 666. 688. 874; 184. 850; 561;

235. 351. 773 f. der dichter reimt *ros,* der bearbeiter auch *ors* 702. zu einem rührenden reim sind vom dichter nur 367 die durch den wortaccent stark differenzierten composita *verlúst : wóllúst* gebunden worden. der bearbeiter hat eine stattliche reihe von ganz kunstlosen rührenden paaren geliefert: *vergangen : gegangen* 135, *friuntschaft : ritterschaft* 549, *bereit : reit* 625, *huffenier : spaldenier* 647, *spozzenier : muzzenier* 651, *Indiâ : Cytiâ* 289 und die vielen mit *-lich* 53. 65. 67. 93. 97. 177. 377. 453. 499. 655. nur der bearbeiter häuft die reime: im epilog 8 *-în* 871 und 4 *-unt* 853, in interpolierten stücken 10 *-alt* 417, 4 *-arc* 427, 4 *-ingen* 671 und 4 *-îne : -inne* 179; den vierreim hat er ferner sechsmal hergestellt, indem er ein verspaar hinzudichtete: 65. 171. 345. 489. 513. 541, zweimal durch versetzung eines originalen paares: 193. 725.

Die metrische form der originaldichtung ist zweifellos vom bearbeiter stark entstellt worden. der Punzinger war eben ein dilettierender gelegenheitsstümper und sah in einem vers nichts anderes als die aneinanderreihung von worten, die auf dem pergament ein gewisses spatium auszufüllen hatten. mit sicherheit ergibt sich, dass die formulierung von ausgesprochenen dreitaktern, wie etwa 265 f. 687 f. 801, oder von fünftaktern, wie 2. 268. 750 von ihm herrührt. die spiefsigkeit der rhythmen wird in den ganz interpolierten und stark überarbeiteten stücken besonders fühlbar und ist meist die folge der kunstlosen häufungen von senkungssynkopen und der regellosen überfüllungen in senkung und auftact. mehrfach hat der bearbeiter den hiat eingeschleppt. ausführlich sind die überlieferten metrischen erscheinungen von Brendel zusammengestellt worden.

Dass Dietrich von bestimmten mustern der buchlitteratur beeinflusst war, lässt sich nicht nachweisen. der Punzinger verwertet die früchte seiner lectüre höfischer poesie besonders bei der schilderung des turniers und der aufzählung weiblicher reize und tugenden. ein offenkundiger anklang an Wolfram ligt in 74 ff vor, 49 f ist eine reminiscenz an Konrad von Würzburg oder an ein anderes vorbild.

Diese übersicht ist als ergänzung zur folgenden kritischen analyse des textes regelmäfsig heranzuziehen. — die erkenntnis der eingriffe des stümpernden bearbeiters lockt immer zu dem versuch von dem original eine möglichst anschauliche vorstellung

zu gewinnen. ich bin mir aber durchaus dessen bewust, dass unter den gegebenen verhältnissen der genaue wortlaut der ursprünglichen dichtung nicht immer mit voller sicherheit widerhergestellt werden kann. es sei mir hier auch gestattet, mit dem herzlichsten dank der wesentlichen förderung zu gedenken, die CvKraus meiner arbeit hat zukommen lassen, indem er mehrfach seine bedenken gegen meine ersten ansätze mir mitteilte und mir dadurch zu anderen formulierungen die anregung gab.

In den versen 11—132, die einen einleitenden abschnitt bilden, wird der ritter Konrad und seine schöne frau vorgestellt und dann ein kurzer redewechsel des heldenpaares widergegeben. die einführung Konrads ist durch den markanten vers 20 in zwei gleich lange teile gegliedert, deren erster natürlich aus dem original genommen ist. dass aber auch er angetastet wurde, verrät nach den *hoveschen liuten* in 2 und 7 die *hovescheit* gleich in dem auch metrisch entstellten vers 12. der schreiber in A hat das metrum durch einen zusatz restauriert, mit dem wol auch der wortlaut des originals zum teil widerhergestellt wurde. in diesem wird gestanden haben *mit grôzer kuonheit tugende rich.* mit den anderen vorzügen ist besonders die *kuonheit* vom dichter in ironischer absicht hervorgehoben worden, denn gerade sie fehlt unserem *Kuonrât* besonders und soll ihm nach 783—790 durch den *hôhen muot* verleihenden borten des fremden ritters beigebracht werden. in 15 hat es ursprünglich wol beide male nicht *von* sondern *den* gelautet. sinnstörend und hiatbildend ist *dem gesinde* 18; der originalvers muss gelautet haben *den kunden und den gesten.* das in 19 nach 16 so unschön widerholte *dicke,* das auch in der folgenden interpolation zweimal widerkehrt, hat etwa ein *gerne* verdrängt. in 20 ist sicher vom verfasser des zu versendenden schriftstückes *schrîben* für ursprüngliches *sagen* eingeführt worden; vgl. auch die Punzingerischen zeilen 491 und 865. wer aber nach einer einführenden allgemeinen charakteristik seines helden verkündet, er wolle von ihm berichten, der hat die absicht, nun zum eigentlich interessanten thema seiner erzählung überzugehn. da in dem gedicht das verhältnis Konrads zu seiner frau behandelt wird, ist ihre vorstellung unmittelbar nach 20 zu erwarten. vor ihrer einführung stehn aber noch als nachtrag zur allgemeinen charakteristik Konrads 10 zeilen, in denen seine höfische turnierfreudigkeit betont wird. schon aus diesem inhalt ist erschliefsbar, dass die verse 21—30 vom Punzinger eingeschoben wurden. ihn verraten ferner die fremdwörter in 23 und 27 und die spuren seiner unkunst: derselbe gedanke wird unbeholfen in 22. 24. 29 widerholt, dreimal hintereinander steht *er* in 21—23, nach 16

und 19 begegnet noch zweimel *dicke* in 23—25, mit 25 ist 16 wörtlich nachgeschrieben; 21—24 sind auch rhythmisch ganz unzulänglich. es ist überdies deutlich genug: der beginn der interpolation *er hete ein-* ist der originalen fortsetzung in 31 nachgebildet. dieser vers, der ursprünglich unmittelbar an 20 angeschlossen war, enthält den nach dieser zeile erwarteten übergang zur frau. ihre sich anschliefsende charakteristik erscheint in der überlieferten fassung dreimal so lang wie die des ritters. aber die schablonenhafte vorführung all der preisenswerten äufseren und inneren vorzüge gibt sich schon inhaltlich als eine galante zutat zu erkennen, mit der der Punzinger seiner dame huldigen wollte. die betonung der güte, keuschheit und sanftmut der heldin des gedichtes steht auch durchaus im widerspruch zur rolle die der dichter sie hat spielen lassen. für den bearbeiter charakteristische wörter finden sich zb. in 41. 54. 62. 67 f, bindungen die ihn verraten stehn in 53. 65 und 81, mit 65 beginnt überdies ein vierreim. syntaktisch besonders misraten sind 36—39. 67 f. 71—78; höchst unbeholfen ist der tempuswechsel in 36. 40. 41 f. 44 und die widerholung derselben epitheta: *stolz* 36. 38. *ritterlich* 54. 68. Punzingerische geschmacklosigkeiten erscheinen in den vergleichen in 42 und 52. der gedanke in 48 ff ist, wie schon von Brendel 26 f bemerkt wurde, die reminiscenz an Partonopier 8692 ff oder an ein anderes muster, der in 74 ff ist durch die Willehalmstelle 62, 11 ff angeregt, worauf mich MHJellinek hingewiesen hat. die interpolation beginnt mit 35 und reicht über den schluss der personalbeschreibung in 92 hinaus. aber in dem mittelstück 57—66 sind originalverse verwertet. genau mit 57 tritt eine störung in der schematischen anordnung der vom kopf bis zu den füfsen durchmusterten körperteile ein; *ougen* und *lip*, die schon 41 und 36 genannt waren, widerholen sich. dass die ursache dafür ein zurücklenken in das original gewesen ist, erhellt auch daraus, dass einerseits die *tugende* 56 den wortlaut von 32 wideraufnehmen und anderseits *gesach* 35 das verb in 57 vorwegnimmt. es ist schliefslich unverkennbar, dass der vordersatz in 34 den nachsatz nicht in 35 sondern in 58 verlangt. man kann nicht sagen ‘wer sie kannte, sah nie eine schönere’, denn auch wer sie nicht kennen lernte, konnte keine schönere zu gesicht bekommen. durchaus sinnvoll und mit einer anschaulichen vorstellung verbunden ist hingegen der gedanke ‘wer sie kannte, wurde, so oft er ihr in die augen blickte, von liebessehnsucht ergriffen’. dass der bearbeiter in den versen 57 f nicht den genauen wortlaut der originalentsprechungen übernommen hat, wird durch die unbeholfene widerholung des possessivs in der ersten und durch das erscheinen eines groben hiats in der zweiten zeile bestätigt. aus dem inhalt von 59 f wird dann ersichtlich, warum der Punzinger gerade mitten in der von ihm eingeschobenen

beschreibung das original wider heranzog: dieses schien ihm eben für die schilderung der mittleren leibesregionen verwendbares material zu enthalten. die zeilen 61—66 aber bieten ein crasses beispiel für den gedanklichen und sprachlichen unsinn, der immer die folge von gewaltsamen umbiegungen des originaltextes war. es werden ganz confuse mitteilungen über einen 'stein' und ein 'ding' gemacht, die mit dem gürtel der frau in beziehung stehn. zur vorstellung von dem schmückenden stein in 61 f, der aber seltsam genug unter ihrem gürtel sich befindet, ist der bearbeiter durch den gedanken an den wunderkräftigen stein im borten des fremden ritters 297 ff angeregt worden. dem dichter war, wie sich aus 240 und 336 f ergeben wird, die vorstellung geläufig, dass der gürtel die 'heimlichkeit' der frau verschliefst. auf sie ist auch mit dem 'heimlichen ding' in 63 und 65 f angespielt, und dieses natürlich befand sich im original unter dem gürtel. die schwungvolle, an das herz gerichtete aufforderung zu berichten in 64 lässt dann erkennen, dass der originaldichter hier bereits am ende seiner charakterisierenden einführung war. aber nicht von dem 'ding', sondern von der 'frau' wollte er 'sagen und singen', und diese kann natürlich weder *heimlich* noch *wunderlich,* wol aber *wunnerîch* (vgl. auch zu 93) gewesen sein. der bearbeiter, der ja in 67 ff zunächst noch von den unteren extremitäten und inneren qualitäten der frau erzählen wollte, hat sie aus der apostrophe fortgeschafft, weil ihm die aufforderung von ihr zu berichten mitten in ihrer beschreibung doch nicht am rechten platz erschien. die 7 originalzeilen, die dem stück 34—66 entsprachen, haben etwa gelautet *der si bekande rehte, swenne er an ir ougen sach, ir minne tet im ungemach. der lîp ir was gewollen ze wunsche wol enrollen. underm gürtel was ein dinc! — herze, sag unde sinc von der frouwen wunnerîch!* die richtigkeit der reconstruction der 21 originalen einführungszeilen wird dadurch bestätigt dass sie auch ihren symmetrischen bau widerherstellt. dem helden und der heldin waren je 10 verse gewidmet, dazwischen stand einer der den übergang bildete; von ihm will der dichter 'sagen', von ihr soll sein herz 'sagen und singen'. in den die erzählung eröffnenden zeilen 93—99 ist das walten des interpolators gleich an den vielen überflüssigen local- und temporalbestimmungen erkennbar: der Punzinger hat *gegen tage* 99 gerade so wie 762 *nahtes* einfügen zu müssen geglaubt, den *sal* hat er als reimwort zur *nahtigal* gebraucht, die fixe idee aber, die ihm durch die höfische minnelyrik suggeriert wurde, dass jedes berichtenswerte ereignis just im mai sich abspielt, erscheint auch in den interpolierten versen 423 ff zum ausdruck gebracht. in den 7 zeilen ist ferner vom bearbeiter zweimal wider das *-lich* rührend gebunden worden. der dichter hat mit 97 zu erzählen begonnen. er hat mit diesem vers die soeben eingeführte frau dem gatten

zugesellt, den er ja im ersten als *ritter lobelîch* vorgestellt hatte. als ausgang der vorangehnden originalzeile war auch mit rücksicht auf *wunnenclich* 93 das epitheton *wunnerîch* zu erschliefsen. darauf folgten die beiden originalverse *bî dem ritter lobelich lac sî dô nâch ir minne.* die pedantisch hässliche widerholung desselben pronomens dreimal an derselben versstelle in 99—101 und seine flectierte form beim drittenmal ist gewis vom bearbeiter eingeschleppt worden; die verse 100—101 werden ursprünglich gelautet haben *er nam sî bi dem kinne und kuste sî wol an den munt.* dass in der folgenden rede des ritters gleich 102 bis 104 nicht den originalwortlaut widergeben, wird zugleich mit dem eingriff in die gegenrede der frau 121 ff zu erörtern sein. die interpolation von 106—113 ist aber sofort erkennbar an der widerholung der bindung mit *bejaget* in 105 und 113. die zeilen sind wider aus galanten motiven eingeschoben worden. der in 107 und 109 ausgedrückte gedanke, dass das turnier zur unterhaltung und ehrung der frau stattfinden wird, ist auch sinnstörend, denn es soll ja gar nicht in ihrer gegenwart turniert werden. sonst wird in dem stück nur vorher und nachher besser gesagtes matt widerholt und vorweggenommen. es ist auch an sich einleuchtend, dass 105 und 114 zusammen gehören. im original bekannte Konrad: 'ich hab *in fremden landen ruom bejaget,* aber *in disem lande nieman saget* von meinen heldentaten'. mit dem hässlichen *durch daz sô* 117 ist wol ein *dar umbe* verdrängt worden, das 398 unter ähnlichen bedingungen erscheint; vgl. auch 20 und zu 168 und 230. der vers 118 ist von vdHagen und Meyer gewis mit unrecht nach A in den text gesetzt worden. abgesehen davon dass das zum verb *turnieren* secundär gebildete subst. *turnier* eben nur in der hs. des 15 jh.s möglich ist (vgl. *turnei* 126. 130. 603. 691 u. s. die wbb.), kann es nicht zweifelhaft sein, dass ihr schreiber hier wie an sieben anderen stellen die bindung *-e : -en* beseitigt hat (vgl. Brendel s. 14f). er hat freilich zugleich die drastische komik gemildert, die in der unterbrechung der worte des dichters durch den interpolator der folgenden verse 119f gelegen ist. der Punzinger glaubte die poetisch unbestimmte formulierung *hie nâhen bî* durch die pedantisch genaue fixierung *nâhen in zwein mîlen* präcisieren zu sollen. an 118 war im original 121 direct angeschlossen. in der überlieferten fassung antwortet die frau mit der sonderbaren erklärung der zeile 122, sie wolle gerne *dar inne* sein. der schreiber in A hat unter dem eindruck der zusatzverse 107—110 die verlegenheitsconjectur *da bey* gemacht. auffallend ist aber auch das *jâ* 121, dem in der vorangehnden rede Konrads keine fragestellung entspricht. allein es ist anzunehmen, dass eine solche vom bearbeiter durch eingriffe in 102—104 beseitigt wurde. wider aus galanter rücksicht hat der Punzinger die vertrauensselige, aber ganz unmotivierte be-

hauptung 'ich weiſs, du bist mir treu' an die stelle der ihm ungebührlich mistrauisch erscheinenden frage 'werdet ihr mir treu sein?' gesetzt, die aber, da sie das kommende vorausahnen lässt, in der poetischen composition wol begründet ist. das erscheinen der zur anrede gebrauchten 2 pers. sing. im reim bestätigt schlagend die annahme einer gründlichen umgestaltung, und auch die *ritterliche list* ist an sich unverkennbar eine Punzingerische. die verse haben ursprünglich etwa gelautet *er sprach: 'frouwe, tuot mir kunt, ob ir mir welt getriuwe sîn? ich hân mit den henden mîn . . .'* in der gegenrede hat der bearbeiter gedankenlos die formulierung einer antwort mit 'ja' stehn gelassen, aber 'in treue' mit einem unsinnigen 'darin' vertauscht. die verse 122—124 lauteten im original *in triuwe wil ich gerne sîn ze dienste iu hie gebunden nû und zallen stunden.* die zeilen 125 bis 130 sind interpoliert. dass eine *rede betrochen* 'beendigt' wird, ist ein weder stilistisch erfreuliches noch überhaupt berichtenswertes ereignis. der *turnei* aber, bei dem der ritter nach 117 f *schiere hie nâhen bî* sich hervortun will, muss längst angesagt sein und kann nicht erst 126 *gesprochen* werden. für den Punzinger war freilich seine anberaumung *dar nâch über vierzehen tage* ein act von kalendarischer bedeutsamkeit, der dann den flickreim mit *als ich sage* zur folge hatte. durch ihren inhalt und ihre reimbindung erweisen sich auch 129 f als zutat. im original können aber die verse 131 f nicht in der überlieferten fassung an 124 angeschlossen gewesen sein, da sie so eine situationsveränderung g a r nicht zum ausdruck bringen. der bearbeiter hat sie umgestellt, wol weil er aus pedanterie den 'segen' vor dem 'abreiten' berichten wollte; auch metrik und diction lassen auf sein eingreifen schlieſsen. der dichter hat gewis mit humorvoller ironie gemeint 'als er sich dann auf seinen weg machte, gab ihm die frau ihren segen nach': *dô reit sînen wec der degen, diu frouwe gap im nâch ir segen.*

Der e r s t e h a u p t t e i l, die scene zwischen der frau und dem fremden ritter, umfasst die verse 133—378. gleich die ersten zeilen enthalten die unmögliche vorstellung, dass *des tages veste was an der sunnen gleste halber vergangen.* zudem ist 135 rhythmisch entstellt und kunstlos rührend gebunden, und auch die einleitung mit *als* statt *dô* ist nicht normal, wenn nur der rein temporale begriff 'zur mittagsstunde' ausgedrückt werden soll. gewis ist wider eben diese pedantisch genaue temporalbestimmung vom bearbeiter eingeführt worden. mit rücksicht darauf dass nach 167 ff und 185 ff die mittagsschwüle die in der scene sich ergebende situation herbeiführen hilft, ist unbedingt anzunehmen, dass im original zu beginn der gedanke formuliert war: 'sobald als die hitze drückend wurde, suchte die frau im garten erfrischung'. der *sunnen gleste* muss die ursache der hitze und *des tages veste* das erhitzte 'firmament' gewesen

sein (vgl. die *himeles veste* in den wbb. und s. MSH 1, 9: *der [tag] trîbet abe ir veste die naht mit sîner gleste*). die originalentsprechung der verse 133—137 hat etwa gelautet *als des tages veste von der sunnen gleste mit hitze was bevangen, diu frouwe kam gegangen in einen garten durch gemach* (vgl. die gedanklich und stilistisch genau entsprechende periode Gotfrids 17 170 ff). in 138 f hat der bearbeiter subject und object verwechselt. nicht dass sie ihn, sondern dass er sie erblickte, war bedeutsam, und auch mit rücksicht auf 149 muss es ursprünglich geheifsen haben *durch den zûn sî dâ ersach ein ritter, der dâ füre reit.* in 141 lässt das fehlen jeder rhythmik, die unbeholfene wideraufnahme des subjects durch das relativ und die pedantisch unschöne widerholung des verbs aus der vorangehnden zeile auf einen Punzingerischen eingriff schliefsen. im original war wol bei der ersten einführung des rosses sein nach 364 und 782 (vgl. auch zu 711 f) typisches epitheton genannt, und der vers wird gelautet haben *sîn ros geswinde, niht ze laz.* mit 143—151 muss das original gründlich umgestaltet worden sein. stilistisch unerträglich ist die widerholung von *sîner hant* in 142 und 143 und die trennung des objectes in 146 von dem vorangehnden regierenden verb durch zwei verse. die zeilen 149 f sind nach 57 f concipiert und enthalten eine vorwegnehmende ankündigung. die annahme dass der Punzinger eingegriffen hat, wird bestätigt durch das erscheinen von *klâr* und dem folgenden flickvers, von *kurlich* und der bindung dazu. man erwartet aber auch nach der formulierung 'er führte zwei hunde an der hand und einen borten' nicht die bestimmung 'um sich', sondern 'um den leib'. zwar heifst es auch 439 'sie gürtete ihn *umbe sich*', doch ist auch hier aus der bindung und dem inhalt der nächsten zeile auf einen eingriff des bearbeiters zu schliefsen. er hat offenbar beide male *umb den lîp* mit dem ausdruck *daz wîp* entfernt, weil ihm dieser hier gegen die etikette zu verstofsen schien. der ersatz hat an der ersten stelle weitere veränderungen notwendig gemacht, als deren reflexe die hervorgehobenen anstöfse erscheinen. den 9 zeilen entsprachen im original wol die folgenden 5: *zwêne winde in wintbant gelozzen fuorte er an der hant und einen borten umb den lîp. dô er baz gesach daz wîp, do enbrante er an ir minne,* ... um die widerherstellung der rhythmik in 153 hat schon der schreiber in A, freilich recht ungeschickt, sich bemüht. das in PK überlieferte Punzingerische *nâch ir* ist überhaupt sprachlich unmöglich und offenbar ein galanter ersatz. die vom dichter beabsichtigte humoristische würkung der situation beruhte darauf, dass der ritter hals über kopf in die frau sich verliebt. der vers hat ursprünglich wol den ausdruck der begriffe 'auf der stelle, sofort' enthalten und dann etwa gelautet *dâ zer stunde hete verlorn.* wie vKraus mir bemerkt, ist auch 154 auffallend; normal wäre *sîn ros fuorte er*

mit den sporn. für *er* 155 wird *und* gestanden haben. die zeilen 156f haben etwa gelautet *dô er komen was dâ füre, zehant* (vgl. 763 und zu 455) *er dâ zer erde spranc.* die holprigkeiten in 160f sind wol mit der beseitigung der anknüpfenden partikel eingeführt worden; ursprünglich wird es geheifsen haben *und bant dâ bî an este die zwêne wintstricke.* auch 162 wird conjunctionell verbunden gewesen sein und gelautet haben *dô gienc er zeinem ricke.* in dem relativsatz 164f hat wol *er warf,* in 165 *im dô* gestanden. die zeile 166 ist entstellt aus dem vers *unde in güetlîche enpfienc.* in der folgenden anrede der frau sind die ersten worte 'weil es heifs ist, seid ihr der hitze entronnen' unsinnig. der bearbeiter hat im folgenden einen vierreim geschaffen durch den einschub des paares 171f, in dem er sein *klâr* verwendete, sonst aber das wort- und reimmaterial aus der parallelstelle 186f bezog. weil nun der gedankengang über zwei weitere zeilen erstreckt werden muste, ist er in den vier vorangehnden vergewaltigt worden. der dichter hat die frau einfach sagen lassen 'es ist heifs, darum, natürlich, wollt ihr euch hier im garten nieder setzen bis es kühler wird'; *sî sprach: 'das weter ist gar heiz, dar umbe* (vgl. zu 117) *welt ir, goteweiz, hinne nider sitzen, unz mâze disiu hitze'.* daran waren sofort 173f angeschlossen, und darauf folgten 175f, aber gewis nicht mit dem pedantisch unschön widerholten *kopf,* sondern etwa in der lautung *dô sî in dem ritter bôt, er was vil nâch von minne tôt.* die verse 177—184 sind wider ein galanter zusatz, der nichts als höflichkeitsphrasen und eine matte widerholung des bereits gesagten enthält; die bindungen 177 und 183 und der dazwischen liegende vierreim sind unverkennbare Punzingerische specifica. aber auch in 186f muss der 'schein der bitze' ein blendwerk des bearbeiters sein, dass er auch in 187 eingegriffen hat, ist aus dem erscheinen der flectierten und hiatbildenden form des possessivs erschliefsbar. die originallautung der verse von 185 bis 187 lässt sich herstellen mit dem aus ihnen in die interpolierten zeilen 171f gezogenen wortmaterial: *dô sie dâ gesâzen unz daz diu sunne mâzen begonde ein teil ir warmen schîn, ...* die mit der gleichen reimbindung schon in dem vorangehnden zusatzvers 181 auftretende *wirtin* ist gewis auch in 188 vom bearbeiter eingeschleppt worden. ihre einführung hier steht aber bereits in zusammenhang mit dem groben unfug, den der Punzinger im abschnitt 189—206 getrieben hat. es widerspricht ganz und gar einer normalen logik und psychologie, dass die frau zuerst in 189—194 entrüstet dem ritter sein unverschämtes benehmen vorhält und hinterher in 195—199 erwägt, ob etwa jene voraussetzung gegeben ist, unter der sein verhalten doch gerechtfertigt wäre, ferner, dass sie dann das bekenntnis des ritters in 200—203, das ihren zorn eigentlich erst als begründet erscheinen lässt, nur mit der schlichten weisung sich

zu entfernen in 204—206 beantwortet. der bearbeiter hat diese verschrobenheit in die entwicklung des dialogs zugleich mit dem vierreim 193 eingeführt. er fand im ersten verspaar der ersten und im dritten der zweiten originalrede der frau eine bindung mit *-uot* und brachte beide zusammen indem es die drei ersten paare der zweiten, 189—194, von ihrem platz nach 204 vor das erste der ersten rede an die stelle vor 195 rückte. im original hat die frau den dialog mit der zwar deutlichen, aber doch noch höflichen bemerkung eröffnet, dass ihr des ritters längeres verweilen nur dann angemessen erscheine, wenn er ein verwanter ihres mannes sei, und erst seine entgegnung, dass er mit dem hausherrn nicht einmal flüchtig bekannt sei, hat sie mit einer groben zurechtweisung und der daran anschliefsenden aufforderung sich zu entfernen beantwortet. die zeile 188 enthielt ursprünglich die anrede: *dô sprach diu frouwe: 'herre mîn*, und daran schloss sich die dem complex 195—204 entsprechende gruppe, deren erster vers dann natürlich den 'wirt' einführte. in 197 muss der gedanke ausgedrückt gewesen sein: 'dass ihr noch verweilt'. gewis nicht ursprünglich ist der einsatz 'ich weifs' 198, der den dem sinne nach unbedingt notwendigen syntaktischen zusammenhang mit dem vordersatz in 195 zerreifst. wider ist vom bearbeiter die anknüpfende partikel beseitigt worden, im original hat die frau natürlich gesagt: 'wenn ihr sein verwanter seid, erscheint es mir angemessen und entspricht es auch seinem willen'. den zeilen 195—199 entsprachen also die verse: *sît ir des wirtes sippebluot, sô dunket ez mich harte guot, daz ir noch sitzet stille und ist ez ouch sîn wille, daz ir hinne habet gemach.'* für *zu der* 200 wird ursprünglich *dô zer* gestanden haben. die beiden ersten zeilen der antwort des ritters 201f sind ebenso wie die eröffnungen seiner 5 folgenden reden 207f. 217f. 230. 249—252. 271—278 und der einsatz der rede Konrads am schluss 803—806 galante zutaten des bearbeiters. es widerholen sich da vocative mit minniglichen metaphern (zb. *reine frucht, êren last, sælden vaz, minne stric, minnen zobel*), dann jammervoll rührselige ausrufe, beteuerungen und bitten (zb. *ach! owê! dar umbe bin ich unvrô! sît mir armen man niht arc! lât mich leben!*), die offenbar zur phraseologie gehören, die der Punzinger im umgang mit seiner lieben frau zur anwendung brachte. im munde des fremden ritters zerstören sie die beabsichtigte würkung der originalscene, die eben darauf beruhte, dass der liebestolle mann seinen dreisten geständnissen und forderungen einen ganz unverblümten ausdruck verleiht; sie kommen auch aus dem munde des von seiner frau tief gedemütigten ehegatten höchst unvermittelt. meist sind auch störungen des originalen zusammenhanges als besondere spuren der interpolation dieser galanten phrasen nachweisbar. die reimzeile zu 201 enthält eine überflüssige vorwegnahme des gedankens von 203.

dieser vers, aber in der nach 202 ergänzten lautung *der wirt ist mir gar unerkant*, war direct an 200 angeschlossen. auf 204 folgten die gruppe 189—194 und dann das paar 205f etwa in der fassung *'sô muoz ich iuch frâgen, wie ir turret* (vgl. 610) *wâgen, daz ir sô lange hinne wonet? ob der wirt her în wu donet, er zwîvelt, waz ir hinne tuot, und reitzet ir im sînen muot. irn sult niht lenger bîten und von hinnen rîten!'* in die entgegnung des ritters ist zugleich mit 208 der überflüssige einleitungsvers 207 eingeschoben worden. im original war an die letzten worte der frau die entsprechung zu 209—211 prägnant angeschlossen *er sprach: 'ichn mac niht hinnen, mich hât iuwer minne gebunden alze sêre'*. die verse 212—216 scheinen correct widergegeben zu sein. für die kritik des stückes 217—337 ist die erkenntnis bedeutsam, dass die vier angebote des ritters und die antworten der frau im original streng symmetrisch gebaut waren. jedes angebot hatte drei glieder: I die mit der aufforderung zur hingabe verbundene nennung des gebotenen gegenstandes, II seine anpreisung, III die versicherung, dass damit die hingabe belohnt werden soll; auch in II und III war das gebotene wunderding jedesmal ausdrücklich genannt. die formulierungen der glieder I und III des ersten angebotes kehrten im dritten wider, die von I des zweiten widerholte sich im vierten, III des vierten war eine erweiterung und steigerung seiner entsprechung im ersten und dritten. der dichter hat mit dieser refraintechnik den mit obstinater energie sein ziel verfolgenden liebestollen ritter charakterisiert. das erste und dritte angebot umfasste je 6, das zweite 8, das vierte 16 verse. die drei abweisenden antworten der frau waren prägnante vierzeiler. ihr stimmungsumschwung und ihre zusage waren in 9 zeilen ausgedrückt. es wird sich ergeben, dass in dem den überlieferten versen 555—724 entsprechenden originalstück die vier von den wunderdingen handelnden versgruppen ebenso symmetrisch dreigliedrig gebaut waren. dass im ersten angebot der vers 218 vom bearbeiter eingeschoben ist, wird durch die unsinnigkeit seiner reimzeile bestätigt. der Punzinger hat sie im anschluss an 216 formuliert; aber nach dem bericht der aufforderung an den ritter 'still zu s c h w e i g e n' ist das erscheinen der versicherung, dass er trotzdem *stille s a z*, nur mit rücksicht auf den bedarf an einem reimwort zu *vaz* verständlich. doch auch mit der überlieferten zeile 219 kann der originaleinsatz nicht wortgetreu widergegeben sein. der bearbeiter hat die phrasenhafte, klägliche bitte 'lasst mich leben' gewis an die stelle der hier unbedingt zu erwartenden ganz bestimmten, kecken forderung gesetzt. der ritter hat ursprünglich, der vorangegangenen zurechtweisung trotzend und anknüpfend an sein letztes geständnis 'ich kann nicht fort, die m i n n e hält mich zu fest gebunden', seine weiteren zumutungen mit dem gedanken eingeleitet 'wenn ihr

mich (nun doch) m i n n e erleben lasst, geb ich euch meinen habicht': *er sprach: lât minne ir mich geleben* (vgl. Erec 9534, Haupts anm. dazu und die Lachmanns zu Iwein 4490), *ich wil iu mînen habech geben.* die folg. zeilen 221—224 sind wider ganz interpoliert. der Punzinger verrät sich mit seinem stilistischen und metrischen ungeschick, mit der prosaisch pedantischen wertangabe in 'mark' in 221 wie in 428. 479. 572 und wider mit der jammervollen rührseligkeit in 222, doch auch in 223, wo nicht *gewert*, sondern nach P *genert* zu lesen ist. im original folgten auf die entsprechung von 220 die verse 225 f; an diese muss aber mit rücksicht auf die vorauszusetzende symmetrie eine dem paar 261 f analoge formel angeschlossen gewesen sein, die der bearbeiter durch 223 f verdrängt hat, weil er wider die schmachtende bitte vorbringen wollte statt der kecken versicherung *der habech sol iuwer eigen sîn, tuot ir nu den willen mîn.* der der zeile 227 entsprechende einleitungsvers der ersten ablehnung war wie die einsätze der beiden folgenden verweigerungen stilisiert und hat wie in A gelautet *diu frouwe sprach: 'kein vederspil* . . . den letzten vers des ersten vierzeilers der frau hat der Punzinger in 230 zu dem wider jammervoll rührseligen, aber auch unvergleichlich albernen zweiten redeeinsatz des bietenden ritters gemacht. der dichter hat die frau den gedanken ausdrücken lassen: 'ich will n i m m e r ein federspiel meinem herrn so gewinnen, dass er es i m m e r zu bereuen hätte': *dar umbe er iemer wære unvrô'.* die verse 231 f, deren symmetrisches gegenstück die entsprechung von 271 f gewesen ist, haben ursprünglich gelautet *dô sprach aber der ritter guot: 'mînen willen, frouwe, tuot!* in 234—238 ist das eingreifen des bearbeiters an stil, syntax und rhythmik deutlich genug zu erkennen; in 235 steht auch eine der nur von ihm gebrauchten bindungen. der Punzinger wollte wol dem dichter das *goteweiz* 168 nachmachen und zerdehnte daher in 6 verse etwa die 4 folgenden *ich hân zwêne winde. ezn mohte nieman vinden kein tier, daz snelle odr starkez wern vor disen winden solde ernern.* in 240 war die bedingung ausgesprochen: für *mir* hat *ir* gestanden. die interpolierten zeilen 241—244 enthalten nichts als eine stilistisch und metrisch verunglückte vorwegnahme des gedankens in 245 bis 248. die in diesen zeilen vielfach entstellte originalantwort der frau wird gelautet haben *sî sprach: 'diu rede die ir tuot machet bitter mir den muot; ez ensol niht werden kunt, daz mir mîn êre næme ein hunt'.* in das dritte angebot hat der Punzinger nicht nur die galanten verse 249—252, sondern auch die zeilen 254—258 eingeschoben, mit denen er sein cavaliermäfsiges wolgefallen an einem gut dressierten pferd bekunden wollte. seine vorliebe für edelsteine und wider der gedanke an den wunderstein im borten des fremden ritters haben ihn dann auf den grausamen einfall gebracht, auch dem armen tier ein

solches juwel in die brust zu legen. in unsinniger reihenfolge erscheinen die vorzüge des rosses aufgezählt: die wolgefällige rundung wird nach der stärke und schnelle und vor der siegverleihenden kraft gepriesen. im original war natürlich nur von dieser die rede. auf den nach entfernung der redeankündigung vom bearbeiter metrisch vergewaltigten vers 253, der der zeile 220 symmetrisch entspricht, folgten die symmetrische entsprechung zu 219 und dann die in 259—262 mehrfach entstellte originalgruppe: *er sprach: 'ich wil mîn ros iu geben, lât iuwer minne ir mich geleben. swer iemer rîtet ditze ros, dern wirdet niemer sigelôs. daz ros sol iuwer eigen sîn, tuot ir nu den willen mîn.'* die dritte antwort der frau hat der bearbeiter mit den albernen versen 263f und den sprachlich und metrisch unmöglichen, überdies auch den inhalt des folgenden paares vorwegnehmenden zeilen 267f aufgeschwellt; die verse 265f sind durch die entfernung der redeankündigung verstümmelt worden. der originale vierzeiler hat etwa gelautet: *sî sprach: 'des ir an mich gert, des sît ir iemer ungewert. ein ros mir niht enzæme, daz mir mîn êre næme.'* im vierten angebot folgte ursprünglich auf die symmetrische entsprechung zu 231 in 271 die zu 232 *mînen willen, frouwe, tuot!* dann ist nicht nur der minnigliche erguss in 272 bis 278, sondern auch der excurs über die vielen edelsteine in 281—294 vom Punzinger eingeschoben. er verrät sich mit dem gedanklichen inhalt, den zahlenangaben in 285 und 292ff, den flickversen 284. 288, der rührenden bindung 289 und vielfach auch sonst mit diction und metrik. die widerholung des reimpaares 279f mit 295f lässt sein zurücklenken ins original erkennen. der dichter hat natürlich überhaupt nur von dem einen, dem wunderkräftigen stein berichtet, der in 297—315 beschrieben wird. er hat jedoch gewis auch nur seine w u n d e r k r a f t hervorgehoben, nicht aber die im poetischen zusammenhang vollkommen gleichgültigen notizen über das land seiner herkunft und sein colorit vorgebracht, die in 297—299 enthalten sind. als autor dieser angaben ist der Punzinger auch aus dem stilistischen ungeschick erschliefsbar, mit dem sie in den zusammenhang eingefügt sind. störend würkt in 300 das erscheinen des auf den 'borten' in 295 zu beziehenden pronomens *in*, nachdem in den drei vorangegangenen zeilen nur vom 'stein' die rede war. die verwendung von *gewar* ist unverkennbar nur die folge der durch *wolkenvar* verursachten reimnot, denn seltsam genug ist die gewundene ausdrucksweise 'wer ihn führt, wird gewahr, dass er angesehen ist' statt einfach 'wer ihn führt, wird angesehener'. überdies steht die verwendung der beiden synkopierten verbalformen *füert* und *wirt* in scharfem widerspruch zum sprachgebrauch im original. die verse 301f beruhen aber sicher auf originaler grundlage, denn in ihnen ist die w ü r k u n g d e r w u n d e r k r a f t des steines angegeben, und diese worte des

ritters über den stein werden auch, nur direct auf den borten bezogen, von der frau am schluss in ihrer grofsen rechtfertigungsrede mit 789f citiert, ebenso wie die worte des ritters in 259f über das ross von ihr citiert werden in ihrer schlussrede mit 813f. in den versen 783f der rechtfertigungsrede wird aber auch die wunderkraft selbst des borten von der frau verkündet; gewis waren im original auch damit die worte citiert, mit denen der fremde ritter den wunderbaren stein im borten angepriesen hatte. mit hilfe der beiden citate aus der anpreisung des borten kann die reconstruction dieser anpreisung selbst in den dem überlieferten stück 279—302 entsprechenden 6 originalversen durchgeführt werden: *ich hân einen borten. ez stât an sînem orte ein stein, der gibet hôhen muot. swer füeret disen borten guot, der wirdet von des steines kraft werder in der ritterschaft,* ... der bearbeiter hat die angabe dass der stein kühnheit verleiht aus diesem zusammenhang entfernt, weil er sie zunächst durch seine pedantisch prosaischen mitteilungen über die herkunft und das colorit ersetzen zu sollen glaubte. in den wider ganz von ihm stilisierten und eingeschobenen zeilen 303—312 hat er noch eine ergänzung zur schilderung des colorits nachgetragen und dann noch einmal damit begonnen zu erzählen, welche vorteile der stein dem gewährt 'der den borten um hat'. unter den von ihm jetzt gehäuften wunderwürkungen erscheint in 312 auch die früher unterdrückte 'kühnheit', nur in negativer formulierung. als Punzingerische zutat gibt sich das stück deutlich genug zu erkennen mit den plumpen widerholungen und vorwegnahmen, dem flickvers 306, dem dreimal hintereinander an derselben versstelle so ungeschickt widerholten *niemer* 309ff und auch sonst in stil nnd rhythmik. es ist überdies an sich einleuchtend, dass der gedanke von 301f ursprünglich in 313f direct weitergeführt wurde. dass aber schon 315 wider vom Punzinger formuliert ist, offenbart sich sofort in dem stilistischen anstofs, dass das pronomen *er*, das in den vorangegangenen versen regelmäfsig die stelle des eigentümers vertrat, nun ganz unvermittelt auf den borten selbst bezogen wird. der bearbeiter hat, nur um die häufung der wunderwürkungen fortzusetzen, noch zwei weitere genannt, die aber im zusammenhang der poetischen erzählung ganz beziehungslos und unbegründet erscheinen. es ist ausgeschlossen dass im original, in dem ja nur die kühnheit verleihende kraft des steines hervorgehoben wurde, an die verheifsung 'der besitzer des borten ist immer siegreich' die mitteilung angeschlossen war 'der borte ist gut *vor fiuwer, wazzer*'; auch wäre ein zweites den borten anpreisendes *guot* in den reimen dieses angebotes gewis nur schlecht. offenbar folgte ursprünglich die in der zusatzzeile 309 negativ formulierte verheifsung 'der besitzer ist *vor schande* wol behütet'. die originalentsprechung von 313—315, die direct an die von 301f an-

geschlossen war, hat dann gelautet *er gesiget zaller zit, swenne er rîtet an den strît und ist vor schande wol behuot.* von den 5 schlussversen des angebotes ist 319 entstellt aus der lautung *daz ros und die hunde.* in den 4 nächsten versen, die den stimmungsumschwung der frau schildern, ist die formulierung von 323 sinnstörend; die frau hat ursprünglich gewis nicht *durch die gâbe* 'um willen der gebotenen geschenke an sich' zur erde geblickt oder die farbe gewechselt. der dichter wollte wol zum ausdruck bringen: die früheren angebote machten keinen eindruck auf sie, aber *durch daz er dise gâbe bôt, wart si dô bleich unde rôt.* die gründliche verwirrung in dem abschnitt 325—356 ist, wie sich ergeben wird, die folge der einführung des vierreims 345. unsinnig erscheint es vor allem, dass die frau noch bevor sie mit 333f ihre bereitschaft dem ritter erklärt, und ohne abzuwarten dass dieser ihr die gaben auch würklich übergibt, in 325ff eine magd herbeiruft und beauftragt für ungestörtheit zu sorgen und auch die tiere gleich zu übernehmen. dann ist es seltsam, dass in 345ff die bäume zu krachen, die rosen zu lachen und die vöglein zu singen beginnen, noch bevor in 349ff die beiden menschenkinder ihr spiel ergehn lassen und damit zu dieser erregung in der unbeseelten natur den anstofs geben. schliefslich muss auch die widerholung des heiterkeitsausbruches in der pflanzenwelt in 356 auffallen. sowol in gedanklicher als auch in syntaktischer beziehung unbestimmbar ist der befehl in 331 '*ez* heiles walten zu lassen', nicht begründet wird, warum die frau in 339 plötzlich im flüsterton zu sprechen beginnt, am stärksten aber verblüfft ihre mitteilung 336f, dass die tiere jetzt in (!) ihre heimlichkeit gebunden sind. diese vielen so schrullenhaften verschrobenheiten sind überhaupt nur als gewaltsame verdrehungen eines originalen sinngemäfsen zusammenhanges verständlich, und dass ein solcher zugrunde ligt, kann unschwer gezeigt werden. an 324 war natürlich die bereitschaftserklärung der frau 333—337 angeschlossen, aber etwa in der folgenden fassung *sî sprach: 'herre wol gemuot, gebet ir mir den borten guot, habech, ros und hunde, iu sî ie zuo enbunden* (vgl. 240) *alliu mîniu heinlichkeit* (vgl. zu 63—66). auf 338 *dô wart der ritter vil gemeit* muss seine zusage gefolgt sein, und diese steckt in den vom bearbeiter der frau zugeteilten versen 329—332, deren originalentsprechung gelautet haben wird *und sprach: 'ir sult zer stunde den habech und die hunde und daz ros behalden. nu lât mich heiles* (vgl. 320) *walden!'* damit war die übergabe der tiere zugesichert. die überreichung des borten hat der dichter in objectiver erzählung berichtet, weil er den ungeduldig drängenden ritter dadurch charakterisieren wollte, dass er veranschaulichte, wie er nun sofort damit beginnt seinen gürtel zu lösen. sein ungestüm wurde von der frau zunächst mit der mahnung zur geduld erwidert und dem

hinweis darauf, dass vorerst für ungestörtheit gesorgt werden müsse. im original folgten die entsprechungen von 344. 343 und 339—342 etwa so: *dô er ir gap den borten dar, sî sprach: 'ich sage iu daz für wâr: ir sult noch sitzen stille! nû muoz iuwer wille rehte ân aller slahte wân tougenliche hinne ergân'.* nun erst kamen 325—328 in der fassung *dô rief sî ir maget dar und sprach: 'liebe, nemet war, daz nieman her enwanke, des wil ich iu danken'.* daran schloss sich die schilderung 349 ff, die aber in der vorliegenden fassung vielfach entstellt ist. in 350 verlangt der rhythmus eine ergänzung, und in 351 kann der apokopierte dativ im stumpfen versausgang nicht ursprünglich sein; im original wird die zweite zeile als adverbiale bestimmung zur ersten formuliert gewesen sein: 'als er sich ihr nachbeugte um willen des liebesgrufses'. mit seinen auch im vierreim 346 gebrauchten 'rosen' hat der Punzinger in 353 die nach 356 originalen 'blumen' verdrängt, 354 muss mit einer localen partikel eingeleitet gewesen sein, und an diesen vers war zunächst 356 angeschlossen: 'an der stelle entsprossen dem gras viele blumen. da lachten blumen und gras!' der vers 355 war aber ursprünglich der vordersatz zu dem im original folgenden nachsatz 347 f: 'nachher sangen die vöglein davon in ihren liedern'. das originalstück hat etwa gelautet *dô diu frouwe nider seic und der ritter nâch ir neic ûf der rehten minne gruoz, dô wart dem ritter sorgen buoz. vil bluomen ûz dem grase gienc dâ lîp mit armen lîp enpfienc. dô lachten bluomen unde gras! dô daz spil ergangen was, diu vogelîn von den sachen begonden dœne machen.* nun kann die tätigkeit des bearbeiters festgestellt werden. er fand in den beiden letzten zeilen dieses abschnittes den reim *sachen : machen* und kurz vorher eine form des verbs *lachen.* das brachte ihn auf den gedanken einen vierreim zu schaffen, und er gewann das vierte reimwort indem er auch noch die bäume *krachen* liefs. dann hat er seine schöpfung an das den zeilen 343 f entsprechende verspaar angeschlossen, das die worte der frau *ich sage iu für wâr* enthielt: diese hat er sich selbst in den mund gelegt und vorangestellt. die beiden nächsten gruppen im original, 339—342 und 325—328, konnte er nun nicht mehr folgen lassen, da er den zusammenhang zwischen den im vierreim veranschaulichten naturerscheinungen und der ursprünglich vor ihnen geschilderten menschlichen liebeslust doch nicht ganz zerreifsen wollte. die erste gruppe mit den den ritter zur geduld mahnenden worten brachte er, freilich in recht ungeschickt veränderter fassung, unmittelbar vor 343 unter, die zweite aber mit den worten an die magd rückte er ganz nach vorn, hinter die verse die den stimmungsumschwung der frau berichten, und er erweiterte den der magd erteilten befehl, indem er die bereitschaftserklärung des ritters 329—332 vor die der frau verschob und ihren wortlaut vergewaltigte. die abschieds-

worte der frau in 357—368 sind verhältnismäfsig getreu übernommen worden. doch wird 359 gelautet haben *daz iuwer wille ist nu volkomen*, 361 *ir mohtet sîn hân baz enborn*; in 363 f hat schon der schreiber in A richtig hergestellt *den habech* und *geswinde*. die folgende abschiedsrede des ritters 369—378 ist aber vom bearbeiter, der sich vor allem mit den bindungen 373 und 377 untrüglich zu erkennen gibt. nur ihm ist ferner die albernheit zuzutrauen, die nach allem vorangegangenen in der formulierung der bitte um einen abschiedskuss mit den worten der zeile 375 ligt: 'erweise mir nun deine liebe!' die einfügung eines im zusammenhang der fabel ganz belanglosen abschiedskusses ist auch an sich für den Punzinger charakteristisch; wie aufserordentlich hoch er das küssen zu schätzen wuste, hat er ja in den epilogversen 854 ff umständlich der nachwelt überliefert. vor allem aber hat ihn zu dem einschub das bedürfnis angeregt, die in der abschiedsrede der frau ausgedrückte geringschätzung der 'minne' nicht unwidersprochen zu lassen, und er hat seinen widerspruch dem scheidenden ritter in den mund gelegt. im original muss jedoch die frau: wie in der schlussscene mit ihrem mann, so auch in dem auftritt mit ihrem liebhaber, das letzte, die überlegenheit ihres denkens und handelns bekundende wort gesprochen haben. der dichter hat auch sein publicum in der schlussrede des ersten teiles der erzählung auf die eigentliche gesinnung der heldin mit allem nachdruck hinweisen wollen, indem er sie ihrem liebhaber sagen liefs: 'nun hab ich zwar euren willen getan, aber ihr habt für die lust eines augenblickes dauernd wertvolle glücksgüter preisgegeben'. aber mit dem verspaar 367 f., das auch sprachmelodisch keinen abschluss bildet, ist der gedanke nicht zu ende geführt; nach der darlegung 'ihr habt verloren' ist unbedingt als ausklang der triumphierende schlussaccord zu erwarten 'ich aber habe gewonnen!' er steckt in dem verspaar 371 f, das vom bearbeiter in die interpolierte gegenäufserung einbezogen wurde, hier aber auch mit dem von dem folgenden 'du' scharf sich abhebenden 'ihr' seine herkunft aus dem original verrät. in diesem waren die beiden verse direct an 368 angeschlossen, etwa in der fassung *daz ir nu ahten muget ze schaden, daz wil ich ze gelücke laden!*

Im zweiten hauptteil, von 379—554, wird erzählt wie Konrad flieht und wie die frau ihm nachreist bis sie ihn widerfindet. gleich in 379 lassen schon diction und rhythmik das walten der entstellenden hand des bearbeiters erkennen. der vers muss auch ursprünglich den frischen einsatz der erzählung und das adversative verhältnis der nächsten begebenheiten zu dem soeben von der frau verkündeten willen sprachlich ausgedrückt haben, und er hat etwa gelautet *dô hete doch ein kneht ersehen* ... den hiat in 381 hat sicher der bearbeiter eingeschleppt, vielleicht indem er *dô* an die stelle von *schiere* (vgl.

zu 494) setzte. die zeilen 382—386 sind wider ganz seine zutat. die bindung in 385 kann nur durch den Punzinger in den text gekommen sein, ebenso auch die angabe des inhalts einer folgenden rede schon im einleitungsvers und die direct gesprochene vorwegnahme der eigentlichen erzählung. er verrät sich auch wider mit der jammervollen rührseligkeit der ausdrücke *gote klagen* und *herzenleit*. mit diesem wort hat er offenbar, wie in 618 so auch in 382, ein *gemeit* im versausgang verdrängt, das hier im vocativ der anrede gestanden hat, wie zb. Nib. 612 B. dem pedantischen und sentimentalen Punzinger ist der gebrauch des schmückenden beiworts in der bedeutung 'frohgemut' unpassend erschienen mit rücksicht auf die dem Konrad bevorstehnde peinliche mitteilung. der dichter aber hat mit humoristischer absicht den contrast zwischen dieser nachricht und der naiven ahnungslosigkeit seines helden zum ausdruck bringen wollen. im original war an 381 die zeile *und sprach: 'herre vil gemeit* angeschlossen, und ihr folgten sofort 387 ff. dann muss aber die auch an sich pedantisch unschöne und rhythmisch misschaffene formulierung von 390 f ein vom bearbeiter eingeführter ersatz sein, etwa für *der tet swaz in dûhte guot an der lieben frouwen mîn'*. für *owê* 392 wird ursprünglich *herre* gestanden haben. die unbeholfenen parataxen 395 f und die unerträglichen wortwiderholungen in 396 f sind sicher durch den bearbeiter in den text gekommen. die originalentsprechung von 394—399 hat etwa gelautet *ich hete ein kiuschez wîp erkorn! nu ist ir kiusche entwichen, sît sî mich hât beswichen. durch daz ich bin alsô geschant, dar umbe wil ich ditze lant rûmen iemer mêre.* nach *sporn* 401 hat wol *dô* gestanden. die verse 404 f werden gelautet haben *dô kam daz mære sâ zehant der frouwen, sî wart leides vol.* ein echt Punzingerischer einschub sind die zeilen 407—430. die verse mit den 10 *-alt-* und den 4 *-arc-* bindungen dürfen als classisches beispiel für den stumpfsinn gelten, der von einem die reime häufenden dilettanten erzeugt werden konnte. in ihnen erscheinen gedanken, die weder eine beziehung zur fabel noch untereinander einen zusammenhang haben, syntaktisch höchst unbeholfen aneinandergereiht. charakteristisch für den bearbeiter ist auch sein pedantisches interesse für die bestrafung des verräters in 411 f und die sorgen der hauswirtschaft in 417 f, ferner die einführung chronologischer bestimmungen und genauer zahlenangaben in 413. 417. 421. 428, endlich die unbeholfenheit der diction besonders in 408. 414 und 430 f, und die spieſsigkeit der rhythmik besonders in 407—410. das zurücklenken zum original am schluss des stückes ist deutlich daran erkennbar, dass mit 430 f die formulierungen von 406 und 409 wider aufgenommen werden. im original entsprachen den zeilen 406—434 nur 5 verse, etwa in der fassung *sî sprach: 'mîn herre mac nu wol lange zürnen wider*

mich. des muoz an die reise ouch ich und suochen mînen lieben man, wand ich nie lieber lîp gewan'. die stilistisch und metrisch verunglückte constatierung selbstverständlicher reisevorbereitungen in 435 f ist natürlich vom bearbeiter eingeschaltet worden. der dichter hat nur die allein interessante mitnahme der wunderdinge berichtet: an 434 war 437 direct angeschlossen. der vers 438 wird aber gelautet haben *die zwêne winde an wintbant.* den eingriff in 439 f verrät die im original unmögliche bindung, aber auch die störung in der gedankenfolge: auf die schilderung 'sie nahm habicht und hunde zu sich' kann nur folgen 'sie bestieg das ross', nicht aber 'das ross trug sie fröhlich', zumal, wenn erst in den folgenden versen ihr abreiten gemeldet wird. der bearbeiter hat aus demselben grund der ihn zur änderung in 143 ff bewog, hier anstofs genommen offenbar an dem wortlaut *den borten gurtes umb den lîp, ûf daz ros gesaz daz wîp;* ... in 441 f ist gewis die zahlenangabe wider vom Punzinger eingeschoben. der originaldichter hat dieses verspaar als parallele zu dem den zeilen 404 f entsprechenden formuliert: 'bei der nachricht von der flucht war sie leidbewegt', aber 'beim hoffnungsvollen antritt der reise war sie bereits wider vergnügt': *dô sî mit ir knehten reit von hûse, sî was vil gemeit.* die verse 443 f sind stilistisch und metrisch entstellt, wol aus dem wortlaut *dô diu frouwe verre kam in eine stat vil lussam,* ... der bearbeiter hat *diu frouwe,* die in 443 vermisst wird, zur füllung seines folgenden einschubes gebraucht. als solcher sind die zeilen 445 f schon an der ausdrucksweise erkennbar: nie wird im original, wol aber mehrmals in interpolierten versen, die heldin mit dem formelhaft nachgestellten *guot* vorgeführt, und der *wirt* ist dann *wolgemuot* nur aus reimtechnischen gründen. die zutat erscheint auch ungeschickt in den zusammenhang eingefügt, denn man sagt nicht 'sie kehrte zu einem wirt', wenn man im nächsten vers berichten will 'er kam ihr entgegen'. im original folgte auf die als vordersatz formulierte entsprechung von 443 f als ihr nachsatz die von 447 f *ein wirt ir dâ engegen gienc und sî güetliche* (vgl. 166) *enpfienc.* dass die in 451—454 *mit zuhten* arrangierte fröhliche kneipe ebenso wie die episode 177 ff als ein galanter zusatz zu gelten hat, wird bestätigt durch die bindung in 453 f und die stilistischen und metrischen anstöfse dieser zeilen. im original schwang sich die frau aus dem sattel und verabschiedete dann sofort, noch bevor sie das local betrat, ihre begleitung. an 450 war 455 angeschlossen, etwa in der fassung *und sprach zehant* (vgl. 763 und zu 157) *zir knehten.* der vers 459 muss gelautet haben *und dâ pflegen des ich habe.* die zeilen 461—466 sind interpoliert. zwar erscheint in 465 die vom bearbeiter einige male beseitigte bindung *-e : -en,* aber er hat sie hier gewis unter der starken einwürkung der in 455—460 unmittelbar aufeinander folgenden drei bindungen solcher art doch

einmal dem dichter nachgemacht, denn nur vom Punzinger kann gerade der flickvers 465 sein, der mit dem eine chronologische notiz einführenden folgenden vers gepaart ist. auch in den vier vorangehnden zeilen sind die stilistischen und metrischen producte Punzingerischen schaffens feststellbar. der bearbeiter hat es in seiner pedanterie für notwendig erachtet, wie den verabschiedeten ritter in 369—378, so hier die verabschiedeten knechte noch antworten und abtreten zu lassen. für den dichter waren jener und diese mit ihrer verabschiedung durch die frau erledigt. die heldin begab sich im original nun erst, nachdem sie den knechten ihre weisungen erteilt hatte, zum wirt, um ihm aber jetzt sofort ihr anliegen bekannt zu geben. an 460 war direct 467 angeschlossen, etwa in der fassung *diu frouwe dô zem wirte gienc*, ... für *sî* 469 hat wol *und* gestanden. in 470 war das von *verdagen* unbedingt geforderte object enthalten: *mîn tougen, daz ich iu wil sagen.* durch *ritter* 471 ist *man* verdrängt worden. statt *mir kranc der* 472 hat es ursprünglich *kranc mîn* geheifsen. der hiat in 476 ist wol die folge der beseitigung der hypotaxe des nächsten gedankens: *diu tet mir alsô überkraft, daz* ... der vers 477 wird mit der herstellung der dem sprachgebrauch im original entsprechenden form *ditze* metrisch unmöglich. man erwartet auch überhaupt an stelle des hinweisenden ausdrucks 'dieses gewand' den bestimmt charakterisierenden 'frauenkleidung'. ein *frouwen gewant* ist aber wider mit dem metrum unvereinbar. nun hat der bearbeiter die *mannes* und *ritters wât* in den sicher von ihm interpolierten versen 495 und 519 gewis nicht selbständig eingeführt, sondern offenbar der *frouwen wât* nachgebildet die er 477 beseitigte, weil ihm diese bezeichnung einer damentoilette gegen die höfische sitte zu verstofsen schien. als originales reimwort ist *stat* 'oppidum' auch in anlehnung an 496 zu erschliefsen; in eine *stat vil lussam* war ja die frau nach der originalentsprechung zu 444 gekommen, auch in 707 wird eine 'stadt' genannt, und die bindung *-ât : -at* ist gerade für *wât* und *stat* in originalversen gut bezeugt. das verspaar wird also ursprünglich gelautet haben *daz ich fuorte frouwen wât verre her in dise stat.* die zeilen 479f sind natürlich wider ganz vom Punzinger: seine 500 *marc* haben hier wie in 222 einen gedanken nach sich gezogen der *arc* ist. das eingreifen des bearbeiters ist auch in 482—490 erkennbar. gleich in 482 steht wider eine pedantische zahlenangabe. besonders auffallend erscheint es aber, dass die frau zuerst ein gefolge und dessen ausrüstung verlangt, aber das wichtigste, die eigenen ritterkleider, ganz zuletzt bestellt. seltsam ist auch die überraschung, die dann der wirt seiner auftraggeberin mit einem spielmann bereitet, der gar nicht gefordert wurde. das vielköpfige höfische gefolge begegnet später nur noch in dem zur herstellung eines vierreims eingeschobenen verspaar 515f und in der zeile 494, wo es, wie sich

ergeben wird, nicht ursprünglich ist. es ist gewis auch in 482 mit der ziffer vom bearbeiter eingeschoben worden. den spilmann hingegen, dessen aufgabe es ist in 501 'einen schall zu schlagen', hat im original die frau sicher selbst begehrt. vor allem aber war es ihr natürlich um ihre verkleidung zu tun. dem bericht 'ich kam in frauenkleidern hierher' muss sofort die aufforderung gefolgt sein 'verschafft mir eine männertracht'. offenbar haben die *zwelf knehte* den ausdruck *ein gewæte* verdrängt. die vorstellung, dass ein solches *degenhaft* ist, hat ihre analogie in der bezeichnung *ritterlich gewant* Nibel. 66 B. der entsprechung von 478 folgten also wol die zwei verse *gewinnet mir mit guoter kraft   ein gewæte degenhaft* ... dass die zeilen 483—488 ganz interpoliert sind, wird durch die rhythmik besonders in 483 f und 487 f und durch die bindung eben dieses verspaares bestätigt. im original war an die entsprechung von 481 f die der umgestellten verse 489 f angeschlossen: *unde ouch einen spilman: der wirt daz allez ir gewan.* die zeilen 491 f mit dem 'geschriebenen' flickvers sind natürlich als ergänzung zum vierreim eingeschoben. aber auch mit 495 f hat der bearbeiter einen zusatz gemacht, der als solcher erkennbar ist an der überflüssigen erwähnung des nun ganz selbstverständlichen umstandes, dass die frau in der männertracht weiter reist, dann auch an dem verzückten schmachtruf bei der vorstellung ihres schmucken aussehens auch in der verkleidung. im original folgte der entsprechung von 489 f die von 493 f mit dem in die zutaten vorher und nachher gezogenen wortmaterial, etwa in der fassung *dô diu frouwe ir hâr geschriet,   sî von dem wirte schiere* (vgl. zu 381) *schiet,* und daran war 497 angeschlossen, gewis in der lautung *und reit hin gegen Brâbant.* das paar 499 f wird durch die bindung als interpoliert erwiesen, 501 f mit ihren unmöglichen rhythmen müssen entstellt sein. der gruppe 498—502 entsprachen die 3 originalverse *dô sî kam in ditze lant   für eine burc, sî einen schal   hiez slahen ûf, daz ez erhal.* in 503 muss ursprünglich wie in A *erhôrte* gestanden haben. ferner muss 504 gelautet haben *und sprach: 'ir knehte ensît niht laz* und 509 *zem herzogen dô gesprach.* mit dem *ritter* 510 ist offenbar der in dem folgenden zusatz verwendete *knappe* 516 verdrängt worden. der vers 513 hat wol gelautet *dô sprach der wirt: 'sô lât sie in.* die zeilen 515 f sind dem vierreim und dem gefolge zulieb interpoliert worden. der einschub 519—530 aber sollte das bedürfnis nach entfaltung höfischen kleiderprunkes befriedigen. abgesehen von metrik und stil lässt auch die bindung 525 den bearbeiter erkennen, und ihn verraten auch die reimflickenden reminiscenzen an 280 und 17 in 522 und 529. im original waren an 517 f die verse 531 f angeschlossen, wol in der lautung *ir ros sie fuorten in den stal,   diu frouwe gienc dô in den sal,* ... dass die inhaltlich überflüssigen zeilen 535 f nicht ursprünglich

sind, wird durch den apokopierten dativ im stumpfen versausgang bestätigt. der vers 534, in dem Konrad zum ersten mal wider erscheint und das überlieferte *ir man* nicht nur metrische schwierigkeiten bereitet, sondern auch eine hässliche vorwegnahme des wortlautes der im original unmittelbar angeschlossen gewesenen zeile 537 bildet, wird ursprünglich gelautet haben *dâ saz her Kuonrât ouch und az.* darauf folgte 537, wol in der fassung *dô sî gesetzet wart zir man, ...* die törichte constatierung der selbstverständlichen tatsache dass sie ihn erkannte, muss von dem pedantischen bearbeiter in 538 eingeschoben worden sein. der dichter wollte natürlich betonen, dass Konrad sie ansah aber nicht erkannte: *dô sach her Kuonrât sî an ...* der folgende vierreim ist hergestellt worden durch die einführung der rede-einleitung in 544 und des 'Schwabenlandes' in 541. an der stelle wo der personenname fingiert wird, ist die angabe des wahren heimatlandes unangebracht, und dieses ist auch vom dichter mit absicht erst ganz am schluss genannt worden. den zeilen 539—544 entsprachen die beiden originalverse *und sprach: 'herre, tuot erkant, wie iuwer name sî genant!'* der vers 545, in dem auch die bindung nicht ursprünglich sein wird, hat dann wol gelautet *sî sprach: 'hern Heinrich heizet mich!'* die zeile 549 ist wol entstellt aus *des sulen wir machen veste.* in den vers 550 ist ausschliefslich der höfischen *ritterschaft* zu ehren die rührende bindung und die holprige diction und metrik einge-schleppt worden; er wird im original gelautet haben *und helfen uns mit unser kraft.* die den ausgang der ganzen erzählung vorwegnehmenden zeilen 553f sind zugleich mit den 4 folgenden, in der überlieferten fassung den dritten teil eröffnenden versen interpoliert worden. wie der erste und dritte teil des original-gedichtes mit einer ihre überlegenheit bekundenden rede der frau abgeschlossen waren, so bildete im einleitenden abschnitt ihr überlegen ironischer segenswunsch und im zweiten teil die antwort herrn Heinrichs in 551f den schluss, in der das stark betonte *lîebèr* die überlegene ironie der heldin auch declama-torisch würkungsvoll zum ausdruck bringt.

Der dritte hauptteil, von 555—826, schildert, wie die wunderdinge bei ihrer erprobung sich bewähren und wie Konrads verlangen nach ihrem besitz der frau den trumpf in die hand gibt, den sie schliefslich mit vollem erfolg gegen den blamierten ausspielt. die ursprünglichen proportionen und linienführungen dieses abschnittes sind vom Punzinger durch umfangreiche zu-taten und tief eingreifende veränderungen gründlich entstellt worden. der dichter hat den dritten teil als ein parallel- und contraststück zum ersten geschaffen. im ersten werden die wunderdinge angeboten und schliefslich auch angenommen, im dritten werden sie erbeten und schliefslich auch gewährt. dort bildet die schilderung der natürlichen liebeslust den höhepunct,

hier führt die vortäuschung des verlangens nach einer abnormen erotik die entscheidende wendung herbei. dort und hier gibt schliefslich die frau die überlegenheit ihrer gedanken und handlungen dem partner in schwungvollen schlussworten zu erkennen. von besonderer bedeutung für die kritik des abschnittes 555 bis 724 ist die erkenntnis, dass die originalen vier versgruppen, die von den wunderdingen handeln, wie im ersten teil dreigliedrig symmetrisch gebaut waren. dass die vierte gruppe, die vom borten berichtet, in mancher beziehung eine sonderstellung einnimmt, ist zum teil darin begründet, dass eben auch die bedingungen unter denen seine wunderkraft sich offenbart, wesentlich verschieden sind von den bei der bewährung der aufsergewöhnlichen tiere gegebenen. während diese vor aller augen erstaunliches leisten und daher sofort als begehrenswert erscheinen können, kann die siegverleihende kraft des borten zunächst nur von der frau selbst als würksam befunden und erst später von ihr verkündet werden. es ist also in der eigenart der wunderdinge wol begründet, dass Konrad den Heinrich unmittelbar nach der bewährung des borten in 710 ff doch nicht um diesen, von dem er ja noch nichts weifs, sondern um die tiere bittet. seltsam erscheint es aber, dass Konrad überhaupt jetzt erst auf den gedanken kommt sie zu begehren, dagegen unmittelbar nach der beobachtung der leistungen der hunde, des habichts und des rosses schweigt und dem herzog es überlässt sich für sie zu interessieren. allein es kann nicht zweifelhaft sein, dass erst der bearbeiter den herzog die einzelbitten stellen liefs. der Punzinger, der daran anstofs nahm, dass dieser hohe herr im originalgedicht eine blofs ganz untergeordnete rolle spielte, hat ihm die freilich seiner herzoglichen würde nicht eben angemessenen drei fehlbitten zugeteilt, um seine rolle zu heben. für den dichter war dieser herzog eine poetisch ganz belanglose nebenfigur, mit deren einführung er nur für das heldenpaar die gelegenheit geschaffen hat an einem fürstenhof zusammenzutreffen. gewis aber war es seine poetische absicht, im dritten teil das verhalten Konrads, des ehemannes, als würkungsvollen contrast zum auftreten des fremden ritters und liebhabers im ersten zu veranschaulichen. Konrad sollte die wunderdinge mit derselben obstinaten beharrlichkeit immer wieder begehren, mit der sie der fremde ritter immer wider angeboten hatte; Konrad muss nach dem turniererfolg Heinrichs die bitte um die tiere widerholt haben, nachdem er sie bereits zuvor einzeln verlangt hatte. was aus der poetischen ökonomie im original zu erschliefsen ist, findet seine bestätigung darin, dass an den beiden ersten der in betracht kommenden stellen 569, 587 und 599 die überlieferten worte *der herzoge* metrische schwierigkeiten machen: im ersten fall ist die zweisilbige senkung würklich überliefert, im zweiten tritt sie nach der notwendigen ergänzung durch das object *es* in er-

scheinung. ein *her Kuonrât* aber ist beide male mit dem metrum wol vereinbar. endlich kann darauf hingewiesen werden, dass auch in der antiken erzählung von Prokris und Kephalos, in der die fabel des mhd. gedichtes vorgebildet erscheint, der gatte selbst es ist, der sich für den hund der als jäger verkleideten gattin interessiert. im folgenden wird dann zu zeigen sein, dass der herzog auch in 626—638 und in 706 erst vom bearbeiter beschäftigt worden ist. mit der erkenntnis dass im original alle vier bitten von Konrad gestellt wurden, ist die möglichkeit gegeben den sinnvoll und consequent durchgeführten, dreigliedrig symmetrischen bau der die wunderdinge behandelnden originalen vier versgruppen festzustellen. auf der jagd werden die tiere der anderen regelmäfsig durch die Heinrichs übertroffen, beim turnier ist es Heinrich selbst, der als besitzer des borten alle anderen und besonders den Konrad in den schatten stellt. der bewährung folgt immer die in objectiver erzählung widergegebene bitte Konrads und dann in directer rede die ablehnung Heinrichs. die beiden ersten bewährungen und bitten, ferner die erste und dritte ablehnung sind analog formuliert worden, die vierte ablehnung war eine combination der vorangegangenen. hunde und habicht waren in je 12, das ross in 8 versen behandelt, die bewährung des borten und die daran anschliefsende widerholung der bitte um die tiere und deren ablehnung umfassten 34 verse. — die einen übergang von der mahlzeit zur jagd markierenden zeilen 555—558 bilden die fortsetzung der mit 553 beginnenden interpolation. dass man eine tafel aufhebt und auf eine jagd jägerknaben mitnimmt, gehört zu jenen selbstverständlichkeiten, die nie vom dichter, aber vom Punzinger gern berichtet werden. nur diesem ist auch die albernheit zuzutrauen, die der flickvers 558 enthält: mit der beteuerung der wahrheit der doch gewis keinen zweifel herausfordernden nachricht, dass alle sich auf die jagd begaben. auch die stilistischen und rhythmischen specialitäten des bearbeiters kehren in diesen zeilen wider. der gruppe 559—564 haben natürlich originalverse entsprochen. dass sie aber gründlich umgearbeitet wurden, ist schon aus der spiefsigkeit ihrer rhythmen erschliefsbar, dann besonders aus der verwendung von *zier* 562 und aus der bindung dieses wortes mit einem apokopierten dativ. an der stelle kann ursprünglich überhaupt kein epitheton ornans gestanden haben, denn es soll hier gar nicht gesagt werden, dass es 'schmucke', freilich auch nicht, dass es 'zwei', sondern nur dass es 'herrn Heinrichs hunde' sind, ebenso wie in 583 nur betont wird, dass der habicht der 'seine' ist. wenn der versausgang einfach *sîne winde* gelautet hat, ligt es nahe anzunehmen, dass das durch die *ræze* 560 verdrängte subst. *swinde* das reimwort in der vorangehnden zeile war. von dem mittleren reimpaar aus ist dann die reconstruction der im original an 552 angeschlossen gewesenen

6 verse durchführbar: *dô sie alle fuoren jagen, do begonde an einem beren verzagen ir aller hunde swinde. dô liez sîne wind' her Heinrich von den banden, dô wart der bere bestanden.* damit war die originale bärenhatz erledigt. in den sicher eingeschobenen zeilen 565—568 wird noch zweimal festgestellt dass der bär von der *bîzekeit* der hunde *erbizzen* wurde; dass sie ihm dabei auch die haut *abe rizzen*, hat seinen zureichenden grund ausschliefslich in der reimnot des interpolators. auch das paar 571 f mit der wertangabe in 'mark' ist natürlich vom Punzinger; seine einführung hat die alberne constatierung nach sich gezogen, dass ein scharfsinniger beobachter der wunderbaren begebenheit den schluss zog, es müsse sich da um tiere handeln die 'stark' sind. der dichter wollte ausdrücken: 'als er es sah schien ihm ein wunder zu geschehen'. an die entsprechung von 564 war die von 569 f angeschlossen: *dô her Kuonrât ez ersach, in dûhte ein wunder daz geschach.* das angebot muss dann in der unmittelbar folgenden entsprechung von 573 f enthalten gewesen sein. mit rücksicht darauf dass 588 f um den habicht *besunder ... guotes vil* geboten wird, ist der wortlaut erschliefsbar *er gebôt geswinde vil guotes umb die winde.* die zeilen 575 f mit einer in anlehnung an 237 ungeschickt stilisierten anpreisung der tiere sind wider interpoliert. der entsprechung von 573 f folgte das paar 577 f, natürlich mit einer formulierung der anrede wie sie in 552. 713. 719 und 735 erscheint: *her Heinrich sprach: 'geselle mîn, die winde mir niht veile ensîn!'* die verse 579 f, die einen übergang von der bärenhatz zur vogelbeize bilden sollen, sind ebenso wie die übergangszeilen 555—558 eingeschoben und als zutat auch an dem für den Punzinger charakteristischen fremdwort erkennbar. in 582 hat er dann, offenbar weil er auch den 'falken' als bezeichnung für den höfischen jagdvogel anbringen wollte, die angabe der leistungen fortgeschafft, die von den 'habichten' der anderen vollbracht wurden. der dichter wollte ausdrücken: 'Heinrichs habicht erstiefs alle vögel, nachdem die der anderen nur viele erstofsen hatten'. die einführung der albernen zahlenangabe in 584 war der anstofs zur verstümmelung des sprachlichen ausdrucks in der vorangehnden zeile. den überlieferten versen 581—589 entsprachen etwa die folgenden originalen: *do sie beitzten mit ir vederspil, ir habeche erstiezen vogele vil. her Heinrich von der hant dô liez sînen habech; der erstiez swaz vogel ûf der beitze was, daz ir keiner niht genas. hern Kuonrât nam ez wunder. er gebôt* (vgl. zu 574 und 599) *besunder umb den habech guotes vil.* dass in 591 *mîn* nicht am platz ist, hat schon der schreiber in A erkannt. aber auch 592 ist entstellt, da der sprachgebrauch im original hier ein *hân* als die infinitivform erforderte, die aber in das metrum der zeile sich nicht einfügt. die verse 590—592 hatten ursprünglich etwa den wortlaut *her*

Heinrich sprach: 'ich enwil den habech niemer hin gegeben die wîle ich iemer hân daz leben'. dass im folg. 595 f eingeschoben sind, bezeugt der flickvers, das fremdwort und die apokope im reim. den zeilen in 593—598 entsprachen im original etwa die 4 folgenden *dô sie begonden alle rîten heim mit schalle, dô reit ûf sînem rosse enbor her Heinrich allen verre vor.* das 'land' in 600 liefs der Punzinger seinen herzog bieten. Konrad im original, der ja in der fremde über ländereien nicht verfügte, bot gewis, wie früher 'viel gut', so jetzt nur 'viel roten goldes'. der gruppe 599—602 wird der wortlaut entsprochen haben *dô her Kuonrât im gebôt, umb daz ros vil goldes rôt, her Heinrich sprach: 'geselle mîn, daz ros mirn sol niht veile sîn!'* die mit 603 beginnende turnierscene reicht bis 704. dass sie erst vom bearbeiter auf den umfang von 102 versen aufgeschwellt wurde, muss schon mit rücksicht auf die im original vorauszusetzenden proportionen angenommen werden. der bearbeiter, der gleich zu beginn der dichtung 10 verse zur verherrlichung der turnierfreudigkeit Konrads eingeschaltet hat, konnte natürlich dort wo das original selbst von einem turnier berichtete, nicht der versuchung widerstehn, sein besonderes interesse dafür durch umfängliche zutaten zu bekunden. inhaltliche und formale kriterien ermöglichen die abgrenzung der interpolation. nur der Punzinger kann den unkünstlerischen einfall gehabt haben, herrn Heinrich nach seinem sieg über den Britten noch weitere im poetischen zusammenhang ganz bedeutungslose gewalttaten in 691—702 verrichten zu lassen und ihn dabei als den gewinner einer beute von just *drîzec ors* zu feiern. vom Punzinger ist zweifellos auch das gewissenhafte verzeichnis aller details der trefflichen rüstung herrn Heinrichs und seines rosses in 639—688 angelegt worden, das würdige gegenstück zur aufzählung all der preisenswerten körperteile und tugenden der heldin im einleitenden abschnitt. er ist dann natürlich auch der autor der zeilen 605 bis 608, in denen rüstung und ross des Britten geschildert werden. zur interpolation gehören endlich noch 621 f und 625 bis 638. das in diesen versen berichtete eingreifen des herzogs, der herrn Heinrich mit dem hinweis darauf dass er zu schwach sei vom zweikampf abhalten will, ist in der ökonomie des originals ganz unbegründet, ja es steht geradezu im widerspruch mit seiner poetischen composition, dass der als ritter verkleideten heldin nach ihren aufserordentlichen leistungen auf dem jagdritt nicht die kraft zugetraut wird, auch im turnier sich hervorzutun. als ein einschub des bearbeiters ist die episode sofort erklärbar aus seiner bekannten tendenz die rolle des herzogs auszugestalten. der Punzinger ist es auch, der kein verständnis für die objectivierende stilisierung hatte, die mit der verkleidung beabsichtigt war. schon in den interpolierten zeilen 495 und 519 hat er von seinem subjectiven standpunct aus mit nachdruck betont,

dass ja doch unter der männerrüstung ein minnigliches weib sich birgt. nicht der herzog, sondern er in seiner galanten besorgtheit hätte mit den worten in 628ff eigentlich es gerne verhindert, dass der schwache frauenleib den gefahren eines tjustes ausgesetzt werde. in den bezeichneten stücken finden sich auch überall die charakteristischen merkmale Punzingerischer diction und verstechnik. es erscheinen worte wie *klâr* und *kurlich* und die vielen fremden fachausdrücke; den interpolator verratende bindungen stehn in 627. 647. 651. 655. 659. 679 und 687, mit 671 stellt sich auch ein vierreim ein. die stilistische unbeholfenheit kommt zum ausdruck zb. in dem flickvers 658 und in den plumpen widerholungen der epitheta *guot* 642. 644. 653, *gruonevar* 661. 669, *von golde, guldîn* 662. 664. 668. 670. vielfach scheitert die declamation an den spiefsigen rhythmen. dagegen lassen form und inhalt der zeilen 609—620 ihre herkunft aus dem original erkennen. in ihnen ist die *sarewât* 613 ein gewis nicht vom bearbeiter eingeführter ausdruck, und es wird anschaulich die eifrige geschäftigkeit Konrads geschildert, der sich zu seinem zweikampf mit dem Britten bereit macht. unverkennbar ist die ironie in der erzählung, wie den grofsen vorbereitungen sofort die ebenso grofse blamage folgt. der dichter hat vor dem glänzenden turniererfolg Heinrichs die gründliche niederlage Konrads veranschaulicht und damit würkungsvoll den schluss vorbereitet: die moralische demütigung des mannes vor seiner in jeder beziehung überlegenen frau. im original war an den vers 604 in der fassung *dâ ouch ein Brit hine kam* sofort 609 angeschlossen *der bôt sie alle an stechen.* in 610 muss *do entorste,* in 611 *disem* statt *dem* gestanden haben. der vers 613 hat wol gelautet *dô leite er an sîn sarewât*: 'nachdem er die rüstung angelegt hatte, trat er in den bügel'. in 615 wird das nach 613 unschön widerholte *sîn* ein *den* verdrängt haben. in 616 hat es ursprünglich wol *hinders* geheifsen. dass die zeilen 617—620 entstellt sind, ist schon erkennbar an der holprigkeit ihrer rhythmen und der stilistischen unbeholfenheit mit der diese vier sätze parataktisch und ohne verbindende conjunction neben einander stehn. dann kann die vorwegnahme von *leide* 620 durch *sider ein herzenleit* nicht ursprünglich sein, und auch die wahl gerade dieses sentimentalen wortes ist für den bearbeiter charakteristisch. es ist anzunehmen dass der Punzinger damit ebenso wie in 382 ein *gemeit* ersetzt hat. er hat in seiner humorlosen pedanterie auch hier, wo die schilderung einer ihm an sich betrüblich erscheinenden niederlage folgt, die verwendung des adjectivs, das den begriff 'frohgemut' ausdrückt, für unpassend gehalten, und so die ironisch-humoristische pointierung beseitigt mit der im original die blamage Konrads mitgeteilt war. der dichter wollte sagen: 'beim anreiten war er freilich noch hochvergnügt, als er aber gleich darauf vom ross

gestochen wurde, da war ihm so jämmerlich zu mute wie nie zuvor': *dô den Briten an er reit, dô was her Kuonrât vil gemeit; dô der Brite in nider stach, dem herren leider nien geschach.* die vorstellung, dass die nachricht davon erst in den 'hof' kommen muste, bevor sie von herrn Heinrich vernommen werden konnte, ist vom bearbeiter in 621 f bereits im zusammenhang mit dem von ihm ersonnenen eingreifen des herzogs eingeführt worden. im original ist Heinrich selbstverständlich augenzeuge der niederlage Konrads gewesen, und er hat sofort das wort ergriffen in dem an 620 unmittelbar angeschlossen gewesenen verspaar, das den zeilen 623 f entsprach und etwa lautete *dô sprach her Heinrich: 'sunder wân wil ich den Briten nu bestân!'* der dichter hatte geschildert, wie Konrad sich rüstet und den gegner anreitet, um den humoristischen contrast zu seinem miserfolg zu gewinnen; von dem folgenden tjust aber war nur Heinrichs selbstverständlicher sieg zu berichten. auf die entsprechung von 624 folgte sofort das verspaar 689 f *dô wart der Brite sigelôs, her Heinrich stach in hinderz ros.* nach dem siegesbericht war nur noch der eindruck von Heinrichs heldentat auf die anwesenden zuschauer hervorzuheben, und dies geschah offenbar in zwei versen, die den zeilen 703 f entsprachen und direct an 689 f angeschlossen waren, etwa in der fassung *dô lobeten in sie alle mit vil grôzem schalle.* in den zu dem gespräch auf der warte hinüberleitenden versen 705—707 lässt schon die unzulängliche rhythmik und diction auf einen tieferen eingriff schliefsen. als besonders störend wird das fehlen einer anknüpfung mit *daz* in 706 empfunden, mit deren einführung aber *der herzoge* metrisch unvereinbar ist. allein es ist erschliefsbar, dass er auch an dieser stelle erst vom bearbeiter eingesetzt worden ist, denn es erscheint auch durchaus auffallend, dass nur s e i n e teilnahme an der heerfahrt ausdrücklich erwähnt wird, während als teilnehmer an der jagd und am turnier regelmäfsig *sie alle* 557. 593. 609. 704 oder einfach *sie* 580 genannt sind. die drei originalverse werden gelautet haben *dar nâch ez niht lanc enwart, daz sie eine hervart fuoren gegen einer stat.* den zeilen 708 f entsprach wol der wortlaut *her Heinrich und her Kuonrât ûf eine warte dô geriten.* gewis ist im original nicht wie in 710—718 die bitte Konrads zuerst objectiv erzählt und dann noch in directer rede widergegeben worden. schon mit rücksicht auf die vorauszusetzende symmetrie ist aus den parallelstellen 572 f. 588 f und 599 f zu erschliefsen, dass die direct gesprochenen worte hier ein aufschwellender zusatz sind so wie im folg. 733—738 und 745—752. schlagend bestätigt wird die richtigkeit dieser annahme vor allem dadurch, dass in den zeilen 713—718 alle drei bindungen als Punzingerische schöpfungen sich zu erkennen geben: zwischen zwei *dir*-reimen steht ein consonantisch unreiner, der im epilog sein genaues

analogon hat. überdies gehört der 'fliefsende fluss der liebe' zu den geschmacklosigkeiten echt Punzingerischer diction. dagegen ist der den objectiven bericht voraussetzende infinitiv *bitten* 710 als reimwort zu *geriten* an den originalen zusammenhang fest gebunden. die ursprüngliche formulierung des objectiven berichts ist vom bearbeiter durch die einfügung der directen rede verstümmelt worden; seltsam genug erscheint auch in der überlieferten fassung die uncorrecte ankündigung 'er bat um die hunde' vor der bitte um hunde oder habicht oder ross. den 9 zeilen entsprachen die 3 originalverse *her Kuonrât aber* (vgl. 271 und zu 231) *begonde bitten umb den habech oder die winde oder daz ros geswinde* (vgl. zu 364. 782 und 141). dass in der folgenden antwort Heinrichs 719—724 die zeile 720 mit dem *dîn*-reim nicht den originalwortlaut widergeben kann, wird dadurch bestätigt, dass mit ihr der inhalt von 723 ungeschickt vorweggenommen ist. die formulierung von 721 entspricht der parallelstelle 590 f, mit hilfe der beiden anderen parallelstellen 577 f und 589 f ist etwa die folgende fassung im original erschliefsbar: *her Heinrich sprach: 'geselle mîn, ezn sulen mir niemer veile sîn winde, ros odr vederspil, wand ich sie nieman geben wil; ir bittet gar unebene, iuwr bete stât vergebene'.* in der anschliefsenden versgruppe, in der Konrad nun in directer rede seine bitte dringlich widerholt, hat der bearbeiter den vierreim hergestellt, indem er das zweite und dritte paar vertauschte; sein eingreifen verrät sich auch in der hässlichen widerholung 729 f *sol iuch, ir sult mir*. die entsprechenden originalverse werden den gedanken ausgedrückt haben: 'wenn ihr mir nicht so versagen wollt, soll mein herz euch immer zugetan sein'. darauf folgte die zeile 727, die als ursprünglicher schlussvers der rede auch daraus erschliefsbar ist, dass der darin ausgedrückte gedanke den directen übergang bildet zur folgenden gegenäufserung: indem Konrad spontan zu vollkommener hingabe sich bereit erklärt, provociert er geradezu die folgende zumutung Heinrichs. der gruppe 727—730 entsprach etwa der wortlaut *enwelt ir mir niht sô versagen, iuch sol in ganzer liebe tragen iemer mînes herzen schrîn; ich wil iuwer eigen sîn.* der vers 732 wird gelautet haben *mîn dinc ist alsô gewant.* die zeilen 733—738 hat der bearbeiter interpoliert, offenbar nur um den dialog in die länge zu ziehen. er hat mit 733 f und 735 f die paare 741 f und 765 f vorweggenommen; in 737 f ist sein mühsamer *gerinc* unverkennbar den weg zu dem *dinc* zurückzufinden, bei dem er das original mit 733 verlassen hat. es ist auch an sich einleuchtend, dass an die ankündigung in 732 'meine sache verhält sich so' unmittelbar 739 mit der erklärung angeschlossen war. in dem entsprechenden originalvers wird aber Heinrich nicht gesagt haben 'ich liebe gerne', sondern 'ich liebe nur die männer', denn so erst kommt der beabsichtigte gegensatz zu

740 voll zum ausdruck 'nie gewann ich ein weib'. in dieser zeile ist der rhythmus zerstört, in der folgenden ist *und swaz* unsinnig und offenbar vom bearbeiter als ein den vers füllender, ungeschickter ersatz eingefügt worden für das von hier nach 739 gezogene *gerne*. der bemerkung in 744 fehlt die adversativ anknüpfende partikel. dem überlieferten stück 739—744 entsprachen somit etwa die folgenden originalverse *ichn minne niuwàn die man, keiniu wîp ich nien gewan. tuot ir gerne daz ich wil, winde unde vederspil gibe ich iu mit willen. ez muoz geschehen doch stille!* wider interpoliert sind die beiden je vierzeiligen reden in 745—752. mit der zweiten wollte der bearbeiter nur den anschluss an das original wider gewinnen: Heinrich muss den albernen flickvers 750 aufsagen und dann mit 751f das verspaar widerholen, das er bereits 741f und überdies auch schon in der vorwegnahme 733f gesprochen hat. die erste dem Konrad zugeteilte rede hat aber der Punzinger eingeschoben, weil er es an dieser stelle für angebracht hielt, s e i n e moralischen bedenken gegen die von Heinrich einbekannte neigung vorzubringen. damit ist aber die poetische composition schwer geschädigt worden. der dichter hat ja die h e l d i n die moralpredigt in ihrer grofsen enthüllungsrede 775ff halten lassen. er wollte nicht zum ausdruck bringen, dass sie, die ja als herr Heinrich die abnorme neigung nur fingiert, damit etwas unmoralisches tut, sondern dass herr Konrad sich moralisch gründlich blamiert, indem er auf die unnatürliche zumutung eingeht, und zwar s o f o r t darauf eingeht, ohne den geringsten widerstand zu leisten. der Punzinger hat den eigentlichen witz der stelle und ihre humoristische pointierung ganz beseitigt, indem er den Konrad hier retardierende worte sprechen liefs. dieser vom dichter durchaus ironisch behandelte held, der eben auch nicht zu jenen gehört die rasch von begriffen sind, war ursprünglich auf die bemerkung Heinrichs hin, dass es sich um etwas handle was heimlich geschehen müsse, zunächst nur aufserordentlich neugierig. an 744 war die naive frage 753 angeschlossen, der dann die mit *nu merket baz* eingeleitete genauere aufklärung Heinrichs folgte. aber mit der geschmacklosen umständlichkeit die in der überlieferten fassung erscheint, hat Heinrich im original sich nicht ausgedrückt. schon in 755 sind spuren eines eingriffes wahrnehmbar: in der anrede wird 'du' verwendet und sinnstörend ist der ausdruck 'zu mir legen', da ja der sprecher doch nicht ligt. vollständig unklar ist dann, was für einen sinn in diesem zusammenhang die unterscheidung einer 'erdachten und ertrachteten minne' von dem 'was ein mann mit seiner frau zu tun pflegt' haben soll. das verb *ertrahten* ist, wie aus 830 hervorgeht, eine specifisch Punzingerische vocabel. dass der Punzinger einen reim mit *sinne* gern ersinnt, hat er schon in 263f bewiesen, er hat auch schon in 490 und 750 beweise

seines könnens mit der erfindung von *kan*-bindungen geliefer. beide paare sind auch 757—760 s e i n e mache. der grupp 755—762 entsprachen im original etwa die verse *ir sult iu für mich nider legen, ich wil mit iu der minne pflegen, de mit sîner frouwen pfliget ein man, swenn er ir bî geliget.* das der bearbeiter den zusammenhang der folgenden verse durc eingriffe gestört hat, ist sofort erkennbar an der albernen con statierung 763 f, 'Konrad habe da an derselben stelle geantworte, dann an der ebenso wenig sinnvollen beteuerung Konrads 765 : 'er wolle und müsse sich wegen der hunde und des federspiele das alles gefallen lassen', ferner an dem unvergleichlich stümper haften flickvers 770, und endlich an der daraufhin mit 771 ga unvermittelt und syntaktisch ungebunden einsetzenden bemerkun Heinrichs, 'das habe hier an dieser stelle zu geschehen'. d annahme, dass das inhaltlich so abstoſsende verspaar 773 f er vom Punzinger eingeführt worden ist, wird durch formale kri terien schlagend bestätigt: rhythmik und reimbindung lasse deutlich den Punzinger an der arbeit erkennen; auch die sin guläre verwendung der namensform *Heinze* ist mit dem stil i der originaldichtung unvereinbar und vom bearbeiter wol n aus dem grund eingeführt worden, weil ihm der verstact n *Heinrich* doch gar zu sehr überfüllt erschien. ursprünglich bilde die zweite zeile des paares 771 f, das in seiner so törichte verdrehung 763 f auch würklich nach der vorangehnden rede Heinrichs überliefert ist, den schlussvers dieser rede. nachdem Heinrich in den der gruppe 754—762 entsprechenden versen erklärt hatte was er von Konrad verlange, schloss er die be merkung an *und daz sî hie an dirre stat!*' darauf folgten die entsprechungen von 763 und 765 f *dô sprach zehant her Kuon-rât: 'ich wil ez allez lîden und nihtes niht vermîden'*. das stück 767—774 ist ganz interpoliert. der dichter lieſs sofort nach Konrads erklärung seiner bedingungslosen bereitschaft den Heinrich das wort ergreifen zu der groſsen enthüllungsrede 775 ff. aber gleich die zeilen 777 f sind eine vom bearbeiter eingeführte, den zusammenhang zerreiſsende vorwegnahme von 791 f. die verse 776 und 779 gehören zusammen und müssen in einem atem gesprochen werden: *ir sît worden mir ein spot, ir vil untugenthafter lîp!* der mehrfach entstellt überlieferte satz 781 bis 790 wird ursprünglich gelautet haben *durch den habech und die winde und daz ros geswinde und ouch einen borten guot, der iemer gibet hôhen muot ze strîte und ze tjuste, ich einen ritter kuste und liez in bî mir slâfen, daz ir mit den wâfen wæret von des borten kraft werder in der ritterschaft.* ganz sinnlos erscheint die gedankenfolge in 791—794: 'ihr wollt euch nun beflecken und räumt vor mir die lande, ihr habt euch selbst geschändet'. die paare sind vertauscht worden; 793 war an 790 direct angeschlossen: 'weil ich so handelte' (dass ihr

euch durch mich geschändet glaubtet) habt ihr mich mit eurer flucht strafen wollen. nun habt ihr euch selbst geschändet, da ihr euch beflecken wolltet'. die zeilen 795—798 sind ein sofort auch an den bindungen erkennbarer zusatz, den der Punzinger gemacht hat, weil er hier den hinweis darauf einflechten wollte, dass jene unnatürliche neigung auch von der christlichen lehre verpönt wird. mit den worten 'ihr seid unrein' lenkt der interpolator zum original zurück. auch im original waren an eben diesen, aber mit der entsprechung von 791 f ausgedrückten gedanken die folgenden verse 799—802 angeschlossen, deren diction und metrik in der überlieferten fassung freilich mehrfach entstellt ist. der gruppe 791—802 entsprach etwa der wortlaut *des rûmtet ir vor mir diu lant! nu habet ihr selben iuch geschant, sît ir ein ketzer woldet sîn durch den habech und die hunde mîn, unde ir iuwer êre alsô durch die minsten gâbe zwô woldet haben gar verlorn. sehet, nu ist mir daz zorn!'* in den überlieferten schlussreden 803—815 erscheint wider jene verschrobenheit der gedankenfolge, die auf gewaltsame verdrehungen des bearbeiters schliefsen lässt. Konrad wird durch den sprühregen weiblicher ungnade, der soeben auf ihn niederprasselte, in einen zustand durchaus unbegründeter minniglicher entzückung versetzt. ebenso seltsam ist dann die antwort der frau, die jetzt ganz unvermittelt den wunsch äufsert, den soeben von ihr verkündeten zorn zu besänftigen, und überdies die absicht bekannt gibt, ganz und gar sich dem willen dieses mannes zu fügen, der doch ihr gegenüber gar keinen willen hat. mit der bemerkung, er werde wol wissen, dass er selbst die hauptschuld trage, wird von ihr weder die wahrheit gesagt noch ihr plötzlicher gesinnungswandel begründet. dann erteilt sie den befehl 'nimm habicht und ross' und macht dazu die parenthetische bemerkung 'du wirst nie besiegt werden'; ihre schlussworte, die letzten die überhaupt in dem gedicht gesprochen werden, sind die in der luft hängenden objecte 'den borten und die hunde'. dass der die bekannten ergüsse Punzingerischer galanterie widerholende vierzeiler 803—806 ganz als zutat zu gelten hat, ist schon bei der kritik des abschnittes 201 ff festgestellt worden. als interpoliert erweist sich ferner mit bestimmtheit das alberne, die bindung *du* ... *weist* enthaltende verspaar 811 f. in den beiden versgruppen 807—810 und 813—815 ligt das aus dem original stammende wort- und reimmaterial vor. in der ersten vom bearbeiter der frau zugeteilten gruppe muss die originalreplik Konrads stecken. seine frau hat ihm vorgehalten: 'ihr habt euch geschändet, denn ihr *woldet* euch beflecken und *woldet* so ganz ehrlos werden. jetzt bin ich es die grund hat zu zürnen'. diese worte nahm Konrad im original auf, und e r natürlich *wolde* jetzt wissen, was er nach i h r e m willen tun soll um i h r e n zorn zu besänftigen. die ursprüngliche schlussantwort

der frau, deren verballhornung auch in den zeilen der zweiten gruppe erscheint, muss dann den sinn gehabt haben: 'ich will, dass ihr nicht nur den habicht und die hunde nehmt (die euch ja bereits zugesichert wurden), sondern auch den borten und das ross, damit ihr fortan nicht mehr in die lage kommt euch so zu blamieren wie bisher'. der wortlaut der beiden reden war etwa der folgende: *er sprach: 'nu wolde ich gerne iuwer willen lernen, daz den zorn ich stille'. sî sprach: 'durch mînen willen, daz irn werdet niemer sigelôs, nu nemet den borten und daz ros zem habech und zen hunden!'* in 816 wird *zuo der* nicht ursprünglich sein, in 817 f hat der bearbeiter, der die apokopierten formen reimte, stumpfe versausgänge und vierhebigkeit hergestellt durch den einschub der die diction entstellenden formwörter *vil* und *hin*. die 3 originalverse müssen gelautet haben *an der selben stunde fuoren sie frœlîche heim in Swâbenrîche*. die zeilen 819—822 sind ein letzter einschub vom Punzinger, als solcher erkennbar an der forcierung höfischer terminologie mit *zuht, êre, lieplich,* an der ausflickung des verses mit einem nur durch reimnot veranlassten *iemer mêre,* an der vorwegnahme der folgenden *missewende* durch die *sorgen* und an der albernheit der feststellung, dass sie just am abend und morgen sorgenfrei lebten. der an 818 direct angeschlossen gewesene vers 823 hat dann gelautet *sie lebeten an ir ende* ... der verdacht dass auch in 825 die schon vom schreiber in A beanstandete unsinnige genaue zahlenangabe vom Punzinger eingeführt worden ist, wird durch die unzulänglichkeit der rhythmik dieser zeile gestützt. der originalvers wird gelautet haben *dar nâch noch vil manec jâr*. aus der bindung 817 ist als die originale form des adverbs auch in 826 *sicherlîche* zu erschliefsen.

Die kritik des überlieferten textes führt zur erkenntnis, dass die in den rahmen gestellten vorliegenden 816 zeilen durch die aufschwellende bearbeitung eines originals von 426 versen zustande gekommen sind. die kurze dichtung Dietrichs war in 4 deutlich markierte abschnitte gegliedert: ein einleitender umfasste 40, die drei hauptteile 162, 98 und 126 verse. die symmetrie im aufbau der ganzen erzählung und in der anlage der einzelnen teile ist bereits mehrfach hervorgehoben worden. der dichter hat das eigenartige verhältnis Konrads zu seiner frau veranschaulicht, sie sind das heldenpaar, die andern alle sind nebenpersonen. von diesen ist nur der liebestolle, fremde ritter als contrastfigur zum haupthelden individuell charakterisiert. sonst erscheinen blofs die den situationen entsprechenden typen. dem verräterischen knecht, der zur entzweiung des ehepaares

den anstofs gibt, und dem herzoglichen burgherrn, der die gelegenheit zu seiner widervereinigung bietet, sind kurze reden in den mund gelegt, ein knappe, der die ankunft der als ritter verkleideten frau meldet, spricht ein verspaar. stumme mitspieler sind die aufpassende magd, der hilfsbereite wirt und der tjustierende Britte. die knechte mit denen die frau das haus verlässt, und der spielmann der sie vor die fremde burg begleitet, beleben als statisten das scenische bild. die handlung wird getragen von der schönen, so überlegen klugen frau, die, treu und treulos zugleich, auch als poetisches beispiel einer weiblichen natur mit widerspruchsvoller seelenstimmung erscheint. aber der auf den es der dichter eigentlich abgesehen hat, ist doch dieser ritter Konrad, die einzige person deren würklichen namen er nennt und die mit deren einführung er anhebt. Dietrich wollte mit launigem humor das künstlerisch stilisierte porträt eines einfältigen ehemannes vorführen, den seine hübsche frau zuerst mit einem liebhaber betrügt und dann geschickt zur einsicht bringt, dass es am besten ist aus diesem zwischenfall keine consequenzen zu ziehen und sich dem willen der überlegenen eheherrin bedingungslos zu fügen. vielleicht hat der kecke spielmann bei der conception an eine ganz bestimmte persönlichkeit aus seiner umgebung gedacht, mit deren verspottung er sein publicum unterhalten wollte. er hat Konrads mangel an umsicht und energie voll zur geltung gebracht in der kopflosigkeit mit der der wackere vor seiner frau die flucht ergreift, in der ahnungslosen unbefangenheit mit der er dann durch ihre verkleidung sich täuschen lässt und ihr prompt in die gestellte falle geht, und in der unterwürfigkeit mit der er schliefslich versichert, alles tun zu wollen was sie verlangt. die ironisierung dieses trefflichen biedermannes ist consequent durchgeführt. sie ligt schon darin dass der dichter mit der ankündigung beginnt, er wolle von dem 'Konrad' erzählen, weil er ein so 'kühner' und überhaupt vorzüglicher ritter war, und dass er dann ausschliefslich von seinen blamagen berichtet. sie ligt dann auch in dem selbstgeständnis das der held gleich mit seinen ersten worten macht, dass er zwar in fernen, fremden landen uncontrolierbare ruhmestaten verrichtet habe, daheim aber eine ganz unbekannte gröfse sei. in dem zweikampf mit dem Britten unterligt Konrad kläglich, und gerade diese scene war ursprünglich in scharf

ironischer formulierung erzählt. die frau gibt zu beginn dem abreitenden gatten einen natürlich ironisch gemeinten segenswunsch mit auf seinen weg, sie, als herr Heinrich verkleidet. nennt ihn dann, ihn überlegen ironisierend, 'ihren lieben gesellen'. und nach seiner moralischen bloſsstellung rechtfertigt sie sich, indem sie ihm mit ätzender ironie erklärt, sie habe sich ja doch nur in seinem interesse um die gewinnung der wunderdinge bemüht. aus der tendenz, mit ironie einen gehörnten pantoffelhelden zu charakterisieren, müssen auch die abweichungen von der in der antiken erzählung von 'Prokris und Kephalos' vorgebildeten fabel erklärt werden. Dietrich lieſs die frau von einem fremden ritter zur untreue verführt und nicht vom gatten selbst auf die probe gestellt werden, damit dieser eben gründlich und empfindlich blamiert erscheint, er lieſs nicht die frau sondern den mann die flucht ergreifen, um seine inferiorität schärfer zum ausdruck zu bringen, er führte den borten und das ross ein. die ihrem besitzer mut und erfolg garantieren, um der frau die ironischen rechtfertigungs- und schlussworte in den mund legen zu können: 'ich habe mich dem fremden hingegeben um mit seinen gaben aus euch einen mutigen und erfolgreichen ritter zu machen' und 'nehmt sie nun hin, diese gaben, damit ihr euch fortan nicht wie bisher immer nur blamiert!' Meyer hat in seinem aufsatz über das verhältnis des mhd. gedichts zur antiken erzählung Zs. 59, 36 ff die absichten Dietrichs vollkommen verkannt und s e h r u n glücklich gerade die ironische rechtfertigung der frau s. 43 anm. 3 als unglaubhaft und deren einführung als 'wenig glücklich' bezeichnet. die frage, wie im besonderen Dietrich zu dem antiken fabelstoff gekommen ist, lässt sich unter den gegebenen verhältnissen natürlich nicht beantworten, da ja mit vielen verschiedenen möglichkeiten gerechnet werden muss. unbestreitbar ist aber die tatsache, dass der deutsche spielmann aus dem 13 jh. diesen stoff durchaus originell und echt künstlerisch neu gestaltet hat.

Aus den angaben des bearbeiters im epilog geht hervor, dass Dietrich vor seinem tod in Schlesien ansässig war. durch die identifizierung der *Glesze* mit dem 'Klessengrund' unweit von Weidenau bei Glatz und durch den nachweis von urkunden aus den neunziger jahren des 13 jh.s, in denen ein *Wilhelm* als vogt zu *Wîdenâ* genannt wird, erscheint es sichergestellt, dass der

ichter seinen beinamen nach jenem schlesischen talboden führte; gl. die überzeugenden ausführungen in Meyers einleitung zur usgabe s. 64 ff. aber damit ist nicht bewiesen, dass Dietrich n Schlesien geboren wurde und sein ganzes leben dort verbrachte. chon an sich ist es gar nicht unwahrscheinlich, dass ein schleischer edelmann im 13 jh. einen berufsdichter aus dem fortgeschrittenen westen sich hat kommen lassen. das wort- und eimmaterial des gedichtes gibt mit sicherheit nur zu erkennen, lass es nicht unter dem einfluss bair.-österr. litteratur und umgebung entstanden ist. die annahme aber, dass der dichter im vestlichen Deutschland nicht fremd war, wird durch die in die erzählung eingeführten, charakteristischen landschaftsnamen nahegelegt. nach Brabant, wo das deutsche rittertum am weitesten fortgeschritten war, fühlte sich die ritterschaft im übrigen Deutschland wol begreiflicher weise hingezogen. daher ist es auch verständlich, dass der flüchtige Konrad sein ross gerade dorthin lenkt, und dass seine frau gar nicht daran zweifelt gerade dort ihn widerzufinden; zu dem turnier auf einem brabantischen edelsitz kommt auch der stolze Britte keineswegs überraschend. die schwäbische heimat des heldenpaares hat der dichter gewis mit künstlerischer absicht nicht schon zu beginn bei der einführung sondern erst ganz am ende nach der widervereinigung und aussöhnung genannt: er hat so die schlussverse von der fröhlichen fahrt *heim in Swâbenrîche* und dem glücklichen leben daselbst zu einem würkungsvollen ausklang mit einer letzten überraschung für sein publicum gemacht. daraus ist aber zu schliefsen, dass er ursprünglich für ein schwäbisches publicum gedichtet hat. die vermutung, dass Dietrich ein Alemanne war, ist schon von Steinmeyer ausgesprochen worden. ein sprachlicher beweis lässt sich dafür nicht erbringen, aber mit rücksicht auf den würkungsvollen schlussaccord den das 'Schwabenland' in seiner dichtung bildet, muss es unbedingt als wahrscheinlich gelten, dass der dichter auf schwäbischem boden, wenn nicht heimatberechtigt, so doch während einer zeit seines lebens als ausübender künstler tätig war. er wird aber dann für seinen Borten überall ein dankbares publicum gefunden haben, wo immer er das kurze, flotte gedicht zu hören gab.

Wien. **Dietrich v. Kralik.**

MANERIUS.

In cod. Vat. Christ. 344 f. 38 fand Wattenbach ein [illegible] gedicht, das er 1875 u. d. t. 'De quodam iuvene' bekannt [illegible] (Anz. f. kde dtscher vorz. 22, sp. 312). ich widerhole es [illegible] weil es dem folgenden zu grunde ligt.

Surgens Manerius summo diluculo
assumsit pharetram cum arcu aureo,
canesque copulans nexu binario
silvas aggreditur venandi studio.

Transcurrit nemora saltusque peragrat,
ramorum sexdecim gaudens cervum levat,
quem cum persequitur, dies transierat,
nec sevam bestiam consequi poterat.

Fessis consociis lassisque canibus
dispersos revocat illos clamoribus,
sumensque buccinam resumtis viribus
thonos emiserat totis nemoribus.

Ad cuius sonitum erilis filia
tota contremuit itura patria,
quam cernens iuvenis adiit properans:
vidit et loquitur, sensit os osculans;
et sibi consulens et regis filie
extremum veneris concessit linee.

v. 1 dilulculo hs. v. 6 remorum hs.

cod. Vat. 344 enthält zahlreiche vagantenlieder, von denen Haur[illegible] einige veröffentlicht hat (Not. et extr. 29, 2); so wird auch uns[illegible] gedicht einen 'vaganten' zum verfasser haben. in der for[illegible] bemerkenswert ist die besondere gestaltung der schlussstrophe. berichtet wird in knappem, associativ verbindendem stil ein jagd- und liebesabenteuer. das gedicht ist ganz unpersönlich und lässt daher an sich keinerlei tendenz erraten. auffällig ist dass der held des abenteuers mit namen genannt wird. dem charakter einer objectiven gattung und dem brauch der vaganten widerspricht das durchaus. es ist also möglich dass hinter der namensnennung in objectiver gattung eine spitze gegen einen gewissen Manerius ligt.

Das gedicht wird aus seiner einsamkeit durch einen brief des Johannes vSalisbury erlöst, der durch anspielung darauf uns seine zeitliche festlegung ermöglicht und aufserdem wenigstens einigen aufschluss über die persönlichkeit des Manerius gibt. der brief ist 1168 an Randulph vArundel, einen mönch von Canterbury, geschrieben (Migne 199 col. 295 f, ed. Giles II 152 ff.).

Die anspielung auf unser gedicht wird sofort deutlich, wenn wir die entscheidenden worte hierhersetzen: *Sed vester ille*

Manerius ... qui silvis et saltibus peragratis, summo surgens diluculo curialium venaticam exercuit ... diese worte sind nichts als prosaische, fast wörtliche widergabe der verse 1. 4. 5. was Johannes inhaltlich zu sagen hat, steht zu dem gedicht eigentlich in gar keiner beziehung. die anspielung ist weit hergeholt und nur aus dem frischen eindruck zu erklären. das gedicht muss actuell, also wol eben entstanden sein. danach wäre es 1168 oder kurz vorher verfasst. bemerkenswert ist, dass noch in der 2. hälfte des 12 jahrhunderts der rein parataktische stil verwendung fand, wie er uns in liedern der Cambridger hs. entgegentritt (vgl. 'Invitatio amicae' u. 'Verna feminae suspiria').

Wer ist aber Manerius? zunächst wird die namensform selbst, an deren richtigkeit Wattenbach zweifelte, durch Johannes vSalisbury sichergestellt [1]. es muss der würkliche name sein; denn handelte es sich um ein pseudonym, so würde sich Johannes anders ausgedrückt haben. das verständnis der persönlichkeit des Manerius ist nur durch eine gesamtinterpretation des briefes zu gewinnen, der uns bei der lectüre zunächst manches im unklaren lässt.

Der brief fällt in die zeit des streites zwischen Heinrich II von England und dem erzbischof Thomas, seinem früheren kanzler. Johannes redet von 'excommunicatorum complices'. die bannung die hier vorausgesetzt wird ist wol mit der des jahres 1168 zu identificieren. der convent von Canterbury, dem der adressat des briefes Randulph vArundel angehört, schwebt in peinlichem dilemma (vgl. CSchaarschmidt Johannes Saresberiensis, Leipzig 1862, s. 271 ff). sein unmittelbarer oberer ist Thomas, der auf französischem boden in verbannung lebt: bei parteinahme gegen ihn hat er ungnade und bestrafung dureh ihn zu erwarten, bei stellungnahme für ihn hat er die rächende hand des königs zu fürchten. die unklarheit und das schwanken zu dem solche lage führen muste, spiegeln sich in den briefen des Johannes, der an der seite seines erzbischofs für die sache der kirche streitet. im convent trat offenbar eine parteibildung ein. Randulph selbst steht zu Thomas. er hat ein päpstliches schreiben im capitel überreicht und ist dafür verbannt worden (Epist. ed. Giles II 147). das ist aber erst nach abfassung unseres briefes geschehen; denn hier ist dieser ereignisse nirgends gedacht, und zudem eröffnet der brief die correspondenz mit Randulph, wie der eingang deutlich zeigt. es muss ein anderer anlass gewesen sein, der die ehrliche anhänglichkeit Randulphs an Thomas offenbarte. das sagt Johannes selbst: 'Deine liebe zur kirche ergibt sich

[[1] der name ('Lehmann') scheint mir ausgesprochen anglonormannisch: er gehört doch offenbar zu dem nur für England in der bedeutung 'lehengut' bezeugten mlat. *manerium* Ducange-Favre V 216b, Liebermann Gesetze der Angelsachsen II 140b; agn. me. *maner* Mätzner Altengl. wb. III 336a. E. S.]

klar daraus, dass du ihn (Thomas) mit mühe und erfolg zu verteidigen versucht und dabei von den in betracht kommenden gründen, soweit das ihre art zuliefs, keinen vergessen hast'. Randulph hat also eine rechtfertigungsschrift für seinen erzbischof verfasst und dadurch seine gesinnung öffentlich documentiert.

Die haltung der übrigen conventsmitglieder blieb schwankend. so kann Johannes in einem späteren briefe (Giles II 147) entrüstet fragen: *Numquid solus Radulphus fidelis erat domino papae et devotus archiepiscopo?* er ermahnt auch in unserem brief den convent, nichts gegen Thomas zu unternehmen. das ist der sinn des satzes: *Ille* (sc. Thomas) *habet ecclesiam suam et habebit amodo excusatam, si tamen rei exitus scripti tui fidem corroboraverit.* er wird erklärt durch eine analoge stelle im vorhergehnden brief (Giles II 148): *Interim vos archiepiscopus habebit excusatos, nisi vos accusent opera vestra.* der vordersatz ist klar; zwei möglichkeiten bleiben für den nachsatz. entweder wird Randulphs rechtfertigungsschrift als zeugnis für die gesinnung des convents betrachtet; dann heifst es: 'Wenn nur der ausgang erhärtet, dass deine schrift ein zuverlässiges zeugnis war'. oder Randulph hat in seinem 'scriptum' gesagt, der convent stände auf Thomas seite; dann ist der sinn: 'Wenn nur der ausgang erhärtet, dass die angabe deiner schrift zuverlässig war'. beide möglichkeiten vereinen sich in dem durch die begründung des folgenden satzes verdeutlichten grundgedanken: 'Es kommt darauf an dass der convent tatsächlich zu seinem erzbischof hält'.

Diese mahnung war sehr berechtigt: denn einige conventsmitglieder traten würklich zur feindlichen partei über. Johannes schreibt an Randulph: 'es gibt unter euch häretiker die auf seiten der excommunicierten stehn. so kommt es, dass eure feinde den mönchen von Canterbury alle schuld in die schuhe schieben. und solche leute reden jetzt auf dem continent über Manerius, dessen name berüchtigt ist auf grund einer beschuldigung, die er sich durch rechtschaffenes verhalten nicht verdienen konnte.' die leute also die den mönchen von Canterbury übel wollen, haben sich besonders Manerius aufs korn genommen. sie warfen ihm erklärte feindschaft gegen Thomas vor; denn das ist das 'crimen'. Johannes hat ihre anschauung geteilt. in scharfer form spricht er sich über Manerius aus. er sagt von ihm in anspielung auf das gedicht 'de quodam iuvene', er habe auf seinen unschuldigen herrn und vater jagd gemacht; aber dieser sei noch nicht in einen hirsch verwandelt und nach göttlichem ratschluss nicht zur beute bestimmt. Manerius wird mit dem jäger des gedichts, Thomas Becket mit dem verfolgten hirsch verglichen. der zweite teil des satzes will sagen: Gott schützt Thomas und gibt ihn seinen feinden nicht als gute beute preis. bei dem vergleich mit der jagd wird Johannes an die verwandlungsgeschichte des Actaeon erinnert (Ovid Met. III 138

bis 250). er stellt Thomas mit Actaeon gleich und sagt: er konnte spottend den vers auf sich beziehen *Actaeon ego sum: dominum cognoscite vestrum!* das ruft bei Ovid Actaeon seinen hunden zu, die ihn nicht erkennen und verfolgen (Met. III 230). der spott ligt also darin dass die verfolger des erzbischofs und damit auch Manerius mit den hunden verglichen werden. Johannes fährt fort: 'Wie Christus die juden kann Thomas seine feinde fragen: ich habe für euch viel gutes getan; für welche meiner woltaten wollt ihr mich töten?' Manerius wird zur treulosigkeit und abtrünnigkeit noch schnöder undank vorgeworfen. die art und weise wie Johannes mit ihm verfährt, hat nur sinn, wenn er von seiner feindschaft gegen Thomas würklich überzeugt war. das ist wichtig für das verständnis des geheimnisvollen schlusssatzes: *Quod si ei falso imponitur, non me, sed cardinales accuset, qui de ipsius appellatione scripserunt.* Johannes kann hier nicht ernstlich die möglichkeit erwägen, dass die beschuldigung gegen Manerius ungerechtfertigt ist. in dem satze ligt höhnischer spott: 'Wenn er sich beschweren will, so mag er sich nicht an mich, sondern an die cardinäle wenden!' *ipsius* kann nur auf Manerius gehn. er hat also appelliert; warum und in welcher angelegenheit wissen wir nicht. cardinäle haben sich über diese appellation schriftlich geäufsert. wahrscheinlich handelt es sich um die beiden cardinäle, die papst Alexander als legaten zur schlichtung des streites zwischen Heinrich II und Thomas sandte. die schriftliche äufserung der cardinäle über die appellation des Manerius muss diesen irgendwie zum feind des erzbischofs gestempelt haben. die ironie ligt darin dass die legaten keineswegs als Thomas freunde betrachtet werden.

Wir können aus dem brief über Manerius folgendes feststellen: er gehört zum convent von Canterbury. im streit zwischen könig und erzbischof nimmt er gegen seinen geistlichen herrn partei. daraus ergibt sich für das gedicht 'de quodam iuvene' die satirische tendenz: ein cleriker geht auf die jagd und erlebt liebesabenteuer [1].

Noch ein drittes und letztes mal taucht der name Manerius auf, in der 'Metamorphosis Goliae episcopi' (ThWright Walter Mapes, London 1841, s. 21—30). die entscheidenden verse lauten (aao. s. 29 v. 206 ff):

> ... M a n e r i u s, quem nullis secundo,
> alto loquens spiritu et ore profundo,
> quo quidem subtilior nullus est in mundo.

Wright weifs in der anmerkung nur zu sagen, dass der name bei Fabricius nicht zu finden ist. er wird hier aufgezählt unter einer reihe von anderen gelehrten. die genannten persönlichkeiten umspannen den zeitraum vom anfang bis zum ende des 12 jahr-

[1] ob hier nicht vielleicht in symbolischer form eine bosheit gesagt wird, vermag ich nicht zu entscheiden.

hunderts. die abfassung des gedichts braucht also nicht später zu fallen. vor allem muss Manerius in dem angegebenen zeitraum gelebt haben. er war offenbar lehrer. gerühmt wird sein hoher geist, der tiefsinn seiner worte und seine hervorragende logische begabung. diese einem sonst unbekannten zugewiesene bedeutung lässt vermuten, dass der verfasser des gedichts zu ihm in besonderen beziehungen gestanden hat, vielleicht sogar sein schüler war.

Sonst ist es nicht unbedenklich, auf grund blofser namensgleichheit persönlichkeiten zu identificieren. hier haben wir eine gewisse berechtigung dazu: denn ein Manerius ist aufser dieser stelle in der litteratur völlig unbekannt. ist dieser Manerius eine person mit dem den wir vorhin kennen gelernt haben, so erfahren wir von ihm wider einen neuen zug: er war lehrer, vermutlich in Canterbury, wo wir ihn als cleriker gefunden haben. dass Johannes vSalisbury seine lehrtätigkeit nicht erwähnt, hat wol darin seinen grund, dass er keinen anlass hatte ihrer zu gedenken.

Bonn. **Hennig Brinkmann.**

NASALSCHWUND VOR þ AUSSERHALB DES SÄCHSISCHEN. Dass der als gemeingermanisch angesehene ausfall des *n* vor *h* z.tl erst dem frühen einzelleben der germ. sprachen angehören müsse, hab ich s.z. durch hinweis auf den burgundischen namen *Hanhavaldus* (= ahd. *Hâholt*) betont. einen umgekehrten fall möcht ich heute zur sprache bringen. der ausfall des *n* vor *þ* gilt als eine der wichtigsten übereinstimmungen zwischen as. afries. u. altengl. (s. zb. Holthausen Altsächs. elemb.[2] § 11), und man ist wol geneigt ihn als eminent 'invgäonisch' anzusehen, da er dem mnd. (in dem das ingväon. element stark unterdrückt scheint) bis auf reste abhanden gekommen ist (Ag. Lasch Mnd. gramm. § 261 anm. 2). nun finden sich aber auch im hochdeutschen, und gerade im oberdeutschen, deutliche zeugnisse jenes nasalschwunds, der hier selbstverständlich in die zeit vor der zweiten lautverschiebung hinaufreichen muss, mag man den übergang von *þ* > *d* zu ihr rechnen oder nicht. da ist zunächst *ingeside*, gesichert durch den reim *: nîde* Wernh. Maria 162, 30; *: mile* Rol. 115, 1, *ingesides : Turpines* ebda 226, 18; ferner durch die schreibung *ingesîde* STrudp. Hohel. 22, 22. 24; *ingiside* 89, 19. dann weiter *swîd* neben und vor *swind* in hochdeutschen personennamen an erster wie an zweiter stelle. Förstemann I[2] 1381—1386 bietet zahlreiche beispiele aus ahd. namenquellen, wo sie entweder neben *swind* auftreten oder die alleinherschaft haben. für Freising zb. verzeichnet das register von Bitterauf II 884 *Suuidperht* a. 825. 902/3 — *Suuidpurc* a. 791. 816. 839. 845—51. 1006—22 — *Suuidker* (später

Swicker) a. 806—11. 811. 829. 830. 836. 837. 842. 849. 926—37. 1123—30. 1163—79 — *Suuidhart* a. 792. 803. 812. 815. 816. 822 — *Suuidmoat* usw. a. 806. 837. 839. 844. 1078—98 — daneben nur je einmal *Suuindhart* a. 822 — *Suuindheri* a. 839. bei Fulda (s. Schminckes register zu Dronke s. 40) stell ich kurz fest, dass die namen *Suuidbot* (9 ×), *Suuidburg* (2 ×), *Suuidleib* (1 ×), *Suuidmot* (4 ×) nur in dieser form belegt sind, während neben *Suuidger* usw. auch *Suindger*, neben *Suuidberaht* auch *Suuindberctus* und *Suinperaht* vereinzelt vorkommen; dazu je einmal *Suuindhart* und das simplex *Suuind*. diese *Swîd-*, *Swît-* setzen sich fort in den oberdeutschen familiennamen *Schwicker* (*Swît-gêr*) und *Schweickart* (*Swît-gart* metronym).

Das hohe alter des nasalausfalls, der dem unterschiede zwischen hoch- und niederdeutsch sicherlich um jahrhunderte vorausligt, wird weiter dadurch bezeugt, dass es neben den namen mit *Swîd-* auch solche mit der ablautsform *Sweid-* gibt, die Förstemann I² 1375 nicht entgangen sind, von ihm freilich zu einem ganz andern stamme (got. **sveidan* 'ardere') gestellt werden. diese *Sweid*-namen sind aus der zeit von 712—840 besonders für Rhein- und Südfranken bezeugt: im cod. Laur. finden wir *Sueidinc* nr 1265; *Sueidolt* nr 1326; in den trad. Wizenburg. *Sueidinc* nr 30. 182; *Sueidmunt* nr 7. 30. 150; auch der *Suueidingus* bei Dronke nr 105 ist ein Rheinfranke aus Bingen, und ebenso dürften sämtliche derartigen formen welche das register zu Pipers Libri confr. verzeichnet, dem südwestlichen Franken angehören, fest steht dies für II 129, 23 *Sweidolf* (Feuchtwangen).

Es scheint bisher nicht beachtet zu sein, dass es bei dem nasalschwund vor *h* verschiedene zeitliche schichten (und obendrein wol auch alte dialektische unterschiede) gibt. denn bei *enh* resp. *inh* > *îh* in got. *þeihan* ahd. *dîhan,* got. *þreihan* mhd. *drîhe* ligt doch unzweifelhaft ein gemeingermanischer process zu tage, der den frühen übertritt in eine andere ablautreihe und dem entsprechende neubildungen (wie got. *þraihns*) zur folge gehabt hat, während *anh* > *âh* sich auf dreierlei weise als relativ jung erweist: 1) durch *Hanhavaldus,* 2) durch die rundung (nasalierung) in ags. *þō* (Epin. *thohae*); *fō, hō*; 3) dadurch dass dem got. ahd. *hâhan, fâhan* usw. der zusammenfall sowol von *a—o* > *a* als von *ā—ō* > *ō* vorausliegen muss. so dürfte denn auch in den fällen ahd. *ingesîde, swîd-* ein weit älterer nasalschwund (der später durch ausgleichung beseitigt wurde) vorliegen, als die ausbreitung der gleichen erscheinung innerhalb der ingväonischen sprachen.

E. S.

FITTE ALS LEHNWORT IM AHD.? In dem interessanten bair. clm 19410 (vgl. MSD II[3] 353 u. Steinm. Kl. ahd. sprdkm. s. 290) s. 60 (Ahd. gll. III 657, 27) findet sich die Steinmeyer unverständlich gebliebene glosse *egloga* [illegible] ligt es nicht nahe, dabei an die *vitteas* der Heliandpräfatio zu denken? — so wenig der sonstige zusammenhang der glossen zunächst dafür sprechen mag, sollte uns nicht ein freundliches geschick als hd. entlehnung hier das wort bewahrt haben, das man auf continentaldeutschem boden in dieser bedeutung bisher vergeblich gesucht hat? das fehlen des einen t wäre bei einem lehnwort nicht auffällig. die bedeutungsgleichheit ligt auf der hand. hat das 'per vitteas' der praefatio zunächst auch den sinn 'in abschnitte', so ligt doch der schritt von gedichtabschnitt zu *egloga* = 'kleineres gedicht' sehr nahe, und etwas anderes versteht die lateinischen dichter des 9 jh.s kaum unter ekloge; man vergleiche etwa die ekloge des Paschasius Radbertus (MG Poetae bd. III 45 ff) und Walther Streitgedicht i. d. lat. lit. d. ma.s s. 1[illegible] dessen hinweis auf den meist beibehaltenen dialogischen charakter der eklogen nicht gegen die gleichsetzung spricht. das englische 'fit' ist als 'carmen, cantilena' (Bosworth-Toller s. 289) und als 'a part of poem' (Skeat Et. dict. 1910 s. 215[a]) belegt.

Es erhebt sich jetzt die frage, wie das ndd. wort in den bair. codex übergehn konnte. spuren ags. oder ndd. einflusses fehlen dort sonst vollkommen, wenn auch nach Mone (Lateinische hymnen nr 269) ein Angelsachse der verfasser des lat. Carmen ad Deum war. aber die sprache des cod. weist auf die mitte des 9 jh.s (eher etwas früher als später, da *hl-* sporadisch noch erhalten ist), also auf eine zeit wo die as. dichtung wol in die nachbargebiete ihre wellen werfen konnte. nun hat Dümmler (Zs. f. öst. gymn. 1864, 359 f) die ansicht ausgesprochen, dass Ermenrich vEllwangen der verfasser des deutlich für den schulunterricht bestimmten cod. sei. Ermenrich (Dümmler Forsch. z. dtschen gesch. bd. 13, 473—85, 14, 403 f, Wattenbach I[7] 280 f. Hauck KGesch. II[3] 843) war als schüler Hrabans wahrscheinlich um 840 in Fulda; wol möglich, dass ihm dort as. dichtung bekannt wurde und er den terminus technicus in as. lautform übernahm. die anhaltspuncte für Ermenrichs urheberschaft sind freilich schwach. doch bei dem grofsen einfluss der Fuldaer schule, deren zöglinge nach allen gegenden Dtschlds gelangten (vgl. zb. Hauck II[3] 631, vUnwerth-Siebs s. 299 ff), könnte auch sonst ein in Fulda aufgenommenes wort in eine bair. hs. gekommen sein. unklar bleibt, wie die glosse in den sachlichen zusammenhang der nachbarglossen gelangt ist; aber bei dem romanischen sprachcharakter der grofsenteils nur hier belegten lat. worte konnte leicht ein misverstandenes wort als *egloga* gedeutet werden und so seine glossierung erhalten.

Berlin. **Hans-Friedrich Rosenfeld.**

DES WIRTES MÆRE.

Die hs. die unser gedicht überliefert — Erlangen, Univ.-bibl. ms. 1655 — ist nicht unbekannt: 1807 druckte Oetter aus ihr im Neuen lit. Anzeiger sp. 643—645 drei von den 4 auf bl. 13^{v}—14^{v} stehnden liedern ab, die HMS III 466a—467a nach Oetters abdruck und Büschingschen abschriften widerholt sind. von 'des Wirtes Märe' hatte Oetter Docen eine abschrift zugesandt (München, Staatsbibl., Doceniana c 43), der sich aber augenscheinlich nicht darum bekümmerte. gelesen hat die novelle auch vdHagen, wol nach einer abschrift Büschings. er erwähnt sie im Grundriss s. 157[1] mit den worten: 'eine unzüchtige erzählung, worin ein ritter der tafelrunde bedeutend mit auftritt. ... eine eigenhändige abschrift davon hat Büsching'; und dann werden v. 1—12. 561—580 abgedruckt. dadurch dass er die flüchtige erwähnung des könig Artus v. 41 so stark in den vordergrund rückte, hat er spätere benutzer des Grundrisses auf falsche fährte geleitet, und das rächte sich an ihm selber: der schwank fehlt im Gesamtabenteuer.

Ich will das gedicht nicht zurückhalten bis mein 'Neues Gesamtabenteuer', die neubearbeitung des GA, abgeschlossen ist — wer weiſs auch ob ich je dessen druck erlebe. die novelle bietet nämlich nicht nur litterarhistorisch viel des interessanten, sondern regt vielleicht ihrer bemerkenswerten handschriftlichen überlieferung wegen zum nachdenken an über die sprachliche form gleichaltriger dichtungen. ich beschränke mich auf eine erörterung des sprachlichen, weil ich hier keine monographie über das gedicht bieten kann und weil sich aus einer betrachtung der sprachformen allerlei principielles und methodisches das über den einzelfall hinaus gilt ergibt.

Die hs. ist beschrieben von Irmischer Die hss. der Kgl. univ.-bibl. zu Erlangen (1852) s. 286. doch ist einiges zu ergänzen oder schärfer zu beleuchten: 1 lage (= 7 doppelbll.) papier, 10,7 cm breit (!), 32,5 cm hoch, einspaltig beschrieben. äuſserlich gleicht also die hs. weniger den epen- und novellenhss. als den sammelheften lyrischen inhalts. das wasserzeichen des papiers, ein D, ist genau gleich Briquets nr 8101, die er nur aus Bologna v. j. 1310 belegt; auf 10 cm kommen 52 rippen. die voll beschriebenen bll. 2^{r} und 3^{r} weisen 88 und 92 (!) zeilen auf. — 4 schrifttypen lassen sich sondern: A = bl. 1^{r} bis 4^{r}, 13^{v}; B = bl. 14^{r}—14^{v}; C = bl. 11^{r}, 13^{r}: D = bl. 4^{v} bis 10^{v}. A, B, C sind vielleicht vom selben schreiber. die

[1] als signatur der hs. gibt er 39 an, weil diese zahl mit rotstift auf der vorderseite des umschlags steht; in der markgräfl. schlossbibl. zu Ansbach, aus der die hs. nach Erlangen kam, trug sie die signatur ch 39.

beiden einträge von C sind v. j. 1368; A macht den eindruck als ob es einige jahrzehnte älter sei.

Der inhalt der hs. ist:

1. bl. 1r—4r: Des Wirtes Märe.
2. bl. 4v—10v: lat. glossen zu einem theol. prosatext.
3. bl. 11r: *No^a q anno dñi m^0ccc^0 LXVIII f'ia III^a p9 Elyzabeth dñs Stol misit mi III lb h p famlm suu.*
4. bl. 13r: *No^a q anno dñi m^0ccc^0 LXVIII rendidi vin meū pistori in foro duo vasa que cōtinēt duo plaust^a vinmi9 II vrna ɂ rendidi sibi bareatā ꝥ LII lb h.*
   De quibꝫ dedit Eckerio de Ottenhouē XXII lb h. It ꝥ der III lb h.
5. bl. 13v minnelied (1 strophe)
   Huzze tûdtel wer bind ir
   Sagent mir
   Roter munt
   Tůnd mir kund
   Vreud vnd schliezzent uf daȝ herze min u.s.f.
6. bl. 13v minnelied (3 str.) = HMS III 466.
   Rósen vf der heide
   Mit leide u.s.f.
7. bl. 14r minnelied (3 str.) = HMS III 466.
   Wer ich an rehter maisterschaft so künstenrich
   Daȝ ich ains reines libes lob mit sang meht wol durchgründen u.s.f.
8. bl. 14v Marienlied (2 str.) = HMS III 467.
   Von iesse rů̊t ein berndes zei
   Maria hohgelobtiu magt u.s.f.

Ehe ich nun die sprachformen des schreibers genauer betrachte, sei zunächst der dichter von des Wirtes Märe an hand seiner reime sprachlich bestimmt. das gedicht reimt

A, was die lautlehre angeht:

1) a : â: *hân : man* 135. 243. 517; *man : gân* 117; *kan : stân* 73; *ir stânt : gewant* 407; *sat : er hât* 71; *gar : dâr* 37. 163; *hâr : dar* 273; *tar : hâr* 577.
2) â : ô: *tôr : zwâr* 421; *tât : nôt* 429; *sô : aldâ* 123; *dâ : sô* 275.
3) i : î nie; *hinîn* 365 erscheint damit als länge gesichert.
4) u : û: *kur : natûr* 375; bezeichnender weise trifft es ein fremdwort.
5) o : ô, ie : î, uo : û, üe : iu — nie.
6) unreine -e-reime aller arten fehlen völlig.
7) fehlender umlaut: *ze rehter kur : natûr* 375.
8) s : ȝ: *hûs : ûȝ* 209; *was : baȝ* 223.
9) apokope hinter t: *reht* 63, *gedâht* 435, *die ræt* 539;

hinter n: *dem dorn* 91, *schôn* 101, *krôn* 177;
hinter r: *zwâr* 315. 321. 421. 451. 525.

10) synkope: *gehœrt* (part. perf.) : *erstœrt* (3. sing. präs.) 15. (*erstôrt* ohne umlaut ist unwahrscheinlich.)

11) ekthlipsis: *verwunt : grunt* 35.

12) contractionen: *er gît* 10; *er treit* 239; *geleit* 183. 439, *geseit* (präsens oder präteritum) 5, *geseit* (part. perf.) 326; dagegen *man sagt : beklagt* 129, : *unverzagt* 445; *gesagt* (präsens oder präteritum) : *unverzagt* 27.

B. für die formenlehre und einzelne formen ist anzumerken:

1) *ir stânt* 407, *ir bint* 403, *ir beseht* 416. 2) *du bist : ist* 359, *si sint* 59, infin. *sîn* 393. 420, *wesen* 369. 3) *ich tuo* (conj.) 456, *si tüen* (conj.) : *küen* 191 (*küen : grüen* 93; umlautlosigkeit bei diesen formen ist unwahrscheinlich), *er tæt* (conj.) : *man bæt* 559. 4) *gân : stân* 215. 381. 567; gesicherte -e-formen fehlen für diese beiden verben im reime; unzweideutig mit -a- reimen die infinitive 73. 117. 563, *er stât* 111. 537, *er gât* 491 und *ir stânt* 407. 5) *gie : vie* 295. 417. 459; *hie : begie* 533. 6) *liez : stiez* 493; *lâzen* nie, *lân* 207; *er lât* 515; *er læt : die ræt* 539. 7) *haben* nie; *hân* (inf.) als begriffsverb 135. 207. 243, als hilfsverb 517; *er hât* als begriffsverb : *sat* 71, als hilfsverb : *gât* 491, : *tât* 571. 8) *er kam, kâmen, kæme* uä. fehlen im reim, obwol reichlich gelegenheit wäre, sie anzubringen. *er bekumt* : *zerdrumt* 51. 9) *wol* und *sol* sind mit o gesichert 199. 237. 441. 523. 10) *herr : verr* 467. 11) *offenlich : sich* 549 ist der einzige beleg für ein derartiges adverb im reime; *-lîch, -lîche, -lîchen* fehlen; die letztere form ist freilich im reime auch nicht zu erwarten, da der dichter solche klingenden reime nie gebraucht; ob sie im versinnern nicht doch vorkommt, ist eine andere frage (vgl. s. 206 u. 208).

Ergebnis: der dichter verrät sich als oberdeutscher durch die apokope, die *â : ô*-reime (dass darunter die von *-ân : -ôn* völlig fehlen, spricht gegen das schwäbische). auf bayr. gebiet weist die abneigung gegen *în : in*, auch das fehlen von *kam* im reime. die für die echten Bayern bezeichnenden bindungen von *e : ë* vor muta finden sich allerdings nicht; auch *geleit* im reime auf altes *-eit* zeugt gegen ausgesprochen bair.-österreich. heimat. und formen wie *er hat : sat* oder *ir stânt, ir bint* führen wider mehr zum alemannischen hin, wenn auch von den letztgenannten noch keineswegs feststeht, wie weit auch das westliche Bayern an ihnen teil hat.

All dies leitet darauf hin, den nördlichen teil des ans schwäbische anstofsenden bayr. sprachgebiets für die heimat von des Wirtes Märe zu halten. ausgesprochen ostfränkische sprachelemente lassen sich nicht aufzeigen.

Der schreiber nennt bl. 13ʳ einmal *Ottenhouē*. gemeint ist zweifellos das das etwa 50 km westlich von Nürnberg hart

westlich hinter dem kamm der Frankenhöhe ligt, da wo die strafse von Ansbach nach Ochsenfurt-Würzburg zwischen Frankenhöhe und Steigerwald durchgeht. die heimat des dichters such ich rund 100 km südlicher, etwa im Ries. und das gedicht macht nicht den eindruck, als ob es bürgern von einer stadt wie Nördlingen vorgetragen worden sei; es scheint mehr an adeliches publicum gerichtet. bezeichnend ist dafür, welch saure mühe sich der dichter gegen schluss hin (v. 535 f) gibt, die edlen herren von aller schuld nach möglichkeit rein zu waschen. die drei burgen Maihingen, Öttingen, Wallerstein und manche andere beherbergten hörer, an die der dichter sich wenden konnte. dass im Ries die dichtkunst gepflegt wurde, bezeugt für die lyrik ein blick in das namensregister von HMS. und für die grafen von Öttingen-Wallerstein, die darin keine unrühmliche stellung einnehmen, erweist ihre bis heute zu Maihingen erhaltene bibliothek litterarisches interesse. (der freilich recht unzureichende katalog ist veröffentlicht von GGrupp, Öttingen-Wallersteinsche sammlungen in Maihingen, Handschriftenverzeichnis, 1. hälfte, 1897 bei Th. Reischle, Nördlingen). sie birgt zwar in der hauptsache hss. des 15 jh.s, doch findet sich darunter manches von jener kleinpoesie, die meist mit novellen untermischt in andern hss. vorkommt; den novellen nahe verwant ist der dem 15 jh. entstammende 'Ritter in der Capelle' (bei Grupp s. 27 nr 709; gedruckt in Kellers Erz. aus altd. hss. s. 70); und dass auch ältere novellen dort abgeschrieben wurden, beweist die notiz Konrad Schreibers von Öttingen, dass er 1446 auf schloss Wallerstein den 'Schreiber von Paris' copiert habe (Heidelberg. Univ.-bibl. cod. pal. germ. 4 bl. 225^v; vgl. Bartsch, Heidelberger hss. s. 5).

Vielleicht ist des 'Wirtes Märe' ein 100 jahre älteres reis demselben stamm entsprungen.

Bei betrachtung der hs. hat man auf den ersten blick den eindruck, ein originalmanuscript des dichters vor sich zu haben. der schreiber nimmt in einer sonst unerhörten weise rücksicht auf den versrhythmus. die sonst übliche art der mhd. schreiber, vollformen zu setzen und dem leser die verslesung anheimzustellen, meidet er bewust. wie peinlich er ist, zeigen seine verbesserungen zu v. 10. 36. 165. 237. 258. 278. 280. 294; unter seinen 580 versen mit ihren unzählichen, regellos gebrauchten oder gemiedenen apokopen, synkopen uä. schlüpfen ihm nur 7 fehler gegen den versrhythmus durch: v. 95 *hübescheit,* 166 *ougen,* 280 *deheiner,* 328 *iehent,* 439 *hübescheit,* 478 *gmach,* 577 *deheiner*[1]. das sind verschwindend wenig fälle, wenn man bedenkt, dass 3 von diesen 7 (oder 10) erst anlässlich von cor-

[1] dazu kämen noch 3, an denen ich, ohne völlig sicher zu sein, des schreibers lesung für falsch halte: 135 *gemeinlichen,* 346 *einen,* 402 *arnt.*

recturen entstanden sind (v. 280. 328. 439), wo des schreibers aufmerksamkeit mehr aufs wort als auf den vers gerichtet war, und dass ferner andersartige schreibfehler recht häufig sind.

Mehr noch erwecken manche verbesserungen den eindruck nicht einer abschrift, sondern eines autogramms: es scheint, als suche der dichter noch während des schreibens nach einem besseren ausdruck: v. 117—118. 176. 183. 199. 216. 224. 238. 240. 279—280. 291. 324. 328. 351. 367a. 426. 474. 475. 493. 499. 517. 561.

Und doch haben wir nur eine abschrift der originalhs. vor uns. dass die hs. nahe bei dem bl. 13r erwähnten *Ottenhoven* (s. 203 f) entstanden sei, ist nicht sicher, so nahe solch ein schluss ligt und so sehr ich es glaube. sicher ist die sprache der hs. von mehr nördlicher färbung als die des gedichts. ich lege wenig gewicht darauf, dass alle 8 s. 204 erwähnten verbesserungen auf einem ausgleiten des schreibers zu den unsynkopierten usw. formen beruhen. aber einige bayr. spracheigentümlichkeiten von 'des Wirtes Märe' scheinen dem schreiber doch zuwider gewesen zu sein, so dass er sie gelegentlich misverstand und verböserte: das *ô* statt des normalen *â*, das im reime gesichert ist, lässt er häufig im versinnern bestehen; dass er aber in gewissem umfang *ô* zu *â* rückverwandelte, zeigt die fehlerhafte umdeutung des *dô* v. 111 zu *da* und des *noch* v. 406 zu *nach*. *brûuen* v. 187 beruht wol auf einem *brûmen* der vorlage, und v. 78 ist sehr zu erwägen, ob nicht das ausradierte *b* von *bahtent* echt ist. beweisend für eine schriftliche vorlage mit dem schreiber unvertrauten bayr. eigenheiten ist aber v. 133. mhd. *w* im anlaut erscheint 11 × als *b*; dazu kommen 2 fälle, in denen *b* zu *w* verbessert ist (v. 192. 494); das *beginn* v. 133 ist nur erklärlich aus einem *gebinn* = *gewinn* [1].

Auch sonst schaut gelegentlich bayrisches durch: *tritten* = *dritten* 227, *tweder* = *dweder* 534 [2]; *schol* = *sol* 116. 330. 331. 544, *schulln* = *suln* 491 (neben 20 einfachen *s* im anlaut); *ai* statt *ei* 10 × und als 11. fall der schreibfehler v. 146 *geman* für *gemain* (*au* oder *aw* für *ou* erscheint nicht!); *ei* statt *î* v. 71 *zouberei* (aber v. 129 *zouberig*), 434 *schweig* [3]; *ou* statt *û* v. 53 *strouchen*, 200 *douhte*, 335 *ous*, 347. 350. 357. 364. 513 *ouf*; *eu* statt *iu* v. 5. 242 [4] *keuchs*, 110 *durch leuht*, 472 *getreutt*,

[1] ein dem ganz genau entsprechendes *began* = *gewan* bietet die Heidelberger hs. cpg. 341; vgl. Niewöhner Der Sperber (Palaestra 119) s. 2 oben. [2] gehört dazu auch *gen* v. 410, wo statt des *g* ursprünglich ein *k* angefangen war? oder *da bi* v. 159 (*b* aus *p* verbessert)? ist das sicher verderbte *gesprach* v. 210 als *geprach* aufzufassen? [3] spiegelt vielleicht auch das reimpaar 305 f *drię : bię* ein *ei* der vorlage? [4] v. 242 ist vielleicht der einzige fall in dem ganzen gedicht, wo der schreiber zuerst seine form hinsetzte und sie dann auf bayrisch verbesserte: *eu* ist aus *iu* verbessert.

510 *getreut,* 496 *reuhe* und die charakteristisch bayr. formen *ir leugent* 229, *leugen* 557 (= *liegen,* lügen); *ch* statt *c* oder *k* (*dinch, kranch* uä.) im auslaut bei 6 reimpaaren, 29. 251. 361. 373. 391. 503, wo die schreiber ja notorisch ihrer vorlage am treuesten sind, und im versinnern v. 420, aufserdem noch 3× bei dem worte *trinchen* v. 275. 342. 343; auch das *êtt* = *iht* v. 367a. 368 und *nit* im versinnern v. 308. 514. 534. 538 möcht ich hier anführen, wenn auch im reime nur mit *niht* (v. 107. 229. 289. 539) zu rechnen ist.

Das sind die fälle in denen der bayr. untergrund noch durch die übermalung hindurchscheint. demgegenüber stehn sprachformen die deutlich der übermalung angehören: die sonderbar nhd. anmutende schreibung *er begeht* 529 deutet an, dass der schreiber — vielleicht durch die bayr. *nit* darin bestärkt — dem alten *h* zuweilen keine lautliche bedeutung mehr beilegte: *ich gi* v. 523 ist also kaum als einfacher schreibfehler abzutun. bemerkenswert sind auch *betrigen* 405, *wi* 142, *di* 540. 544. der schreiber (und der dichter) kennt für das präteritum von 'kommen' nur die *o*-formen (225. 269. 310. 386); das einzige *Quam* v. 95 kommt bezeichnenderweise erst durch eine schreiberverbesserung hinein. und wie dieses *Quam* bewert ich auch das genau so entstandene einzige *siu* v. 238, dem sonst durchgehend *si* entgegensteht.

Ob untergrund oder übermalung, getrau ich mich nicht zu entscheiden: 1) bei *ŭberhewent* 313, *hewen* 337, *glouwent* 401 und *siwen* 404; 2) bei jener merkwürdigen unsicherheit in der schreibung von *ch* und *sch*, die die hs. mit manchen andern des landstrichs von der Donau bis Würzburg teilt: 5. 183. 241 *keuchs,* 32 *ahc,* 65 *sihc,* 106 *valcsheit,* 456 *valchs* (325 *hûbesheit* ist aus der verbesserung eines fehlers entstanden); 3) bei den *-ê*-formen von *gân* und *stân*; im reim ist nur *-â-* belegt, was ja an sich nicht viel gegen die mit *-ê-* beweist; der schreiber ersetzt mit ausnahme der unantastbaren reime und v. 215f (inf.) und 363. 455 *gâ* (imper.) alle durch *-ê*-formen: inf. *gên : stên* 389f, 567f: imperat. *gêt, stêt* 399. 411; *er gêt : er stêt* 17f, 141f, dieselben formen im versinnern 31. 70. 170. 336; *ich gên* 379; 4) bei den adverbformen auf *-lîchen* v. 103. 135. 219. 543; im reim ist nur *offenlich : sich* 549 belegt; gegen *-lîchen* als nebenform ist damit nichts bewiesen, denn der dichter verwendet nur stumpfe reime; *-lich* steht im versinnern v. 182. 400. 507. 550; von den 4 *-lîchen* hab ich 3 bestehn lassen, obwol sie leicht geändert werden können; der 4. fall, v. 135, muss meinem rhythmischen gefühl nach mit *-lich* gelesen werden.

Wenn nun also die hs. kein autogramm, sondern eine abschrift darstellt, erhebt sich die grofse frage: ist die verslesung, wie sie uns der schreiber so gewissenhaft mit allen elisionen, synkopen, apokopen und ekthlipsen vorschreibt, sein werk? oder

dürfen wir sie für authentisch halten? ich glaube das letztere, geh aber einem streit darüber mit folgender überlegung aus dem wege: wir wissen herzlich wenig darüber, wie die verse epischer dichtungen des mittelalters zu lesen sind. directe zeugnisse fehlen uns völlig, und die schreiber bieten ihre sprachformen oder vollformen, lassen also dem leser ganz freie hand. wo wir in textausgaben nicht das letztere verfahren befolgen, da bemühen wir uns, an hand der wenigen durch den versrhythmus 'gesicherten' formen grundsätze aufzustellen, nach denen wir dann all das unentscheidbare möglichst gleichförmig gestalten.

Wo nun aber einmal ein zeitgenosse des dichters, der ihm landschaftlich wenigstens nicht allzufern steht und der eine gute niederschrift des gedichtes (wenn nicht das original) vor sich hatte, sich alle mühe gibt, uns zu zeigen, wie das gedicht gelesen werden soll, da geziemt es sich, dies zunächst einmal hinzunehmen. der peinlich genaue schreiber gibt uns jedenfalls einen sichereren stand als unsere übliche textkritische methode. und da müssen wir offen zugeben: wenn 'des Wirtes Märe' in einer der üblichen novellenhss. womöglich des 15 jh.s überliefert wäre, würden wir vieles bestimmt anders lesen:

Wir hätten wol flickwörter getilgt v. 27. 531, hätten anders betont v. 20. 163. 312, hätten auftact hergestellt v. 54. 294. 367 und hätten die beschwerte hebung vermieden v. 54. 57. 123. 573 und könnten uns für all das auf parallelen innerhalb des gedichtes berufen.

Und noch eine kleine bemerkung, die sich bezieht auf unser vorschriftsmäſsiges bemühen, sobald ein gedicht in mehreren hss. überliefert ist, aus gemeinsamen fehlern einen stammbaum für die überlieferung zu gewinnen. der schreiber ersetzt 23 × schon hingeschriebene wörter durch sinnverwante, die er einfach darüber (bezw. 1 × darunter) schreibt: v. 19. 117. 118. 129. 176. 183. 199. 216. 224. 238. 240. 291. 324. 328. 349. 351. 416. 426. 474. 475. 499. 517. 561[1]. nur an 5 von diesen stellen streicht er dabei das erste wort durch, so dass in den übrigen fällen gewissermaſsen beide lesungen zu freier auswahl stehn; und gelegentlich ist sogar die ursprüngliche lesart einleuchtender als die verbesserung, so v. 561.

Und nun stelle man sich etwa 4 schreiber vor, die aus dieser hs. abschriften herstellen: an den erwähnten stellen werden sie ein derartig buntes gemisch von übereinstimmungen und abweichungen bieten, dass wir wol eher auf die compliciertesten zwischenglieder von textüberlieferung, womöglich mit uncontrollierbaren gegenseitigen beeinflussungen aus mündlicher überlieferung, raten würden, als auf ein einfaches hss.-verhältnis

[1] offenbare fehlerverbesserungen wie v. 378 und 556 oder die correcturen ganzer verse hab ich nicht mitgezählt.

O

A B C D

Eine warnung also, wechselnden synonymen bei der beurteilung von handschriftenverwantschaften allzugroſse (ich möchte fast sagen: irgendwelche) bedeutung beizulegen.

In welcher metrischen form bietet nun die hs. das gedicht? regelmäſsiger wechsel von hebung und senkung herscht durchaus: die 10 auf s. 204 aufgezählten verstöſse dagegen wert ich als schreiberfehler. beschwerte hebung findet sich im 3. verstacte v. 54 (*arbeit*), 139 (*gemeinschaft*), 140 (*samthaft*)[1] und bei satzschluss mitten im vers v. 57 (*Der wol meht lebn. Dâst ein dinc*). 123 (*Ze stæter lieb. Nu was ouch*), 573 (*Und die herrn. Hânt si bôt = wât*). auflösungen auf der hebung gibt es nicht; nur bei den zweisilbig stumpfen reimwörtern überwiegen die zweisilbig ausgeschriebenen vollformen (24 reime) über die verkürzungen zu einer silbe wie *sagt, der knab, sagn, geschehn* (8 ×) und 149. 269 reimt *ich sag : dem tage*. klingende reime kennt das gedicht nicht. die wenigen paare von vierhebigen versen, die an sich klingend gelesen werden könnten (12), behandelt der schreiber ausnahmslos als stumpf. und dass er damit recht hat, ergibt sich schon daraus, dass klingende reime auf *-en* völlig fehlen, ganz abgesehen davon dass alle in frage stehnden wörter anderweitig im reim oder versinnern apokopiert belegt sind.

Das übliche ist einsilbiger auftact. zweisilbigen zeigen von den 580 versen 4 (233 *Wan geschehen*, 413. 476 *Oder*, 420 *Weder*), auftactlosigkeit 55 = 9,5 %. bemerkenswert sind dabei fälle in denen mit ausgesprochener absichtlichkeit der auftact vermieden wird: 54. 294. 367. anderseits bietet die hs. aber auch fälle genug mit einsilbigem auftact, in denen nach der sonstigen art zu lesen mit leichtigkeit auftactlosigkeit herzustellen gewesen wäre: 82. 278. 544. 158. 171. 317. 323. 517. 164. 578. 314.

Metrisch bietet 'des Wirtes Märe' also das bild eines gedichts aus der ersten hälfte des 14 jh.s.

Kurz noch über die sprachliche form in der der text des gedichtes erscheint: das gewirr von doppelformen hab ich bestehn lassen wie es die hs. bietet. einige beispiele nur: *ir tuot* 467, *tuot* (imper.) 297, *ir tuont* 402, *ir sît* 447. 482. 505, *ir bint* im reime 403, *ir welt* 316, *ir wellent* 314, *tragt* (imper.) 87, *sagent* (imper.) 349, *gât* (imper.) 411, *ir stânt* im reime 408, *zieht* (imper.) 574, *ir zihent* 429, *ir megt* 88. 267. 411. 442, *ir megent* 356; *gloubet* 421, *gloubent* 401, *geloubent* 578. 380, *gwinnen* 319, *gewinn* (inf.) 133, *gmeinde* 197. 260, *gmein* 278, *gemein* 77, *gemeine* 294, *gschach* 533, *Wan geschehen schad* ... 233. *geschehen* 553, *geschiht* 530, *dienst* 43, *angest* 311; *herzleit* 16.

[1] die beiden *vürebaz* 180. 266 wag ich nicht anzutasten.

herzenleit 36; *planêtn* 376, *planêten* 423, *wir suln* 411, *wir sull* 135, *vroün* 165, *vrouwen* 187. 277. 422, *schouwen* 151, *herrn* 258. 573, *herren* 199, *lebn* 57, *leben* 252, *er siht* 4 ⨯ im reim und 4 ⨯ im versinnern, *er sihet* 48. 74, *lêrt* 531, *lêret* 542, *er macht* 424, *machet* 376, *ez dunkt* 383. 450, *dunket* 367, *dill* 468, *dille* 459, *all* 568, *alle* 228, *mîn triu* (akk.) 367, *dîne triu* (akk.) 364, *triuwe* 513, *all gemein* 77, *all gemeine* 294, *diu vrou* (von der anrede ganz abgesehen) 343. 415, *vrouwe* 427 und sogar im hiatus ungekürzt 215; und über *-lich* bezw. *-lichen* vgl. s. 206. ich denke, diese kleine blütenlese genügt.

In orthographischen dingen tast ich auch, nachdem ich nun doch einmal im gange dieser untersuchung zu grofser ehrfurcht vor der überlieferung gelangt bin, die schreibung der hs. recht wenig an. was ich an bayr. eigentümlichkeiten stehn lasse, hab ich bereits s. 205—206 angeführt. die hs. bietet neben altertümlichem wie dem ständigen *swer, swaȥ* usw. ebenso durchgehend 169 *schmieren,* 389 *schlingen,* 434 *Schweig,* 462 *schwaif,* 483 *schwer.* *æ* schreibt sie noch 3 ⨯ (1. 136. 177); 1 ⨯ erscheint dafür *ô* v. 120 *nômen* (wol unter einfluss von *kômen*), 2 ⨯ *ée* (559. 560), 1 ⨯ *é* (353), 27 ⨯ *e*; ich setze *æ* ein. sonst lass ich kleinigkeiten die niemand stören unangetastet: den wechsel von *v* und *f* im anlaut, ungleichheiten bei *k* und *c*, *solch* und *sölch,* auch das schwanken von *s* und *ȥ,* das die reime ja auch zeigen.

[1] vielleicht hat der schreiber mehr ȥ für *s* gesetzt als seine vorlage bot; v. 496 verbessert er *Laȥ* zu *Las.*

DES WIRTES MÆRE.

Ir merkent reht als ich ez kan
Mit vlîzz ein mær von einem man.
Der ist der vriund ein hôher vrî;
Zuht und êr im wonent bî,
5 Kiusch und elliu werdikeit.
Swaz man von tugden ie geseit,
Der ist er gar ein überlast.
Reht sam eins berndes boumes ast
Die fruht gebirt bî sîner zît,
10 Sus ouch dez werden herz uns gît
Von ganzen tugden rîchen solt.
Dez sind im schœne vrouwen holt
Und volgent ouch dez willen sîn.
Wie meht im immer baz gesîn?
15 Zwâr, nimmer! Wan ich hân gehœrt,
Daz vrouwen gruoz herzleit erstœrt,
Swenn er von rainem herzen gât.
Wol im, dem werden, daz er stât
Nâch sölcher wird bî sînen tagen!
20 Dez müezent im schœn vrouwen tragen
Holdez herz und in gewern,

ich verzeichne ***a l l e*** *abweichungen der hs. von meinem text aufser* v *(stets) für* u *am wortanfang,* uͦ *(stets) für* uo, uͤ *(stets) für* ue, û *für* ü, ô *für* ö, ôu *für* öu, oͤ *(stets) für* œ, vrowe *(stets) für* vrouwe *und den üblichen abkürzungen* ' *und* ¯ *für* -er *und* n. *die circumflexe als längenbezeichnungen bietet die hs. nur, wo ich es besonders angebe.* 1 *initiale, ebenso* 23. 87. 89. 149. 228. 267; *vgl. auch* 199. 3 hôher 5 keuchs 7 v̂ber last 8 berndes] bein berndes (i *zu* r *verbessert und dabei verkleckst;* s *aus* n *verbessert.*) 10 herze (*das schluss*-e *ausradiert)* 14 inmer 15 *f* gehôrt : erstôrt 17 er wird (r *aus* ?, *nicht* z, *verbessert)* 17 *f* get : stet 19 sôlcher wnn 20 muͤzent 21 *ist am rande zugefügt.*

Swez er an si nihtn wil enbern.
Er hât ouch einen rekken grôz
Erlesen im, daz sîn genôz
25 Man in allen landen kan
Niergent vinden. Derst ein man
Lîbs und muots gar unverzagt.
Swaz man von rekken ie gesagt,
Daz ist ein underscheiden dinch
30 Gen daz der edel iungelinch
Begât bî sînen iungen tagen.
Ach got, wie hüeb ouch sich ein klagen,
Sold er niht leben mangen tak,
Als er noch wol vor alter mak!
35 Manger vrouwen herzen grunt
Sæh man mit herzenleid verbunt,
Ir rôten munt entverbet gar,
Mit weinen ouch ir ougen clâr
Begozzen, sô der ûzgewegen
40 Niht solde ritterschefte pflegen.
Künk Artus hât in ûzerkorn,
Den werden degen hôchgeborn,
Und in durch vrouwen dienst gesant
Uz sînem hof in disiu lant.
45 Turnieren und iustieren spil
Kan er beginnen, swenn er wil,
Sô daz der brîs im wirt gegeben,
Swenn man sîn ors her sihet streben.
Dez heldes herz in lėwen art
50 Sich hœhet ûf die widerbart,
Sô daz sîn sper man siht zerdrumt
Und im daz widerteil bekumt
Mit strouchen zuo dem vall gereit.
Gbirt abr im ein arbeit,
55 Sîn swert im hilft ûz sölcher nôt,
Daz man siht mangen ligen tôt,
Der wol meht lebn. Dâst ein dink,
Daran ich lob den iüngelink
Bî schœnen vrouwen, swâ die sint,
60 In hôhem brîs. Erst noch ein kint
Und schaft doch, swô er wirt gesehen,
Daz man im muoz dez lobes iehen.
Mich wundert sère, daz ein kneht,
Der beiden in niht vüeget reht,
65 Sich hât gemischet in ir schar.
Swer sîner tolheit nimet war,
Der muoz ouch mir dez wunders iehen.
Wan het ich in halt nie gesehen,
Sô west ich doch dez gougels vil
70 Daz er begât mit sînem spil
Er ist der zouberei sô sat,
Daz er der swarzen büecher hât
Vernunst und ouch verkêren kan,
Sô swaz man vor im sihet stân.
75 Daz erz verkêrt in kurzem zil
Mit sîner künst, sô swie er wil.
Ich rât iu vrouwen all gemein,
Daz ir des schalkes ahtent klein;
Doch sült ir in erkennen wol.
80 Wan ieglîch wîp in vliehen sol.
Als liep ir sî ir werder lîp,
Daz si iht werd dez selben wîp.
Der vînt im gît, swez er begert.
Dez ist der knapp sô gar behert,
85 Daz im die vrouwen loufent nâch,
Ob halt im ist ze vliehen gâch.
Nu tragt im, werden frouwen, haz!
Ir megt an êren dester baz.
In dem meien daz geschach,
90 Dô man ûf der heide sach
Mank rôten munt wol ûzerkorn
Reht sam ein rôsen von dem dorn
Glesten ûf dem anger grüen.
Dan dô manc stolzer ritter küen
95 Kom durch hübscheit ouch aldar
Und nam der schœnen vrouwen war;

22 nihtn (*das 2.* n *ausradiert*) 23 rêkken 27 vnuerzagt 31 Beget 32 Ahc 33 Sô dl er 36 Seh m. m. herzenleide (*das schluss*-e *ausradiert*) v'bût (= verwunt) 37 rôten 39 vz gewegen 41 uz er korn 42 hoh ge born 48 ôrs 49 leon 50 widerbart = widerwart 52 be kumt 54 Gbûrt = Gwirt 58 Dar an 65 Sihc; *hinter* gemischet *ein buchstabe ausradiert* 70 beget 71 der] dar (*nicht das gewöhnliche* a *sondern* ɑ, *kein* e) 75 ers ver kert 76 sŏ 78 bahtent (b *ausradiert*) 87 Nu *auf rasur* 88 dest erbaz *unter v. 88 ist raum für 2—3 zeilen frei* 91 rŏten mût w. vz erkorn 92 rôsen 93 *f* grûen : kûen 94 *hinter* do *ist ein buchstabe ausradiert* 95 Quā, *links am rande vorgesetzt*; hûbesheit; al dar.

Wan swaz er vröuden dô begert,
Dez ward er völliklich gebert.
Kleiniu voglîn überal
100 **Sungen**, und die nahtigal,
Galander und der eisen dôn
Hôrt man in süezer stimme schôn
Rîlîchen brehten widerstrît.
Ich wæn, daz ich bî mîner zît
105 **Sölcher** vröud halt ie gesæh.
Waz dann, ob ich der valscheit
iæh?
Man gæb mir doch darumme niht!
Vil lîht noch hiur man aber siht
In grüener varb des angers vel
110 **Durchleuht** mit bluomen rôt
und gel,
Blâ, wîz, daz was ouch dô sîn
bôt.
Diu mær der wôrheit mir gestôt.
Manger hande bluot man sach,
Ûf grüenen esten sam ein dach,
115 **Daz** ouch den anger ziert sô wol,
Daz man die zît halt loben schol.
Den vrîen und den edeln man,
Sach man ouch an dem tanze
gân.
Si wârent komen sus aldar,
120 **Daz** si der vrouwen nœmen war.
Ieglîcher wold im ûz erlesen
Die schœnsten, diu dâ solde
wesen,
Ze stæter lieb. Nu waz sô
Der wunderer, ir kneht, aldô.
125 **Ôwê**, daz si niht fluhen in,
Ê daz er sînen argen sin
Bekêrt an einen rôten munt
Und in verleitt in schanden
grunt
Mit zouberei! Daz wird beclagt,
130 Swô mans vor schœnen vrou-
wen sagt.
Er sprach: 'Mîn herz daz
rætet mir;
Ich rôt iuz ouch; sô volgent ir:
Swaz wir gebinn an diser stunt,
Ob ez halt wær ein rôter munt,
135 Daz sull wir gemeinlich hân'.
Sô riet ein sældenlôser man.
Er gwan ouch bî der selben
vrist
Die volg; daz schnuof sîn arger
list.
Ôwê der bœsen gmeinschaft!
140 Sol man nu teilen samthaft
Lieb, diu von rainen herzen gât
In mannez herz? Wie wol daz
stât,
Daz brüef ein ieglîch bider man,
Der sich mit lieb verwalten kan.
145 Hâst du ein liep, daz hab dir
ein;
Leit clag den vriunden all ge-
main!
Zerteiltiu lieb ist schier dâhin!
Daz brüef ich wol, swie tump
ich bin.
Nu merkent reht, waz ich
iu sag,
150 Ez kom ouch bî dem selben
tage
Durch schouwen dar ein vrou-
welîn.
Der antlütt gab sô liehten schîn,
Swenn ich dez angers glesten
sach,
Mîn herz vür wârheit mir
veriach,
155 Daz ez gen ir niht wær ein tou.

97 vrôuden do g begert 98 gebert = gewert 99 ûber al
100 Sungên 101 *f* dôn : schôn 102 sûezer 104 wen
105 geseh (*dahinter ein buchstabe ausradiert*, e?) 106 valcsheit
ieh 107 geb; dar v̄me 109 grûener 110 Durch leuht.
111 dô] da; bôt = wât 112 *am rande zugefügt*; Die merg d' w.
edeln an gan
m. gestôt 114 grûenen l êsten 117 iungen 118 bi; stan
119 wârent 122 diu] die 123 steter; sô 127 rôten
wurd
128 ver leitt 129 zouberig; ist 131 retet 132 rôt
iuchs; so *aus* nv *verbessert* 133 gewinn *aus* beginn *verbessert*
134 rôter 135 sûll 136 ein *aus* dem *verbessert* -lo- *auf rasur*
138 schûft 141 *f* get : stet 142 wi 143 brueft 144
Der *aus* Dez *verbessert* 146 *hinter* clag *steht* vns allen *durch-
gestrichen*; geman 147 Zer teiltiu; da hin 148 bruef 151
schowen 154 fûr (r *aus* f *verbessert*) 155 ez *aus* er *verbessert.*

Ich wæn ouch, daz diu selbe vrou
Ûz gotes hant gebildet sî,
Wan si waz aller schanden vrî.
Ir hâr ist krûs und dâbî gel,
160 Ir mündlîn rôt, gar lieht ir kel,
Reht sam von art ein helfenbein,
Gedrollen wol, ze môzen klein;
Ir ougen sinbel unde clâr
Gelîchent dem karfunkel gar.
165 Er mag sich vroün, swem daz geschiht,
Dazs in mit spilden ougn ansiht.
Ir wang, ir munt wol rôsenvar,
Ir cüssen übersüezet gar
Den balsam; sô si schmieren sol,
170 Daz stât ouch ir sô rehte wol,
Daz ez gît aller vröuden hort.
Swem si mit grüezen teilt ein wort,
Der ist vor sorgen gar genesen
Und muoz in vröuden immer wesen.
175 Waz tuot ir min? Wol zwir als vil,
Swem sis mit triuwen teilen wil.
Si tregt ûf erd der sælden crôn.
Ir diener gît si sölchen lôn
Mit stæter lieb und sunder haz.
180 Ich lob an ir ouch vürebaz
Ir hendlîn wîz, ir vinger lank,
Gar zühticlich stât ir ir gank.
Zuht, triuw und elliu werdikeit
Got selber hât an si geleit.
185 Het si daz arge trügenvaz
Verlân, sô füer si dester baz;
Wann swâ man vrouwen bri-
men sol,
Dâ gih ich ir dez lobes vol
Niht daz ichs selb versuoche
hab,
190 Wan ich bins gar ein junge
knab
Und ward ouch nie sô reh-
küen,
Daz ich versuocht halt, bie z-
tüen.
Ich wils ouch noch erlôzen mi-
Gen ir und andern, ê daz ic-
195 Von irem wirte sölchen ha-
Well dulten sam daz lasterva-
Umm daz ers in die gmeinde
brôht,
Dez ir ê selten waz gedôht.
Wan dôs den herren gviel s-
wol,
200 Der tumme douhte sich sô t-
Daz er sîn meisterschaft ge-
sprach,
Als er mir selb hernôch verjach.
Und schuof ir einen tummen lîp
Sô daz si wart ir aller bîp.
205 Wan hets halt wol vermiten i-
Sô riet ir doch ir tummer sin
Daz si in sold ze vriedel hân
Si moht ouch nie von herren
lân,
Si müest in wîsen in ir hûs
210 Ôn elliu vrâg; der wirt waz ûz
Eines nahtes daz geschach.
Dô man dez tages niht ensach
Und er nâch willen waz gelegen
Bî ir, er lie niht underwegen.

156 wen; die 159 da bi (b *aus einem ansatz zu* p *verbessert*) 160 rŏt 161 hefelbein 162 Gedrolsen; *hinter* wol *steht* ir ouge *durchgestrichen*; mŏzen 165 vrôwn (n *aus* en *verbessert*) 166 an siht 167 wol] *lis* sind? rosenuar 168 v̂ber sůzzet g. 170 stet 174 vrouden 175—180 *sind am rand zugefügt* 176 Swem teilen / Swen̄ ; triwen; meinen 178 sŏlchen 179 steter triuw 180 fůrebaz 181 stet 183 keuchs (k. *durchgestrichen*) 184 hat *aus* het *verbessert* 185 trugenuaz 187 brůuen 189 ver sůchet 191 *f* kûen : tûen 192 bie] b *zu* w *verbessert* 193 erlŏzen 194 anders 195 sŏlchen 196 lasteruaz 197 Vm̄; gmeinde 198 ge doht 199 Wan] W *am rande vorgesetzt* s. den herren / dôs d. h.] do in beiden (do *auf rasur*; in beiden *durchgestrichen*) 200 *vor* douhte *steht* douche (douc *davon durchgestrichen* 201 meist'schaf 202 her noch ver iach 204 bîp = wîp 205—210 *am rande zugefügt* 205 *vor* verm. *steht durchgestrichen* ge 214 vnder wegen.

215 Er sprach: 'Vrouwe, ich wil gân
Durch nôt'. Den andren vand er stân
Vor der tür. Er nam sîn hant
Und fuort in, dâr daz bette vant
Heimlîchen zuo der vrouwen dar.
220 Nu wart si leider niht gewar,
Daz ers durch trüghait het getôn.
Si waz ouch selber in dem wôn,
Daz er der wær, ders ê dâ waz.
Der selb sich fürdert dester baz,
225 Daz der dritte kœm aldar.
Dô daz ergie, si wart gewar,
Daz si den tritten het genomen.
Nu wôrens alle für si komen
Und sprâchen: 'Vrou, ir leugent niht,
230 Wan man die wôrheit wol besiht,
Daz ir sît unser drîer bîp'.
Waz sold si martren iren lîp?
Wan geschehen schad von keinem man
Wirt wider brôht, halt swaz er kan.
235 Doch sol man im dest vînder sîn,
Daz er betrôg daz vrouwelîn.
Ich wils doch loben, als ich sol,
Wan si ist aller tugden vol.
Zuht, schœn, êr, elliu werdekeit
240 Mit einvalt gar diu vrouwe treit,
Ôn daz ir werder keuscher lîp
Doch ân ir schuld wart drîer bîp.
Man sol si niht dest bœser hân,
Wan si betrôg der zouberman.
245 Ich wil irs namen niht veriehen,
Daz man si meg in êren sehen
Hin als her. Doch sol ir man
Ir hüeten baz, ob er ez kan,
Sô wirt ir laster niht ze brait,
250 Trag still und ein sîn herzenlait
Und clag, daz er ir niht enpflach.
Si mag noch leben mangen tach
In êren. Ich wils niemant sagen
Und tet ouch nie bî mînen tagen,
255 Ôn daz ich rüeg den argen wiht,
Mit dem die vrumen habent pfliht
Und doch sîn dikke werdent crank,
Des hân die werden herrn undank,
Went si in vrouwen dienste leben
260 Und doch ir liep der gmainde geben,
Als dô geschah dem vrouwelîn.
Des müesten in die andren sîn
Dest hasser. Daz ist baz verborn
Denn vrouwen gruoz und lieb verlorn.
265 Ich wil in übersehen daz,
Went si sich hüeten fürebaz.
Nu megt ir hœren, waz geschach,
Als mir der zouberer veriach:
Si kômen all an einem tag
270 In ir hûs, von den ich sag.
Der wirt und ouch daz vrouwelîn
Hiezens willekomen sîn;
Der wirt west niht als umm ein hâr,

216 nôt; vrien (andren *über* vrien) 217 sîn] sint 221 turghait (g *aus einem ansatz zu* l *oder* b *verbessert* 223 wær] w[i] 224 der selb (selb *durchgestrichen*) vri (selb *über* vri) sich furdert 225 al dar 226 er gie sit w. ge war 228 wôrens 229 ir *aus* nu (?) *verbessert* 230 wôrheit 231 bîp = wîp 234 halt] h *aus* ? *verbessert* 237 wils *aus* wil si *verbessert*; doch *hoch zwischengeschrieben* 238 Wan siu Ir lip (vrouwe *über*) ; tungden 240 die selbe 241 keuchser (eu *scheinbar aus* iu *verbessert*) 242 bîp = wîp 244 Wā *aus* ? *verbessert*; betrôg; zouber man 249 zebrait 258 herren 259 *hinter* si *rasur*, z? 260 gmaide 262 mûsten 263 ver born *hinter* v. 266 *ist raum für 4 zeilen frei* 268 zôuberer 271 vrôwelin 272 Heizens willikomen s. 273 vm̄.

Warumm si wâren komen dar,
275 Ôn ob si wolten trinchen dô
Den wîn, den er verkoufte sô.
Er west ouch von der vrouwen clein,
Daz si waz wordn in allen gmein.
Er bat si zuo im sitzen nider.
280 Dez waz ir dheiner im niht wider.
Si sprâchen: 'Wirt, nu trag her wîn,
Wir wellen bî dir vrœlich sîn
In disem sumer hundert stunt.
Waz sold halt uns ein rôter munt
285 Ûf dem anger, in dem klê,
Und uns durst, hunger tæte wê?
Magenvrœud ist wol ein crôn.
Swaz man halt sag von vrouwen lôn,
Wir kêrn uns an das tanzen niht
290 Swenn uns der wirt niur gerne siht
Trinken an dem tennen sîn.
Wirt, werder man, nu trag her wîn!'
Der wirt stuond ûf und tet alsô;
Des wôrns all gemeine vrô
295 Dô er in den keller gie,
Der ein die vrouwen ummevie.
Er sprach: 'Vrou, nu tuot als ê!
Mir ist nâch iuwer min sô wê,
Daz ich muoz zwâr geligen tôt,
300 Helft ir mir niht ûz diser nôt.
Wan ich wils ûf mîn wârheit iehen,
Ich hân nie lieber liep gesehen
Dann ir mir sît'. Diu vrouw sprach:
'Ôwê mîns herzen ungemach
305 Sît ir her komen alle drî,
Daz ir mir ligent aber bî:
Ich muoz ez tuon, ich tet ouch ê;
Wærz ungeschehn, ez gschæh nit mê.
Doch mag ez hie niht wol geschehn,
310 Wan kœm der wirt, er wurd ez sehn:
Sô wüehs mir angest unde nôt
Wan er tet mir den bittren tôt.
Herr mîn, des überhebent mich
Swaz ir dann wellent, daz tuon ich'.
315 Der kneht sprach: 'Herr, si sagt iu wâr;
Doch welt ir volgn, ich rât iu zwâr,
Daz ez wirt nimmer underkomen,
Si werd halt offenbâr genomen
Von uns, und gwinnen doch den wîn'.
320 Si sprâchen: 'Sag, wie mag daz sîn?'
Er sprach: 'Ich wils genemen zwâr
An diser stat gar offenbâr,
Daz es der wirt siht und ouch ir
Unds doch niht waiz. Sam tuot ouch zwir
325 Ir beid mit iuwer hübescheit
Und geltt den wîn, wirt mir geseit,
Daz ichs genæme baz denn ir

274 Warum̄ 275 dô 276 ver koufte sô 278 worden 279—280 *es steht zunächst da:* Er bat si nider sitzen dô Dez worns all von herzen vrô. *dann ist in v.* 279 nider *und* dô *und v.* 280 *ganz durchgestrichen, über* nider *ein* zû im *geschrieben und neben* dô *an den rand gesetzt:* nider dez waz ir dehein[1] im niht wider 284 rôter 286 tete 287 Magen vreûd; wol] l *aus* n *verbessert* 291 Tr. an tennen / bi dem herde sin 293 alsô 294 worens; vrô 295 keler 296 v̄me uie 297 tût 298 iwer 300 Vnd helft (Vnd *durchgestrichen*) 301 iehen] nemen (*der 2. und 3. grundstrich des* m *sind zu* h *verbessert*) 303 Wañ: die 305 *f* drie: bie 308 Wers; gscheh 310 wurd 311 vûechs; nôt 312 tôt 313 v̂berhewent 317 vnder komen 324 Vnds doch *aus* Vnd ioch *verbessert*; siht / waiz 325 iwer hûbesheit 326 wirt *aus* wirn *verbessert* 327 ge^ne^me.

Mit kluocheit hie. Deż ieht ouch mir!'
Si sprâchen baid: 'Ez gvellt uns wol:
330 Unhübscheit schaden dulten schol;
Der beste schol wol ledig sîn,
Die zwên, die gelten dann den wîn,
Swaz wir getrinken disen tak,
Unz einer heim niht komen mak
335 Ous uns, er criech dann als ein ber'.
'Nu swîgent all, er gât dâ her,
Der wirt. Ich wil ez heben an',
Sprach der kneht, 'ob mir sîn gan
Iur beider will'. Si sprachen: 'Jâ'.
340 Nu waz der wirt gesessen dâ.
Der ein sprach: 'Wirt, nu trinkent ir;
Darnâch sô gênt ze trinchen mir;
Diu vrou mit uns ouch trinchen sol!'
Si sprâchen all: ,Ez gvellt uns wol!'
345 Dô der gougeler getrank,
Er stuond ûf und tet ein ganc
Für die tür und ouf daz dach.
Durch ein loch er nider sach
Und sprach: 'Herr wirt, sagent mir,
350 Ouf iuwer triuwe, tobent ir,
Daz ir daz bîp genement dô
Bî mînen herren? Anderswô
Wær ez bezzer, wissent daz!
Ich wils iu immer tragen haz,
355 Daz ir niht schônt der herren mîn.
Ir megent gar wol trunken sîn'.
Der wirt sah ouf und sprach zehant:
'Wie hâst dîn ougen sô verwant,
Daz du versihest dez niht ist?
360 Pfuch diep, du tôr, wie blint du bist!
Ich sitz hie schôn ûf diser banch.
Sag mir, sint dir diu ougen cranch?
Sô gâ her ab, ich segen dirs.
Ouf dîne triu, vergihâ mirs!'
365 Der kneht der sprach zehant hinîn:
'Her wirt. lât ir iur spotten sîn!
Ûf mîn triu, ez dunket mich,
Bin abr von ett getrogen ich,
Daz muoz von dem gestirne wesen.
370 Ich hôn ez êmôls wol gelesen,
Daz ez dikke sî geschehen
— Mîn kunst muoz mir der wârheit iehen —
Daz in dem iâre kumt ein tach,
An dem niemant getriuwen mach,
375 Swaz er gesiht ze rehter cur.
Daz macht dez planêtn natur,
Der dann der erd geweltig is'.
Der wirt sprach: 'Wirt daz zkainer vrist?
Betriug mich niht! Ich gân zuo dir'.
380 Der kneht sprach: 'Jâ, geloubent mir!
Ich wil zuo mînen herren gân,
Sô sult ir hie zdem loche stân.
Ich weiz ez wol: ez dunkt iuch ouch'.

iehent ouch
328 dez volgent mir (volgent *durchgestrichen*) 329 ez l guellt; wol (l *aus ? verbessert*) 330 Vnhubscheit 331 bester 336 get 337 hewen 339 Iwr; iâ 340 gessen; dar (d *aus* s *verbessert*) 342 *vor* Darnach *steht* Dar *durchgestrichen, weil das* r *verkleckst ist*; zetrichen 342 Die; trichen 344 guellt 346
Vnd das bip
einen gank 349 Er 350 iwer triwe 351 die vrown (= *wîp*); dô 352 anders wô 353 Wér 355 schônt 356 megt 357 ze hant 360 tôr 361 sizz (*durchgestrichen*) sitz 362 diu] die 364 triw ver giha 365 hin in 366 iwr 367 triw 367a (*durchgestrichen*): Ist aber ètt daz triuget 369 w.] s wesen 374 getr.] gebrûuen 376 planet 378 Der w. spr.
daz
wert er 379 gen 381 *f* gen : sten.

Zdem dache gôht der tumme gouch
385 Und guckt zdem loche dâ her nider.
Der kneht kom zuo der vrouwen wider
Und legt si nider zuo der bank.
Ir beinen tet er einen schrank,
Unz er in die schlingen brôht
390 Den heber, als er het gedôht.
Als er der lieb dô mit ir pflach,
Der wirt dort vor dem loche lach
Und sprach: 'Ez mag niht wol gesîn,
Der kneht lig bî der vrouwen mîn'.
395 Er tet ouch vor im einen segen:
'Sant Jôhans der müez mîn pflegen',
Sprach er. 'Ist daz ein zouberlist,
Wie glîch ez dann der wôrhait ist.
Her knapp, stât ûf, êst an der zît!
400 Als lesterlich mîn vrouwe lît,
Daz sih ich wol. Nu gloubent mir:
Swaz ir hie tuont, daz arnent ir'.
Er sprach: 'Her wirt, wie tump ir bint!
Wær ich von siben iârn ein kint,
405 Ich törst iuch niht betriegen sô.
Ich sag ius noch und sprachs ouch dô:
Der steren art ist sô gewant,
Die wîl ir ûf dem dache stânt,
Ir seht den ohsen für die kuo,
410 Stüent ir halt unz gen morgen vruo.
Gât her ab, ir megt ... besehe[n]
Diu vrou sol mir der wârhe[it] ...
iehen.
Oder ists sô gar ein boeser ...
Daz si geschant ir schoene ...
415 Mit sölcher tât? Ez ist wol re...
Daz ir die wôrheit baz bes...
Der wirt dô zuo den herren g...
Mit armen er si ummevie.
Er sprach: 'Lieben herren ...
420 Weder mag daz dinch e[r]
wôrheit sîn?'
Si sprâchen: 'Gloubst du de[m]
du tôr.
Von dîner vrouwen?' — 'Ne[in]
ich zwôr',
Sprach er. 'Der planêten a[rt]
Macht, daz ich wæn, der ...
niht wart,
425 Als mir der knapp hiut ê ver-
iach.
Ir seht ez wol, wie im gesch[ach]'.
Diu vrouwe sprach: 'Ach ...
mir!
Ir tummer man, wez wænent ...
Daz ir mich zîhent solcher tô[t]
430 Wær ich in grôzes hungers n[ôt]
Ich wolt doch niht dest boese[r]
sîn'.
Er sprach: 'Herzliebiu vrouwe
mîn,
Ich bin betrogen als er ê.
Schweig, ez geschieht mir
nimmê mê'.
435 Sus het der zouberer vol-
brôht
Sîn gougelfuor als er gedôht.
Si wurden trinken wider str...
Der kneht sprach: 'Herr, ...
an der zît,
Welt ir volbringn ein hübe-
scheit,

385 gugzt 390 ge docht 391 Als d̦ er; pfach 395 ouch *oben zwischengeschrieben* 397 zůberlist 399 stet 401 glouwent 402 arnt (nt *aus* t *verbessert*) 404 siwen 405 tŏrst; betrigen 406 Ich sagț (ț *ausgewischt*) iuchs nach vnd sprachs o. d. 407 sô] wo (w *zu* s *verbessert, dann das ganze wort ausgestrichen*) so 410 *vor* gen *steht ein unvollendetes* k 411 Ge[...] baz 413 bîp = wîp 416 baz] hie 418 vmme vie 421 *f* tôr : zwôr hôrt 424 darz ich wen 425 ver iach 426 seht (seht *ist unter nicht übergeschrieben, da es die letzte zeile der spalte ist*) 428 wenent 429 tôt 430 Wer; grŏzez; nŏt 431 wŏlt 432 herz liebiu 435 zůberer vol br. 439 hubscheit *aus* hubecheit *verbessert.*

440 Als wir hân êmôls angeleit.
Der wirt ist trunken unde vol;
Dâvon megt irz volbringen wol'.
Si sprâchen: 'Jâ, daz mag wol sîn'.
Des lacht ouch dô daz vrouwelîn.
445 Der stolze degen unverzagt
Sprach: 'Wirt, weist, waz man von mir sagt?'
Er sprach: 'Jâ, herr, ir sîts ein degen
Stark und küen, gar ûzerwegen
Vor allen rekken, daz hœr ich.
450 Herr mîn, des selben tünkt ouch mich'.
Er sprach: 'Mîn wirt, du sagst vil wôr.
Ich wil dich lôzen sehen zwôr,
Daz ich dîn wîp, ist ez dîn will
Mit sterk wil heben ûf die dill.
455 Gâ du hinûf und sih mir zuo
Ôn valsch, ob ich ir rehte tuo'.
Der wirt sprach: 'Herr, ez ist geschehen.
Ich wil iur craft hiean besehen'.
Zehant er ûf die dille gie.
460 Der iung die vrouwen ummevie;
Mit schrenken si in ummegraif;
Gar dikk ers in die hœhe schwaif;
Den rugge bôg er hin ze tal;
Daz afterteil im ûz der zal
465 Gie ûf und nider sam ein rat,
Unz in der wirt gesitzen bat.
'Ir tuot iu wê, mîn lieber herr;
Ir sît der dill noch gar ze verr'.
Er sprach: 'Her wirt, ich het verlorn,
470 Het ichs gewett. Daz ist mir zorn'.
Doch het er nôch dem willen sîn
Getreutt daz schœne vrouwelîn,
Daz sichs der wirt halt nie versach.
Der kneht zdem andren herren sprach:
475 'Wol an die vart, herr! Daz sol sîn,
Oder ir müest gelten uns den wîn'.
Der hübsche vrîe zuo in sprach:
'Trinkt all und habent iur gemach!
Ich hœr, ez si der tumben spil,
480 Swer sich dez underwinden wil
Dez er niht volbringen kan.
Her wirt, ir sîts ein grôzzer man;
Diu vrou ist schwær und dabî crank.
Legt ir iuch beid ûf disen bank,
485 Si ob, ir under, daz der lîp
Iu seh her und doch daz wîp
Seh ûf, sô wil ich zwârhait sagen,
Ich well iuch beid mit creften tragn'.
Der wirt sprach: 'Vrou, wol her ûf mich!
490 Ich wil mich legen under dich.
Wir schulln versuochen, ob ez gât
Im, als er sich vermessen hât'.
Der herr si legt alsam ein kneht.
Als im si beidiu wôren reht,
495 Der vrouwen hemd er sô zehant
Las ûf, unz er die reuhe vant,
Darîn er sînen nagel stiez.
Dô er sich ûf si nider liez.

442 Da von 443 Sin (n *durchgestrichen*) 443 vnuerzagt Stark 448 Strak; kûn, vz er wegen 450 tunk 455 hin uf bint (b. *durchgestrichen*) vnd 456 valchs 457 iwr; hie an 459 zehant hant (*das 2.* hant *durchgestrichen*) 460 vme vie 461 vme graif 463 bôg er hinze tal 466 gesizzen 467—68 *sind am rande zugefügt* 468 dill (i *aus* e *verbessert*); zever 470 gewert; mir l zorn 472 vrôwelin 474 [andren] dritten (dritten *durchgestrichen*) 475 [sol] mûz 476 mûst 477 hubsche 478 iwr gmach 483 Daz (*durchgestrichen*) die vrou; schwer; da bi 484 desen 486 seh zder (d *aus* e *verbessert*) her s vnd 491 ver sûchen; gat (t *aus* z *verbessert*) 493 Er bgund si legen als ein kneht; *die ganze zeile ist dann durchgestrichen und am rand zugefügt:* Der herr si legt al reht sam ein kneht 494 w.] b woren 496 Las (s *aus* z *verbessert*); reúhe 497 Dar in.

Er tet ir mangen starken stôz,
500 Den einen klein, den andren grôz
Und schrei 'Hô hô' reht sam ein man
Der heber wol gemaistren kan.
Den wirt betrôgt, daz er dô lach
Und west niht, wez der herre pflach.
505 Er sprach: 'Wol ûf, ir sît ez ouch
Als iur gesell ein tummer gouch,
Wan ir iuch kintlich nement an,
Daz niemant wol volbringen kan'.
Sus het ouch nâch dem willen sîn
510 Der selb getreut daz vrouwelîn.
Si heten all gar sêr gelogn
Und waz der wirt dâmit betrogn.
Ich sprich ez ouf die triuwe mîn:
Er mag nit wol ein hofman sîn,
515 Der sich alsus betriegen lât,
Dâbî er selber ligt und stât.
Wær er gewest ein wîser man,
Er sold daz end besehen hân,
Rôt gmessen in sîns herzen grunt
520 Noch mê wan hundert tûsent stunt,
Ê daz er sîn liebez wîp
Gewôgt het an der herren lîp
Mit solcher list, dez gih ich wol.
Doch macht ez lîht, daz er waz vol.
525 Entschuldigt in daz? Nein ez zwâr!
Halt niht sô rinc als umm ein hâr!
Swer der tumpheit hât sô vil,
Daz er niht recht betrahten wil,
Waz er begât, êst wunders niht,
530 Ob im vil lîht ein schad geschiht.
Stat stelen lêrt ouch mangen man,
Der êmôls stelen nie began.
Sam gschach den edlen herren hie.
Ir tweder sölchs ê nit begie,
535 Nu schuof ez niur der tumme man
Und der kneht, der zoubren kan.
Doch êmôls hie geschrieben stât,
Daz er nit gwinnet wîsen rât,
Swer sich in bôsheit leiten læt.
540 Er sol messen ê die ræt,
Ê daz ers underwinde sich,
Dez man in lêret, daz rât ich.
Ez zimt ouch einer vrouwen wol,
Daz si die strôzen mîden schol
545 Ze rehter wîs. Wær daz geschehn,
Des wirtes wîb, si würd gesehen
Heimlîchen und ouch offenbâr
In êren bet noch mangiu iâr.
Si hât ouch êr noch offenlich,
550 Doch heimlich muoz si schemen sich.
Ir wirt der sol ir pflegen baz.
Waz hülf, ob er ir trüege haz?
Êst ôn ir grôzze schuld geschehen.
Der wôrheit muoz ir man mir iehen,
555 Sît er ez weiz. Ouch müe in klein,
Daz nu diu werde sældenrein
Leugen wol mit worten kund.
Kein diep genæz bî dheiner stund,
Ob er veriæh und missetæt.
560 Er wær verlorn, swaz man gebæt.

499 grozen (starken *über der Zeile*) (gr. *durchgestrichen*) 501 schrei] r *aus* i *verbessert*) 506 iwr 508 vorbringen 513 triwe 515 betrieget 516 Da bi 517 Wer; frumer (wiser *über der Zeile*) (fr. *durchgestrichen*) 523 gi 529 begeht 530 gesiht 531 l.] ret (*durchgestrichen*) lert 536 zůbren 538 gw.] triwet 539 let 540 di ret 541 vnder winde 544 di 545 wer 546 wr̂d 547 ŏch 551 Ir (I *aus* D *verbessert*) 556 sich (nu *über der Zeile*) (sich *durchgestrichen*); selden rein 558 genez 559 ver ieh; missetet 560 wer ver lorn; geb et.

Ir wîsen, underschaident mich:
Ûz den drîen wem sol ich
Der âventiure bî gestân,
Daz er daz beste hab getân
565 Mit stolzer min? Ich zwîvel sîn
Und weiz niht, wer noch gilt den wîn.
Wellent si sîn ûf mich gân,
Sô müezents all ze pfande stân.
Her wirt, ir strâfts, als ir begert,
570 Wan si sint strâfens gar wol wert
Umm die grôssen missetât,
Die der kneht begangen hât
Und die herrn. Hânt si bôt,
Sô zieht ins ab, daz ist mîn rôt
575 Und stôst si nakkent für die tür
Mit straichen, als ez sich gebür.
Ir dheiner sîn gewehen tar,
Geloubent mir, als umm ein hâr:
Ir laster dester grœzzer wær!
580 Hie endet sich des wirtes mær.

schaident 561 vnderwisent 562 Vz (V *aus* T *verbessert*) 563 ebentûre 565 zwiuvel 566 niht (i *aus* e *verbessert*) 567 *f* gen : sten 568 mûzents 573 bôt = wât 574 rôt 576 ge bûr 577 deheiner 579 d.] dest er; wer 580 mer.

'QUI VULT ORNARI'

EIN SPRUCHBUCH DES MITTELALTERS UND SEINE DEUTSCHE ÜBERSETZUNG.

Fast gleichzeitig veröffentlichten vor nunmehr 30 jahren PBahlmann[1] und MWeingart[2] einige 'schülerregeln', die gegen ausgang des mittelalters in lat. versen geschrieben und in deutsche übertragen worden sind. beide herausgeber beschränkten sich auf den abdruck der ihnen zugänglichen incunabeln: keiner zog handschriftl. material heran. die mir bekannt gewordenen hss. weichen in der textform von der veröffentlichten nur unwesentlich ab; doch sind in der einen oder andern hs. gegen ende des ganzen verschiedene neue verse eingeschoben. völlig unbekannt ist Bahlmann wie Weingart eine fortsetzung geblieben, die mit den worten *Qui vult ornari* beginnt und ungefähr gleichen alters, aber allgemeineren inhalts ist. dass auch sie für den zweck der erziehung der heranwachsenden jugend bestimmt war, lässt sich schon aus der in den hss. vorgenommenen vereinigung mit andern ohne zweifel in der schule behandelten stoffen vermuten. ob sie aber würklich beim unterricht gebraucht worden ist, wissen wir nicht; keine der erhaltenen hss. bietet einen commentar oder glossen, die sonst die benutzung in den schulen sicher beweisen, und ebensowenig führt die deutsche übersetzung des lat. textes darauf.

Diese spruchsammlung ligt vollständig vor in zwei hss.[3]:

[1] Mitteilungen der Ges. f. dtsche erz. u. schulgesch. 1893, s. 129 ff.
[2] Jahresber. d. gymn. zu Metten 1893/4.
[3] herr bibliotheksdirector Fischer in Bamberg und herr oberbibliothekar dr Leidinger hatten die liebenswürdigkeit, einige stellen meiner abschriften vor der drucklegung noch einmal mit den hss. zu vergleichen. ihnen sei dafür auch hier herzlich gedankt.

b = Bamberg, Kgl. bibliothek: msc. med. 13 (L. III 54). 15. jh. 8⁰. bl. 127ᵛ — 129ʳ. am schluss die worte *Explicit Diarium* [*D* ist unsicher; Lc oder Lt?] *breue et dyariorum* [hs. *dyaoꝑ* (= *dyalogorum*?)] *doctrine*. — der text ist nicht frei von nachlässigkeiten und directen fehlern. die heimat des schreibers war Bayern: *b* > *w* in *wetrewgen, wedenckt* (neben *pegert, petracht*) — *w* > *b* in *ebig* (neben *ewig*), *gebeſen* — *ſey* (neben *ſi*) = 'eam' — *geſt* innerhalb des verses.

m = München, Kgl. hof- und staatsbibliothek: clm 4409. 15. jh. 8⁰. bl. 33ᵛ — 40ᵛ. im text begegnen häufig verschriebene wörter, auslassungen und andere unachtsamkeiten. von 3 händen geschrieben. die hs. ist schwäbischen ursprungs: *au* für *â* in *gaut, gauſt, gaun* (neben *gaſt, gat*), *lauß* = *lâz*, *haut* = *hât* (neben *hat*).

Aufserdem finden sich einige verse mit deutscher übersetzung (nr 1. 5 2. 22. 51 1) in einer kleinen spruchsammlung der hs. I 98 der fürstlich Dietrichsteinschen schlossbibliothek zu Nikolsburg [= *n*]. der schreiber dieses werkchens war Bayer: *b* > *p* im anlaut in *piſt, pegert, puchlein* — *k* > *ch* in *chain* (neben *vnkeuschait*), *duo* = *du*[1].

In der Münchener hs. ist die sammlung in der weise aufgezeichnet, dass je 2 lat. verse zu einem verspaar vereinigt sind, dem die deutsche übersetzung — ein vierzeiler — unmittelbar folgt. die Bamberger hs. zeigt nur am anfang und am ende die strophenform — auch hier mit einer ausnahme (nr 68) vierzeiler für das lat. verspaar; sonst ist jedem lat. verse die deutsche übersetzung sofort beigefügt. ebenso schliefst sich in der Nikolsburger spruchsammlung, von den beiden eingangsversen abgesehen, an jede lat. zeile stets der deutsche zweizeiler.

Über das verhältnis der hss. b und m sei folgendes bemerkt. beide hss. stimmen — von der orthographie abgesehen — an vielen stellen wörtlich überein[2], sind aber anderseits oft im wortlaut gänzlich verschieden[3] und weichen in der reihenfolge und zahl der verse voneinander ab[4]. Eine v ö l l i g befriedigende erklärung für diese übereinstimmung und unterschiede der beiden nach vorlagen gearbeiteten hss. vermag ich nicht zu geben.

Die gewöhnliche form der lat. sprüche ist der hexameter und der zweizeiler, und zwar meist mit ein- oder zweisilbigem reim. hiatus und elision erscheinen nie. in der cäsur findet

[1] die hs. hab ich selbst nicht gesehen, ich verdanke die abschrift der verse herrn professor ARille in Nikolsburg.

[2] bezeichnend sind die gemeinsamen fehler in 44 3. 49 1. 58 1 und die auffallende übersetzung von videre 24 2,

[3] vgl. zb. die übersetzungen von 11. 22. 29. 32.

[4] es sei nur darauf hingewiesen, dass in m 18 u. 19, 39 u. 40 56 u. 57 miteinander vertauscht sind und dass in m 27. 31. 34. 36. 38 fehlen, während b 71—76 nicht bietet.

sich nicht selten verlängerung einer kurzen silbe; sogar die infinitivendung *-re* wird davon betroffen: *gaúderé* 40. prosodische verstöfse sind recht häufig; doch ist wol bei einigen der grund in der unsorgfältigen überlieferung zu suchen. der mittelalterlichen messung entsprechen aber *credŏ* 58 *muliĕbrem* 24 *muliĕres* 27 *pretereundŏ* 66_1 *primŏ* 2_1 *quandŏ* 6_1. 69_2 *verĕ* 40.

Wie so viele spruchsammlungen des ma.s, die der jugend einerseits tugend und lebensweisheit, anderseits latein beibringen sollten, so schöpft auch unser büchlein aus litterarischen quellen. mit ganz geringen abweichungen finden sich 2_2. $5_{1.6}$. $6_{1.2}$. 7. 9. 11. 12. 14. 15. 28. 29. 33. 35 in dem Liber de contemptu mundi, 67 im Floretus und 69 im Facetus, falls diese verse nicht in den Facetustext interpoliert worden sind. — dass in spruchsammlungen ähnlicher art hier und da auch verse unseres spruchbuches stehn, mag noch erwähnt werden[1].

Über den verfasser der deutschen verse ist nichts bekannt. auch eine localisierung des ganzen ist bei dem fehlen charakteristischer beiden überlieferungsformen gemeinsamer bindungen unmöglich. ein grofses formtalent ist der verfasser auf keinen fall gewesen. immerhin muss anerkannt werden, dass er sich bei seiner übertragung nicht ängstlich an seine vorlage hält und auch den sinn des originals überall richtig widergibt, und wenn auch wenig gewante bindungen (nachstellung der pronomina *dein* und *ſein*, umschreibung des verbums durch particip und hülfsverb), hässlich würkende rührende reime (auf *-lich* und *-heit*), inhaltslose phrasen oder strophenfüllsel (*zu aller friſt* uä.; *das ist mein radt*) nicht vermieden sind, so kann doch zugegeben werden, dass nicht wenige verse in recht gefälliger form übertragen worden sind.

Dem abdruck ligt b zu grunde, das sorgfältiger als m gearbeitet ist und im ganzen den ursprünglichen text besser als m bewahrt hat. bei den lat. versen sind schreibfehler und andere sinnfällige versehen ohne weiteres beseitigt worden, wenn m die richtige lesart bietet. ferner wurden die distichen, deren zeilen der schreiber von b auseinander gerissen hat, widerhergestellt: 45. 51. 63. cursivdruck ist nur angewant, wenn das betr. wort von keiner hs. gelesen wird, sondern ganz conjectur ist. bei den deutschen versen sind die abkürzungen aufgelöst worden, sonst aber hab ich mich jedes eingriffs in die überlieferte schreibweise enthalten. sämtliche varianten in n und m uneingeschränkt im apparat zu verzeichnen hielt ich bei den heutigen

[1] so zb. nr 9 im florileg von SOmer (= Rom. forschungen VI 569); 26. 62 im Florilegium Gottingense (= Rom. forschungen III 312. 288); 2_2 in der Niederdeutschen spruchweisheit (= 50, 337). vgl. auch JWerner Lat. sprichwörter und sinnsprüche, die nicht weniger als 19 verse unserer sammlung bieten; sie sind sämtlich aus der Baseler hs. A. XI. 67 ausgezogen.

hohen druckkosten für nicht angebracht und auch bei dem geringen poetischen wert des ganzen für überflüssig. ich gebe nur die völlig verschiedene übersetzung einzelner verse und einige andere interessante abweichungen.

Berlin-Karlshorst. **Edwin Habel.**

1 Qui vult ornari virtutibus atque beari,
Audiat intentum presentis nempe libellum.
Wer pegert tugent auf erden
Vnd dort ain hime*l*chint *wil* werden,
Der ſol lernen das piechlein
Vnd zu im nemen dy lere ſein.

2 Dilige primo deum, cuius precepta teneto.
Christo iunguntur, sua qui precepta sequuntur.
Zum erſten mal hab lieb got
Vnd halt mit fleis ſein gepot.
Dye wirt heylig machen got,
Dy da halten ſein gepot.

3 *Est* nichil in mundo melius quam deo servire.
Qui servit Christo, regnabit iugiter isto.
Auf aller werlt nichcz peſſers iſt
Dan got dienen zu aller friſt.
Der got dienet fleiſſichleich,
Der herſcht mit im ewich*leich*.

4 Non est hic aliquid peius quam pravo servire.
Qui pravo servit, penas habebit inire.
Hye auf erd nit poſers iſt
Dan das man dient dem poſen liſt.
Wer da dient dem poſen mit poſliche*m* leben,
Dem wirt dy ebig pein gegeben.

5 Effuge rotundi laqueos et retia mundi.
Non celum queret, qui mundo totus adheret.
Du ſolt den liſten der werlt widerſten,
Das du magſt dem tot engen.
Dem iſt nicht nach dem hymel gach,
Der der welt volget nach.

1, 4 dort] auch dort *m*, nach diſem leben *n*. ain himelchint wil] himechint *b*, ſälig wöl *m*, *nur* ſelig *n*. 5 ſoll horn *n*, lere mit fleiß *m*. 6 Vnd brauch vil wol die lere ſein *m*, Vnd ſein lere nemen ſein *n*.

2, 5. 6 Der wirt ewig ſterben Wer nun nach ſeinem willen wil leben *m*.

3, 1 Nichil in mundo *b*, In mundo non est *m*. 4 Wen wer got dient *m*. 5 dienet] hulden *m*. 6 ewichleichen *b*.

4, 2 inire] et iras *m*. 5 poſlichen *b*. 5. 6 Wan wer lept in böſem leben Der wil nach der ewigen pein ſtreben *m*.

5, 1 iocundi? 3 den l. der] der weitten *m*. widerſten] e'ſtern̄ *m*. 5 nach dem] gen *m*. dem *n*.

6 **Mundo** non credas, quia nescis quando recedas.
Mors subito veni*e*t; caro pulvis sordida fiet.
Gelaub der welt zu chainer ſtunt,
Wann das schaiden von ir iſt dir vnchunt.
Der tot chumpt ſnell *vnd* vngedacht,
Der den menſchen zu aſchen macht.

7 **Non** dantur segni celestis premia regni.
Dye tr*e*g ſint in diſem lebe*n*,
Den wirt nicht das hymelreich *ge*geben.

8 **Tu** pensa, dives, quod non semper modo vives.
Du reicher, petracht ſtetichleich,
Das du nicht lebſt ewichleich.

9 **Pauperibus** large tua, *dum tua* sunt, *bona* sparge.
Dein aygne hab ſicherleich,
Dy tail mit dem armen ſtetichleich.

10 **Omnia** que tua sunt post mortem nil tibi prosunt.
Was du haſt in deiner pflicht,
Das frumt dir nach dem tot nicht.

11 **Que** parcus quer*es*, effundet prodigus heres.
Was der charge erſparet nu,
Das pringt ſein nachchumen vnnuczleich czu.

12 **Corrige** te licite; fragilis reminiscere vite.
Straff dich mit czimleichchait,
Gedenck an d*e*s leben *v*ergenclichait.

13 **Cura** plenus eris, si vis ut glorificeris.
Menſch, wildu geert werden,
So muſtu vil ſorgen auf erden.

14 **Est** iter angustum, quod ducit ad ethera sursum.
Der weg *fur war* gar eng iſt,
Der zu dem himel furen iſt.

15 **Regna** dei querunt paucique sequi potuerunt.
Die leut ſüchen nicht hye auf erden
Dye weg, da mit ſy ſalig mügen werden.

6, 2 venit *b m.* fiet] erit *m.* 4 das *fehlt m.* iſt dir] das iſt *m.* 5 vnd *fehlt b.* 6 zu dē a. *b,* zu eschen *m.*

7, 2 trag *b,* treg *m.* lebm̄ *b.* 3 nicht das hymelreich] die ewig pein *m.* geben *b m.*

8, 2. 3 Dar vmb betracht du reicher ſtet Das dich der tod nicht hinlat *m.*

9, 1 tua cuncta bone (!) sparge *m,* cum bona ſunt tua large *b.* 3 Dy *fehlt m.* genediklich *m.*

11, 1 Quas *b.* querens *m,* res cumulat *b.* heres] habens *m.* 2. 3 Was der karg hat erſpart Das verzert der milt auf der fart *m.*

12, 3 das leben ergenclichait *b.*

13, 2 geert] ſälig *m.*

14, 2. 3 fur war *fehlt b* Der weg der gen himel gaut Der hat fir war ain engen pfad *m.*

15, 1 paucique] pauci qui *b,* pauci q' *m.* *der vers steht im* Liber de contemptu mundi *mit* 14 *zusammen und beginnt dort*: Hoc pauci querunt ...

16 Cum paucis esto; mortis semper memor esto.
Mit wenig leuten ſoltu ſein
Vnd pis gedächtig des todes pein.

17 Ante tue mentis oculos sit celum et orcus.
Des hymelreichs vnd der helle pein
Sol ſtetig vor deinen augen ſein.

18 Quod propter vitia multi periere, memento.
Betracht, menſch, in dem herczen dein,
Das vmb ſundt vil leut verdorben ſein.

19 Fac homo virtutem, si vis retinere salutem.
Menſch, wil du ſalig werden,
So tu tugent hye auf erden.

20 Ut non dampneris, crimen vitare teneris.
Dy ſundt ſoltu vermeiden ſein,
Das du icht chumeſt in der helle pein.

21 Gaudia mundana cum deliciis, homo, vita.
Wertlich frewt dye vermeid,
Vnd des fleyſch wolluſtichait czu aller czeyt.

22 Luxuriam vince; non est victoria maior.
Vberwint dy vncheuschayt,
So gewinſtu alle ſalichayt.

23 Multos luxuria traxit ad interitumque.
Die vncheuſchait in maniger ſtunt
Vil leut czeucht in der helle grundt.

24 Cum vides sexum frena visum muliebrem.
Wenn du geſt fur frewlichen ſchein,
So ſolt du czemen das geſicht dein.

25 Adversus carnem, mundum pugna sathanamque.
Wider dy werlt vnd *den* poſen geiſt
Soltu ſtreyten aller maist.

26 Femina quem superat, numquam vivit sine pena.
Der lebt nymmer ane pein,
Den dy frawen vberbinden ſein.

16. 17 Was du thüeſt ſoltu ſein Gedächtig des todes pein. Bey wenig leiten ſoltu weſen Wilt menigerlay on ſinden leben *m*.
18, 1 perire *m*, perierunt *b* 2. 3 dein : ſind *m*.
20, 3 der helle] groſſu *m*.
21, 2. 3 Fred auf erd vermeid Der welt woluſt zů aller zeit *m*.
22, 2. 3 Nicht groß ſigung ich fint Den ob ich vnkeiſchait überwind *m*, Duo ſolt uberwinden dy unkeuſchait So gewinneſt ein großen preiſ mit ſelikait *n*.
23, 1 Multos luxuria trahit ad interitum eternum *m*. 2 vncheuſhayt *b*.
24, 1 *in* vides *steckt wol* vadere. 2 gauſt fir ain frelin *m*. 3 So zem ſtät das *m*.
25, 2 werlt] vnd dein fleiſch *setzt zu* *m*. den *fehlt b*, di *m*. poſen *oder* peſen *b*, pöſen *m*.
26, 2 Wen die frawen übergen Der iſt ain bekimerter man *m*.

27 **Felix** est ille, qui non curat mulieres.
Selig der menſch wirt,
Der ſich nit an frauen chert.

28 **Forma** *puellarum* deceptrix est animarum.
Schone geſtalt weiplicher art
Wetrewge*t* manige ſel czart.

29 **Despice** divitias et honorem spernito mundi.
Reichtung vnd wertliche ere
Hindernt dy ſalichayt ſere.

30 **Dormit** nocte parum possessor divitiarum.
Vil ſorget der reich man,
Gar wenig er geſlaffen chann.

31 **Vivit** securus in paupertate egenus.
Der arm in ſeiner armüt
Hat alc*z*eit einen ſicheren müt.

32 **Tutus** exiguo dormit in ſtramine pauper.
Auff ain clain ſtro ain armer man geleich
Sleft ſenfter den in dem pett der *r*eich.

33 **Gaudia** perpetuos pariunt mundana dolores.
Werltlich frewd werd *churcze* friſt
Vnd pringt pein die ewig iſt.

34 **Gaudia** perpetua facit vitaque beata.
Ein tugentſam leben auff *dem* ertreich
Macht ewig frewd in dem hymelreich.

35 **Spiritus** inde perit, si corpus dulcia querit.
Lebt der leib in wolluſt,
Des mus dy ſelle engelten vmbſuſt.

36 **Dulcia** que carni sunt, mentibus illa noce*bu*nt.
Was de*m* leib iſt ſuſſechait,
Das iſt der ſele groß laid.

37 **Est** sapiens vere, qui scit peccata timere.
Der iſt ain ſeliger weyſer man,
Der ſich vor ſunden hueten chann.

28, 1 pulchrū *b*, pulchra *m*. 2 Weiß geſtalt vnd edel art *m*. 3 Wetrewgen *b*, Betrügt *m*.

29, 2. 3 Fluich die welt vnd auch ir zier So haſtu gepieſſet dein ſünd ſchier *m*.

30, 2. 3 So groß ſorg hat der reich man Das er nicht schlaffen kan *m*.

31, 3 alceit *b*

32, 2. 3 Vil bas der arm auf dem ſtro Schlaft vnd iſt ſein gar fro *m*. 3 pett dereich *b*.

33, 2 churcze] czurce *b*. 3 prengt *b*.

34, 1 faciet *oder* fecit? 2 dem *fehlt b*.

35, 2. 3 Ainer der dem leib lebt in freden Vil müß ſein ſel dar vmb leiden *m*.

36, 1 nocent *b*. 2 dem] der *b*.

37, 2 *lis mit m*: Der iſt für war ain weyßer man.

38 Nobilis est ille, quem nobilitat sua virtus.
Der iſt auch edel geacht,
De*n* ſein tugent edel *m*acht.
39 Sunt derisores derisis deteriores.
Dy da ſpotten der leut auf erden,
Dye ſint erger dann dy verſpott werden.
40 Noli gaudere de crimine, sed vere flere.
Nicht frew dich der poßhait,
Sunder la dir ſey weſen laid.
41 Dupliciter peccat, qui se de crimine iactat.
Der ſindet czwifeltichlich,
Der der ſunde ruemet ſich.
42 Pravi letantur, mala cum fecisse probantur.
Ain po*ſe*r menſch trawret nicht,
Wann man dy poßhait auf in vergicht.
43 Impedias nulla reprehendas nec bona facta.
Du ſolt hindern czu chainer friſt
N*o*ch ſtraffen, das da gutt iſt.
44 Mos est malorum reprehendere facta bonorum.
*E*s iſt der poſen leut ſit,
Das ſi loben das gut *nit*.
45 Cum ieiunatur caro lasciva domitatur.
Mens perversa dolet, cum bona sepe videt.
Vaſten iſt der ſel hail
Vnd czemet den leichnam gail.
Ein poſes hercz macht ſich petruben
So es gut werch ſicht v̈ben.
46 Si cupis eterna, non sit tibi cara taberna.
Wildu geren ſalig were*n*,
So ſoltu meyden dy taueren.
47 Qui parcit virge, puerum non diligit ille.
Es iſt den chinden ſchedleich,
Das man ſie nicht ſtrafft ſcherfleich.
48 Audi verba dei, sua si precepta sequaris.
Wildu haben gotes gepot,
So hor ſein wort ane ſpot.

38, 3 Der ... acht *b*.
39, 2. 3 Wer da der lewt ſpotet hie auf diſer erden Der m[illegible] ſelb wol böſer werden *m*.
40, 3 lauß dir es weſen *m*.
41, 3 der ſunde] ſich der ſunde *b*, ſeiner boßhait *m*.
42, 2 poßr *b*. 3 So man boßhait von ihm gicht *m*.
43, 2. 3 Dů̂ſtu vil gů̂cz zů̂ aller friſt Das gevelt den bösen nicht. 3 Nach *b*.
44, 2 Das *b*. 3 nit] nicht *b m*.
45, 4 leichnam] ſtolczen leib *m*. 5 poſes *oder* peſes *b*. möcht
46, 2 werden *b m*.
48, 2 haben] behalten *m*. 3 Sich vnd here ſeine wort *m*.

49 **Premia** virtutes, vitia quoque pen*a* sequuntur.
Dy ſälichait volget nach der tugent dein,
Aber nach dem laſter volget pein.
50 **Ars** semper durat, fortuna recedere curat.
Dy chunſt wert czu aller friſt,
Aber das glucke vnſtete iſt.
51 **Nulla** valet vita, nisi sit virtute polita.
Dum fortuna perit, nullus amicus erit.
Es taug*et* chain leben in chainer ſtunt,
Es ſey dann mit tugent chunt.
Wan von dir weicht das glück,
So cherent dy freunt von dir den rück.
52 **Qui** pravo servit, pretium cum tempore perdit.
Wer poſen dienſt nicht vermeyd,
Der verleuſt de*n* lon mit der czeyt.
53 **Letitiam** patri generat sapientia nati.
Von des ſuns weyſhait
Wirt dem vater freud perait.
54 **Doctus** erit, semper qui vivere scit sapienter.
Der iſt ain wol gelerter man,
Der alczeit weyſlich leben chann.
55 **De** radice mala non procedunt bona mala.
Es iſt ſelten ein poſer ſtam,
Da gute frucht von cham.
56 **Audimus** dici: dando retinentur amici.
Wir horen czu maniger ſtund i*e*hen:
Wer frewnt wel haben, der ſol geben.
57 **Disce** bonos mores; sic te comitantur honores.
Du ſolt ſein guter ſit*t*,
So volleget dir ere mit.
58 **Qui** cunctis placeat, non cred*o*, quod modo vivat.
Auch glaub ich, das nyndert leb chain man,
Der allen leuten geuallen chann.

49, 1 pene *bm*. 2. 3 Dy — nach — Aber *fehlt m*.
51, 3. 4 Chaim leben gevelt noch zimleich wirt Is daz duo mit tugent piſt wol geziert *n*. 3 taugēt *b*, daugt *m* chain] das *m* in chainer ſtunt] zů kainer friſt *m*. 4 des mit mit tugend geziert ist *m*. 5 gluck *b*. 5. 6 Niemand das fraid gicht vil Dem das glick nit helfen wil *m*.
52, 3 denn *b*.
53, 2. 3 weyhait *b*. Auch des kindes weiſhait Nimpt dem vater vnd der můter groß laid *m*.
54, 3 weyleich *b*.
55, 2 ain poſer] das von ainem böſen *m*. 3 Das da gůt frucht von im gaun *m*.
56, 2 iehen *unsicher*. 3 Wir hören auch ſprecken manig ſtund *m*. 4 Der gůt auß geit der haut vil fraind kund *m*.
57, 2 ſiten *b*. 3 ere mitte *b*.
58, 1 crede *bm*. 2 Ich gelaub das nicht leb ain man *m*. hlaub *b*. 3 Der aller welt gevallen kan *m*.

59 Non erit ingratus ludus, si sit moderatus.
So man das ſpil am beſten hatt,
So ſol man es lazzen. das iſt mein radt.
60 Est illic oculus, ubi res sunt quas adamamus.
Wo vns die lieb hin treyt,
Do ſint vns die augen hin peraitt.
61 Non animo tristi fer penam, quam meruisti.
Warumb du leideſt pillich pein,
Des ſelbig ſoltu nicht traurick ſein.
62 Non locus est pacis, ubi regnat lingua loquacis.
Es iſt ain vnfridleiche ſtat,
Do dy czung ir herſchaft hatt.
63 Scire loqui decus est, decus est et scire tacere.
Hec duo qui poterit scire, *peritus* erit.
Der menſch vil lob vnd preis hatt,
Der reden vnd ſweygen kan czu rechter ſtat.
Wer dy czway wol chann,
Der wirt gehalten fur ain weyſen man.
64 O vos viventes, ad nos convertite mentes:
Quod sumus hoc eritis; fuimus quandoque quod estis.
Ir lebentigen, halt vns i*m* herczen
Vnd wedenckt vn*ſere* ſmerczen,
Was ir ſeyt, das ware*n* wir,
Was wir ſein, das wer*de*t ir.
65 Non contristemur, si paupertate gravemur.
Christus pauper erat, qui nunc super omnia regnat.
Wir ſullen nicht betrubt ſein,
Ob wir von armut leyden pein.
Got ſelber arm gebeſen iſt,
Der nu vber alle werlt herſchen iſt.
66 Virginis intacte cum transis ante figuram,
Pretereundo cave ne sileatur ave.
Wenn du geſt fur Maria pilde,
So gruß dy müter milde

59, 2 Auch ſo das *m*. hatt] gat *m*. 3 So *fehlt m*.
60, 2 Auf was die liebe trait *m*. 3 vns *fehlt m*. peraitt] genaigt *m*.
62, 2 vnfridleiche] vnſichere leichte *m*.
63, 2 scire] mō (= modo?) *m* peritus] hic sapiens *b*, sapiens faciens *m*. 3. 4 Es iſt ain lob vnd ain preiß weit: Wer rett vnd ſchweigt zů aller zeit *m*. 5 Auch wer *m*. wol] ſo wol *m*. 6 gehalten fur] genant wol *m* weiſer *m*. — *die Wolfenbütteler hs.* 930 *Helmst. bl.* 88[vb] *bietet folgende übersetzung*: We tou thiden swighen und spreken kan, de wirt ghehaulden vor eynen wisen man.
64, 3 in *b*. 4 vnßrn̄ *b*. 5 war *b*. 6 wert *b*.
65, 4 armut] arbeit *m*. 6 Vnd yber alle ding herſchot als man liſt *m*.
66, 4 gruß dy] gedenck der *m*. 6 den *b*, ainem *m*.

Vnd pis ſi alſo grueſſen
Mit de*m* aue maria ſüſſen.

67 Si iunctus fueris sancto, tu sanctificeris;
Sed perverteris, si perversis socieris.
Wer wil werden ain heilig man,
Der nem ſich guter geſellen an.
Volgeſtu aber der poſen rad,
So chümpstu auch an der poſen ſtat.

68 Qui puer amplecti vult virtute probitatis,
Illi sunt verba verbera magna satis.
Wer chintliche tugent haben wil,
Dem ſint wort ſlege vil.

69 Qui non assuescit virtuti, dum iuvenescit,
A *vitiis* nescit desistere, quando senescit.
Lern, chint, *die* tugent,
Die weil du haſt die iugent,
Das du nicht in poßhait beſteſt,
Wan du in das alter geſt.

70 Si sapiens fore vis, sex serva, que tibi mando:
Qu*id* dicas et ubi, cui, de quo, quomodo, quando.
Wiltu mit weyſhayt allden,
So ſoltu ſex ding behalden:
Was, wa, *wie*, wem vnd wenn,
Von wem du redeſt, das bekenn.

71 Est bene contrita tuta perditis via.
Der himelſteg der wirt geſant
Den rechten vnd iſt doch vnbekant.

72 *Heu, nisi mors* faciat, non solvitur illa catena.
Dar von er auch hart ledig wirt,
In hab der tod den beſchirtt.

67, 3 heilig] weiß ſälig *m.* 5. 6 Vnd wer da volgt nach dem böſen ratt Der kumpt zů ſchäden an der ſtat *m.*

68 *m hat* Welches menſch begert vmbgeben Mit tugenten vnd giettikait ſeines lebes *und nochmals dann die übersetzung von nr* 67, 2.

69, 2 *fehlt b ganz* quibus *m.* 3 die *fehlt.* 5 nicht baiſhait an dich nemeſt *m.* 6 Vnd der du dich im alter nicht entweneſt *m.*

70, 2 Quis *b*, Quod *m.* 3. 4 alden : behalten *m.* 5 wie] von *b*, wie *m.* wem *fehlt m.* 6 Von wem] Was *b*, Vnd von dem *m.* *vgl. auch Braunschweig, stadtbibl. Neuere hss.* 154 *bl.* 228r:
Wilt du mit weisheit alten So solt du sechs ding behalten.
Was wem von wem wie wo und wan Und was du redest das beken.

71—76 *nur in m.*

71, 1 *hinter* 13. *es fehlt wol* vita *hinter* via; *der text bleibt aber verdorben.* 3 *lis* ſchlechten?

72, 1 Mors nisi faciat. *der vers steht richtig hinter* 26. *vgl. Braunschweig, stadtbibl.: bruchstück* [30]:
Femina quem superat, nunquam vivit sine pena.
Libertate caret, tali constrictus habena.
Heu, nisi [mors] faciat, non rumpitur illa catena.
Felices illi, quos non trahit ista sagena.

73 Nam vitiis vir est quicumque vilis obſtat.
Fürwar er iſt ain ſchneder man genant,
Der ſich der ſinden macht bekant.
74 Nativitas Christi nos liberet a nece tristi.
Gocz geburd voller genad
Erleß vnß vor dem ewigen tod.
75 Nec bene locum regit, qui crimina non sua tegit,
Auch wirt die ſtat nit wol bewart
Wann ainer der ſein ſind offenbar macht.
76 Hic libellus explicit; cuius *serves leges.*
Quas *si* tu servaveris, *te* honore reges.
Hie hat ain end das biechelein;
Des ler ſoltu behalten ſein.
Wenn behelſtu ſeine lere,
So erwirbeſt du gůt vnd ere.

73, 1 *hinter* 37. *text verdorben*, vilis *und* vitiis *sind umzustellen*; *es fehlt* non, *aber wo ist sein platz?*

74, 1 *hinter* 48.

75, 1 *hinter* 62. 2. 3 *lautete der reim* bewacht : macht *oder* bewart : offenbart? Wann ainer] *lis* Von ainem?

76, 1 cuius leges serves. 2 si *fehlt.* cum. — *diese schlusszeilen von m, in der wolbekannten vagantenstrophe, fallen aus dem rahmen des ganzen heraus; mit ihr schließen die in der hs. unserer sammlung vorangehnden 'schülerregeln'.*

SEELENWAGE UND SÜNDENREGISTER. Die SGeorgskirche auf der insel Reichenau enthält neben den bekannten fresken aus dem 10 jahrhundert ein wandbild jüngeren ursprungs, das bisher m. w. weiteren kreisen nicht bekannt, gleichwol sprachlich wie ikonographisch nicht ganz belanglos ist. zwischen den säulenarcaden des langhauses und dem triumphbogen des chores ist beiderseits ein stück durchlaufender wand, das raum für bildliche darstellung bietet. da hier einst in der basilica die chorstallen gestanden haben dürften, ist dieser abschnitt von der frühromanischen bemalung in arcadenhöhe frei geblieben. das hat sich eine spätere zeit zunutze gemacht, nachdem längst durch den hochliegenden choranbau das presbyterium wie die chorstallen ostwärts verlegt waren. erhalten ist nur das bild der (linken) nördlichen wand; auf der südwand waren zwar noch deutliche farbspuren, aber keine umrisse mehr festzustellen.

Die darstellung befindet sich etwa in der höhe des bogenfeldes der arcaden, sodass sie für den im chorraum stehnden in augenhöhe ligt. sie war ursprünglich rechtwinklig eingefasst: erst die ende des 19 jh.s der kirche zugefügte ausmalung hat die arcadenförmige umrahmung aufgesetzt.

Die untere raumhälfte nimmt eine kuhhaut ein, die von vier

gehörnten, vogelfüfsigen teufeln in aufrechter lage gespannt gehalten wird. vorne vor der haut hockt links ein teufel mit tintenhorn und feder in schreibender haltung, die inschrift der kuhhaut gleichsam selbst aufmalend.

Über der haut, im oberen bildfelde, schauen rechts von brusthöhe ab zwei frauengestalten heraus, auf dem kopf die von gebände gehaltene kronähnliche haube. beide in lebhaftem gespräch einander zugewandt und mit den händen gesticulierend. in der mitte hängt an cordeln (oder kettchen) ein kronleuchterartiger reif herab. auf ihm ligt, aber anscheinend von späterer hand aufgemalt oder doch übermalt, ein frauenkopf, wie man wol an seelenwagen gewohnt ist ihn zu sehen.

Übermalt ist vielleicht auch der linke obere der das fell haltenden teufel, uzw. durch braune grundierung und schattierung der sonst rötelfarbenen schlichten conturzeichnung. im übrigen ist nur die kuhhaut getönt, nämlich gelb, während die inschrift darauf in der farbe der conturen bleibt.

Stilistisch lässt die darstellung schwerlich eine genaue datierung zu. die beiden frauengestalten gehören nach tracht wie auffassung der früheren gotik an, während das frauenköpfchen der seelenwage die sinnlicheren formen des 16 jh.s aufweist; es passt weder zur übrigen zeichnung noch zur majuskelschrift auf der kuhhaut. an letzterer ist der quergestrichene H-bogen immerhin bemerkenswert, ohne dass ich in der lage wäre daraus zeitliche schlüsse zu ziehen.

Die zeichnerische behandlung der teufel, zumal ihrer gesichtsfratzen, ist frei und realistisch; ihre haltung — einige halten auswärtsschreitend die haut gespannt — ist gewollt bewegt. aus der gotischen steinplastik ist dergleichen an turmfialen und wasserspeiern wolbekannt. seltener dürften parallelen aus der kirchlichen innenarchitektur oder malerei sein.

Das bild selbst war längst bekannt. zutreffend hat man darin eine bildpredigt wider den kirchenklatsch der frauen erkannt. nicht von ungefähr findet es sich an der linken mittelschiffwand; ist doch die linke schiffhälfte seit alters die frauenseite. darf man vermuten, dass rechts die unarten der männlichen kirchgänger gegeiselt waren?

Von der inschrift dagegen war fast nichts mehr zu entziffern. erst die säuberungs- und erhaltungsarbeiten an den frühromanischen wandmalereien boten diesen sommer gelegenheit, auch unserem bilde mittels fixativs zuleibe zu rücken. und nun ergab sich mir folgende, von E. Hoffmann-Krayer und A. Leitzmann freundlichst nachgeprüfte reimschrift:

[die unsicheren zeichen schräg gedruckt, die letzte zeile ergänzt.]

ICH · WIL · HIE · *SH*[1]R*IB*
VN · VON · DIS*EN* ·
TVMBEN · WIBVN ·
WAS · HIE · WIRT ·
PLA*P*[2]LA · GVSPR
OCHVN · VPPIGES /
IN DER · WOCHVN ·
DAS · WIRT · ALL
VS · WOL · GVD
AHT · SO · ES · W
IRT · FVR · DEN ·
[RIHTVR · BRAHT ·]

Seelenwagen gehören ikonographisch nicht gerade zu den seltenheiten. dagegen ist mir die verwendung der kuhhaut als sündenregister nach art unseres bildes fürs 14 jahrhundert (an das hier wol zu denken ist) noch nicht bekannt. über spätere verwendung dieses motivs gibt, worauf E. Hoffmann-Krayer mich freundlichst hinweist, das Schweiz. archiv f. volkskunde 23, 223 ff aufschluss. vgl. jetzt auch die bemerkungen von Hoffmann-Krayer zu unserem bilde ebenda bd. 24, 112.

Basel. **Franz Beyerle.**

College Beyerle bat mich, als er während unsres gemeinsamen Sylter aufenthalts mit mir die obige inschrift besprach, ich möge zu seinem artikel die nötigen sprachlichen bemerkungen beisteuern. das ist mit wenigen worten geschehen. am interessantesten ist die schreibung *u* für den irrationalen vocal: *schribun*, *wîbun*, *gusprochun*, *wochun*, *allus*, *gudâht*. Weinholds Alem. gramm. § 30 belegt sie bereits aus Schweizer urkunden; man wird auch die *u*, die ahd. *û* in den flexionen entsprechen und den versen ein archaisches aussehen verleihen, nicht als erhaltene alte qualitäten ansehen dürfen. rätselhaft ist das *plapla*. gehört es zu *blappen plappen* (DWb. II 66)? oder ist es widerholtes *blâ* im sinne von blauem dunst und blauen enten (ebenda 2, 82) = erdichtungen, lügen?

Jena. **Albert Leitzmann.**

[1] für SCHR ist kein raum. möglicherweise S^C^HR oder, was H.-Kr. vorschlägt, SCR.

[2] der senkrechte strich ist gesichert, sodass kaum anders als P wird gelesen werden können.

LÜCKENBÜSSER. In dem gedicht 'Die beiden Knechte', nr 178 des cgp. 341 (Rosenhagen 173—183) findet sich ein einziger reim *âr : ar*, der durch naheliegende umstellung und notwendige streichung leicht zu beseitigen ist: für v. 469. 70 *mache ich daz recht und war, wilt du durch bosheit bliben knecht gâr* schreibe man *mach ich daz wâr unde reht, wilt du durch bôsheit blîben kneht.*

E. S.

ZWEI BEISPIELE DER NACHWÜRKUNG FALSCHER ÜBERSETZUNGEN.

1. In Gleims 'Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges 1757'[1] stehn die zeilen:

aus deinem Schädel trinken wir
bald deinen süſsen Wein,
du Ungar!

dieser wild-barbarische zug stammt aus den Krákumál, dem todesgesang des Ragnar Lodbrok, den zuerst Olaus Wormius (Runir seu Danica literatura antiquissima, Kph. 1636, s. 197 ff) im urtext mit lateinischer übersetzung herausgegeben hatte und der das ganze 18 jh. hindurch als der schärfste ausdruck altgermanischer heldengesinnung gefeiert wurde, obwol oder vielmehr grade weil dieses heldentum unecht, weil es das vorgestellte, übertriebene und zugleich sentimentalisierte heldentum später dichtung war. dass Gleim auf die hier in frage kommende stelle dieses gedichtes zuerst 1750 durch einen brief von Joh. Chph Schmidt, dem vetter und jugendfreund Klopstocks, aufmerksam gemacht wurde, hat Richard Batka nachgewiesen (Euphorion, erg. h. 2, s. 23 ff). wenn auch im 18 jh. von den alten 'Skaldrern' und 'Runen'[1] viel geredet wurde und man diese dichtungen nachzubilden suchte, war man doch genötigt, sich fast ausschlieſslich an die von den skandinavischen gelehrten beigegebenen übersetzungen zu halten, die auch bei wachsender kenntnis des altnordischen noch lange ihre autorität behielten. der zug von den schädelbechern stammt aus der 25. strophe des Ragnarliedes, wo OWormius übersetzt: 'Hoc ridere me facit semper quod Balderi patris scamna parata scio in aula. Bibemus cerevisiam brevi ex concavis crateribus craniorum', mit der anmerkung: 'sperabant heroes se in aula Othini bibituros ex craniis eorum quos occiderant'. die späteren übersetzer folgen der autorität des OWormius (ich gebe nur beispiele): Biörner (Nordiska kämpadater, Stockholm 1737): 'bibemus cerevisiam alacriter ex cavatis crateribus craniorum'. J. C. Schmidt (1750):

[1] Olaus Wormius druckte das Ragnarlied (das er fälschlich Biarkamál nannte) in Runen. sein buch wird als Literatura runica citiert; W. Temple, Schmidts gewährsmann, sagt, Ragnar habe 'en langage runique' gedichtet, 1763 gab Percy 'five pieces of runic poetry', darunter natürlich das unvermeidliche Ragnarlied heraus. manche kamen daher auf den gedanken, runen im sinne von dichter zu nehmen, so Schmidt:

mich soll der weisen Runen Lied
einst meinen Söhnen preisen. Batka aao. s. 26.

Schmidt schreibt in seinem briefe: 'die dichter dieser nationen hieſsen Barden, Runen und so weiter'. Klamer Schmidt, Klopstock und seine freunde (Halberstadt 1810) I 140.

dort trinken wir in süfsem Wein
uns täglich neue Räusche,
Zamolxis [1] bringet ihn uns zu
aus unsrer Feinde Schädeln. Euphor., erg. h. 2, s. 61.

ChrFWeifse (Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften 2, 249 ff. Euphorion aao. s. 63):

hier trinken wir in kurzer Zeit
aus Feinde Schädeln Bier.

Percy: 'we shall drink beer out of the sculls of our enemies'. Mallet (Edda ou monumens de la mythologie et de la poésie des anciens peuples du Nord, citiert nach der 3. ausgabe von 1787 s. 297): bientôt, bientôt assis dans la brillante demeure d'Odin, nous boirons de la bière dans les crânes des nos ennemis'. FrDGräter (Nordische Blumen, 1789, s. 4 ff: Regner Lodbroks Todesgesang, aus dem original übersetzt):

nicht lange mehr, so trinken wir dort
aus der Feinde geräumigen Schädeln.

In den Antiquitates Danicae des Thomas Bartholinus (Kph. 1689), einem für lange zeit grundlegenden und vielfach ausgeschriebenen buche, wird bei der ausführlichen schilderung des lebens in Walhall auch die stelle des Ragnarliedes benutzt (p. 558). zwar trinkt man, wie Bartholinus aus Grímn. 36 richtig schliefst, dort auch das bier aus hörnern, die von den Walküren den helden gereicht werden, aber die schädelbecher sind eben die geschätzteren trinkgefäfse (p. 555). Bartholinus zeigt, dass solche becher bei Scythen, Galliern und Slaven würklich im gebrauch gewesen sind, und nimmt dasselbe für die Germanen an, indem er sich auf die erzählung des Paulus Diaconus von Alboin, Kunimund und dessen tochter Rosimund und die beiden zeugnisse der Edda (Vǫlkv. und Atlam.) beruft. der ansicht des Bartholinus schliefst sich der wackere Gottfried Schütze durchaus an (Exercitationum ad Germaniam sacram gentilem facientium sylloge. Lpz. 1748, p. 143 ff), obgleich ihm diese vorstellung peinvoll ist: 'mihi bilem movet barbara illa

[1] Wie kommt der Ζάλμοξις des Herodot unter die Einherier? Schmidt benutzt einen gedanken des WTemple, bei dem er die beiden strophen des Ragnarliedes gelesen hat. Temple meint, indem er die Goten mit den Geten verbindet, der skythische weise habe zuerst die idee des glücklichen jenseits in den norden getragen. KlSchmidt (Klopstock und seine freunde) hat den brief des JChphSchmidt mit gelehrten anmerkungen versehen, wir lesen da über Zamolxis (s. 397): 'einer ihrer ersten Heerführer und Gesetzgeber in Walhalda'. Thraker, Skythen, Kelten, Germanen flossen jener zeit in ein urvolk zusammen. daher schliefst die übersetzung der letzten strophe des Ragnarliedes bei Schmidt:

nun es vorüber ist (scil. das leben), nun geb ich's lachend auf
und sterbe wie ein Scithe (KlSchmidt aao. 145).

mit lächerlicher pose fügt er hinzu: 'wollen Sie auch so sterben, lieber Gleim?' —

maiorum nostrorum e craniis humanis potandi consuetudo. equidem vellem, ut maculam hanc a patrum gloria abstergere possim'.

Im 'verbesserten Hermann', dem anhang zu Wielands 'Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen' (1755), wird dem epiker der einen altgermanischen stoff behandelt empfohlen, durch anspielung auf die besondern gebräuche und meinungen der nordischen völker seiner dichtung 'eine seltsame, wiewol barbarische Miene des Alterthums' zu geben, was die Schweizer eben bei Schönaich vermissten. vor allem sei bedeutsam die vorstellung von der 'Walhalle, dem seligen Sitze derer, die im Kriege umgekommen sind, wo sie sich bis zum Abend der Götter[1] enthalten, aus Hirnschalen Bier trinken und ritterliche Spiele und Übungen begehen' (Euphorion aao. s. 29, anm. 2; Wielands Werke 40, 661 Hempel).

Diese wildbarbarische vorstellung nun, die dem empfindsamen 18 jh. besonders charakteristisch für die rauhen ahnen erschien, von einem übersetzer zum andern fortgetragen und in alle älteren darstellungen altnordischen glaubens eingehend, beruht lediglich auf einer falschen übersetzung des Olaus Wormius. die verse lauten:

drekkum bjór af bragði
ór bjúgviðum hausa. Skjaldedigtn. I B 655, 25 (A 648).

bjúgviðr hausa, 'krummer baum der schädel', ist eine kenning für horn und vom dichter der Krákumál offenbar der gleichbedeutenden kenning *eyrna viðr*, 'Ohrenbaum' bei Egill (Skjalded. I B 43, 3) nachgebildet. die schädelbecher der einherier existieren also nicht; dass es noch dazu die schädel der feinde sein sollten, hatte ja OWormius aus eigner phantasie hinzugefügt. die Walhallgenossen tranken, wie sie es im leben gewohnt waren, aus hörnern[2].

Rafn (Krakas Maal, Kph. 1826, s. 144), der die verse richtig erklärt, zeigt in einer ausführlichen anmerkung, dass zwar schon vor ihm die kenning *bjúgviðr hausa* an einigen wenig beachteten stellen sinngemäſs gedeutet worden ist, dass aber er

[1] *ragna rǫkr* Lok. 39.

[2] sowol bei Schmidt wie bei Weiſse erscheint in der übersetzung der 25. strophe Baldr als ahnherr der helden:

(Schmidt) in Balders, unsers Ahnherrn, Saal
ist mir nach meinem Tode
ein Sitz bestimmt (Euphorion aao. 61).

(Weiſse) ich weis, dort sind für uns
in unsers Vaters Balders Haus
schon Sitze zugeschickt (aao. 63).

hier ist die übersetzung des Olaus Wormius misverstanden ('quod Balderi patris scamna parata scio in aula'), indem patris als apposition zu Balderi aufgefasst wurde, während doch Wormius in der anm. richtig erklärt: Balderi pater, Othinus nempe. Weiſse hat aber seinen fehler selbst verbessert.

selbst noch seine auffassung in einer besonderen abhandlung zu verteidigen genötigt war[1].

Wenn nun auch die vorstellung, dass die Germanen becher aus schädeln für besonders kostbar hielten, nicht mehr durch die Krákumál gestützt werden kann, so könnte sie dennoch richtig sein. das ist jedenfalls noch die auffassung Weinholds (Altnordisches leben, Berlin 1856, s. 156): 'in die älteste zeit gehören die trinkschalen aus menschenschädeln. man hat sie nicht blofs aus den köpfen der feinde gemacht, denn wie hätte sonst Gudrun dem Atli in kinderschädeln den trank reichen dürfen, ohne sofort verdacht gegen sich anzuregen? ebenso bezeugen die schalen welche Wieland aus den köpfen von Nidungs söhnen fertigte, dass man überhaupt die hirnschalen zu solchem zwecke verarbeitete; d e r s t r e i t b a r e m a n n a b e r n a h m f e i n d e s s c h ä d e l a m l i e b s t e n d a z u'. entweder würkt im letzten satz immer noch die falsche übersetzung der stelle des Ragnarliedes nach, oder Weinhold hat an die langobardische sage gedacht. ich meine doch, dass die macula im ruhmesglanz unsrer vorfahren, über die Gottfried Schütze so bekümmert war, wol beseitigt werden kann. in keinem germanischen grabe ist ein sicherer schädelbecher gefunden worden[2], und nirgendwo wird in der litteratur angedeutet, dass die Germanen sich solcher trinkschalen aus menschenschädeln bedient hätten, immer abgesehen von jenen drei zeugnissen, von denen übrigens das der Atlamál ohne bedeutung ist, da hier nur eine törichte übertragung aus der Vǫlundarkviđa vorligt. diese zeugnisse beweisen, dass die Germanen von solchen trinkschalen gewust haben, zugleich aber auch, dass sie selbst sich solcher becher nicht mehr bedienten, dass es für sie ebenso ein wilder, barbarischer brauch war wie für uns. Wieland, dämonisch in seiner fürchterlichen rache, verfertigt die becher aus den schädeln der von ihm ermordeten kinder; und dass der vater der kinder überhaupt solche becher in gebrauch nimmt, ist nur ein zug mehr in seinem als

[1] GThLegis hat 1829 in seinen Fundgruben des alten Nordens bd. 1, 150 ff das Ragnarlied in übersetzung herausgegeben. er übersetzt richtig:

> aus den krummen Ästen der Häupter
> bald schon trinken wir Bier (s. 158).

aus Rafns anm. zur 25. str. (s. 146) entnehm ich, dass Gräter in der 2. aufl. der Nordischen Blumen (1812) den alten fehler verbessert hat:

> nicht lange mehr, so trinken wir dort
> aus der Häupter gebogenen Ästen.

in dem von Gräter und Münchhausen herausgegebenen Barden-Almanach der Teutschen (Neu-Strelitz 1803) steht s. 119 in einem gedicht 'An einen Kraft-Barden':

> die Helden in Walhalla trinken
> mit Gunst aus hohlen Schädeln Bier.

[2] schädeldecke mit gebrauchsspuren am rande in einem germanischen (?) grabe Zs. f. volksk. 22, 16.

wild und grausam gezeichneten charakter. und Alboin zieht durch den grausigen becher, den er aus dem schädel des Gepidenkönigs hat machen lassen, das verderben auf sich. es gehört dieser zug mit zu seiner schuld, die er grässlich steigert, indem er im rausch seine gattin zwingt, aus dem schädel ihres vaters zu trinken. wollte man aus solchen zeugnissen die vorstellung ableiten, dass die Germanen sich trinkschalen aus den schädeln der feinde verfertigt und für etwas wertvolles angesehen hätten, könnte man auch schliefsen, sie hätten kleine kinder für leckerbissen angesehen, weil Gudrun ihre jungen söhne geschlachtet und zum mahl zubereitet hat. die Germanen hatten aber kunde von solchen aus schädeln verfertigten trinkschalen, entweder von andern völkern her, oder aus eigner erinnerung. denn dieser brauch findet sich vielfach bei primitiven völkern, er beruht ursprünglich nicht auf triumphierender rachsucht, sondern gehört in den zusammenhang der mittel, die man anwante, um die kraft der getöteten feinde auf sich zu übertragen.

Ausführlich handelt über schädelbecher nach den geschichtlichen zeugnissen und dem gebrauch primitiver völker RAndree Zs. f. volksk. 22, 1 ff (vgl. 23, 159). folg. beleg aus der irischen heldensage verdank ich RThurneysen (übersetzung von KMeyer Zs. f. celt. phil. 1, 108): 'they took the head of Conall with them in revenge for Cúrói, whose head the men of Ulster had carried with them northward. And the head is still in the west. ... there is a prophecy for the men of Ulster that it shall be taken south again, and the same strength shall come to them again, if they drink milk out of it'. der meinung Andrees (aao. 32) dass die verwendung des schädelbechers als trophäe zur befriedigung der rachsucht gegen den getöteten feind das ältere und mit dem exocannibalismus verknüpft gewesen sei, kann ich nicht beitreten. endo- und exocannibalismus sind nicht sich ausschliefsende gegensätze, das verlangen, sich die kräfte des toten, sei es eines feindes oder auch eines anverwanten, zu gute kommen zu lassen, ist dem primitiven denken so angemessen, dass es auf höchste altertümlichkeit anspruch zu machen hat. aus dieser uralten vorstellung hat der mittelalterliche volksglaube die verehrung der trinkgefäfse aus heiligenschädeln entwickelt, die sich bis in die gegenwart erhalten hat. es ist nicht verwunderlich, dass Paulus Diaconus noch 200 jahre nach der ermordung Alboins den becher, der nach der sage aus dem schädel des Kunimund verfertigt war, im langobardischen königsschatze sah (*veritatem in Christo loquor, ego hoc poculum vidi*). solche becher galten als seltsame kleinodien. dass aber die Germanen es für heldenmäfsig und königlich angesehen hätten, sich solcher becher zu bedienen, und daher die Walhallgenossen hätten aus schädeln zechen lassen, ist nicht zu erweisen. freilich JGrimm Gesch. d. d. spr.[2] 102 nimmt die alte erklärung des Ole Worm wider auf und verwirft Rafns deutung von *bjúgviðir hausa*.

2. In dem oben erwähnten 'Verbesserten Hermann' stehn zwei bruchstücke in hexametern, die zeigen sollen, wie die verwendung von motiven aus der altnordischen dichtung und mythologie gedacht ist. citiert werden sie als 'etliche verse aus der runischen Litteratur'. das eine ist eine nachbildung der 57. strophe der Vǫluspá, das andre lautet folgendermaſsen:

auf dem Schlachtfelde sterben, ist keine geringere Wollust
als die prächtigste Jungfrau im Bette neben sich haben.
denn die Göttinnen, die in dem Saale des Vaters Odin sind,
gehen von ihm gesand den Erschlagnen entgegen und setzen
sie zu dem Gott, der am obersten Ende der Tafel mit ihnen
zechet, er Wein, sie Bier, sie lachen des irdischen Lebens.

(DLD. VI 9; Wielands Werke 40, 661 Hempel.)

mit ausnahme der vorstellung, dass Odin wein, die Einherier bier trinken, stammen alle züge aus dem Ragnarlied, gewis aber nicht unmittelbar (Euphorion aao.). v. 1—2 sind aus der 13. strophe entnommen: 'erat sicut splendidam virginem in lecto iuxta se collocare'. v. 3—6 sind eine freie umbildung der schlussstrophe: 'invitant me Dysae quas ex Othini aula Othinus mihi misit. laetus cerevisiam cum Asis in summa sede bibam. vitae elapsae sunt horae. ridens moriar'. dem germanischen helden gilt also der tod auf dem schlachtfelde so viel wie die höchste liebeswonne! welche erhabne steigerung des männlichen mutes! den germanischen helden dachte man sich ebenso zärtlich wie tapfer, diese vorstellung war der empfindsamen zeit bedürfnis, und die meinung fand ihre stütze in einzelnen stücken, die damals aus nordischer dichtung bekannt waren und natürlich ohne weiteres für das heroische altertum in anspruch genommen wurden. so bewunderte man vor allem die dem norwegischen könige Harald harđráđi (gefallen 1066) zugeschriebenen strophen (Skjaldedigtn. I B 328, 3 ff. A 357), in denen er sich seiner kriegstaten und seefahrten rühmt, und die alle mit dem refrain schlieſsen: 'und doch will die Gerđr des goldringes (= die frau) in Garđar (Russland) nichts von mir wissen'. Herder hat diese strophen unter dem titel 'Der verschmähte Jüngling' in seine Volkslieder aufgenommen. das Ragnarlied und das gedicht des königs Harald ist für Mallet ein beweis, dass der 'esprit de la chevalerie' im norden nicht nur älter ist als bei den Romanen, sondern dass er überhaupt dorther stammt (Edda 3. éd. p. 299): 'on se rappelle ce que dit Tacite du respect de ces peuples pour les femmes. ce ne sont point sans doute les Romains qui ont porté avec eux ces opinions et ces mœurs dans les pays qu'ils ont conquis. ce n'est point d'eux que l'Espagne, la France, l'Angleterre, etc. les ont empruntées. d'où vient donc que d'abord après la chûte de l'Empire l'esprit de la chevalerie se trouve établi partout? on voit bien que cet esprit propre aux peuples du Nord n'a pu se repandre qu'avec

eux.' in dieser auffassung gestaltete Klopstock seine germanischen helden, und dieser typus ist bekanntlich sehr langlebig gewesen. die zärtliche seite des germanischen helden konnte nach geschmack mehr sinnlich oder mehr sentimental gedacht werden. mit der keuschen strenge der Walküren wuste sich die zeit der anakreontik nicht abzufinden, selbst Schütze kann sich nicht denken, dass die freuden der Walhallgenossen nur in kampf und gelage bestanden hätten: 'schon auf der Welt paarte sich mit dem Heldenmuthe die zärtlichste Liebe: wie konten sie sich nach dem Tode des angenehmsten Vergnügens beraubet sehen? Der Himmel unsrer Väter hat also auch in diesem Stük etwas ähnliches mit dem Himmel der Türken; iedoch mit dem merkwürdigen Unterschiede, dass jene die himlischen Ergözlichkeiten nach den strengen Regeln der ihnen eigenthümlichen Tugend der Keuschheit, diese aber nach den sinlichen Vorstellungen der übertriebenen Geilheit abgemessen haben' (Lehrbegrif, Lpz. 1750, s. 320). worin die germanische keusche einschränkung bestanden haben soll, darüber weifs Schütze allerdings nichts zu sagen. JChphSchmidt macht aus dem satze des OWormius: 'invitant me Dysae quas ex Othini aula Othinus mihi misit' (str. 29 der Krákumál) folgenden unsinn, wobei die umwandlung der Walküren in Houris zu beachten ist:

Gott Othin rufet mich in seines Vaters[1] Saal,
wo Freens Töchter wohnen,
und jeden tapfern Mann mit Festen ohne Zahl
und süfser Wollust lohnen (Euphorion aao. 62 u. 25).

dazu die bemerkung, die 'Dysen' seien wol 'nicht die geringsten Wollüste des Paradieses' gewesen. die sentimentalisierung des heldentypus wird dann besonders durch die starke einwürkung der Ossianstimmung gefördert.

Bei der beurteilung der vorstellungen, die man sich im 18 jh. von der nordischen dichtung machte, muss man bedenken,

[1] Dass Schmidt den titel der abhandlung des sir William Temple in franz. sprache citiert, kann unmöglich, wie Batka meint (aao. 23, anm. 3), auf einem irrtum des Schmidt beruhen; er muss die abhandlung französisch gelesen haben. eine franz. ausgabe ist 1693 in Utrecht erschienen (Les œuvres mélées de Mr. le chevalier Temple). die beiden strophen der Krákumál stehn dort im 2. t. s. 295. da im abdruck der 29. str. die form Othinus neben Odinus verwendet wird ('invitant me Dysae quas ex Odini (OWormius: Othini) aula Othinus mihi misit'), meint Schmidt, es handle sich um zwei personen, und macht Odin zum vater des Othin. er schreibt an Gleim (Klamer Schmidt, Klopstock u. s. freunde I 138): 'um die Schönheiten der Gedichte in ein helleres Licht zu setzen, muss ich Ihnen vorher einen kurzen Begriff von der Scytischen Religion, von der die Celtische abstammt, machen. Ihre Götter waren Odin und Frea und ihr Sohn Othin'.

dass sich die kenntnis auf verhältnismäſsig wenige vollständige stücke und einzelstrophen beschränkte, auf ein zufällig zusammengekommenes material, dass die heldendichtung der Edda so gut wie unbekannt war, und vor allem, dass man dieser dichtung ohne jede kritik gegenüberstand. auf der einen seite empfand die unmännliche zeit eine mit grauen angenehm gemischte bewunderung vor dem ins wilde gesteigerten heldenmut, dem indianischen stoicismus gegenüber martern und tod, wie er in den Krákumál und dem sterbegesang des Asbjǫrn prúði, einer noch späteren isländischen dichtung, sich ausdrückt, berauschte man sich an den in blut und leichen schwelgenden skaldischen umschreibungen, die man viel zu schwer, viel zu stofflich nahm, anderseits griff man begierig nach allen zeugnissen weicherer empfindungen — und alles war 'runisch', alles charakteristisch altgermanisch. Mallet, obwol ihm die lebenszeit des Harald harðráði wolbekannt ist, nimmt doch die stimmung der ihm zugeschriebenen strophen für die weit zurückliegende periode in anspruch, in die nach der damals herschenden ansicht das Ragnarlied gesetzt wurde. es kann natürlich keinem zweifel unterliegen, dass diese strophen schon unter dem einflusse fremder dichtung stehn, wie besonders das motiv des unbelohnten schmachtens zeigt. da Harald in seiner jugend ein abenteuerleben geführt hat und weit in der welt umhergezogen ist, kann eine solche nachahmung grade bei ihm nicht auffallen. das Ragnarlied zeigt deutlich den einfluss der südlichen minnedichtung, besonders durch die in der älteren Skaldendichtung unerhörten mannkenningar *meyjar drengr* (*hárfagr*), *ekkju málvinr* (str. 20), *meyja ástvinr* (str. 23). an der ersten stelle bringt Mallet unter benutzung der übersetzung des OWormius ein im ritterlich-galanten sinn verändertes bild zu stande:

> *hárfagran sák rǫkkva*
> *meyjar dreng of morgin*
> *ok málvini ekkju* (Skjalded. I B 653, 20; A 646).

Olaus Wormius (str. 19) list in der ersten zeile *raukua* (verdruckt in *rankua*) = *rǫkva*, das er mit 'crepusculare' (hier im übertragenen sinne) widergibt, in der dritten *málvin*. der inf. im ersten vers ist aber *hrǫkkva*, 'zurückweichen'. OWormius übersetzt: 'pulcricomum vidi crepusculare (dh. dem lebensende sich zuneigen) virginis amatorem circa matutinum et confabulationis amicum viduarum'. daraus macht Mallet (Edda, 3. éd. p. 296), indem er 'circa matutinum' mit 'amatorem' verbindet: 'le jour où mon bras fit toucher à son dernier crépuscule ce jeune homme si fier de sa belle chevelure qui recherchoit les jeunes filles dès le matin, et se plaisoit tant à entretenir les veuves'. *ekkja* ist hier natürlich lediglich im synonymischen spiel in dem allgemeinen sinn 'femina' gebraucht. Mallet nimmt es wörtlich und gibt seinem galanten, lockigen jüngling damit einen rührenden

zug. Gräter schränkt die vorliebe des jungen mannes auf junge witwen ein:

den schöngelockten Mädchenheld,
junger Witwen [1] Gespräche-Freund,
sah ich an jenem Morgen erbeben.
Nordische Blumen 1789, s. 16.

Auch an der zweiten stelle (str. 23) ist bei Mallet die tendenz deutlich, den ritterlich-galanten sinn herauszuholen:

æ skal ástvinr meyja
einarđr í dyn sverđa (Skjalded. I B 654, 23; A 647).

OWormius: 'semper debet amoris amicus virginum audax esse in fremitu armorum'. *ástvinr* ist der teure, liebe freund, nicht der freund der die liebe sucht. Mallet verstärkt nun den von Wormius angedeuteten gedanken: 'celui qui aspire à se faire aimer de sa maitresse doit être prompt et hardi dans le fracas des épées' (aao. 296). die ritterliche vorstellung des werbens, des dienens ligt noch nicht in der kenning.

Ich kehre zu den oben angeführten hexametern des 'verbesserten Hermann' zurück. die ersten beiden verse beruhen auf folgendem satze des OWormius: 'erat sicut splendidam virginem in lecto iuxta se collocare'. im Ragnarlied (str. 13) ist vorher nicht vom tod auf dem schlachtfelde, sonderm vom kampf die rede. die veränderung ist vorgenommen, um die verbindung mit den folgenden, aus der schlussstrophe stammenden versen herzustellen. die strophe lautet:

Hjoggum vér međ hjǫrvi.
Heldum Lakkar tjǫldum
hǫ́tt at Hildar leikį
fyr Hjađningavági;
sjá knǫ́ttu þá seggir
es sundruđum skjǫldu
at hræsildar hjaldri,
hjalm slitnađan gotna.
vasat sem bjarta brúđi
í bing hja sér leggja. Skjalded. I B 652, 13; A 645.

OWormius list zwar im vorletzten verse *varat,* übersieht aber die negation, verkehrt also den sinn 'das war damals nicht so, als wenn man usw.' ins gegenteil. die überstiegene todesfreude, die so charakteristisch-altgermanisch erschien, ist also garnicht ausgesprochen. auch hier folgen spätere übersetzer der autorität des Wormius. L. ten Kate (Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Sprake (1723)) nach Rafn aao. 123: 'dit was zo lustig als eene edele bruid in't bedde neffens zig te leggen'. Percy (1763): 'the pleasure of that day was like having a fair virgin placed beside one in the bed'.

[1] nach str. 14, wo auch im original von einer jungen *ekkja* die rede ist, Gräter: 'blühende witwe'.

Mallet aao. 295: 'les flèches mugissaient dans les airs en allant chercher les casques; c'étoit pour moi un plaisir aussi grand que de tenir une belle fille dans mes bras'. dem entsprechend Schimmelmann (Edda, 1777, s. 72): 'die Spitzen klitschten in der Luft, und suchten die Helme. das war für mich ein so grofses Plaisir! als ein schönes mädchen in meinen armen halten'. und Gräter (Nordische Blumen, 1789, s. 12):

> Wonne wars mir, als ob ich eine glänzende Jungfrau
> auf meinem Lager umarmte.

Noch an drei anderen stellen wird in den Krákumál der kampfschilderung ein satz ähnlichen inhalts gegenübergestellt, und überall hat Wormius die in seinem texte stehnde negation nicht berücksichtigt:

> *vasat sem unga ekkju*
> *í ǫndvegi kyssa.* Skjalded. I B 652, 14; A 645;

O. W.: 'erat hoc veluti juvenem viduam in primaria sede osculari'.

> *vasat á Vikarskeiði,*
> *sem vín konur bæri.* B 653, 18; A 646.

O. W.: 'erat per hebdomadae spacium[1] quasi mulieres vinum apportarent'.

> *vasat sem varmar laugar*
> *vínkers Njǫrun bæri.* B 654, 20: A 647.

O. W. (19): 'erat sicut calidum balneum vinei vasis nympha portaret'. Biörner (Nordiska Kämpadater, 1737) hat zweimal die negation übersetzt und zweimal nicht: 'hoc non perinde erat ac splendidam sponsam in strato iuxta se collocare' (13); 'erat neutiquam quasi juveni viduae in suprema sede oscula figere' (14); 'erat hebdomadis spatio, quasi vina mulieres portarent' (18); 'erat instar calidi balnei, quod vinei vasis virgo adportabat' (19). Gräter (1789) hat an den drei letzten stellen die negation wol berücksichtigt, nimmt aber die sätze als rhetorische fragen und bekommt auf diese weise doch den gewünschten verstiegenen sinn heraus:

> wars nicht als küsst' ich eine blühende Wittwe
> auf meinem erhabenen Thron? (14)
>
> war nicht der Streit so festlich in Skaia,
> als reichten Jungfraun den Wein uns dar? (18)
> wars nicht Wonne in Ilasund,
> als reicht' uns Niorun selbst
> das rauchende Bad des Weinpokals? (19).

Gräter hat hier nicht erkannt, dass *vínkers Njǫrun* eine frauenkenning ist, und lässt daher seine helden eine art von punsch oder glühwein trinken. Legis (Fundgruben des Nordens. bd. I,

[1] *vikarskeid* wird als appell. genommen, 'verlauf einer woche', ebenso bei Biörner. die woche ist *vika, u.*

Leipzig 1829), obwol er die ausgabe des Rafn benutzt hat, bringt an allen stellen den alten fehler:

Str. 13: war's doch, als ob auf weichem Kissen
die Braut sich hold mir vertraute.

die beiden schlussverse der str. 14 stehn bei ihm in str. 20:

ach! es schien mir, als wenn ich
am Hochsitz die Jungfrau küsste.

Str. 18: wahrlich in Skadas Bucht
war's als ob Wein uns Jungfraun
spendeten.

Str. 20: war's als ob den rauchenden Trank (!)
die Göttin selbst uns gereicht.

Die unkünstlerische viermalige verwendung des gleichen motivs zeigt schon, dass wir es hier mit einer preciösen nachahmung zu tun haben. es ist in der tat in nordischer dichtung althergebracht, kampf und harte mannesarbeit den liebkosungen oder der weichen pflege der frau gegenüberzustellen, aber in natürlichem ausdruck und ganz ohne sentimentalität: 'ich wecke euch nicht zum wein, noch zum raunen mit der frau, nein, ich wecke euch zum harten spiel der Hild'. Skjalded. I B, 170, 2 (Bjarkamál); 'das war nicht so als hätte ich eine frau, die Steingerđ, in den armen, als ich zum starken ringen fasste den steuerer des rosses der taue'. I B 84, 61 (Kormák); 'das war nicht so, als wenn eine schmucke Gerđ des feuers der gebogenen schulterzweige dem iarl das bett richtete' (als der kampf angieng) I B 136, 1 (Tind Hallkellsson); 'das war nicht so auf dem ross der taue bei dem grüſsen der waffen, als wenn hier ein mädchen diesen gabenempfängern des fürsten met aufträgt'. I B, 218, 6 (Signat). der tapfere kann diesen gegensatz benutzen, um einen feind als weichling oder feigling zu schmähen. 'Skarđi, mutig und rasch wollen wir den feinden zu leibe gehn. wir zwei, lieber schwertschwinger, wollen ihrer neun erschlagen, während zu hause die Njǫrun des golddrats, die mich geliebt hat, mit gesenktem blick zu dem gottverhassten kerl in das geschmückte bett geht'. I B 78, 36 (Kormák; vgl. 77, 34; 79, 39); 'Uns steht ein gutes spiel bevor, aber der ehemann ligt daheim. auf uns dringt das wetter der gerte Odins (= 'gladii') ein, aber der weichling, mein ich, genieſst das warme plätzchen unter dem arm der frau. wir machen unsre speere fertig. er denkt an anderes'. I B 115 (Vígfús Víga-Glúmsson). 'Ich habe die wache auf dem stevenross, während die wogen über den starken schiffsbord schlagen, das ist meine arbeit: aber der feige kerl schläft zur nacht bei der guten linde des sammettuches (= der frau) mit der zarten haut. über die schulter schau ich hinüber nach Kreta'. I B 512, 4 (Armóđ).

Der altgermanische typus des helden wird in der Wikingerzeit mit einseitiger verschärfung des kriegerischen ideals bis zur

wildheit gesteigert, immerhin ein ausdruck würklichen erlebens; das heldenideal der späteren dichtung aber ist ein litterarischer typus, ausgebildet in sentimentalem gegensatze zur gegenwart. grade dieser heldentypus würkte begreiflicher weise bis zum erwachen der kritik am stärksten, als die altnordische dichtung zuerst wider bekannt wurde[1].

Bonn. R. Meifsner.

MONOPHTHONGIERUNG UND BRECHUNG DER DIPHTHONGE IM ALTHOCHDEUTSCHEN.

Die tatsache dass die drei germanischen diphthonge im althochdeutschen ein doppeltes schicksal haben, ist seit Jacob Grimm fester besitz unserer wissenschaft; im einzelnen haben uns die erkenntnis der vorgänge, ihre zeitliche ansetzung und die mundartlichen verschiedenheiten die zahlreichen monographieen und specialuntersuchungen gelehrt, welche nach Müllenhoffs vorrede zu den Denkmälern einsetzen, und unter denen keine wichtiger ist als die arbeit Braunes über die diphthonge *iu* und *eo* (PBBeitr. 4, 557—566). um so merkwürdiger scheint es, dass auch Braune weder hier noch in seiner Ahd. grammatik (§ 45f. § 47ff) die weitgehnde parallele betont, welche das schicksal des *eu* besonders im oberdeutschen (wie eben er es nachgewiesen hat) mit dem des *au* aufweist. Baesecke hat neuerdings in s. Einführung ins althochdeutsche die parallele zwischen *ai* und *au* einerseits (§ 18, 1b. § 19, 2a) und diesen beiden und *eu* anderseits (§ 20, 1c) angedeutet, ohne aber daraus irgendwelche schlüsse zu ziehen. ja indem er bei der behandlung des *ai* die monophthongierung, beim *au* die erhaltung des diphthonges voranstellt, hebt er den wert jenes hinweises wider auf.

Es ist gewis richtig: das endresultat der spaltung ist in allen drei fällen ein diphthong und ein langvocal:

ai → *ei* — *ê*
au → *ou* — *ô*
eu → *eo*, *io* — *û*;

und dies ergebnis ist in der gesprochenen sprache durchgehends schon um dieselbe frühe zeit, nämlich rund um 800 erreicht. die geltende annahme ist freilich, dass der übergang *iu* > *ú* wesentlich später: 'schon ums jahr 1000' (Braune § 49), 'sicher bei Notker' (Baesecke § 20, 3d)[2] eingetreten sei; sie gründet sich auf das auftreten der *iu*-schreibung für den umlaut des *û*

[1] Nicht zugänglich war mir: P. van Tieghem, La mythologie et l'ancienne poésie scandinave dans la litt. européenne au 18. siècle. Groningen 1920.

[2] Baesecke sagt freilich 'wo nicht schon bei Otfrid' und verweist auf seinen § 130, 2, wo sich aber nichts einschlägiges findet.

bei Notker. man darf aber wol eine weit ältere analogische schreibung anführen: *fiur*, das schon in Ben. Hymn. R[b]. Tat. für das ältere *fuir* auftritt (Baesecke § 20, 3e$_2$) und das weder ein diphthong noch zweisilbig sein kann: etwa gar eine 'metathese', wie man das früher wol für möglich hielt. vielmehr ligt die sache so, dass *fiur* eine frühe umlautsbezeichnung und dass der umlaut *fûir* und demnächst contrahiert *fûr*, geschrieben anfangs *fyur* (Is. Mons. fr.) dann *fiur*, dem umlaut *krûtir*, geschrieben *krutir* dann *kriutir*, unmittelbar vorausgeht. dass sich die umlautschreibung in *fiur* früh durchsetzte, in *krûtir*, *brûti* hintangehalten wurde, ligt an der isolierung dort, an dem systemzwang hier.

Nehm ich also an, dass die monophthongierung *iu* > *û*, welche zufrühst durch die schreibung *fiur* erwiesen wird, annähernd derselben zeit angehört wie die abgeschlossene monophthongierung von *ai* > *ê*, *au* > *ô*, so darf man doch die parallele nicht weiter führen: denn bei *ai* > *ae* > *ê* und bei *au* > *ao* > *ô* haben wir es nicht mit der entsprechung der linie *eu* > *iu* > *û* zu tun, welche zum monophthong führt, sondern vielmehr mit der parallele *eu* > *eo*; gleichgiltig ob man hier noch eine zwischenstufe (*eu* > *iu* > *eo*) ansetzt oder nicht![1]

Die herschende auffassung ist nun die: bei der monophthongierung von *ai* > *ê*, von *au* > *ô* hat unter gewissen consonantischen bedingungen (die beim *au* andere sind als beim *ai*) eine annäherung des zweiten componenten an den ersten stattgefunden, welche auch in den 'übergangsschreibungen' *ae* und *ao* zu tage tritt; wo jene bedingungen fortfielen, da wurde umgekehrt der erste component dem zweiten angenähert: *ai* > *ei*, *au* > *ou*; im altsächsischen wurde diese annäherung zu *ê*, *ô* durchgeführt. beim übergang von *eu* > *eo* dagegen spricht man von einer 'brechung', welche durch die *a*, *ĕ*, *ŏ* der vorigen silbe hervorgerufen wurde und allerdings im obd. unter gewissen consonant. bedingungen eine hemmung fand. die schicksale des *au* und *eu* werden hier also scharf getrennt. ist das richtig?

Wenn wir die brechungsregel, wie sie Braune auf das oberdeutsche eingeschränkt hat, ins auge fassen, so entsprechen die consonantischen bedingungen unter denen beim *eu* die 'brechung' eintritt, genau denen unter welchen beim *au* die 'monophthongierung' erfolgt: vor dentalen (einschliefslich *n*, *l*, *r*) und vor *h*. die parallele wird aber noch deutlicher, wenn wir einmal die 'monophthongierung' bei seite lassen, die doch nur das spätere

[1] der übergang *eu* > *iu* muss unbedingt älter sein als der u-umlaut des *e* > *i* in *sibun*, *miluk*, *filu*, ebenso wie *ei* > *î* weit älter ist als der i-umlaut des *e* > *i*. (bez. *Alateiviae* bleib ich trotz WSchulze Zs. 54, 173 bei Streitbergs zweifel Urgerm. gramm. § 64 a). danach bin ich geneigt, die schreibung *eu* der ältesten ahd. quellen für archaistisch zu halten und das *iu* unserer sprache höher hinaufzuweisen als es Braune und Baesecke tun. *eo* wäre dann aus *iu* gebrochen, nicht schon aus *eu*.

resultat, die dritte station ist. das erste resultat (und nicht eine blofse übergangsbezeichnung) wäre doch beim *au* : *ao*, wie beim *eu* (*iu*) : *eo* : got. *biudan* — ahd. *beotan* und got. *bauþ* — ahd. *baot*. got. *liusan* — ahd. *leosan* und got. *laus* — ahd. *laos*, got. *tiuhan* — ahd. *zeohan* und got. *tauh* — ahd. *zaoh*.

Dass die brechung *eu* > *eo* bis zu einem gewissen grade der brechung *u* > *o* entspricht, hat man natürlich längst erkannt. nun gibt es aher auch eine brechung *i* > *e* : ansätze dazu zeigen sich im germanischen: *nist* > *nest*, weiter geht sie im as., am weitesten im ahd. (Braune § 31 anm. 1, ausführlicher Baesecke § 10), aber auch hier ist sie nicht durchgeführt, nicht gesetzmäfsig zu fassen wie beim *u* > *o*. und dem entspricht wider die sog. 'monophthongierung' *ai* > *ê*, in würklichkeit zunächst der übergang *ai* > *ae*, der gleichfalls eine engere beschränkung als der von *au* > *ao* zeigt, indem er regelmäfsig nur vor *h*, *r*, *w* eintritt, aber doch immerhin eine tendenz auch vor den dentalen zeigt: *wênag*, *zwêne*, *bêde* (Pa 40, 38 *paedem*); *Gaelsinda* tr. Wiz. 285. also eine gewisse parallele besteht auch zwischen *i* > *e* und *ai* > *ae*.

Aber die parallele hat doch ihre feste grenze: handelte es sich auch bei *au* > *ao*, *ai* > *ae* um eine echte 'brechung', dh. um einen a-umlaut, dann sollte man etwa erwarten *haoh*, **hauhiro*, **hauhist* und das factitivum **hauhen*; *laos*, **lausiro*, **lausist* und das factitivum **lausen*; **scauni*, **fraunisc*; weiter *gaer*, *laera*, aber **kairren*, **lairren*, **gikairit*, **gilairit*. und von dieser differenzierung ist auch in den ältesten quellen keine spur erhalten: schon in Pa heifst es *ganaotit* 6, 11. *fraonisc* 26, 13. *scaoni* 30, 32, und auch in den frühsten SGaller urkunden, wo sich die monophthongierung sozusagen vor unsern augen vollzieht (Henning 118), finden wir nirgends die zu erwartende scheidung von *au* und *ao* oder gar *ai* und *ae*, die sich unter den begriff der 'brechung' stellen liefse.

Es bleibt also bei einem unsichern ergebnis: zwischen der brechung *i* > *e*, *u* > *o*, *iu* > *eo* einerseits und der 'monophthongierung' *ai* > *ê*, *au* > *ô*, der aber ein älterer vorgang *ai* > *ae*, *au* > *ao* vorausligt, besteht ein gewisser zusammenhang, insofern dabei die gleichen oder ähnliche consonanten fördernd resp. hemmend würken, aber während bei der brechung der entscheidende einfluss eines *a*, *e*, *o* der folgenden silbe feststeht, ist er bei der 'monophthongierung' nicht nachzuweisen. immerhin wird man gut tun, die ähnlichkeit der vorgänge im auge zu behalten und die monophthongierung als etwas secundäres, nicht als das ziel, sondern als das endergebnis der bewegung anzusehen: zunächst wurde *ai* zu diphthong. *ae*, *au* zu diphthong. *ao*. **E. Schröder.**

TILGEN. Die mit JLFrisch aufgekommene herleitung aus lat. *dēlēre*, der lautlich nichts im wege steht, scheint neuerdings mehr und mehr zurückzutreten: Schade schweigt davon, ebenso

Heyne, der mit Weigand *tilgen* im ablaut zu *teil* stellen möchte, und wie Weigand weisen auch Paul und Kluge die herleitung aus dem latein ab, letzterer wegen der 'weiten verbreitung über die westgerm. sprachen'. ganz ablehnend verhält sich Lexer DWB. XI 499 f, unter unberechtigter berufung auf Franz Lat.-rom. elemente im ahd. s. 40, und auch Mackel Zs. 40, 263 bleiben zweifel, die aber nicht auf lautlichem gebiete liegen. nur Weigand-Hirt hält jetzt (vHeltens nichtigem einwand Idg. forsch. 23, 93 n. 3 gegenüber) ausdrücklich an der fremden herkunft fest.

Gilt es ein lehnwort als solches wahrscheinlich zu machen, so muss vor allem die reale oder die begriffssphäre ermittelt werden, innerhalb deren eine entlehnung möglich oder wahrscheinlich ist. für latein. *delere* kommt da unmöglich die ganz allgemeine bedeutung 'zerstören, vernichten' in betracht, sondern nur die specialbedeutung 'eingegrabenes, geschriebenes auslöschen' ('delinere, antiquare'), die sich früh entwickelt hat und in unserer correcturnote ₰ = 'deleatur' bis zur gegenwart fortlebt. der Thes. ling. lat. V 435 ff behandelt jetzt diese seit Cicero (ja Terenz) im eigentlichen und übertragenen sinne ungemein häufig vorkommende bedeutung unter II als d i e specialbedeutung des wortes. spiegelt sie sich auch im deutschen wider?

Beginnen wir mit dem m i t t e l h o c h d e u t s c h e n. das Mhd. wb. und Lexer zeigen, dass das simplex selten und auch das compositum *vertilgen* und die zusammenrückung *ûz-tilgen* relativ spärlich bezeugt sind: für die classiker der blütezeit fehlen alle und jede belege. schon das führt darauf, dass es sich nicht um ein weitverbreitetes wort der umgangssprache von allgemeiner bedeutung 'perdere, destruere' handeln kann — alle verzeichneten stellen liefsen sich allenfalls mit 'tergere, extinguere' übersetzen: 'verwischen, auslöschen', im buchstäblichen und übertragenen sinne. ich gebe ein paar charakteristische beispiele: 'Heller der armen frau' (bei Rosenhagen Cod. pal. 341 nr 34) 45 f. *er hiez den namen tilgen sider, und sînen namen schrîben wider*; Barl. 361, 11 f *die schrift heiz alle tilgen abe, daz im dehein buochstabe von dir gebe der sünde vluoch*; Pass. in vdH. Germ. 7, 271, 6. 7 *ob des rehten brieves schrift aldâ vertiliget würde*; gereimter Physiologus Kar. 74, 12 *so vertiliget er daz spor mit dem zagele.* demnächst häufig 'sünde, missetat, leid tilgen': Albertus, Ulrich 1598 *dilge die sünde, mache uns rein*; Vor. Skl. 62 *nu verdîlige mîne sunde*; Lit. G. 233, 31 *daz die* (sünde) *got an uns vertilige*; ebda 218, 4 f *vertiliete daz pluot daz ûz diner sîte flôz*; HvMelk Erg. 168 f *daz opher wirdet lobesam: ez vertilget alle die missetât*; Pass. H. 224, 41 ff *swâ ich mit sündeclîchen siten indert got erzürnet habe, daz er daz welle tiligen abe*; Himmelreich 335 *ê wir iz virtielgen mit riuwe unde buozze*; Aneg. 11, 60 ff *wie den heilgen Christ darzuo treip sîn barmecheit ze vertilgen unseriu leit*; Vor. Moses Diem. 66, 7 *daz umpilde tillen*; W. Gen. 23, 15 f *daz der Âdâmes val ... vertiligot wurde an dem gotes tôde.* überall = 'auslöschen'.

Diese beispiele mögen genügen! ihnen stehn aus der zeit vor 1300 keine mit der erweiterten bedeutung gegenüber, erst ganz spät stellen sich solche ein, etwa ostmd. Schachb. (Zs. 17) 227, 17 ('töten'). 264, 18 ('ausrotten'). aus der obigen liste aber ergibt sich zweierlei: das wort gehört der sprache der geistlichen an, und es muss in letzter linie aus der schreibstube stammen. den höfischen dichtern und dem heldenepos ist es fremd geblieben.

Die althochdeutschen belege bei Graff V 398 ff sind sehr viel zahlreicher, bestätigen aber durchaus was uns die mhd. gelehrt haben: das wort übersetzt lat. 'delere, tergere, obstergere, conterere, disperdere'. objecte sind mit vorliebe: *namo*, *gihukt*, *sunta*, *missidât*, 'miseria'; gelegentlich auch *rîchi*, 'judices', 'diabolus', 'iniquitas'; unter den 10 belegen Otfrids (3 *dilôn*, 7 *firdilôn*) haben wir 3 × *sunta*, je 1 × *missidâti*, *dâti*, *werk*, *sêr*, *smerza*, 2 × steht allgemein *iz* (V 25, 62. 82), das sich auf *thaz guat* resp. *guata* bezieht. der gebrauch der ahd. glossen und übersetzungen lehnt sich vielfach direct an das 'delere' der Vulgata an, zb. *nomen delere* ps. 9, 6. 108, 13. *peccatum d.* ps. 108, 14; *iniquitatem meam d.* ps. 50, 3.

Für das altniederdeutsche haben wir die psalmbelege *fardiligo* 'dele' 50, 3; *fardiligot uuerthin* 'deleantur' 68, 29; im angelsächsischen fehlt das wort der alten dichtersprache ganz und kommt erst in den allitt. Psalmen vor, wo *âdîlgian* 3 × lat. *delere* widergibt. die specielle bedeutung 'ausradieren' findet sich in Aelfreds Past. care (ed. Sweet 423, 32): *Swa se writere, gif he ne dilegað ðæt he ær wrat ... ðæt bið ðeah undîlegod ðæt he ær wrat.* alle übrigen belege für (*â-*, *for-*) *dîligian* stammen aus übersetzungen, vorwiegend der psalmen, wo sie sich an lat. *delere* anschliefsen. man fühlte also in England wie in Deutschland noch etwas wie einen zusammenhang. aber im gegensatz zum deutschen blieb das englische wort stets auf die kirchliche sprache beschränkt, und noch vor 1200 scheint es völlig erloschen zu sein. an seiner lateinischen, gelehrten herkunft kann auch hier kein zweifel aufkommen. Pogatscher QF 64 hat *dîligian* ebenso übergangen wie nach ihm Mac Gillivray (Morsbachs Stud. z. engl. phil. VIII) u. FrSeiler, und leider auch Braune in seinem prächtigen aufsatz 'Althochdeutsch und Angelsächsisch' (Beitr. 43). ich habe schon aus sachlichem grunde keinen zweifel, dass es sich um ein wort handelt, das zuerst in einer insularen schreibstube übernommen wurde. ags. *dîligian* wurde dann ahd. *tîligôn*. ob daneben auch selbständige festländische entlehnung in Otfrids *tîlôn* vorligt, stell ich zur erwägung. der übergang *ê* > *î* ist irisch, angelsächsisch und vorahd. resp. frühstahd. möglich.

Göttingen. **Edward Schröder.**

BRUCHSTÜCKE EINES NEUEN MNL. KARLSROMANS.

Herr prof. Robert Gragger hatte die freundlichkeit, mir zwei pergamentstreifen zu wissenschaftlicher verwertung zu übergeben, die er von einem der bischöflichen bibliothek in Gyulafehérvár (Karlsburg) gehörigen foliobande losgelöst hat. das werk trägt den titel Summa Sacrae Theologiae ... Divo Thoma Aquinate Doctore Angelico autore, in tres potissimum partes, quatuor tomis contentas, divisa. Lugduni, apud haeredes Iacobi Iuntae. M. D. LXII. *darunter handschriftlich:* Ex libris Casparis Bartos. *ledereinband über holz. signatur (in rötel):* Bs. I, 1. *die beiden deutlich zur selben hs. gehörenden pergamentstreifen sind zum befestigen des einbands verwandt worden, und zwar so, dass sie in ihrer grösten breite mit dem texte der spalten B 3. 4. A 1. 2 und D 3. 4. C 1. 2 an den inneren kanten der innenseiten des vorder- und hinterdeckels auf das deckelholz geklebt waren, abgesehen von einem schmalen, durch bruchfalten und heftlöcher abgegrenzten randstreifen, der auf beiden seiten hinter die bogenlagen des drucktextes griff. die gegenseiten beider streifen, also die textspalten A 3. 4. B 1. 2 und C 3. 4. D 1. 2, sind mit dem vorsatzpapier beklebt gewesen. die streifen stammen von einer quarths. des 14 jh.s, deren blätter, zweispaltig beschrieben, in der breite 17,5 cm mafsen; ihre höhe lässt sich also auf ungefähr 24 cm schätzen. jede spalte dürfte gegen 45 verse enthalten haben. die ausstattung der hs. war einfach: nur die abschnittsinitialen, die über zwei zeilen greifen, sind rot gemalt. sonst erscheint in den bruchstücken keinerlei rubricierung, abgesehen von zwei randmarken vor dem versanfang (vgl. anm. zu 63). doppelblätter dieser hs. sind parallel zum unteren rande in streifen geschnitten worden; der streifen mit dem text AB ist 7,5 cm breit und stellte das untere stück eines doppelblattes dar; der mit dem text CD ist durchschnittlich 5,6 cm breit und aus der mitte eines doppelblattes herausgeschnitten. beide streifen gehörten aber nicht zu demselben doppelblatt. das bezeugt nicht nur der mangel eines inhaltlichen zusammenhanges, sondern auch die tatsache dass der schriftspiegel beider streifen nicht genau in dasselbe liniensystem passt. selbst ob beide streifen zu derselben bogenlage gehörten, ist nicht auszumachen. über die reihenfolge der textstücke ist sonach nur zu sagen, dass die je unter einem titelbuchstaben zusammengefassten stücke A 1—4, B 1—4, C 1—4, D 1—4 in der durch die zahlen gegebenen reihe aufeinander gefolgt sein müssen, und zwar so, dass die lücke vom ende des einen bis zum anfang des nächsten immer rund 30—35 verse ausmacht. in welche reihenfolge aber die vier complexe ABCD zu bringen sind, darüber lassen sich höchstens auf grund des inhalts vermutungen äufsern. aus der bei beiden streifen noch ziemlich deutlichen kniffalte des ursprünglichen doppelblattes scheint immerhin das eine hervorzugehn, dass A vor B und C vor D gehört.*

Der erhaltungsstand der beiden streifen ist sehr schlecht. das pergament ist vielfach durchlöchert, gerade innerhalb des schriftspiegels. die schrift hat überdies besonders durch abschaben, teils auch durch abblättern der tinte oder der ganzen obersten pergamenthaut beim ablösen von den holzdeckeln so gelitten, dass in den spalten A 1. 2. B 3. 4 und C 1. 2. D 3. 4 kaum eine zeile klar lesbar ist. dagegen haben sich die papierbeklebten kehrseiten beider streifen, also die spalten A 3. 4. B 1. 2 und C 3. 4. D 1. 2 besser gehalten und sind, wo nicht löcher die verse zerreiſsen, im ganzen gut und sicher lesbar. im folgenden abdruck ist unsicheres cursiv gegeben. puncte, die sich in der hs. finden, sind durch fettdruck gekennzeichnet.

A 1

Hordíjt ghi v̇ . . . . .
Mamet *moe* . . . . *ien*
En̄ alle die quadien**.**
Dor uwē willē ſta*k* . . . ht'
5 Dies ic nv hebbe l . . .
*D*ie goet warē . . . . .
Dies ic hebbe rou*w* .
Mijn v̇watē mahoe .
Sprac d . . *cō***.** ſy . goe**.**
10 *Mog* . . . .
Ghinc . . . .

A 2

Dais iamm*er* en̄ ſcade got
Doe dat *og* . . *h*orde
Noopti mettē worde
15 Tgoede ꝑd gemeine
En̄ *w*ac tſwt corteine
Gal*iante* hi ſo ſm*o*et
Da*t h*ine totē gordele ſp*le*et
D' na ſlouchi guwa . e . . . .
20 *Dat mā* en̄ ꝑt vel ter erde
Daer die . *m*ede toren
Menich paien wel geboren

1 *nach* v̇ *halbzerstörtes* n *oder* m, *dahinter loch.* 2 *l.* moette? *dahinter loch.* 4—10 *die ausgänge der verse durch ein loch vernichtet.* 4 *vor* ht' *spuren von* ac; *l.* ſtaken achter. 5 *nach* l *rest von* a; *l.* lachter. 6 *vor und hinter dem loch schwache spuren eines* e; *l.* en̄ getrouwe? 7 *l.* rouwe. 8 *l.* mahoen. 9 l die cō. ſynagoen; *der* n-*strich über* .. goe *fällt noch in das loch.* 12 *l.* grot? *über* g *ein nicht mehr deutbares zeichen.* 13 *l.* ogier. 17 *l.* ſmeet. 19 *schluss des verses durch loch zerstört; reimwort war* h'de, *reste noch vorhanden.* 20—22 *die ersten wörter dieser zeilen sind, weil die schrift völlig abgeblättert ist, fast nur zu erraten.* 21 *nach* die *loch; erg.* k' (= kerstine), k-*balken noch erkennbar.*

A 3

. . . de den he' ogier
. . . le die . .
25 Hadde gefeit ten he fijn
DOe dat ogier verftoet
Dwt hi wel na al vwoet
Eñ feide bi den hemelfcẽ drochtijn
Eer fi mi maken farr'.
30 *Sal* . . . . eer .vᴹ. doen fteruẽ.
Wat fi .k'. wanc̃ onteruẽ.
Do *r* . p mȯioſe ogier
Te hẽ quā van baſuier

A 4

Efpf*ant* . . . . . *tien*.
35 Makalijn . . . . wi doẽ
Ons begeeft *al* mahoen.
Dat moge . . . wel fien.
Siet hoe . . . . vlien.
Die ons . . . . . ẽ tẽ ftride.
40 Wāt die . . . . mʒ nide.
Stridẽ d . . . . ch mẽ fien.
Siet hoe . ení . paien.
Vliet ou̓ d . . . . te dale.
It duchte dat wi altemale.

B 1

45 *Hads* rouwe eñ toren
Danemōt feide d*at* . . . . *h*orẽ
Gaet te rade ed*el* . . . . .
Siet watt' nu mede ft*ae*t te doene.
Doe gingen in ene kemenade.
50 .X. vanden hoochften ᵗᵉrade
Doen was fufflier eñ *aga*lāt.

23 f *anfang der verse abgerissen.* 25 *wol* he' *zu lesen, aber kein rest des hakens vorhanden.* 30 *anfang des verses durch loch zerstört; l.* Salic har, *reste von* har *vorhanden.* 31 *l.* Wāt, *strich über* a *fehlt wegen des loches.* 32 *l.* riep. 34 f *und* 37—43 *sind die lücken durch grosse löcher hervorgerufen.* 34 .. tien] *oder* cien *oder* tœn *oder* cœn. 35 *erg.* wat ſulwi*? reste von* ul *vorhanden.* 37 *l.* mogen wi. 38 *nach* hoe *ansatz zu hohem buchstaben* (ſ *oder* h). 39 *nach* ons *ansatz zu hohem buchstaben; erg.* hare quamē*?* 41 *nach* d *spur von* i (?) *vor* ch *spur von* a, *also* mach *zu lesen.* 42 *l.* menich, *reste der fehlenden buchstaben vorh.* 43 *erg.* den berch, *reste vorh.* 45 Hads] Had *nur in der unteren hälfte erhalten.* 46 *nach* dat *ansatz zu niederem buchstaben* (m?)*; danach loch (wie auch am schluss des folgenden verses).* 47 *l.* edele baroene*; das unterste stück von* b *erhalten.* 50 te *ganz klein und fein nachträglich übergeschrieben.*

En̄ boudifeer en̄ galerant.
En̄ mibrien en̄ cadulant.
En̄ ioſtamāt en̄ balant.
55 En̄ burbulant en̄ ryoen.
En̄ andre hoge baroen.

B 2

D . . . .
Seide m . . . . . .
. dom . . . .
60 Dat *ſ*ijt al he . . . . *ge* . . . *n*
Den toren entie ſtade groot.
Si werde . oec gewijſt t' doot.
Doe da . ho . e ryoen.
Spra . hi bi mahoen.
65 Ghi ſult liegē ſufflier.
Alw̄di noch alſo fier.
Doe dat horde galerant.
Entie soudaen cadulant.

B 3

70 Hi neder ter *er*den ſpranc.
Van d' couder fonteinē h . dranc
Doe gedronk*ē* . . . e . e h . .
*S*ach hi *uo*gle . . . . e
En uant enē ſc . . . . . .
75 D' w̄t ginc hi en̄ . . . . .
Datter . ond' do . . . . ch
Teerſt dat h . . . . . .

B 4

. . . . . . t *ſo* was *te* ſplede
Dat . . . . *t*ande bïckē
80 *R* . . . . *dreef*
Alſo ons die bouc beſcreef
Eer dat hi vernam

57—60 *das ſehlende abgeschnitten und -gerissen; auch von* D *nur die untere hälfte erhalten.* 60 *auf* he *scheint* b *zu folgen.* 62 werde] *das ſehlende* n *durch loch zerstört, ebenso die fehlenden buchstaben in vv.* 63 *und* 64. 63 *vor* Doe *rote,* ⁋ *ähnliche marke; ebenso vor* Doe *v.* 67. *l.* dat horde. 64 *l.* Sprac. 66 *l.* Alwi-dich. 71 *l.* hi, i *durch loch zerstört.* 72 *l.* gedronkē hadde die here? 76 *l.* wond'? 78—80 *das fehlende durch ein loch vernichtet.* 78 *vor* t *rest von* ſ *oder* f, *wol* hooft. *unsicher,* ob ſplede *oder* ſplete; *der* n-*strich über dem schluss*-e *ist weggeschnitten.* 79 *erg.* hi liet die? bïckē] *lesung deutlich, höchstens könnte das ganz klein übergeschriebene* e *einen andern buchstaben bedeuten;* es *wird* blecken *gemeint sein, das mnl. gelegentlich auch mit langem vocal auftritt.* 80 R *unsicher, nur obere hälfte vorhanden.*

Dat *hi* in barbaeſtre quā
Eñ als *v*namen die ſarr'.
85 E*n* . . . *dodē met d* . . *wine*
V . . . . *ė* ſi hē wie die *dod*e were
H . . . . *em* lieden op*enbare*
Dat . . . . . was die *here*
Dat volc . . . *ſ*ere

C 1

90 En . . . .
Eñ ſtakene *dor* . . .
D . . . . . *dor th* . .
B . . . . int . ant.
. . . . *nt*.
95 *Enē* andien . . . *ſ*cijn
. . *t* hi doē m . . . *ſ*niē ſijn
H*em* .ííj. hi d' *t*leuē nam
Des dr*oef* . . . enich k'ſtín mā
Daer na ſo . *e*eft die .cō . ſ . eit
100 Dha . . . . . *tale geſeit*
Hi ſeide met . . . . moede
Ic ſal badē . *nd*er k'ſtine bloede
Noch hede*n* dat ſwt míjn

C 2

Do*ene* was *oec* . . *l*adíjn
105 Eñ menich and' ſarr'
Eioel vwo*e*dde eī d*a*miſtāt.
Eī na*m*eit eñ . *adīl*iāt
Swoerē ſi ſou*d*ene . . ekē
Hoe quaet wa . . . . . .
110 Die ſi penſden *e* . . . *ē*.
God die ons ge*w* . . . *e*.
Moete die kerſtine bewarē.
S*i* . . . ē met ſo grote *ſcarē*
Die *felle* quade . . . .

85 *vor* dodē *scheint* den *gestanden zu haben, nach* met *ein eigenname, dessen vordere hälfte stark zerstört ist; anscheinend* dodie *oder ähnlich.* 86 *l.* Vragedē. were] *erstes* e *unsicher, scheint verbessert.* 87 *l.* Hi dede hem*?* 88f *von den anfangswörtern beider verse nur ganz schwache, sehr unsichere spuren vorh.* 92 *l.* thooft*? reste von* ft *vorh.* 93 *vor* int *scheint* viel *gestanden zu haben. l.* ſant. 96 ſniē] *buchstabencharakter der drei grundstriche nach* ſ *unentscheidbar;* ſnien *wäre wol* ſniden. 98 *l.* droefde menich, *spuren des fehlenden vorh.* 99 *l.* heeft 100 *l.* harde*? reste von* d *vorh.; das nächste wort begann anscheinend mit* d, *l.* dese*?* 102 *l.* inder.
107 *oder* . adināt 108—111 *die lücken durch loch hervorgerufen.* 108 *l.* wrekē, *reste von* wr *vorh.* 113 *erg.* camē*?*, ca *scheint noch erkennbar.* 114 *erg.* paien.

115 *God moette* v̓maledien
Want d' came' ſo vele
D . . . . . . iec vtē ſpele.

C 3

Ic wiſt oec wel eer híȷ́t mi ſeide.
Bi míre man w̓heide.
120 Hen es die helt van .k'. uolke niet
Dat ghi hier ten ſtride ſiet
.K'. nes hier n . . niet comen.
W' .ııȷ. coē. . . . . . er v̓nomē.
E⁻ .xxxíȷ. *g* . . . . . xvıȷ. h'togē.
125 Nv mict of . . . . ogen.
Wel connē eñ ten ſtride.
Oec *kl.* ſun w̓ an h' zide.
. ᴹ man.
. lc *d*en ſtriȷ́t wel houdē can.
130 . at ſcíínt onſē liedē wel.
Want die cōe ſíȷ́n h'de ſnel.

C 4

Eñ mares eñ brayhaerde.
Dat ſi comē metter vaerde.
Of ſi .k'. willen ſlaen.
135 Vare wech eñ haeſti zaē.
Doe noopte rohaert tp̄t mꝫ ſporē.
Eñ reet den wech voren
Saen hi vernam
Dat hi te furſine quā
140 Teerſt dattene die paiē ſach
Ombooti hē goedē dach
Hi ſeide cō. furſiȷ́n
Biden voget apolíȷ́n
Omme v ſent mi damiſtāt.

D 1

145 Die .v.ᴹ. por . . . . .
.K'ſtine mogen hē wel ontſien.

117 *die zeile ist durchschnitten, sodass nur noch buchstabenköpfe vorhanden sind.* 122—125 *die lücken durch loch hervorgerufen.* 122 *l.* noch, *reste vorh.* 123 *erg.* hebic hier (*oder* eer)? *reste des ersten* h *vorh.* 124 *l.* graven eñ; *vor* xvıȷ *spur eines weiteren* x *erhalten.* 125 *auf* of *folgte wol* ſi, *reste vorh.* 127 kl] *besonders der zweite buchstabe ganz unsicher.* 128—130 *die anfangsbuchstaben der verse sind weggerissen.* 128 *das zahlwort, zu dem* ᴹ *den index bildet, kann nur eine letter umfasst haben. ist der vers trümmerhaft oder ist vor ihm eine lücke anzunehmen?* 129 *l.* Elc. 130 *l* Dat. 145 *der vers ist schräg zerschnitten, sodass von dem mit* por *beginnenden wort nur diese drei buchstaben sicher lesbar sind: es könnte* porreden *dagestanden haben.*

D' ſo meni*ch* paien.
Vp hem lieden comt gram.
Ogier die edel man.
150 Hilt corteinē alt . s *gereet*.
So wien hire mede ſmeet.
Bleef gewont ofte doot
Onſe liede wrochtē grote moort
Aȳ entie neuen ſíjn
155 Verſlougē menígen ſarr'.
Dor helme eñ d*or* ſtaelhoede.
Si vochtē met ſ . outē moede
Bínnen dien hadde die denoís

D 2

Die biſſcop noopte . er vaert.
160 Met ſ . ren dat go . e pt.
Se' hí . . et ſpore . . eet.
Mo*nuc* . e hi reet
In ſíj . . *e*moet quā wlike.
.K'. hen . . . ē. van cōe. rike.
165 .K'. . . . . . aen vnomen.
Den biſſ*ocp* mꝫ haeſtē iegē hē com.
Van vre hietene .k'. bide .
Eñ al met ſtaden riden.
Teerſt datten die biſſcop '. . m.
170 Queddi den edelen man.
Doe ſeide die .cō. ſíjn
Biſſcop wat doē die liede míjn

D 3

Brumont . . . .
S . . . . . *go* . . . . . .
175 *Eñ* . . *hi* . . . .
O . . . deſe ſe . . . *die cō v* . . .
Dat ſi ha . *ſt* . . *ke* tē ſtr . . . . . . ē
S*i* porde*n d* . . . . *t* v*na* . . .
Eñ *k*'. . . . . *ſ*ide

147 menich] e *aus* o *corr.;* ch *durch loch zerstört.* 150 *l.* altoos, oo *durch loch zerstört.* 157 *l.* ſtoutē, t *durch loch zerstört.* 158 *von der initiale* B *ist die untere hälfte weggeschnitten.* 159—165. 167. 169 *die lücken sind durch gröſsere oder kleinere löcher hervorgerufen.* 159 *l.* ter. 160 *l.* ſporen, *reste von* po *vorh.* *l.* goede. 161 *l.* hijt (?) met ſporen ſmeet, *reste der meisten fehlenden buchstaben vorh.* 163 *l.* ſíjn gemoet. 165 *l.* hadde zaen? *reste von* h *und* z *vorh.* 169 die] d *aus* b *corr.* *l.* vnam. 172 *die untere hälfte der zeile ist weggeschnitten, doch bleibt sie sicher lesbar.* 177 *l.* haeſtelike tē ſtride quamē? 178 *l.* doe ſijt 'namen? 179 k'. *sehr unsicher.*

180 Die *goet* . . . . . *tē ſtri* . .
N*u k* . . . . *en ſtri* . .
dien . . . .
M*a* . . . . . *was h'de* g . .
Dat hi ſo grote ſcade *nam*
185 Inden ſtríjt hi vorē reet
Enē lōbaert *hi ſo ſmeet*

D 4

Er̄ vincne mʒ *E*h . . . .
Doe *ẃt a*ȳ ſe' o . ſta . .
Va*n vio* . . *d*en zone ſíjn
190 *En̄* . . . *me*nígen ſarr'.
. *ſe we* . . . . . ay
. e hē . . . . goede turpíjn
. oe h . . . d . . . *ſach ſo* g . .
. . . *enis e* . . . . . *ot*
195 . . nout *e* . . . . .
Ghe . *en̄* . . . .
. . . .
W . . *ier en̄* . ylo . .
*Vu*euoen en̄ . . . . . íjn

180 *in der lücke scheint* waren *oder* weren *gestanden zu haben. l.* ſtride. 183 *auf* Ma *könnte ein* k *gefolgt sein; vgl.* 35. *l.* gram 186 *die zeile ist schräg durchschnitten, sodass nur die beiden ersten wörter klar erkennbar sind.* 188 *der buchstabe nach* o *völlig abgerieben; man könnte an* onſtaen *denken, doch scheint der raum zwischen* o *und* ſ *zu schmal für ein* n. 190 *erg.* van*? reste vorh.* 191 *oder* . ſe'? we] w *sehr undeutlich, auch* ro *oder* re *denkbar.* ay] *strich über* y *fehlt.* 192 *l.* Te hē quā die; *reste vorh.* 193 *l.* Doe hi *l.* ſo groot, *reste vorh.* 194—199 *enthalten je zwei durch* en̄ *verbundene eigennamen.* 195 *nach den buchstabenresten* Renout *oder* Arnout. 196 *der vers enthielt zwei sehr kurze namen.* 198 . . ier *oder* ien? *vor* ylo *scheint ein* m *erkennbar.* 199 *der zweite name scheint mit* g *anzulauten.*

So geringen umfangs die einzelnen textfetzen sind, bieten sie doch einige markante scenen. der complex A 1—4, der mit der scheltrede eines heidnischen führers (wol Synagoen) beginnt, stellt einen hin- und herwogenden kampf zwischen heiden und christen dar, der durch Ogiers eingreifen zum vorteil der christen gewendet wird. der complex B berichtet in seiner ersten hälfte von einem kriegsrat, den Danemont, hier offenbar oberster führer der Sarazenen, beruft und in dessen verlauf es zu einem streit zwischen zwei heidnischen groſsen kommt. nur 30—40 zeilen weiter, in spalte B 3. 4, ist die situation völlig verändert: ein einsamer reiter, wol ein heide, der aus der schlacht zu kommen scheint, führt die leiche eines gefallenen, wol eines heidnischen fürsten, in die stadt Barbaestre (Barbastro in Spanien). complex C erzählt wider von einem kampf

zwischen heiden und christen, in dem die Sarazenen dank ihrer übermacht die vorhand haben; doch scheint ihnen nur ein teil, vielleicht die vorhut, des christlichen heeres gegenüberzustehn. das erhellt aus der rede, die ein heidnischer führer (Damistant? vgl. 144) in sp. 3 hält. daher er (oder ist es ein anderer?) denn auch in sp. 4 den boten Rohaert entsendet, um eine reihe heidnischer könige zu hülfe zu holen. auch der complex D hat eine grofse schlacht zwischen heiden und christen zum inhalt, in der wider Ogier besonders hervortritt; er scheint hier nach v. 158 auch träger einer episodenhandlung gewesen zu sein. eingeschoben ist (sp. 2) der bericht von dem ritt eines bischofs (vermutlich Turpin, vgl. 192) zu könig Karl, dem er nachricht, vielleicht auch einen hülferuf zu überbringen hat.

Das starke hervortreten Ogiers muss zunächst auf den gedanken führen, dass die fragmente zu einem Ogierroman gehören. aber mit dem aus einigen bruchstücken bekannten mnl. Ogier (De taalen letterbode 6, 241 ff) haben sie sicher nichts zu tun. die reimtechnik zeigt zwar keine durchschlagenden unterschiede, eher der erzählstil; aber stofflich lassen sich unsere fragmente nicht unterbringen in dem mnl. Ogier, zu dem jene bruchstücke gehören: wir können ihn dem inhalt nach ja reconstruieren aus der hd. bearbeitung im cod. Pal. germ. 363. man darf überhaupt zweifeln, ob von einem Ogierroman auszugehn ist. denn auch was von französischen bearbeitungen des Ogierstoffes aus älterer zeit bekannt und zugänglich ist, die dem Raimbert zugeschriebene Chevalerie Ogier, des Adenès li Rois Les enfances Ogier, die fragmente La délivrance d'Ogier (Journal des savants 1876, 219 ff), bietet keine handhabe, um unsere bruchstücke für einen Ogier in anspruch zu nehmen: schon das gröstenteils andere personal muss stutzig machen, obgleich anzuerkennen ist, dass immerhin zwei von den grofsen heidenfürsten der Ogierüberlieferung, Synagoen und Danemont, auch in den fragmenten in führender rolle auftreten. zu bedenken bleibt freilich, dass der Ogierstoff der alten chanson de geste im 14 jh. aufs diffuseste aufgeschwellt worden ist, und zwar gerade auf wallonischem boden. aber auch die ungeheuer stoffreiche darstellung von Ogiers leben und taten im Myreur des histors des Jean d'Outremeuse enthält nichts was dazu nötigte, die fragmente einem Ogier zuzuweisen.

Auch der versuch, die fragmente in einem der andern Karlsromane unterzubringen die Ogier eine bevorzugte rolle zuteilen, führte mich nicht zu einem ziel. der Renout van Montalbaen scheidet aus, so verlockend es auf den ersten blick sein könnte, einen zusammenhang herzustellen zwischen den Günser Renout-bruchstücken, die Roethe Zs. 48, 129 ff veröffentlicht hat, und unseren fragmenten. aber allein nach ihrem personenbestande ist für sie in einem Renout kein platz. gerade auf grund dieses personenregisters darf man die behauptung wagen, dass die bruchstücke mit keinem der bisher

bekannten mnl. Karlsromane etwas zu tun haben. aber auch in den französischen chansons de geste, die Ogier mehr in den vordergrund treten lassen (man kann sie sich nach dem namenbuch von E. Langlois leicht zusammenstellen), hab ich vergeblich nach einer unterkunft für sie gesucht. auch der ortsname Barbaestre, *der nicht häufig in den chansons auftritt und vor allem an den Buevés de Commarchis mit seinen grofsen heidenkämpfen denken lässt, hilft nicht weiter. wenn es sich, wie man zunächst annehmen muss, bei unsern fragmenten um einen roman handelt der einer französischen quelle folgt, so ist diese quelle entweder verloren oder sehr frei bearbeitet worden; denn eine ganse reihe von namen kommen nach Langlois in den chansons de geste überhaupt nicht vor, so* Boudifeer *(aber im mnl. Flovent mehrfach),* Brumont *(schwerlich = dem* Brunamont *des Ogier),* Burbulant *(entstellt aus* Brudalant, Burgalant*?),* Cadulant, Damistant, Espersant, Fursijn, Makalijn, Mares *(entstellt aus* Marec, Maroc*?),* Sufflier. *die barocke namenhäufung ist stilistisch der augenfälligste zug der bruchstücke (ein zug freilich, der in den chansons seine vorbilder hatte): in den knapp 200 seilen text erscheinen an die 50 verschiedene eigennamen, wenn man die fragmentarisch erhaltenen einrechnet, und zwar dreimal in langen listen. es fällt auch auf, wieviele personen die aus andern Karlsdichtungen bekannt und berühmt sind, sich hier zusammenfinden, um sich, zu einem teile wenigstens, anscheinend mit statistenrollen zu begnügen,* so Agalant, Balant, Boudifeer, Burbulant, Galiant, Mibrien, Rohaert. *aber das ist doch ein zu unsicherer anhalt, um daran die folgerung zu knüpfen, dass wir es mit einer jüngeren form von Karlsdichtung zu tun haben, oder mit einem mnl. dichter von grofser selbständigkeit, der mit überkommener französischer Karlsüberlieferung frei geschaltet hätte, freier noch als der dichter des Doon de Mayence oder des Gwidekijn van Sassen. überdies machen die fragmente formal noch einen etwas altertümlichen eindruck. die reimtechnik steht mit 5 assonanzen bei rund 70 reimpaaren, rein procentual gerechnet, noch unter der des bären Wisselau; doch sind nur zwei fälle schwererer art:* tespleden : blecken *78,* doot : moort *152, sonst nur reim von auslautendem* m *auf* n ([ver]nam : man *97. 169;* gram : man *148). die taktfüllung ist öfter noch mager, vereinzelt in solchem grade dass man schon den text ändern müste, um der annahme dreihebig stumpfer verse zu entgehn (128. 138; vgl. auch 82). dreihebig klingende verse sind jedenfalls anzuerkennen (am ehesten 7. 14. 15), wenn sie auch selten bleiben.*

Berlin-Schöneberg. **A. Hübner.**

DER FISCHER VOM SEE BRUMBANE (PARZIVAL 225, 2 ff).

Untersuchungen der verschiedensten art über die ursprünglichen grundlagen der Gralsage, aus denen wir nicht nur die primitiven motive der sogenannten Parzivalsage sondern auch die christliche Nikodemuslegende als spätere bindungen erkannten, wiesen mit immer gröfserer deutlichkeit auf einen östlichen ausgangspunct der sage[1]. dabei schien der gral selbst in seiner specifisch schillernden form und bedeutung oft genug als trügerisches irrlicht, zumal man innerhalb dieser discussion die frage nach der rätselhaften sache, wie so häufig in der geschichte der geisteswissenschaften, mit der frage nach dem viel rätselhafteren wort aufs verhängnisvollste verwechselte. und die allgemeinere vorstellung eines märchenhaften wunschgefäfses, die den weiteren verlauf der sagenbildung mehrfach kreuzte, zeigte sich an keinerlei zeitliche oder räumliche schranken gebunden. so möcht ich versuchen auf einem seitenweg vorzudringen, und stelle zur erwägung, einen gleich ursprünglichen, aber eindeutigeren bestandteil der Gralsage zum ausgangspunct zu nehmen, einen bestandteil der weder in der Nikodemuslegende noch in der keltischen sage heimisch ist, nämlich: die uns im bereich der Gralburg begegnende, mit dem gral selbst aufs engste verbundene gestalt des angelnden fischers.

Wolfram erzählt 225, 2 ff, wie Parzival abends nach langem ritt an den see Brumbane kommt, auf dem er ein boot mit fischern erblickt. er fragt den einen fischer nach einer herberge und erhält auskunft über den weg der ihn zur Gralburg führt. auch bei Chrestien ist der wegweiser zur Gralburg ein fischer, dessen boot in einem flusse ankert. Parzival fragt zunächst nach einer furt oder brücke, dann nach einer herberge zur nacht. dabei wird besonders betont, dass ihm der eigentliche fischer selbst und nicht sein begleiter, der für die fahrt sorgt, antwortet. und des fischers tätigkeit wird von Chrestien ganz ausführlich als angeln beschrieben: ed. Baist 2969 ff *e cil qui devant fu peschoit a l'esmecon, si aeschoit son amecon d'un poissonet petit graignor d'un veironet* —, bei Wolfram dürfen wir dieselbe tätigkeit aus dem ruhigen vorankerliegen des bootes schliefsen. aus der sonstigen überlieferung wäre noch hervorzuheben, dass im Perceval der Didotschen hs. das gewässer *vivière* genannt wird, falls man darin kein misverständnis von *rivière* sehen will. die motivierung der für einen könig, mit dem der fischer identificiert wird, seltsamen beschäftigung des fischens durch eine krankheit, die ihm das weid-

[1] selbst ein vertreter der keltischen hypothese wie EWindisch sieht sich in seiner untersuchung Das keltische Brittannien bis zu kaiser Arthur (Abh. d. sächs. ges. d. wiss., phil.-hist. kl. 29 [1913] nr VI) zu dem zugeständnis gezwungen, dass zwischen dem gral und den wunderbaren kesseln der irischen sage kein genetischer zusammenhang bestehe, und dass es für die blutende lanze in der älteren irischen sage keine genaue parallele gebe, dass aber dieser zug vielleicht für die vorgeschichte der Peredursage erfunden sei (s. 197).

werk zu ross verbiete, erweist sich in ihrer hilflosen naivität so sehr als nachträgliche deutung des anstelle eines nomen proprium fungierenden appellativums einer unverstandenen alten überlieferung, dass wir darüber kein wort zu verlieren brauchen.

Hielt EMartin (Zur Gralsage s. 38) noch eine erklärung des fischers aus der autochthon-keltischen sage, freilich ohne den geringsten anhalt dafür zu bieten, für möglich, und sucht FKampers die Fischerepisode aus der Salomonsage (Lichtland der seelen s. 101) und weiterhin (Mitt. d. Schles. ges. f. volksk. 21, 47) aus griechisch orientalischem mythus abzuleiten, während WStaerk (Über den ursprung der Grallegende s. 55) unmittelbar an den babylonischen mythus von Adapa denkt, so hat sich doch im allgemeinen die anschauung durchgesetzt, dass wir diesen auch der Nikodemuslegende fremden zug auf die erzählenden evangelienberichte oder auf die christliche symbolik zurückzuführen haben (zb. Heinzel Gralromane 95 ff; WHertz Parzival [1898] s. 426 f).

Mit dem allgemeinen hinweis auf die evangelische bezeichnung der jünger als menschenfischer oder auf das seit dem ende des 2 jh.s bekannte christliche ἰχϑύς-symbol oder gar auf den wundersamen fisch der volkstümlichen überlieferung ist es jedoch nicht getan, vor allem nicht mit dem letzteren, da wir ja nicht vom fisch, sondern vom fischer unsern ausgang nehmen wollen. aber auch die metapher 'apostolischer menschenfischer' ist allein zu unbestimmt, um das fest umrissene bild eines a n g e l n d e n f i s c h e r s zu erklären. denn von den evangelischen berichten spricht nur Matth. 17, 27 vom angeln, während sonst, vor allem in der auslegung von Joh. 21, 11, auf das symbolische unzerreifsbare n e t z der kirche besonderer nachdruck gelegt wird. die erzählung vom stater im munde eines fisches, die allein das anglermotiv enthält, ist sicherlich als bildliche ausdrucksweise einer späteren zeit zu deuten (s. Lietzmann Handbuch zum Neuen Testament II 277), eine vorstellung, der bereits die gleichung: 'fisch = neophyt' als nicht miszuverstehnde metapher zu grunde ligt. so weist der angelnde fischer in die frühchristliche zeit: über die scheinbare legende hinaus in das weitere gebiet der christlichen cultsymbolik, auf die schon KBurdach in seiner gehaltvollen besprechung der schrift von WStaerk (DLZ. 24 [1903] 3050ff: s. ebendort 2821ff) mit nachdruck hinwies, insofern die volkstümliche paganisierung der christlichen c u l t h a n d l u n g für die entstehung der Gralsage weit bedeutungsvoller wäre als die christliche legende.

Das wol nicht von der jüdischen proselytentaufe, sondern von der johanneischen taufe der bufse übernommene fischsymbol für den christlichen neophyten (s. Clemen Einfluss der mysterienreligionen auf das älteste christentum s. 16) wurde durch die von Markus und Matthäus überlieferte berufung der apostel zu menschenfischern nachträglich gestützt, obwol Jesus die berufung seiner jünger zu täufern natürlich gänzlich fern lag. in Jesu

munde war der ausdruck menschenfischer (Mark. 1, 17; Matth. 4, 18) nur im zusammenhang mit Matth. 13, 47 ff als erklärung von Jerem. 16, 16 im messianischen sinne verständlich, und hätte in dieser völligen isolierung gänzlich misdeutet werden müssen (s. REisler Orpheus the fisher s. 85 ff), wenn ihm nicht aus der cultsprache der mysterien, besonders der orphischen des Dionysos ἁλιεύς, die überall verstandene nebenbedeutung 'mystagoge' oder 'priester' unterlegt wäre, ohne dass dabei der weitere vorstellungscomplex der ursprungssphäre mit anzuklingen brauchte.

In diesem zusammenhange wird ein in Melos gefundener, aus der kaiserzeit stammender mosaikfufsboden von Eisler (aao. s. 271 ff) als rest eines Bacheions erklärt. die darstellung zeigt einen runden teich mit einem angelnden fischer im boot. aufser verschiedenartigen fischen sieht man in nächster nähe des bootes eine mit rotem wein nicht ganz gefüllte bauchige flasche schwimmen. über dem fischer steht die inschrift *μόνον μὴ ὕδωρ.* der fischer-mystagoge will nach Eislers deutung die als fische verkleideten mysten, die in dieser tracht das sacramentale reinigungsbad der taufe empfiengen, durch den trank des Dionysos an sich locken: ein trank ungemischten weins — für die eucharistie war wein und wasser vorgeschrieben — soll die mysten zu *βάκχοι* machen. dass OWulff (Altchristliche kunst s. 315) für diese darstellung christlichen ursprung vermutet, ist für unsere fragestellung belanglos, insofern wir es hier unentschieden lassen dürfen, ob das auf synkretistischem grunde erwachsene fischer-symbol hüben oder drüben zur darstellung gelangte. dass es sich jedoch auch bei der annahme christlicher provenienz nur um symbolische und nicht etwa um rein decorative oder illustrative darstellung handelt, muss nach unserer nunmehrigen anschauung von frühchristlicher kunst, nach der heidnische formen nur als träger hineingedeuteter christlicher symbolik übernommen sind, apriori vorausgesetzt werden und lässt sich überdies in unserem besondern falle durch christliche grabbilder römischer katakomben, auf denen der m y - s t i s c h e a n g l e r zu widerholten malen, aber nie netzfischer vorkommen, noch eigens bestätigen.

So finden wir in der Domitilla-katakombe (Wilpert Malereien der katakomben Roms, taf. 7) am ende des 1 jh.s neben einem fischmahl das bild des a n g e l n d e n fischers dargestellt, die nämliche verbindung die uns für die zweite hälfte des 2 jh.s in SKallistus bezeugt wird (Wilpert taf. 27), nur dass hier den beiden symbolischen darstellungen von agape und fischer der alttestamentliche gegentypus des Moses, der das wasser des lebens aus einem felsen schlägt, zugesellt ist; ein anderes bild derselben katakombe zeigt den angelnden fischer neben einer taufscene. die agape stellt sich als brot- und fischmahl dar, aber der wein fehlt nicht immer (Eisler aao. s. 223); dabei spielen eine besondere rolle grofse mit brot gefüllte körbe, die in der Lucina-katakombe

(Wilpert taf. 28) isoliert ohne mahlzeit dargestellt sind: neben diesen symbolischen körben oder gefäſsen, deren leuchtend roter glanz mit oder ohne grund auf eine hineingestellte strahlende weinschale zurückgeführt wurde, ligt lediglich ein fisch. die illustration eines evangelischen berichts — etwa der speisung der fünftausend oder der jünger am see Genezareth —, bis ins 4 jh. hinein schon an sich unwahrscheinlich, kommt für diese isoliert dargestellten speisespendenden gefäſse sicherlich nicht in frage. fischer und brotgefäſs sind reine symbole für taufe und eucharistie ohne jeden epischen hintergrund. dabei sind eucharistie und agape so in eins verwoben, dass wir hier gerade in den katakomben im hinblick auf das himmlische mahl, das sie gleichnishaft verbürgen, geradezu von ihrer identificierung sprechen dürfen.

Anderseits wäre es verfehlt, in der symbolischen verkörperung der parallelität von taufe und eucharistie lediglich die lehrhafte verkündung heilsgeschichtlicher wahrheiten zu erblicken; als künstlerische offenbarung sind sie der niederschlag des religiösen mysterienerlebnisses eines neophyten, der unmittelbar nach der taufe durch eucharistischen genuss mit der gemeinde zu engstem zusammenschluss verbunden wird[1]. dies religiöse culterlebnis ist auch kern und keim der Gralsage: wie der taufende fischerpriester oder mystagoge zur nächsten mysterienstufe des eucharistischen sacraments geleitet, so weist die geste des fischers vom see Brumbane zur Gralburg mit ihrem wundersamen mahle einer aufs engste verbundenen gemeinde. dass ich mich an diesem entscheidenden punct, wie ich nachträglich sehe, mit ANitze (The Fisher King in the Grail romances. Publications of the Modern language association of America [1909] s. 366 ff) treffe, der einen völlig andern ausgang nehmend und einem andern ziel zustrebend (s. 395) das fischertum des königs als führerschaft zum Gral deutet und (s. 398) Parzival geradezu einen mysten (*initiate*) nennt, ist mir wertvolle bestätigung für den richtigen kurs meines weges.

Wie dichtende volksphantasie das nebeneinander dieser mystischen cultbilder christlich-heidnischer färbung auflöst und durch einfügung in irgendwelchen geschichtlichen zusammenhang von neuem bindet, zeigt das von Eisler (aao. s. 103 f) herangezogene neugriechische märchen von einem fischer, der ohne sein wissen schon mehrfach fische mit kostbarem schatz gefangen hat, bis er eines tages eine schöne palamide für sich behält und in ihrem bauch eine goldene schale findet. er selbst und seine freunde trinken wein aus dieser schale, die sich, so oft sie geleert wird, mit goldstücken füllt, als reicher mann widmet sich der fischer dann dem zitherspiel und lernt so wundervoll spielen. dass seine weisen kein herz ungerührt lassen. — fischer, mahl

[1] dass auch in antiken mysterien bei der speisung eines mysten das speisegefäſs eine rolle spielt, zeigen zb. Nitze (s.u.) s. 400 und ADieterich Mithrasliturgie s. 102 ff.

und wundersam spendendes gefäſs innerhalb des alten märchenschemas vom dankbaren tier, das auch dem interpolator von Matth. 17, 27 vertraut war, mit einander verbunden und schlieſslich noch die deutliche reminiscenz an den leierspielenden Orpheus, des Dionysos ἁλιεύς (s. auch RKöhler Kl. schr. II 209)!

Die Gralsage, vom religiösen erlebnis getragen, entwickelt sich auf einer höheren linie, da die aus symbolen erwachsenen sacramentalen handlungen nicht ihrer mystischen heilsbedeutung entkleidet in einen willkürlichen zusammenhang gerückt werden, sondern das ethos einer immanenten läuterungskraft lebendig bewahren. und zwar sind nicht nur die christlichen mysterien — wie man uns von theologischer seite glauben machen wollte — sondern auch die heidnischen, vor allem die orphischen culte von wahrhaft ethischem geiste erfüllt (s. PWendland Hellenistisch römische cultur[2] s. 154). denn zum schauen Gottes gelangt auch hier nur der sittlich geläuterte, und der ritus der widergeburt würkt auch hier sittliche erneuerung. auf eine läuterungsfahrt ist auch das unter Plutarchs namen gehnde Themistiosfragment (s. EMaaſs Orpheus s. 303 ff) zu deuten, nach dem der myste dieselben leiden durchkostet, die die scheidende seele auf ihren dunklen und grauenvollen wanderungen zu erdulden hat, bis sie eingeht in die strahlenden gefilde des lichts. diese vor allem der gnosis lebendige vorstellung der hier als sacramentales abbild erscheinenden seelenreise ward schon in hellenistischer zeit mit phantastischen zügen ausgestattet. die gefahren und leiden dieser reise hat auch Parzival zu erdulden, bis er würdig befunden wird der dauernden teilnahme am himmlischen mahl der Gralburg, die Wolfram mit irdischen farben schildert. ob wir darin dass der Gral in der hand der jungfrau als *wunsch von pardîs* (Parz. 235, 21) erscheint, und die früchte, die Parzival zur nacht gereicht werden, von paradiesischer art (244, 16) sind, über alle bildliche verklärung hinaus anklänge an die paradiesischen gefilde des messianischen mahls am ende der zeiten sehen dürfen, muss ernstlich erwogen werden, zumal im Perlesvaus die Gralburg *Edein* genannt wird (s. Iselin Morgenländ. ursprung der Grallegende s. 35). aber ganz abgesehen von diesen äuſseren argumenten, zu denen man sich so oder so stellen mag, gehn Parzivals läuterungsfahrten aus triftigeren gründen, wie wir sahen, auf visionen gnostischer jenseitswanderungen zurück, und so glaub ich mit FKampers (s. vor allem Gnostisches im Parzival und in verwandten dichtungen, Mitt. d. Schles. ges. f. volksk. 21), der Parzival und Apollonius auf ein gemeinsames von der gnosis beeinflusstes urbild zurückführt, dass sich 'hinter der bewegten welt der ritterlichen gestalten der graldichtung die mystik der gnostiker auftut'. mir scheint jedoch das religiöse erlebnis des sacramentalen mysteriums ausgangspunct der sage, nicht aber die zu grunde liegende, auf babylonische astral-mythologeme rückführbare seelenfahrts-legende, so dass ich mir vom weiteren rückwärtsdringen über

das gnostische mysterium hinaus keine tiefere erkenntnis der Gralsage versprechen kann (s. auch KBurdach aao. sp. 3055). denn ein geistiges phänomen vom range der Gralsage, an deren entwicklung nur die gedankentiefsten geister ihrer zeit anteil nahmen, können wir nicht auf analytischem wege begreifen, indem wir es mechanisch in seine einzelelemente auflösen und diese elemente getrennt einer historisch genetischen betrachtung unterziehen, sondern allein durch erfassung der ursprünglichen, bereits im urkeim symbolhaft enthaltenen sinnvollen 'gestalt': vom einlass des durch leiden geläuterten zum himmlischen gemeinschaftsmahl. so zeigen sich Gral- und Parzivalidee schon in ihrem gnostischen keim unlöslich verschlungen, so dass es sich bei der weiteren entwicklung nicht etwa um verschmelzung ursprünglich heterogener bestandteile, sondern nur um verschiedene accentuierung der teile innerhalb des vorhandenen gesamtcomplexes handeln kann.

Das himmlische mahl als ziel aller sehnsucht erlebt die nach erlösung dürstende seele im eucharistischen cult, dessen formen unfassbares sinnlich gestalten. KBurdach, der das verdienst hat auf das culterlebnis als urquell unserer durch und durch religiösen sage hingewiesen zu haben, verdanken wir auch den hinweis auf die byzantinische messliturgie mit der allegorischen kreuzigungshandlung des zurüstungsteils und der introitus-procession mit kelch und lanze, die die phantasie des religiös ergriffenen volks aufs stärkste erregt haben muss. unter den einwürkenden reliquienlegenden und -märchen wird man nach den forschungen Wesselofskys, Sterzenbachs [1] und Iselins den fabeleien von den steinen auf Zion, dem tisch Salomonis und den typologischen tropen vom stein als Christussymbol besondere bedeutung einräumen müssen, die auf eine frühe zweigentwicklung der selbständigen überlieferung Kyot-Wolframs schliefsen lässt.

Für die identificierung des priester-fischer-mystagogen mit dem priester-könig-Christus-Melchisedek, dessen heilsbedeutung im eucharistischen ἰχθύς-symbol beschlossen ligt, bieten hypologisch kirchliche tropen einer materialistisch percipierenden und combinierenden volksphantasie soviel möglichkeiten, dass es vermessen wäre, einen bestimmten weg der übertragung zu fixieren. — zudem soll es hier ja nicht unsere aufgabe sein, die einzelfäden im weiteren verlauf der entwicklung zu entwirren, sondern lediglich den schöpferischen ursprung der sagen'gestalt' zu enthüllen, wobei wir dem fischer vom see Brumbane schon innerhalb des ursprünglichen sagenschemas einen platz glaubten anweisen zu dürfen.

[1] für die vorstellung des portatile scheint mir in unserem zusammenhang wichtig, was Sterzenbach nicht hervorhob, dass der verhältnismäfsig kleine altarstein noch bis ins 12 jh. ohne jede holz- oder metallfassung vorkam, so dass also ein steinchen als solches als altar gelten konnte.

Hamburg. **J. Schwietering.**

UNTERSUCHUNGEN ÜBER OTFRIDS REIMKUNST.

Seit mit Zarnckes abhandlung über das Georgslied (Sächs. sitz.-ber. 1874) die wissenschaftliche behandlung des ahd. reimes begonnen hat, ist der reimvers Otfrids schon der gegenstand mancher untersuchungen gewesen. aus der ganzen litteratur heb ich hier nur zwei arbeiten hervor, welche mir durch umfassende vorführung des materials eine bequeme arbeitshilfe boten. das eine ist die abhandlung von Ingenbleek Über den einfluss des reimes auf die sprache Otfrids besonders in bezug auf laut- und formenlehre (QF. 37, Strafsburg 1880). I. gibt als anhang seiner arbeit, über die hälfte des heftes füllend, ein vollständiges reimlexicon zu Otfrid. leider haften ihm gewisse mängel an, auf die ich hier nicht eingehn will. — die zweite arbeit ist die dissertation des Amerikaners Holzwarth Zu Otfrids reim. eine rhythmisch-melodische studie (Leipzig 1909). auch er führt uns sämtliche reime übersichtlich vor, und zwar gruppiert er sie nach der ausdehnung und reinheit des reimes sowie gleichzeitig nach rhythmischen gesichtspuncten. diese arbeit — natürlich aus Sievers schule —, die zu beachtenswerten ergebnissen über den versbau Otfrids gelangt, leidet meiner ansicht nach unter einer gewissen schiefheit. gewis haben die metrischen typen auch bedeutung für die art des reimes, aber doch im wesentlichen nur mittelbar, soweit sie bestimmte schlusscadenzen begünstigen oder fordern, und diese schlusscadenzen wider reimwörter mit bestimmten accentverhältnissen mit sich ziehen. ich will nicht sagen dass Holzwarth dies verkannt habe, aber angesichts dieser sachlage will es mir wenig glücklich scheinen, das material, wie er es tut, unter zurückstellung des mittelgliedes zu ordnen, der schlusscadenz oder wortbetonung, die zwar deutlich unter dem einfluss der metrischen typen steht, aber doch nicht notwendig und eindeutig daraus folgt.

Wenn ich nun noch einmal die reimkunst Otfrids besprechen will, so werde ich nacheinander die beiden seiten des reimes betrachten: einerseits schlusscadenz und accentverhältnisse der reimwörter, anderseits ausdehnung und reinheit des reimes.

Bei der betrachtung der bei Otfrid vorkommenden schluss-

c a d e n z e n ist zunächst die merkwürdige tatsache festzustellen, dass er den versausgang auf aufgelöste hebung, den zweisilbig stumpfen reim des mhd., überhaupt nicht verwendet, ein umstand der meist positiv mit dem satze ausgedrückt wird, dass seine verse den letzten ictus auf der letzten silbe tragen. in den 7416 langversen oder 14832 halbversen die wir von Otfrid haben, kommt nur 6 mal der ausgang auf paroxytonon mit kurzer stammsilbe vor. nur 2 dieser fälle bilden zusammen eine langzeile oder ein reimpaar guter vierhebiger verse nach mhd. princip: II 12, 31 *Nist ther in himilrîchi queme, ther geist joh wazar nan nirbere*; die andern fälle stehn einzeln: I 5, 3a und II 9, 31a zeigen durch bindung mit reimwörtern bei denen die letzte silbe einen ictus trägt (*himile* und *woroltmenigî*), dass sie nach den einfachsten forderungen die Otfrid an den reimvers stellt, als unzulänglich anzusehen sind, denn eine metrisch betonte silbe kann nur mit einer metrisch betonten reimen. nicht weniger unvollkommen sind I 3, 37a und I 4, 9a mit den reimen *giwago* : *wîzagôn* und *quena : zeizero.* die wörter *wîzago, zeizero* usw. im reime sind zwar häufiger, aber doch auch nur seltene ausnahmen, gröstenteils im 3.—7. cap. des I buchs. man vergleiche darüber Wilmanns Beitr. z. gesch. d. ält. dtschen litt., heft 3, Der altdeutsche reimvers (Bonn 1887) § 77, s. 99 f. nach reim und metrik sind sie so verwendet, als ob es metrisch dreihebige wörter wären wie *seltsânaz* usw. das heifst also, wir haben es nicht mit einer andern metrischen möglichkeit zu tun, sondern nur mit einigen fällen, in denen das sprachliche material den metrischen anforderungen nur unvollkommen genügt. zweisilbig stumpfer reim (nach der für das mhd. üblichen bezeichnung) oder versausgang auf aufgelöste hebung hat also in Otfrids verskunst keine stelle.

Aufs deutlichste tritt hierin der ursprung aus fremdem, aus lateinischem vorbild zutage. der Otfridsche reimvers steht hierdurch sowol zu dem mhd. verse wie zu dem alten alliterationsvers in einschneidendem gegensatz. die aus anfänglicher ungeübtheit entspringenden ausnahmen sind offenbar entgleisungen unter dem einfluss des alliterationsverses, dessen nachwürkung sich ja noch an andern stellen der zufrühst verfassten abschnitte zeigt. freilich, aus dem ambrosianischen hymnenvers können wir Otfrids vers auch nicht so einfach herleiten, der versuch

der Siebs-Unwerthschen litteraturgeschichte, welche die schwierigkeit erkennt, scheint mir verfehlt.

Auch die andern, wenig umfangreichen endreimenden dichtungen dieser zeit scheinen eine ähnlich ablehnende haltung gegen solche reime einzunehmen. ein verspaar mit gutem bau finden wir Sam. 25 *weiz ih daz dû wâr segist, daz dû commen ne hebist*, ein anderes Ps. 138, 34 *Sô fliugih ze enti jenes meres: ih uueiz daz dû mih dâr irferist.* so ist diese der deutschen sprache natürliche schlusscadenz offenbar erst langsam in den reimvers wider eingedrungen.

Nach dieser negativen feststellung über Otfrids versschluss hab ich nunmehr die von ihm würklich verwendeten schlusscadenzen anzuführen. es sind drei, die ich am einfachsten durch beispiele bezeichne: 1. *thaz*, 2. *scônàz* mit der untergruppe *sëltsânàz* und 3. *managaz*.

Die frage ist nun, welche von diesen cadenzen Otfrid miteinander bindet, und welche bindungen er meidet.

Da ist zunächst ganz allgemein zu sagen, dass er das streben hat, bindungen ungleich accentuierter reimwörter möglichst zu meiden: über 90 % seiner verse sind bindungen von gleich zu gleich. eh ich aber über die ungleichen bindungen näheres sagen kann, ist es nötig, über die auffassung einer kleinen gruppe von versen klarheit zu schaffen. es handelt sich darum, ob worte wie *nerien, redia* als zwei- oder als dreisilbig anzusehen sind, ebenso ob in fremdwörtern wie *evangelio* das *i* consonantische oder silbische geltung hat. nach Holzwarths einordnung wären sie mit consonantischem *i* anzusetzen, meiner auffassung nach ist das gegenteil der fall. dies geht, wie mir scheint, deutlich aus den reimbindungen hervor, die ich hier deshalb vorführen muss.

Zunächst haben wir 25 neutrale reime: auf *-erie* II 19, 7. 22, 26; IV 7, 60. 17, 7. 21, 24; auf *-erien* I 1, 103; II 22, 12; III 7, 90; IV 13, 54. 14, 18. 17, 13. 18, 29; V 19, 14. 44. 66; *werie : giburie* III 4, 46; *rediôn : evangelion* Lud. 89; II 9, 71; III 14, 4. 20, 143; IV 34, 13; V 6, 6. 25, 33; *rediôn : Iudiôn* II 14, 66; *Maria : Bethania* III 23, 10. die hohe zahl dieser reime erklärt sich aus dem streben nach schönem, weitreichendem reim. hierzu kommen aber 10 reime mit wörtern vom schema *habêta*, nämlich *himile : ginerie* I 5, 54; *redie : zirrettinne* I 1, 75; *brediga : redia* III 17, 6; *widari : redii* III 19, 4; (*rediôn : bredigôn* III 20, 144 in P); *redinôn : evangelion* V 13, 20; *redino : evangelio* H.-W. 2; ferner *redinu : Macedoniu* I 1, 91 und *thanana : Be-*

thania IV 6, 1 sowie *Maria : habêta* I 7, 1. man beachte, dass bei meiner aussprache der reimklang sich fast immer auch auf die vorhergehnden silben erstreckt; das kann unmöglich zufall sein. wollte man umgekehrt consonantisches *i* annehmen, so wäre es nicht zu begreifen, weshalb gerade bei diesen wörtern die von Otfrid, wie ich gleich zeigen will, im allgemeinen gemiedene bindung der typen *scônas* und *managaz* so unverhältnismäfsig oft eintreten sollte. reime der fraglichen wörter zum typus *scônas* fehlen zwar auch nicht, es sind aber nur 5. zunächst haben wir da den reim *wîges : heries* IV 12, 59. auch diese bindung kann meine auffassung nur stützen, als vertreter des typus *mâri : wâri* wäre sie nämlich wegen unzulänglichen reims auffällig, wie aus meinen späteren ausführungen hervorgehn wird. weiterhin haben wir 4 reime des namens *Maria* auf ein paroxytonon: *Mariûn : rîchûn* I 3, 31; *frouûn : Mariûn* I 5, 7; *Maria : mâra* I 6, 1; *thiarnûn : Mariûn* I 7, 25. das ist allerdings auffällig, man könnte daran denken, dem namen *Maria* eine sonderstellung zuzuschreiben, oder auch ähnlich wie später bei so manchem dichter doppelformen anzunehmen (betonung auf dem *i* kommt aber nicht in frage). ich will das hier nicht entscheiden, bei den folgenden untersuchungen hab ich den namen *Maria* indessen als dreisilbiges proparoxytonon behandelt.

Zweifellos haben wir doppelformen bei dem Worte *Judeo*. hiervon kömmt aufser dem dat. pl. an der angegebenen stelle noch viermal der gen. pl. im reime vor: V 6, 30 *Júdeôno : scôno*, also mit nebenton auf dem ersten *o*, was auf bewahrung des *e, i*-lautes schliefsen lässt; nur mit ton auf der ersten und letzten silbe aber III 15, 48 *Júdeônò*, was gegen silbischen *e, i*-laut beweist; wahrscheinlich haben wir hier *Judôno* zu schreiben, wie es III 23, 27 und V 11, 1 überliefert ist, wo wir auch die betonung auf erster und letzter silbe haben. man beachte übrigens, dass V 6, 30 und III 15, 48 *e* und nur II 14, 16 wie immer bei den andern wörtern *i* geschrieben ist. wir haben es bei diesem worte wol mit einer volkstümlichen und einer mehr litterarischen form zu tun.

Aus den reimen II 14, 5; V 13, 27 und 25, 4 können wir nichts über die natur des *i* entnehmen.

Dies sind alle fälle welche diese wörter im reime zeigen. nehmen wir hinzu dass auch im Petruslied, nach ausweis der neumen, *(gi)nerian* und *skerian* mit silbischem *i* gebraucht werden. so scheint der beweis für die geltung des *i* mir gesichert, abgesehen höchstens von dem namen *Maria*.

Dass ich auch sonst einige verse anders lese als Holzwarth. will ich nur erwähnen; sie hier einzeln vorzuführen erscheint mir nicht nötig noch angebracht; selbst wenn man mir nicht in jedem fall zustimmen sollte, kann sich das ergebnis dadurch nicht verschieben.

Indem ich zum eigentlichen thema, den bindungen von reimwörtern verschiedener accentuierung, übergeh, betracht ich zunächst die reime vom schlage *scônaz : managaz*. es sind cadenzen die beide für dieselben fallenden verstypen charakteristisch sind. ich bemerke dass ich composita wie *woroltman* hier nicht berücksichtigt habe, weil sie doch andere tonverhältnisse, eine stärkere betonung der endsilbe zeigen als worte wie *giboranan*.

Im ganzen zähl ich in sämtlichen versen Otfrids 119 bindungen dieser art, das sind nur 1,6 %. betrachten wir aber, wie sie sich auf die verschiedenen abschnitte der dichtung verteilen. mehr als die hälfte, 63 fälle, entfallen auf das I buch, das an verszahl etwa 1/6 des ganzen ausmacht. im II buch hingegen überraschend wenig, nur 5 fälle. im III buch wider mehr, 23 fälle, dann wider abnehmend im IV buch 18, im V buch 10. es ist ganz augenfällig, dass Otfrid diese bindungen je später je mehr gemieden hat.

Es lohnt sich, diesen zahlen noch etwas weiter im einzelnen nachzugehn. im ersten buch finden wir im 1. und 2. capitel überhaupt kein beispiel. im dritten, vierten und fünften mit 7, 12 und 10 fällen je 14 %, im sechsten 2 oder 11 %, im siebten 5 oder 18 %, in den 28 versen des 8. capitels keinen fall, im neunten capitel 3 fälle oder 7½ %, im zehnten 5 oder 18 %, im elften 2 oder 3 %, im zwölften 3 oder 9 %, im 13. bis 15. capitel keinen fall, in den folgenden nur so wenige, dass sich die procentrechnung nicht rechtfertigt (26. und 27. capitel zusammen 4 fälle oder 5 %). das zweite buch hat noch nicht ½ %, das dritte 1½ %, das vierte 1 %, das fünfte 0,7 %.

Das 3. bis 7. und das 10. capitel des I buches heben sich also durch den besonders hohen procentsatz deutlich heraus. kein wunder, da man in ihnen die ältesten partieen sucht; sehr bemerkenswert ist nur, dass auch das 3. und 5. capitel, die Erdmann in seiner ausgabe s. LXII ff (vgl. aber Zs. f. d. phil. 24, 120 f) nicht mit zu den ältesten rechnete, auch zu dieser gruppe gehören. ähnliches zeigt sich übrigens in der verwendung des part. präs. im reim: von 165 fällen entfallen 100 auf das I buch, auch hier gehört das 5. capitel zu der gruppe, welche die meisten participialconstructionen zeigt (vgl. LTesch Zur entstehungsgeschichte des evangelienbuches von Otfrid, 1. teil, diss. Greifswald 1890, s. 4 ff und 43 ff).

Wenn Otfrid die bindungen *scônas : managaz* je länger je mehr meidet, so könnte man meinen, es wäre, weil der typus *sagênti : klagônti* gelegenheit zu reicheren, ausgedehnten reimen böte. dass dies nicht der hauptgrund sein kann, zeige eine betrachtung der reime auf *-ti* von diesem typus. ich ordne sie nach der vollkommenheit des reimes, mit dem dreisilbigen reim anfangend. es sind folgende reime:

zweimal *irweliti : gizeliti*; einmal *gizeliti : queliti*; *biweriti : gineriti*; *farawi : gigarawi*; *klagônti : sagênti*; dreimal *worolti : worahti*; zweimal *worolti : korôti*; je einmal *worolti : giholôti* und *holôti*; zweimal *worolti : lobônti*; einmal *habêti : sagêti*; *habêti : zawêti*; *dragenti : scamênti*; *irweliti : neriti*; *gizeliti : legiti*: *gilegiti : deriti*; *wonênti : lobônti*; zweimal *worolti : wonanti*; einmal *manôti : gisagêti*; *inthabêti : darôti*; *ingagenti : gibadôti*; *gihogêti : worolti*; *habêti : lebêti*; *gizilôti : giholôti*; zweimal *chorêti : habêti*; einmal *gihogêti : habêti*; *holôti : giladôti*; *gisitôti : gerôti*: *fyrsagênti : gebenti*; *hogêti : fagôti*; *giwereti : korôti*; viermal *worolti : beranti, berenti*; einmal *worolti : gineriti*; je einmal *worolti*: *irweliti, wegônti, gebenti, dretenti, sehenti, legiti* und *habêti*; dreimal *worolti : sagêti, irsagêti*; einmal *altworolti : habênti*; zweimal *namiti, namati : gihogêti*; einmal *romêti : analegiti*; *habêti : sitôti*; *habêti : gizilôti*; *inthabêti : betôti*; *gisagêti : irretiti*; *gibadôti : gilegiti*; *zawêti : zeliti*; *zeliti : gisagêti*; *gisitôti : firseliti* und zweimal *gisitôti : irretiti* (die belege sind bei Ingenbleek leicht nachzuschlagen).

Der ertrag für den reim ist also nicht so grofs, als dass sich dadurch Otfrids selbstbeschränkung erklären liefse. es muss in erster linie der rhythmische gleichklang der reimworte gewesen sein den er erstrebte.

Ich habe bis jetzt die bindungen *scônas : managaz* betrachtet, ohne zwischen den typen *scônaz* und *seltsânaz* zu unterscheiden. sehen wir sie daraufhin noch einmal genauer an, so ergibt sich die überraschende tatsache, dass von den 119 fällen nicht weniger als 70 den typus *seltsânaz : managaz* vertreten (durch bevorzugung verschiedener verstypen im zweiten und im ersten halbvers erklärt es sich, dass in 53 von den 70 fällen das reimwort von der betonung *seltsânaz* an zweiter stelle steht). man bedenke aber, dass zb. im 4. capitel des I buchs, in welchem reimworte vom typus *seltsânaz* noch besonders häufig sind, doch nur 44 reimworte mit der betonung *seltsânaz* 82 reimwörtern mit der betonung *scônaz* gegenüberstehn. die bindung *managaz : seltsânaz* scheint Otfrid also eher erträglich, als die bindung *managaz : scônaz*.

Sehr viel häufiger als diese bindungen findet sich der typus *thaz : allaz.* nicht einrechnen will ich dabei die fälle fehlenden oder ganz schlechten reims, *pad : strâza* I 5, 5; *tôd : finstrí* I 18, 9; *wërd : alles* IV 35, 15; *sitzen : ër* III 16, 9. ferner rechne ich, entsprechend dem was ich schon früher gesagt habe, composita wie *koufman* wegen ihrer anderen betonung nicht unter die worte vom typus *findan,* stelle sie vielmehr unter die oxytona wie *bigan,* was ich später begründen werde; *heimort* und *frammort* hab ich aber nicht mehr unter die composita gerechnet.

Im ganzen zähl ich dann 401 bindungen von der art *allaz : thaz* (darunter 20 vom schlage *kurzlîchaz : thaz*). eine grofse zahl, jedoch ist es unverkennbar, dass ein guter teil dieser fälle dem mangel an passenden andern reimen seine entstehung verdankt. dahin gehören zb. die 53 reime von *thaz* auf ein wort vom schlage *allaz,* oder die 28 reime von *thes* auf einen gen. wie *muates.* es scheint angebracht dass ich an einer einzelnen gruppe zeige, dass Otfrid würklich bestrebt war, solche bindungen zu meiden, wenn sich andere möglichkeiten boten. ich wähle die reime auf *-an.* wir haben bei meiner einordnung der composita rund 80 einsilbige oder endsilbenbetonte reimwörter auf *-an*; eine aufserordentlich grofse zahl von infinitiven auf *-an,* participien usw. würde eine leichte reimmöglichkeit bieten. aber es finden sich nur 11 reime vom typus *man : findan.* die einsilbigen oder endbetonten worte auf *-an* nur unter sich zu reimen, liefs sich aber auch nicht ohne unbequemlichkeit machen, die möglichkeiten sind nicht sehr zahlreich, es ist in der hauptsache das wort *man,* das immer widerkehrt (63 mal, als simplex und im compositum). wir haben daher nur 14 bindungen von der art *man : irban.* statt dessen greift Otfrid zu unreinen reimen und bringt nicht weniger als 39 bindungen vom schlage *fram : man,* ferner einmal *ioman : scal* (III 15, 23) und sogar eine bindung von *a : â, man : firdân* IV 22, 6 (*wan* IV 17, 31 — ebenso wie *odo wan* II 11, 29 — hab ich nach Zwierzina Zs. 44, 16 mit kürze angesetzt; sprach Otfrid doch langes *â,* so ist dies die zweite quantitativ unreine bindung, die in demselben mangel passender reimworte ihre erklärung findet wie die erste). bindungen von der art *bîtan : fram* sind hingegen ganz vereinzelt, es finden sich nur 4 fälle (IV 6, 10. 11, 29. 23, 20; V 13, 28), dazu einmal *fram : sehentan* (III 24, 78): hieraus ergibt sich die bestätigung des dargelegten.

Auf kosten des reinen reimes wird also erreicht, dass wörter gleicher betonung gebunden werden. composita wie *koufman* verhalten sich dabei ganz ebenso wie das simplex *man*; ich hebe, um dies deutlich zu zeigen, die betreffenden reime aus der grofsen gruppe heraus. obwol über 280 reimwörter vom schlage *findan* zur verfügung standen, reimt Otfrid nur einmal *findan : gomman* (III 14, 5). dagegen finden wir 7 reime eines solchen compositums auf oxytonon. nur einmal bot sich Otfrid dabei ein reiner reim, *bigan : gomman* I 16, 5; in den andern 6 fällen half er sich mit unreinen bindungen: *zam : gomman* II 14, 51; *gizam : gomman* III 6, 10; *fram : koufman* II 11, 25; *fram : drûtman* II 11, 42; *iaman : zam* III 17, 55 und *ioman : scal* III 15, 23. hierdurch rechtfertigt sich meine einordnung dieser composita in die gruppe der oxytona, das zweite compositionsglied kam für Otfrids gefühl dem betonungswerte nach dem oxytonon näher als der nebentonigen silbe eines paroxytonen simplex.

Ähnlich zeigt sich bei den reimwörtern *thaz, baz* usw. auf das deutlichste ein schwanken zwischen zwei übeln: der bindung mit dem in der betonung abweichenden typ *allaz* oder dem unreinen reim zu *las, was* usw. dass beides notbehelfe sind, zeigt wider die meidung des typs *was : niheinaz*, der nur zweimal begegnet (I 20, 8 und V 24, 12), bei 60 bindungen *allaz : baz* und 50 bindungen *baz : was* (*baz : thaz* 44 mal). wider reimt *liohtfaz* nicht mit einem der zahlreichen reimwörter vom typus *minaz*, sondern mit *baz* und *thaz*: IV 33, 36 und II 17, 15.

Übrigens wirft diese sachlage ein bezeichnendes licht auf die betonung der wörter vom typus *bringan*.

Es ist nun sehr merkwürdig, wie die 401 bindungen *allaz : thaz* sich auf die verschiedenen abschnitte der dichtung verteilen. im I buch finden wir nur 41 fälle oder 3,3 %, im II: 67 oder 5,4 %, in b. III die meisten: 103 oder 6,5 %, dann wider abnehmend in b. IV: 94 oder 6 % und in b. V: 72 oder 4,9 %. dazu kommen Lud. mit 2, Sal. mit 1 und H.-W. mit 21 fällen. ob man hieraus für die chronologie noch schlüsse ziehen kann, scheint mir zweifelhaft, eben weil diese fälle grofsenteils auf reimnot beruhen. in einzelnen partieen kehren gewisse reimwörter immer wider und bedingen damit auch eine häufung dieser bindungen.

Besonders auffällig ist es, wie sich H.-W. mit 12,5 % von den andern beiden widmungen mit rund 2 % abhebt. dies stimmt

jedoch zusammen mit andern erscheinungen, zb. finden sich nach Holzwarth § 14 in Lud. und Sal. 6 ungenaue reime oder 4,2 %, in H.-W. aber 12 oder 7,1 %, und die reinen mehrsilbigen reime bleiben in H.-W. mit 39 fällen oder rund 23 % gegenüber den 53 fällen oder rund 37 % in den beiden andern widmungen weit zurück (Holzwarth § 69). offenbar hat Otfrid in H.-W. geringere ansprüche an den reim gestellt als in Lud. und Sal. psychologisch interessant und verständlich: in den widmungen an die hochstehnden persönlichkeiten, denen er mit ehrerbietung begegnete, hat er seine höchste kunst aufgeboten, in der widmung an seine klosterbrüder, die ja auch im ton ungezwungener ist, hat er seine aufgabe leichter genommen.

Es bleibt noch ein wort zu sagen über die bindungen von der art *thaz : managaz.* sie sind wenig zahlreich, ich zähle nur rund 90 fälle, die sich einigermafsen gleichmäfsig auf alle bücher verteilen; am wenigsten enthält das II buch. auch hier ist reimnot im spiele, zb. bei den 8 reimen auf *widorort,* das ich wie *heimort* und *frammort* nicht mehr als compositum gerechnet habe. rund ein fünftel aller fälle bilden reime auf *thaz.*

Dass Otfrid an bindungen von der art *wâraz : seltsânaz* nie anstofs genommen hat, braucht kaum erwähnt zu werden.

Soll ich noch einmal das ergebnis zusammenfassen, so ist es also dieses, dass Otfrid offensichtlich rhythmische gleichartigkeit der reimwörter erstrebt. durch eindringende beobachtung wird man manche einzelheit noch deutlicher erkennen. hier kam es darauf an, zunächst die grundlinien hervorzuheben, und dazu war eine gewisse schematisierung unvermeidlich. wie solche untersuchungen sich verfeinern lassen, zeigen etwa die feststellungen EdwSchröders über die *ô*-reime (GGN. 1918, 421 ff). danach reimt Otfrid *frô,* das einzige vollwort auf *ô*, nur auf die partikeln *thô* und *sô*, dagegen *thô* und *sô* (die er miteinander zu reimen verschmäht) auch auf tieftoniges *-ò,* das in der überwiegenden zahl aller fälle jedoch nur unter sich reimt. die mittelstellung dieser partikeln in bezug auf den accent kommt in Otfrids reimtechnik also deutlich zum ausdruck.

Ich wende mich nun der zweiten seite des reimes zu, der betrachtung seiner reinheit und ausdehnung. ich kann mich hier, namentlich im hinblick auf Holzwarths zusammen-

stellungen und andere untersuchungen wie die von Zwierzina Zs. 44, 13 ff, etwas kürzer fassen. was mir noch zu sagen bleibt, ist jedoch von grundsätzlicher bedeutung. es ist ein geläufiger satz, dass für Otfrid schon der reim vom vocal der endsilbe ab, also unter umständen der reim der auslautenden vocale, genüge. in dieser allgemeinen fassung ist der satz meiner ansicht nach irreführend. es ist notwendig, die reime nach der betonung der reimwörter in gruppen zu scheiden und für jede gruppe einzeln festzustellen, welche anforderungen an den reim gestellt werden.

Ich unterscheide, meinen früheren ausführungen entsprechend, folgende gruppen:

1. *wâr : sâr,*
2. *harto : worto,* mit der untergruppe *wâraz : seltsânaz,*
3. *redinu : managu,*
4. *bist : erkennist,* mit der untergruppe *thaz : fliazantaz,*
5. *thes : kuninges,*
6. *thînu : berantu,* hauptsächlich vertreten durch die untergruppe *antfangi : gisagêti.*

Über die composita gilt wider, was ich früher gesagt habe. in manchen fällen kann man schwanken, wo sie am richtigsten einzuordnen sind, ich habe mich wesentlich davon bestimmen lassen, wie Otfrid sie verwendet. zb. *herasun, tharasun, heimortsun* hab ich unter die oxytona gestellt, weil Otfrid sie trotz zahlreicher anderer reimmöglichkeiten fast ausnahmslos mit oxytonon bindet (27 mal mit *sun,* einmal mit *drûtsun,* je einmal *wîsûn* mit *herasun* und *tharasun*, einmal *tharasun : herasun*).

Bei gruppe 1, *wâr : sâr,* ist es nicht anders als im mhd. und noch im nhd.: reim vom vocal ab ist die regel. identische reime, zb. *sí : sí, thaz : thaz,* fehlen zwar nicht, sind aber anscheinend nur verwendet wo es an andern passenden reimmöglichkeiten fehlte. hätte Otfrid sie für ebenso gut wie die andern reime gehalten, so müsten sie häufiger sein. man beachte dass kein reim von *man : man* oder *man : niaman* vorkommt. auch für Otfrid ligt also das wesen des reimes in der verbindung von gleichheit und verschiedenheit. ob reime wie *sun : herasun* ihm erstrebenswert erschienen, wag ich nicht zu entscheiden; in den fällen die in betracht kommen fehlt es an geeigneten andern reimen.

Bei gruppe 4 und 5, *bist : erkennist* oder *thaz : fliazantaz* und *thes : kuninges*, genügt ebenfalls reim vom vocal ab und ist naturgemäſs das häufigste. indessen ist es deutlich, dass Otfrid besonders gern doch solche reime aufsucht, bei denen auch der vorhergehnde consonant mitreimt, wie *lant : heilant, firstantnissi : sí, nôt : redinôt.*

Bei gruppe 3, *redinu : managu*, genügt auch reim vom letzten vocal ab. jedoch reimt meist auch der vorhergehnde consonant, *thanana : redina*, und Otfrid liebt es, reim oder gleichklang auch auf die zweit- und drittletzte silbe auszudehnen, wobei sich mannigfache möglichkeiten für art und vollkommenheiten des reimes ergeben, wie *ubilî : fravilî*, *redinôn : ebonôn*, *legita : nerita*, *wor ahta : forahta* usw. beim durchblättern der zusammenstellungen Holzwarths wird man sich leicht ein bild von der art und häufigkeit dieser reime machen.

Auch bei gruppe 6, *thînu : berantu*, genügt reim vom letzten vocal ab. mehr als zwei drittel aller fälle zeigen jedoch auch übereinstimmung des vorhergehnden consonanten, zb. *drâgon : stetigon*.

Bei weitem die wichtigste gruppe hab ich bis zuletzt gelassen. es ist die gruppe *harto : worto*; sie ist es auf die es mir in erster linie ankommt, und im hinblick auf sie bestreit ich den satz, dass reim vom vocal der endsilbe ab genüge: *harto : scôno* oder *sprechan : reinan* waren für Otfrid zu keiner zeit ausreichende reime.

Es ligt mir ob, für diese behauptung den beweis zu erbringen.

Indem ich, meinem früheren verfahren entsprechend, reime wie *werie : nerie* der gruppe *redinu : managu* zuweise, ferner reime wie *Persî : wirs sî*, *sîne : lantsê* und metrisch anstöfsige wie *lîhhamen : diuren* hier ausscheide (die dreihebigen formen der adjective auf *-ig* wie *sâlîgûn* hab ich aber trotz Wilmanns nicht beanstandet), zähl ich auf grund von Holzwarths listen alles in allem 4653 reime von der gruppe *harto : worto*, natürlich unter einschluss der untergruppe *wâras : seltsânaz*. das sind rund 63 % aller verse. unter diesen 4653 reimen sind nun 2192 reine zweisilbige reime oder 47,1 %. ferner haben wir 717 doppelhebige reime, um die bezeichnung Holzwarths beizubehalten, dh. die letzten sowie die vorletzten silben reimen, aber der anlaut der endsilben ist verschieden (*folget : wollet*; *thâre : wâge*). dies sind weitere 15,4 %. in 248 fällen haben die vorletzten silben nur ähnlichen vocalismus: in den meisten fällen kommt noch eine übereinstimmung im consonantismus hinzu (*anascowôn : bluomon*; *firlâzan : niazan*). dies sind 5,3 %. weitere 770 reime (denen ich den von Holzwarth versehentlich in § 19, 1 eingeordneten reim *morgan : irsterban* IV 12, 56 zugerechnet habe) zeigen zwar keine ähnlichkeit im vocalismus der vorletzten silben, aber die den auslaut der vorletzten silbe bildenden consonanten

und in der überwiegenden zahl der fälle auch die die letzte silbe anlautenden consonanten stimmen überein (*harto : worto*). dies sind weitere 16,5 %. endlich haben wir noch 587 fälle, in denen der reim mit dem consonantischen anlaut der endsilbe beginnt (*warba : gilouba*). das sind 12,6 %. alles in allem sind dies 97 %, und es bleiben nur 3 %, 139 fälle, bei denen der reim erst mit dem vocal der endsilbe beginnt (darunter 3 ungenaüe reime). schon hiernach kann man sagen, dass es nur ausnahmefälle sind in denen sich Otfrid mit solchem reim begnügt. sehen wir uns indessen diese 139 fälle noch etwas näher an.

Bei 9 von diesen fällen haben die vorletzten silben gleichen anlaut, die reime allitterieren: *wâra : wîla* IV 13, 4; *werde : wolle* I 5, 63; *werthên : wollên* H.-W. 134; *werren : wollên* IV 14, 16; *wârôn : wêwon* III 16, 28; *muases : mannes* III 6, 4; *sibunstirri : gistelli* V 17, 29 und *sâre : sîne* IV 7, 33 und 19, 5. zieht man diese fälle ab, so sinkt der procentsatz auf 2,8 (nicht mitgerechnet hab ich die fälle unvollkommener allitteration wie *stantan : scônan*, die Holzwarth auch in dieser gruppe aufführt).

Indessen hab ich nicht die absicht, die allitterierenden reime für die folgenden erwägungen auszuscheiden. vor der betrachtung der 139 reime werfen wir aber einen blick auf die ungenauen reime Otfrids, also reime mit ungleichheit der auslautenden consonanten. schon 1874 hat Zarncke (Sächs. sitz.-ber. 26, 34 ff.) sie zusammengestellt, freilich nicht ganz vollständig, und hat gezeigt, dass Otfrid bei diesen reimen keineswegs beliebige, sondern fast nur klangähnliche consonanten gebunden hat, nämlich in erster linie verschiedene nasale (74 mal), verschiedene liquiden (8 mal, dazu *-rn : -l*), nasal und liquida untereinander (29 mal) und verschiedene reibelaute (79 mal, dazu *-z : -hs*), ferner ein paarmal verschiedene verschlusslaute (6 mal, dazu *-t : -ng*; *-rg : -rft*) und 9 mal verschlusslaut mit reibelaut.

Nachdem wir hiermit festgestellt haben, welche bindungen Otfrid für die erzielung eines reimklanges noch zulässig scheinen, wenden wir uns jenen 139 fällen vom typus *wâra : heila* zu, um festzustellen, ob dem vocal der endsilbe hier würklich ganz beliebige consonanten voraufgehn oder nicht.

Es ist geboten, aus der gruppe *wâra : heila* jetzt die untergruppe *herzblîdi : mâri*, 20 fälle, auszuscheiden, um sie nach untersuchung der hauptgruppe für sich zu betrachten.

Es bleiben also 119 fälle vom schlage *wâra : heila.* hierunter finden wir 44 bindungen von einfachem consonanten zu einfachem, 61 von zwei consonanten oder geminata zu zwei consonanten oder geminata, und nur 13 bindungen von einem consonanten zu zweien oder geminata, dazu einen fall, wo nur in dem einen reimwort dem vocal der endsilbe ein consonant vorausgeht: *mûen : wêwen* V 23, 153 (gesprochen *mûwen : wêwen?*).

Es ist sofort klar, dass wir auch hier dem auf die klangwürkung bedachten würken des dichters auf der spur sind.

Wir wollen zunächst die 44 bindungen von einfachem consonanten zu einfachem consonanten ins auge fassen. natürlich geht dem consonanten immer langer vocal oder diphthong voraus. in 26 fällen sind verschiedene nasale, verschiedene liquiden oder liquida und nasal miteinander gebunden: 9 *m : n*; 5 *l : r*; 11 *r : n*; 1 *r : m.* ferner ist es verständlich, dass das halbvocalische *w* 4 mal mit *r*, einmal mit *n* reimt. einmal reimt *b : g.* dies sind 32 reime. die übrigen 12 verteilen sich folgendermafsen (man beachte, wie stark das I buch hierbei beteiligt ist): je einmal *h* zu *n*, zu der nach diphthong vereinfachten fricativa *z*, zu *b* und *t* (II 21, 28. 5, 21; I 4, 33 und 64), je einmal *w* zu *b*, *d* und *g* (III 10, 6; I 7, 17; II 16, 16); *v : d* (I 3, 23); *r : d* (V 25, 1), zweimal *n : b* (I 6, 14 und 10, 14) und einmal *n : t* (I 5, 47).

Eh ich die 61 bindungen von zwei consonanten oder geminata zu zwei consonanten oder geminata vorführe, muss ich noch eine bemerkung über die natur des *ng* machen. man hat aus einigen, natürlich unvollkommenen schreibungen geschlossen, dass schon im ahd. wie jetzt bei uns der verschlusslaut, das *g*, nicht mehr articuliert wurde (Schatz Altbair. gr. § 86, Braune § 128, 3, vgl. Baesecke § 69). dies scheinen Otfrids reime zu bestätigen: er bindet, bei gleichheit oder ungleichheit des vorhergehnden vocals (typus *harto : worto*, Holzwarth §§ 33, 34 und 47), 59 mal *ng* mit *nn*, dagegen nur 9 mal *ng* mit *nd*, *nth*; wenn er umgekehrt *nn* und *nd* zu binden liebt, so ligt das an der gleichheit der articulationsstelle, die ihn, bei gleichheit des vorhergehnden vocals, auch bindungen von *n : d* nicht ungern verwenden lässt. ich rechne daher im folgenden *ng* nicht als nasal + verschlusslaut, sondern als langen nasal.

Ich wende mich nunmehr jenen 61 reimen zu. 39 hiervon

sind bindungen von langer liquida, langem nasal und liquida + nasal miteinander: 3 *ll : rr*; 20 *nn : ll*; 1 *nn : rr*; 10 *ng : ll*; 1 *ll : rm*; 1 *ng : lm*; 2 *ng : rn*; 1 *lm : rn*. ferner zweimal nasal oder liquida + stimmhaftem verschlusslaut zu liquida + stimmhaftem verschlusslaut (falls *d* in der verbindung *nd* nicht vielmehr reibelaut war, Baesecke § 61), einmal nasal + stimmlosem verschlusslaut zu liquida + stimmlosem verschlusslaut: *nd : lb*. *rb : lg*, *nt : rk*. ferner *mb : n̊f*. aufserdem aber auch 14 mal langer nasal oder lange liquida zu liquida oder nasal + stimmhaftem verschlusslaut, nämlich *nn : ld*; *nn : lg*; 3 *nn : rd*; 2 *nn : rg*; *ng : lb*; *ng : rd*; *ll : nd*; 3 *ll : rd*; *rr : nd* (wobei das *d* wider reibelaut sein mag). weiterhin, und jetzt kommen wir zur gruppe der stimmlosen consonanten, *ff : ch*; *ss : tz*; *pf : ck*; *ck* (*gk*) : *ft*. man sieht, es ist kein reim dazwischen, bei dem nicht auf den zusammenklang der consonanten geachtet wäre, kein reim von stimmhaftem auf stimmlosen consonanten.

Wir haben jetzt noch die 13 bindungen von einem mit zwei consonanten ins auge zu fassen. in 3 fällen kehrt der eine consonant im andern reimwort wider: *nt : n* I 4, 21; *n : ng* III 6, 25; *r : rs* III 19, 29 (vgl. im auslaut zweimaligen ungenauen reim *g : gt*). nasal und liquida stehn sich gegenüber bei zweimaligem *n : rt* (I 4, 28. 6, 11) und je einmaligem *n : ll* und *n : ld* (I 10, 7; V 15, 28). dazu kommt einmal *w : mm* (I 9, 23). nichts lässt sich anführen zur rechtfertigung der einmaligen bindungen *n : gt*; *n : ss*; *st : l*; *ss : w* (I 7, 3. 15, 45; III 24, 83; V 19, 27). ein reim mit *s : nn* hat wenigstens noch anderweitige bindung durch allitteration der reimworte: *muases : mannes* III 6, 4.

Es ist zu beachten, dass 7 von den 13 fällen im I buch, cap. 4—15 stehn; 4 finden sich im III buch und 2 im V.

Im ganzen kann man meiner ansicht nach diese gruppe getrost zu jener handvoll misglückter oder unzulänglicher verse werfen, die niemand aus Otfrids kunstprincipien zu rechtfertigen sucht. jedenfalls kann man sie nicht als typen Otfridscher reimkunst nehmen und aus ihnen den satz ableiten, dass mit einem reim vom letzten vocal ab Otfrids ansprüche befriedigt wären. wir haben gesehen, dass er vom gleichklang der reimworte mehr fordert.

Wir müssen nun noch die 20 reime vom typus *herzblîdi : mâri* betrachten, die wir aus der hauptgruppe ausgeschieden haben.

hier erhalten wir ein bild, von dem sich die sorgsame bindung klangähnlicher consonanten in den andern fällen um so deutlicher abhebt. die meisten dieser reime binden einen zu zwei consonanten, stimmhafte und stimmlose consonanten stehn sich in den reimworten gegenüber. und doch lässt sich auch hier in den bindungen von *ns* : *nt*; *n* : *nt* (*nd*); *t* : *tw*; *r* : *rt*; *s* : *st* noch eine gewisse rücksicht auf den einklang der reimworte erkennen. ich führe die reime einzeln auf:

herzblîdi : *mâri* I 4, 31; *druhtîne* : *souge* I 5, 36; *unsêr* : *riazentêr* III 24, 63; *andremo* (*andermo*? vgl. IV 11, 50, im metrischen auch V 10, 23) : *ango* IV 12, 13; *mennisgî* : *umbi* IV 29, 12; *angusten* : *inzellen* V 20, 111; *thînaz* : *lûtentaz* I 2, 5; *sînaz* : *fullentaz* I 4, 6; *sînan* : *wirkendan* I 4, 7; *sînaz* : *wahsentaz* I 5, 66; *sînêr* : *sprechantêr* I 9, 29; *scôni* : *scînenti* I 12, 3; *witua* (*wituwa*?) : *iraltêta* I 16, 14; *gifuares* : *frammortes* IV 8, 27; *hûses* : *thionostes* V 25, 16; *duacho* : *wirkento* (allitterationsvers!) I 5, 11; *wîbo* : *zeizôsto* I 5, 16; *wîza* : *scînenta* I 5, 21; *heiles* : *fehtannes* I 10, 5; *ungiloubige* : *alle* I 15, 43.

Vierzehn von den 20 fällen finden sich im I buch, nur 6 und gerade die leichteren in den andern büchern. von den 14 fällen im I buch entfallen wider nicht weniger als 8 auf das 4. und 5. capitel, in denen Otfrid seine verskunst noch nicht mit sicherheit beherscht. wir werden daher auch in diesen versen nur unvollkommenheiten suchen, sie aber nicht als typen betrachten. gerade bei diesen versen ist nicht selten der reim (nachträglich?) nur erreicht, indem der sprache gewalt angetan ist; vgl. Kögel Litt.-gesch. II 23 f.

Hinweisen möcht ich noch darauf, dass 3 von diesen fällen allitteration der reimwörter zeigen (*scôni* : *scînenti*, *gifuares* : *frammortes*, *andremo* : *ango*); da wir wissen, dass Otfrid den allitterationsvers kannte und noch unter seinem einfluss stand, dürfen wir annehmen, dass er die allitteration in diesen fällen auch empfunden hat; vermutlich war sie ihm willkommen als verstärkende ergänzung des etwas dürftig ausgefallenen endreims.

Fass ich noch einmal zusammen, so genügte reim vom vocal der letzten silbe ab bei der gruppe *wâr* : *sâr* und bei den gruppen rhythmisch ungleicher bindungen *bist* : *doufist*; *thes* : *kuninges*; *thînu* : *berantu*; ferner bei der gruppe *redinu* : *managu*, hier machte der lebhaft ins ohr fallende rhythmische gleichklang die weitere ausdehnung des reimes wol entbehrlich, wenngleich sie ein erwünschtes mittel zur erhöhung des wolklangs blieb.

bei der gruppe *harto : worto* konnte sich Otfrid mit einem reim vom vocal der endsilbe ab hingegen nicht zufriedengeben. hier verlangte er entschieden einen deutlicheren gleichklang der reimworte; er erreichte ihn am häufigsten durch reinen zweisilbigen reim, oft auch durch reim von vocal oder vocal + consonant der vorletzten silbe, häufig auch durch gleichheit des die vorletzte silbe auslautenden oder des die endsilbe anlautenden consonanten, oder, wenn auch nur in selteneren fällen, durch gleichklang dieser consonanten, den gelegentlichen (in der regel durch reimnot begründeten) assonanzen ähnlicher consonanten im auslaut ungenauer reime vergleichbar. auch die allitteration ist ihm willkommen (beispiele ua. Holzwarth § 47). kurz, er verwendet alle mittel, einzeln und verbunden, um einen gleichklang der reimworte zu erreichen; nur in wenigen ausnahmefällen, besonders bei der gruppe *herzblîdi : mâri*, in fällen die vor allem im anfang seiner arbeit begegnen, fehlen solche mittel ganz.

Übrigens darf man im hinblick auf die mannigfaltigkeit der mittel, die alle dem einen zweck dienen den gleichklang der reimworte zu erreichen, bei Otfrid den begriff des doppelhebigen reims nur als einen hilfsbegriff zur classificierung der reime anwenden, nicht als bezeichnung für etwas im sinne Otfrids wesentliches. ihm kam es auf den zusammenklang der reimwörter an, und von den verschiedenen möglichkeiten die zu diesem ziele führten, haben wir bei dieser gruppe nur eine vor uns, die in keiner weise eine sonderstellung beansprucht.

Die frage die sich zum schluss aufdrängen muss, ist nun: stand Otfrid mit seiner handhabung des reims allein, stellte er besonders hohe anforderungen an den gleichklang oder war es in der ahd. reimdichtung überhaupt nicht üblich, bei reimen von der metrischen form *mâri : wâri* nur die endungen (vom vocal ab) zu reimen? gilt die umstellung die wir in unserer auffassung vorzunehmen haben, nur Otfrid oder dem ahd. reimvers überhaupt? ich lasse zur beantwortung die betreffenden reime der ahd. dichtungen vorüberziehen; composita wie *nioman* und einsilbige wörter mit encliticum führ ich dort mit an, wo sie sich deutlich dieser reimgruppe einfügen.

Muspilli: 61 *farprunnan : pidungan*; 62 *puase : uuize*. also wie bei Otfrid.

Petruslied: 4 *uuortun : portûn*; 8 *firtânên : ginâdên*. also wie bei Otfrid.

Samariterin: 1 *fuori : fartmuodi*; 4 *uuazzer : saz er*; 9 *uuissîs : gift ist*; 10 *ercantîs : kôsôtîs*; 11 *unnen : kecprunnen*; 13 *kiscirres : kisceephês*; 17 *smalenôzzer : uuazzer*; 20 *pruston : luston*; 26 *finfe : uolliste*; 30 *altmâga : genâda*; vgl. auch 25 *segist : nehebist*. also wie bei Otfrid: entweder reiner zweisilbiger reim oder übereinstimmung des vocalismus der vorletzten silben bei ungleichheit der folgenden consonanten oder übereinstimmung dieser consonanten oder doch des die endsilbe anlautenden bei ungleichheit der vorhergehnden vocale. nur ein reim der erst beim vocal der endsilbe beginnt (*kiscirres : kiscephês*), dieser hat bindung durch allitteration!

Psalm 138: v. 1 *gihôren : guoton*; 4 *aneginne : enti*; 5 *gidanchun : giuuanchon*; 6 *stiga : ginîgo*; 9 *zungun : piduungen*; 17 und 18 *rieton* (*rietun*) *: rîhtuom*; 23 *chrefti : scefti*; 24 *muozze : aneskiozze*; 28 *gipurti : uurti*; 32 und 33 *fliogen : nioman*; 38 *ginâdun : êuun*; vgl. auch 34 *meres : irferist*. also wie bei Otfrid, dieselben möglichkeiten kehren wider wie beim vorigen gedicht. einmal nur assonanz bei den vocalen der tonsilbe (*gihôren : guoton*), einmal gleichheit in den auslautsconsonanten der tonsilbe (*aneginne : enti*): dieser reim hat auch bindung durch allitteration. ein reim ohne weitere bindung: *ginâdun : êuun*.

Rheinfränkisches gebet: 4 *mildo : haldo*. wie bei Otfrid.

Sigiharts gebete: 1 *trohtin : mahtin*; 2 *rîche : gilîche*; 4 *êuun : uuêuuún*. wie bei Otfrid.

Georgslied (Steinmeyers text): 2 *marko : folko*; 3 *ringe : dinge*; 4 *mârista : liebôsta*; 5 *uuereltrîke : himilrîke*; 6 *selbo : Georio*; 8 *erkêren : hôren*; 11 *selbo : Georio*; 12 *sâre : karekâre*; 13 *fuoren : skônen*; 15 *skôno : frôno*; 16 *dâre : uuâre*; 19 *sprekenten : hôrenten*; 22 *dâre : uuâre*; 24 *uuuoto : uunterdrâto*; 25 *uuâri : koukelâri*; 26 *fâhen : ûzziehen*; 27 *harto : suer(e)to*; 32 *binten : uuinten*; 37 *fâhen : fillen*; 38 *muillen : uerprennen*; 50 *selbo : Gorio*; 52 *lêren : hôren*; 53 *Elossandrîa : dogelika*; 56 *êuuôn : gnâdôn*; 57 *selbo : Gorio*. also 9 mal reiner zweisilbiger reim. einmal nur gleichheit des vocals der vorletzten silbe, einmal vocalische ähnlichkeit bei gleichem klangcharakter des folgenden consonanten (*fuoren : skônen*). sonst bei ungleichheit im vocalismus der vorletzten silben beginn des reimes bei den folgenden consonanten (6 mal); einmal *rk : lk*. ferner 4 mal *lb : rj* (*selbo : Georio*), einmal *ll : nn*; *êuuôn : gnâdôn* wie Ps. 138. ein reim, dem es an sonstigen übereinstimmungen fehlt, hat allitteration. in v. 1 hab ich *herigo* (trotz *Georjo*) als dreisilbig gerechnet. einen bedeutenden gewinn für die reime brächte der besserungsvorschlag von CvKraus (Zs. f. d. österr. gymn. 1894, 132f): *fâhen : *ûzziehen* (ergänzt); *fillen : muillen*; *verprennen : prunnun* statt der reime *fâhen : fillen*; *muillen : uerprennen*. ich möchte den gedanken noch einmal zur erwägung stellen. auf die dürftigkeit der überlieferten reime hinzuweisen, steht mir hier nicht an, da ich ja

den reimbrauch erst feststellen will. hingegen scheint es mir psychologisch unverständlich, dass ein dichter der sinn für volle reime hat und sie erstrebt, reimworte weiſs die sich auf das leichteste zu klangvollen reimen brauchen lassen, und sie doch nicht zu diesen bindungen verwendet, sondern sie auf verschiedene verse verteilt in einer weise, dass der gleichklang noch störend ins ohr fällt.

Ludwigslied: 2 *thionôt : lônôt*; 6 *Urankôn : lango*; 7 *thanne : Karlemanne*; 10 *arbeidi : mahti*; 12 *Urancôno : sundiôno*; 17 *huginâri : skâchâri*; 19 *eruirrit : girrit*; 22 *Hluduîgan : rîtan*; 28 *Urankôn : Northmannon*; 29 *thancôdun : beidôdun*; 31 *lûto : guoto*; 32 *gisellion : nôtstallon*; 34 *thûhti : geuuhti*; 36 *uolgôn : holdon*; 39 *ellian : uuillion*; 41 *inne : kunnie*; 42 *errahchôn : uuidarsahchôn*; 46 *kuono : frâno*; 47 *sungun : Kyrrieleison*; 48 *gisungan : bigunnan*; 49 *uuangôn : Urankon*; 51 *kuoni : gekunni*; 53 *hanton : fîanton*; 54 *lîdes : lîbes*; 59 *truhtîn : êrgrehtîn.* vgl. auch 25 *Hluduîg : duon ih,* aber 1 *uueiz ih : Hluduîg* und 57 *Hluduîg : sâlîg.* also — ich brauche die charakterisierung der verschiedenen fälle nicht durchzuführen — sehr reiche, klangvolle reime. v. 46 gewinnt, wenn man *frâno,* das nicht zur mundart des gedichtes passt, in *frôno* ändert (vgl. Ehrismann Litt.-gesch. s. 221). wie sich in v. 10 die consonantische ungenauigkeit des schriftbildes zur aussprache des dichters verhält, ist natürlich fraglich. abgesehen von den reimen mit *Hluduîg* findet sich nur ein fall, bei dem der reimklang erst mit dem letzten vocal beginnt: es ist der reim mit dem undeutschen *Kyrrieleison,* das als machtvoller sang des ganzen heeres durch die beschwerung mit vier hebungen und sonderstellung in einem halbverse für sich so schön hervorgehoben ist.

De Heinrico, deutsche reime: str. 2 und 3 *Otdo : guodo.* str. 7 *sprâkha : Heinrîche.*

Verse aus der SGaller rhetorik: I 2 *slîemo : sciltrîemo*; II 1 *lîtun : sîtun*; 2 *éllin : uéllin*; 3 *fûoze : fûodermâze*; 4 *búrste : fórste*; 5 *sîne : zuuélifélnîge* (I 1 *snéllemo : ándermo* gehört, weil metrisch abweichend, nicht hierher).

Reim nur vom endvocal ab in dem kunstlosen reimspruch Wider den teufel v. 3 *ureidon : colbon* (Steinmeyer nr 80); vgl. in der reimenden übertragung eines lat. spruches (Steinmeyer nr 81) v. 1 *nieman : uorhtan.*

Die deutschen reimworte aus dem liebesgruſs im Rudlieb. *liebes : loubes*; *vvunna : minna,* sollen schlieſslich noch erwähnt werden, wenn hier auch mit deutscher verskunst keinerlei berührung ist.

Alles in allem muss man hiernach sagen, dass die ganze ahd. reimdichtung bei den reimen, welche metrisch dem typus *harto : worto* angehören, sich nur in ausnahmefällen mit einem

reim vom vocal der endsilbe ab zufrieden gibt, in der regel vielmehr offensichtlich bestrebt ist, durch weitere klangliche übereinstimmungen den reim reicher und sinnfälliger zu gestalten.

Ganz ähnliches verfahren in der bildung der reime zeigen auch einzelne lateinische rhythmen dieses zeitraumes (man vergleiche auch Ratperts Lobgesang auf den hl. Gallus). im allgemeinen aber ist die merkwürdige tatsache festzustellen, dass in Deutschland die rhythmendichtung erst viel später zu so regelmäfsiger und reicher ausbildung des reims, namentlich des zweisilbigen, gelangt. in dieser periode sind es hauptsächlich gedichte irischen ursprungs, die sich durch kunstvolle anwendung des reimes auszeichnen (WilhMeyer Ges. abhandlungen zur mlat. rhythmik I 190ff, II 122ff).

Im rückblick auf die ganzen untersuchungen, die ich hier in gedrängter form vorgelegt habe, kann ich sagen, dass in ihnen wider hervortrat, welch ein feines ohr Otfrid für sprachlichen wollaut hatte, das ihn gleichermafsen auf den rhythmischen wie auf den lautlichen gleichklang der reimworte bedacht sein liefs.

Göttingen. **Ludwig Wolff.**

ETZELS VERNOGIERUNG. In m. besprechung von JKörners buch über Klage und Nl. Anz. XLII 126ff hab ich kurz meine abweichende ansicht vom ursprung des dem Hunnenkönig beigelegten glaubenswechsels Kl. 961ff angedeutet. es sei mir gestattet, sie hier etwas ausführlicher zu entwickeln.

Fasst man Etzels leidenschaftliche selbstanklage v. 961—995 als ganzes, so kann m.e. kein zweifel bestehn, dass nicht Veldekes Servatius, sondern éin grofser strom von kreuzzugsüberlieferungen den autor des gedichtes geleitet hat bei der reicheren ausgestaltung des Etzelporträts. bekannt sind seit FVogt die beziehungen der Kl. zum Herzog Ernst. in dieselbe richtung führt die erzählung von Etzels apostasie. wir wissen dass die kreuzfahrt Heinrichs d. Löwen v. j. 1172 schon auf die älteste gestaltung der Ernst-sage nachhaltig eingewürkt hat, vgl. Bartsch s. CXXVff und KSonneborn Die gestaltung der sage vom H. E. in d. altdtschen litt. (diss. Gött. 1914) s. 6. nach dem bericht des Arnold vLübeck (MG. SS. XXI) I 9 machte der herzog auf der rückreise einen misglückten versuch, den sultan von Axarat zu bekehren. es heifst dort: *Cumque omnibus modis benignissime eum* (sc. Henricum) *tractaret, arguit eum dux de superstitione gentilitatis, multa dicens ei de incarnatione Christi et fide katholica. Qui respondens: Non est, ait, difficile ad credendum, quod Deus, quando voluit, de immaculata virgine carnem assumpsit, qui hominem primum*

de limo terre plasmavit. Forte ... libros Moysi audierat, in quibus de plasmatione primi hominis legerat. ***Sunt enim multi gentiles, qui Pentateuchum Moysi recipiunt, nec tamen ab idolatria cessant***[1].

Sollten solche fälle von syncretismus[2] nicht auch vom verfasser der Kl. genutzt worden sein und seinem Etzel die befremdenden züge des renegatentums geliehen haben? aber damit nicht genug: auch die schmähung und verurteilung der götzen, die Etzels selbstanklage einleiten, verbunden mit der anerkennung der überlegenheit des christengottes, auch diese merkmale sind ein niederschlag von kreuzzugsberichten und nur als solcher verständlich. das wird deutlich, wenn man eine stelle aus der überarbeiteten fassung des Chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon (14 jh.), ed. Reiffenberg zum vergleich heranzieht: Cornumarant, der könig von Jerusalem, hört dass die kreuzfahrer vor der stadt stehn, v. 17808 ff:

Il vint à Mahommet qui tournoit à compas,
Et ly a dit: Faus Dieux, tu ies plains de fastras!
Mais ly Dieux qui pendus fu delès Gorgatas,
Aide ses chrestyens et acroist leurs estaes.

ebenso erkennt Etzel die nichtigkeit der götzen Mahmet und Machazen und beugt sich vor der macht des Christengottes[3]. eine ähnliche situation im Rol. v. 7135 ff mag dem autor der Kl. nebenbei vorgeschwebt haben; aber sicherlich haben in erster linie erzählungen und anschauungen von der art der oben erwähnten das bild des Hunnenkönigs um manchen der zeitgeschichte entlehnten zug bereichert und in einem grade umgestaltet, dass sich zu dem barbarenfürsten der Edda und gar zum historischen urbild überhaupt keine brücke mehr schlagen lässt.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

[1] nach diesem zeugnis wäre die ansicht Schönbach (D. christentum in d. altdtschen heldendichtg s. 64) zu modificieren. ein gegenstück zu Arnolds erzählung bringt die latein. prosa des Herzog Ernst Zs. 7, 239, 1 ff. ich erinnere übrigens auch an die bereitwilligkeit des Marsilie zur scheintaufe, Rol. v. 605.

[[2] im obigen falle ligt kaum echter 'syncretismus' vor. E. S.]

[3] diese erhebung des Christengottes über heidnische götzen hat dann in der Dietrichsepik schule gemacht, zb. Wolfd. b, 578, 4: *din got gen dem mînen muoz ein gougel sîn.*

LÜCKENBÜSSER. Im **Strafsburger Alexander** v. 3374 *di kint an den wagen* (*sô si weinen sâgen*) l. *di an den* ***wagen lâgen***. — ebenso ist der reim zu bessern: 2601 l. *tête* (*: warnôte*). — 4902. 3 l. *gescribe : irlide.* — 5248 l. *ane vinc* (*: abe ginc*). — 5302 l. *ane velle und ane vasse.* — 6591 l. *gescreib.* **E. S.**

DIE KURZSILBIGEN I- UND U-STÄMME IM ALTHOCHDEUTSCHEN.

Die bekannte Sieverssche regel (PBBeitr. 5, 101 ff), wonach das *i* und *u* im auslaut zweisilbiger wörter im westgermanischen nach langer silbe schwindet, nach kurzer erhalten bleibt, hat bekanntlich im althochdeutschen störungen zu gunsten einer weitergehnden synkope auch nach kurzer silbe erfahren, die teilweise der litterarischen überlieferung vorausligt, teilweise sich vor unsern augen vollzieht. die tatsächlichen verhältnisse hat für *sunu sun* Braune Beitr. 9, 548 ff mit der ihm eigenen klarheit und sauberkeit dargestellt; im übrigen verweis ich auf Braunes Ahd. gr. § 217. § 230—232; Baesecke Einführung § 82. § 84; Schatz Altbair. gr. § 103. § 104[a]; Franck Altfränk. gr. § 142 bis 144. 145; für das sog. Keron. glossar auf Kögel s. 157 ff. 163 ff. — Nach dem grunde warum das *i* (resp. *u*) im einen fall geschwunden, im andern erhalten geblieben ist, hat, soviel ich sehe[1], nur Kluge in Pauls Grundr. I[2] 424 (§ 152) gefragt. an ihn will ich anknüpfen, obwol mein ausgangspunct ein anderer gewesen ist. ich beginne mit den masculinen *i*-stämmen.

'Treten diese *ĭ* in den auslaut mehrsilbiger wörter', — so sagt Kl. — 'so kann wider synkope eintreten: ahd. as. *wini* 'freund' aber *Friduwin, Liobwin,* ae. *ryne* aber *ymb-ryn, cyn-ryn*'.

Das verschiedene verhalten der ahd. dialekte (urkundencentren) gegenüber den personennamen auf *win*(*i*) hat zuerst Müllenhoff (Dkm. [3]II 155) beobachtet, der sich aber, seinem anlass entsprechend, auf das bairische *-uni* und das alemannische *-ini* beschränkte; ihm ist dann Schatz Zs. 43, 41 f und Altbair. gr. s. 114 gefolgt.

Die aus der karolingischen kanzlei stammende latinisierung *Baldoinus, Ebroinus, Helmoinus* (nicht *-inius*!) setzt bereits den schwund des *-i* im fränkischen voraus. tatsächlich hat Fulda von vorn herein und ausschliefslich *-win* (Kossinna QF. 46, 28 f), und auch für Weifsenburg und Lorsch (wo die latinisierung häufiger ist) hab ich keinen sichern beleg für *-wini* gefunden. in merkwürdigem gegensatz zu Fulda bietet aber das wenige meilen nördlicher gelegene Hersfeld noch in einem schriftstück vom j. 835 (Zs. d. ver. f. hess. gesch. 6, 353 f) festes *-wini*: *Gerwini, Altwini, Otwini.* — Die altbair. *-uni* der ältesten Freisinger und Salzburger überlieferung sowie die altalem. *-ini* wollte Schatz Zs. 43, 42 davon trennen und rein suffixal auffassen, ist aber in s. Altbair. gr. s. 114 mit recht davon zurückgekommen und hat sich Müllenhoff angeschlossen: es handelt sich hier zweifellos

[1] denn dass die kurzsilbigen 'im anschluss an die langsilbigen' das *i* verloren haben (Braune § 217), ist natürlich keine ausreichende erklärung.

um eine frühe entwickelung aus *-wini*, und zwar hängt sowol die erhaltung des endungs-*i* wie der schwund des anlautenden *w* mit einer accentverschiebung zusammen: an stelle der betonung *Líubwìni* (oder *Líubwini*), welche (wie ich mit Kluge annehme) den abfall des *i* begünstigte, trat die betonung *Líubwinì*, die unter erhaltung des *i* bei schwächerer articulation des *w*-anlauts zu alem. *Liubini*, bair. *Liupuni* führte [1]. natürlich brachte das auch eine verschiebung der silbengrenze mit sich — ja diese mag sich gleichzeitig vorbereitet haben, so dass die wandlung *Liu-bwini* zu *Liu-bini* resp. *Liu-puni* ihre parallele hat in der entwicklung von altem *quicken* (swv.) zu alem. *kicken* einerseits, bair. *kucken* (*kücken*) anderseits.

Das etymologische gefühl für den zusammenhang dieses *-win* der personennamen mit dem appellativum *wini* gieng sehr früh verloren, wie ja auch die entwickelung zu *-ini*, *-uni* zeigt. es blieb dem *-win* eine rückwürkung auf das simplex um so eher versagt, als dieses vorwiegend in betonter satzstellung gebraucht wurde: *wíni mìn*, (*dèr*) *mín wíni* usw., und so hat sich das (früh als archaisch gefühlte) *wini* bis zu seinem untergang im 13 jh. als *wine* erhalten.

Bei dem zweiten masc. *i*-stamm *risi*, dem einzigen der als solcher noch heute fortlebt (*Riese*), existierte die möglichkeit einer solchen einwürkung vom compositum her von vorn herein nicht. — die masc. verbalabstracta *kumi* und *quiti* sind schon im 8 resp. früh im 9 jh. ausgestorben.

Die masc. verbalabstracta des typus *slag*, *zug*, *flug*, *biz*, *grif*, *scrit* haben das *-i* durchweg abgestoſsen — wenn die grammatiken als einzige ausnahme *scriti* 'passus' Ra 234, 19 anführen, so behält doch wol Graff VI 578 recht, der darin einen plural erblickte: als glosse zu II Reg. 4, 13 'sex passus' — die Bibel hat übh. nur éin beispiel für den singular (Acta 7, 5); auch Kögel hat diese möglichkeit ausdrücklich betont.

Von diesen wörtern erscheint nur *slag* sehr häufig im compositum: *hámarslàg*, *swértslàg*, besonders in der rechtssprache: *hántslàg*, *koúfslàg*, *bū́lislàg*, *hálsslàg*, *ṓrslàg*, *wángenslàg*; aber auch die übrigen tragen im satz weit vorwiegend einen schwachen accent: *ā́temzùg* nicht nur sondern (ich bilde die beispiele auch ohne belege) *swértes*, *rúoders*, *nétzes zùg*; *fógales flùg*; *slángen*, *wólves bìz*; *ánagrìf*, *hántgrìf*, *swértes grìf*; *mánnes*, *fróuwen*, *rósses scrìt*; ferner *einen slàg*, *bìz*, *grìf*, *zùg*, *scrìt*. so stellten sich doppelformen heraus, die mir an sich das zeitweise nebeneinander-

[1] da sich die gleiche erscheinung (wie im bairischen) im altsächsischen widerholt — Werden und Corvey bieten zahlreiche beispiele für *-uni* —, sei daran erinnert, dass gerade das altniederdeutsche und altfriesische in den eigennamen diese accentverschiebung aufweisen: altsächs. *-bke*, (*Steimbke*, *Salbke*) < *-bekè* st. *-bèke*; *-essun*, *-sun* < *-hûsùn* st. *-hûsun*; fries. *-ma* < *-monnà* st. *-mónna*.

bestehn von *scriti* und *scrit* recht gut möglich erscheinen lassen. vielleicht haben sich davon sogar spuren, wenn nicht im ahd., so in der spätern sprache erhalten: ich verdanke den mhd. wbb. zunächst den hinweis auf ein durch den reim gesichertes *züge*: denn so ist gewis (gegen Seemüllers hsl. schreibung) Ottokar 4669 f *mug : zuc* (als *müge : züge*) aufzufassen; auch Lanz. 6893 *nôtzüge* (: *lüge*) könnte immerhin ein solches masculinum sein. —

Die neutra *bini* und *oli* erscheinen immer als simplicia, und jedenfalls das zweite dürfte im nom. u. acc. kaum anders als mit dem hochton vorkommen. bei *mari meri* hingegen widerholt sich die gleiche erscheinung wie bei *-wini*, nur diesmal in ortsnamen: in solchen tritt regelmäſsig, früher oder später, die kürzung ein: *Geismar* (*Gaesmere* Willibalds Vita Bonifacii), *Vilmar* u. *Velmar* (*Filumari*), *Witmar* (*Witmeri*) usw.[1], vgl. Arnold Ansiedelungen u. wanderungen s. 115 f — aber auch hier war dann eine rückwürkung ausgeschlossen[2]: als simplex erhielt sich das hochbetonte *meri*.

Bei den femininen lass ich das ganz unsichere *turi* (alter plural resp. dual?) bei seite und stelle die verbalabstracta *wari weri* und *kuri* voran, die die erhaltung des *i* wider zweifellos der satzbetonten stammsilbe verdanken: man kann sich die simplicia im satz kaum anders als höchstbetont vorstellen, und auch composita wie *brustweri*, *selpkuri* haben den verlust der endung nicht erfahren, zumal sie nicht sehr alt und daher stets in engem zusammenhang mit dem grundwort geblieben sind.

Mit *-wari* sollten nach Schatz s. 114 auch die eigennamen auf *-war* zusammengesetzt sein, so dass sich bei ihnen genau das verhältnis von *-wini* — *-win* widerholen würde: allein es handelt sich hier um alte frauennamen, und zwar mit dem stamme *-warô*, *-wara*, das wird bewiesen durch ags. *-waru*, an. *-vǫr* und auf deutschem boden durch die latinisierung, die stets *-wara*, nicht *-waris* lautet.

Es bleiben von femininen *stat* und *bah* (as. *stedi*, *beki*), denn auch das letztere ist erst nachträglich und nur im oberdeutschen zu den masculinen übergetreten, sodann *huf* und das ausschlieſslich in der zusammensetzung erhaltene *-scaf*. für *stat* hat man unsichere beispiele einer alten doppelform *steti* aufgetrieben: Schatz § 109[a], die andern erscheinen nur einsilbig. das erklärt sich bei *-scaf* ohne weiteres aus der verwendung im compositum,

[1] die am häufigsten und noch verhältnismäſsig spät vorkommenden formen auf *-mare* sind ein compromiss zwischen *-mar* und *-mere*.

[2] durchaus parallel mit *-mari* (*-meri*) > *-mar* läuft die entwickelung der ortsnamen auf *-lari* (*-leri*) > *-lar*: *Frideslare*, *-lere*, *Fritzlar*; *Goslari*, *Goslar*; *Usleri*, *Uslar*, die also mit kurzem *a* anzusetzen sind und mit *lâr* 'mansio' nichts zu tun haben. im übrigen ligt es mir fern, hier das 'lar-problem' aufzurollen, das durch die fleiſsige programm-arbeit von Schnetz (Lohr a. M. 1913) keineswegs gelöst ist.

die es schon in ahd. zeit fast zu einem suffix herabsinken liefs; der fall ligt also genau so wie bei *-win* und *-mar*. aber auch um *stat* und *bah* steht es nicht viel anders. *stat* erscheint in zahlreichen alten compositis wie *dincstat, hovastat, koufstat* usw. (Graff VI 640—642), besonders aber in einer grofsen anzahl von flur- und siedlungsnamen an zweiter stelle (Förstemann II[3] 2, 846—851), und dazu treten zahlreiche verwendungen mit schwacher betonung, welche gleichfalls die kurzform begünstigen konnten: *fésta stàt, wúosta stàt, diu stàt ze Wírziburg, in kúninges stàt.* — *bah* schliefslich darf man sich in älterer zeit, wo sich die siedelung vor allem nach den wasserläufen orientierte und auch der kleinste von ihnen seinen eigenen namen führte (vgl. Förstemann II[3] 1, 327—834: rund 800!), fast nur als zweiten wortteil vorstellen: aus der schwachbetonten form des compositums hat auch das simplex seine einsilbigkeit erhalten[1].

Soweit übh. von einem 'anschluss' der alten kurzsilbigen an die langsilbigen *i*-stämme die rede sein kann, würden hierfür in erster linie die fälle wie *grif, huf,* (*-scaf*); *biz, fluz*; *bah* in frage kommen: dass gerade diese, ist das ergebnis der lautverschiebung.

Für die *u*-stämme wird man sich natürlich zunächst an dieselbe erklärung wenden, die bei den *i*-stämmen geholfen hat. tatsächlich haben wir ja in den namen auf *-frid* wie *Sigufrid* die gleiche kürzung des vollworts *fridu*, wie bei denen auf *-win* die kürzung von *wini*. aber ebenso wie dort ist hier eine rückwürkung unterblieben: *fridu* ist durchaus constant. und auch sonst versagt das princip durchaus — wir müssen uns nach einem weitern grunde der erhaltung des *u* wie seines schwundes umsehen.

Nun ergibt eine musterung der sämtlichen im ahd. erhaltenen kurzsilbigen *u*-stämme, dass sie in der mehrzahl auf den gebrauch im singular beschränkt sind: diese 'pluralia tantum' haben durchweg ihr *u* bewahrt, die wenigen übrigen haben es früher oder später abgestofsen.

Reine singulare sind zunächst die beiden neutra *fihu* und *filu*. dann von den masculinen — feminina sind nicht darunter — *sigu, hugu, witu, meto,* von denen übh. keine pluralformen bezeugt sind; aber auch *fridu* und *situ* treten erst ganz vereinzelt im plural auf und danken diese verwendung

[1] Die ganze behandlung der 'auslautgesetze', auf die soviel scharfsinn verwendet worden ist, leidet unter der nichtberücksichtigung der accentverhältnisse in der composition und im satz. sie rechnet viel zu wenig mit dem langandauernden nebeneinander von doppelformen (satzdoubletten). der durchaus vergleichbaren vorgänge im nhd. scheint man sich nie erinnert zu haben: dem mhd. *bóge — hérzòge* entspricht nhd. *Boge(n) — Herzog,* wir sagen und schreiben *am (bei) Tage — am Dienstag,* normal ist jedenfalls: *im Kriege — im Seekrieg, auf dem Rade — auf dem Zweirad*; daneben heifst es allerdings nicht nur *mit Urlaub,* sondern auch *mit Verlaub.*

gewis nicht der volkssprache. — auch für den zweiten teil des compositums kommen freilich alle diese wörter so gut wie gar nicht in betracht, wenn wir von den eigennamen auf *-frid* absehen.

Im gegensatz dazu ist *sunu*, das im ausgang des 8 und im anfang des 9 jh.s durch *sun* ersetzt wird, zunächst natürlich dem plural durchaus zugänglich. dann aber erscheint es doch auch sehr oft in alter wie junger zusammensetzung: *stíufsùn*; *swéster-*, *brúoder-*, *tóhter-*, *múomun-*, *fétirun-sùn*; *húorun-*, *mérihun-sùn*; *trûtsùn* — und wie oft mit dem vorangestellten genitiv des eigennamens: *Díotrîhhes sùn*, *Azalûn sùn* usw.! hier können also beide momente den abfall bewürkt haben, die schwäche der betonung und der pluralische gebrauch. dem abfall des *u* ist eine zeit der doppelform *sunu—sun* vorausgegangen.

Während *sunu* sein *u* vor unsern augen einbüfst, ligt der verlust des auslautenden vocals bei *lidu* weiter zurück: die einsilbige form *lid* teilt das ahd. mit dem as. u. ags. wenn hier den völlig gleichen got. *friþus* und *liþus* die von vorn herein und dauernd scharf geschiedenen *fridu* und *lid* gegenüberstehn, so ist natürlich jeder lautliche grund ausgeschlossen. aber auch die erklärung aus der betonungsverschiedenheit versagt: weder die ahd. noch die mhd. wörterbücher verzeichnen (aufser *gelid*) ein einziges compositum mit *-lid*, und auch für das simplex ist ein vorherschender gebrauch mit schwacher betonung im satze nicht auszudenken. es bleibt also factisch nur der eine ausweg, der in der vorwiegend pluralischen verwendung von *lid* gegenüber der fast ausschliefslich singularischen von *fridu* gegeben ist, dh. also der einsilbige singular muss aus dem plural gefolgert sein. sehen wir uns bei den schriftstellern des 9 jh.s um, die allein einen häufigern gebrauch des wortes bezeugen (Fr. theot. u. Tat. bieten nur 1 resp. 2 belege: plurale), so sind im Heliand 7 von 8, bei Otfrid alle 9 fälle plurale. im plural aber ist die vermengung und schliefslich der übertritt der *u*-stämme in die *i*-declination erfolgt, deren ursachen ich hier nicht zu erörtern habe: von den kurzsilbigen *u*-stämmen haben diejenigen ihr *-u* im sing. eingebüfst, welche vorher diesen übertritt vollzogen haben, nämlich zunächst *lidu—lid* und dann *sunu—sun*; *situ* schwankt zwischen *i*- und *u*- resp. *a*-decl. (d. pl. *situn* Prud. 1), *fridu* hat vereinzelt pluralformen nach der *a*-decl., von *hugu*, *sigu*, *witu*, *meto* gibt es keine mehrzahl. aus der zeit des unsichern schwankens stammt der vereinzelte acc. sing. *huki* Pa 144, 21.

Göttingen. **Edward Schröder.**

WODANS SPEER.

RMMeyer, der in seiner Altgermanischen religionsgeschichte (s. 181f) den volksnamen der Sachsen im hinblick auf ihre stammesgottheit Saxnôt-Tiuz auf eine ursprüngliche cultgemeinschaft von schwertgenossen bezieht, erblickt darin mit recht einen offenbaren gegensatz zu einem stamm oder einer stammesgruppe, die unter einem anderen gott mit anderer waffe kämpfte. und ich stimme M. auch darin bei, dass sich dieser gegensatz der schwertgeweihten gefolgschaft des Tiuz gegen keinen andern als den immer mächtiger heraufziehenden speergott Wodan richten könne.

Wodan rang ja nicht als totengott mit dem kriegsgott Tiuz, dem damals nichts mehr von einem himmels- oder gewittergott anhaftete, sondern in der nämlichen eigenschaft eines schlachtengottes sucht er die alte gottheit vom höchsten göttersitz zu stürzen. das religiöse, specifisch germanische erlebnis, das an den kriegsgott als oberste gottheit knüpfte, lässt sich natürlich nicht, wie oftmals versucht, durch eine logisch mögliche entwicklungsreihe der gottesvorstellung begreiflich machen, sofern uns wenigstens am religiösen symbol nicht die zerlegbare äufsere form, sondern die sich offenbarende schöpferische triebkraft gottbegeisterter frömmigkeit als wesentlich erscheint. ist es doch für den nach schlachtenruhm dürstenden Germanen, der das leben nicht als der güter höchstes achtet, bedeutsam, dass er nicht, wie zb. Helm Altgerm. religionsgesch. s. 279 begrifflich ableitet, Wodan als gebieter über leben und tod auf den göttlichen herscherthron setzt, dass vielmehr Tiuz sowol wie Wodan ihr göttliches scepter führen als lenker der schlachten, als führer zu kriegerischen ehren und als verleiher unsterblichen heldenruhms. dem bekenntnis zu Tiuz und Wodan ligt dieselbe religiöse anschauung, dasselbe kriegerische ethos vom heldentum des waffenfähigen mannes als dem letzten sinn des lebens zu grunde. der übertritt von der einen gottheit zur andern bedeutet also keineswegs einen wechsel religiöser gesinnung, der in den ersten nachchristlichen jahrhunderten stattgefunden hätte, sondern ist als eine vornehmlich wirtschaftspolitische tat zu begreifen bei einem volke, das noch zum grofsen teile von kriegerischen beutezügen lebte (s. GNeckel Kriegerische cultur der heidn. Germanen GRM. 7, 19): weil in fehden unter einander oder im kampf gegen den gemeinsamen feind der auf nah- und fernkampf einstellbaren speerkampftechnik vor der gebundeneren art des einseitigen schwertkampfs der erfolg beschieden war, darum siegte der speertragende Wodan über den schwertgegürteten Tiuz. natürlich kann es sich dabei nicht etwa um erste einführung oder verbreitung der speerwaffe handeln, die dem Germanen seit je vertraut war, sondern um die übernahme und ausbildung einer auf den speer gegründeten

besonderen kampfesweise oder taktik, die vielleicht mit der entwicklung des in seinen ersten anfängen stehnden reiterwesens zusammenhieng (s. HvMangoldt-Gaudlitz Die reiterei in den german. u. fränk. heeren bis zum ausgang der deutschen Karolinger. arbeiten zur dtschen rechts- u. verfassungsgeschichte IV).

Aus dem gegensatz von speer und schwert, von Wodan und Tiuz, versucht RMMeyer (s. 182 f) dann weiter den namen der Langobarden zu erklären, indem er ihn zum namen der benachbarten Sachsen in unmittelbare beziehung setzt. diese contrastierung von Sachsen und Langobarden als schwert- und speermännern steht jedoch auf ganz schwachen füſsen. denn die unsichere etymologie der barden als männer der 'barda' (streitaxt) lässt sich für die gesamte zeit des übergangs von Tiuz zu Wodan durch archäologische funde in keiner weise belegen, ganz davon abgesehen dass der synonyme gebrauch von 'barda', 'barta' und 'hellebarde', der bezeichnung einer spätmittelalterlichen, zu hieb und stich gleich tauglichen waffe, völlig irreleitet. ganz haltlos erweist sich aber vor allem die weitere annahme, die die barde in ihrer eigenschaft als fernwaffe mit dem speer in verbindung bringt. darnach soll die alte bezeichnung *barda* auf den neu eingeführten wodanspeer übertragen und der neuen waffenform als *langiu barda* angeglichen sein. die bedeutungsübertragung wäre durch die gemeinsame function des wurfs vermittelt, hinter der die wesentlichere eigenschaft der barde als schlagwaffe und des speers als stichwaffe seltsamerweise zurückgetreten wäre. eine vom standpunct der waffenkunde höchst merkwürdige vorstellung, die in ihrer verworren vorgetragenen form kaum irgendwelche anhänger finden wird!

Dagegen wissen wir, dass den schwerttragenden stämmen, zu denen die Sachsen gehörten, zunächst sicherlich die Rheingermanen als speerträger gegenüberstanden. denn der Taciteische bericht (Germ. cap. 6): *rari gladiis aut maioribus lanceis utuntur. hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel cominus vel eminus pugnent. et eques quidem scuto frameaque contentus est* — wird von der archäologischen forschung für die rheinischen Germanen, deren besondere verhältnisse Tacitus ja nicht nur an dieser stelle auf alle Germanen verallgemeinert, durchaus bestätigt: 'Während noch in den germanischen gräbern vom Nauheimer typus, also in der zweiten hälfte des letzten vorchristlichen jahrhunderts, schwerter keineswegs selten angetroffen werden, fehlen sie in den gräbern der Suebi Nicretes des ersten jh.s n. Chr. fast gänzlich, ebenso wie in den linksrheinischen Germanengräbern von Andernach, Weisenau etc., und sind meist durch lanzen (*frameae*) ersetzt, die zahlreich in den gräbern erhoben wurden' (KSchumacher Verzeichnis der abgüsse u. wichtigeren photographien mit Germanendarstellungen.

anhang s. 108). gerade in den reitergräbern jener zeit sind vielfach aufser schildbeschlägen nur lanzenspitzen, aber keine schwerter gefunden worden (ebendort s. 111). wenn auch die gräber der nördlichen Rheinlande leider noch nicht hinreichend untersucht sind, so lässt sich doch jetzt schon ganz allgemein feststellen, dass 'schwerter in den gräbern des 1 jh.s n. Chr. bei den Elbgermanen viel häufiger sind als am Rhein'.

Demnach haben die keltisch-germanischen stämme am Rhein die Wodan zuerst als höchste gottheit verehrten, den speer über das schwert gestellt und darum ihren kriegsgott mit dem speer als der waffe κατ' ἐξοχήν ausgestattet. und so wird bereits der niederrheinische Wodan in seiner eigenschaft als kriegsgott durch die nämliche waffe charakterisiert, die noch mit dem nordischen Odin aufs engste verwachsen ist.

Hamburg. **J. Schwietering.**

SCHÄDELBECHER (zu Zs. s. 237). In einer weitverbreiteten novelle bestraft ein mann seine ehebrecherische gattin, indem er aus dem schädel des von ihm getöteten buhlen einen essnapf oder eine trinkschale herstellen lässt, und sie zwingt vor ihm aus diesem geschirr zu essen oder zu trinken: Kauringer 8, 229 ff, Gesta Rom. cap. 56. ThBenfey (Pantschatantra I 436 ff) hat diese novelle mit orientalischen erzählungen verbunden (diese kennen aber den schädelnapf nicht) und die entwicklung des stoffes bis zur ballade 'die Büfsende' von FrLStolberg (Werke I 162) verfolgt, die nach der 32. novelle des Heptameron der Marguerite de Valois gearbeitet ist; s. auch Oesterley zu Schimpf u. Ernst nr 223 und Gesta Rom. c. 56. ich weise noch hin auf die ungedruckte Jónssaga leikara (Finnur Jónsson Litt. hist. III 120). statt des schädelbechers wird hier der abgeschlagene kopf des buhlen vor die frau getragen; diese wendung findet sich auch sonst in den europäischen fassungen der geschichte von der bestraften ehebrecherin, zb. bei Pauli aao. und in der von Kittredge in den (Havard) Studies and notes in philol. and lit. VIII (1903) abgedruckten lat. erzählung 'Arthur und Gorlagon'. **R. Meifsner.**

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

ZWEIUNDVIERZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1923

INHALT.

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLII, 1. 2. december 1922

Primitive gemeinschaftscultur. beiträge zur volkskunde und mythologie von **H. Naumann.** Jena, E. Diedrichs 1921. 195 ss. 8°. — 24 m.[1]

Die sieben aufsätze H. Naumanns, denen sich einer seiner gattin zugesellt, behandeln volkskundliche und religionsgeschichtliche probleme unter dem gesichtspunct primitiver gemeinschaftscultur. sie sind ihrem inhalt und ihrem wert nach verschieden. am wertvollsten sind die schon früher veröffentlichten litterarhistorischen über das alte vagantenlied 'Stetit puella' und über den ursprung des bänkelgesangs. dort findet N. in den beiden ersten strophen ein latinisiertes volksrätsel, als vorbild des bänkelgesangs erklärt er die geistliche märtyrerlegende und sieht in ihm die reclametrommel gewinnsüchtiger drucker von flugblättern, in den bänkelsängern die colporteure der neuen zeitung des 16 jh.s. primitive gemeinschaftscultur ist, wenn man es kurz fasst, cultur der volksseele; in ihr wurzelt die höhere cultur. mit ihrer erforschung fordert N. dasselbe was ich schon 1907 für den wissenschaftlichen betrieb der volkskunde aufgestellt habe, und die auslegung meiner worte von OWaser (Die Schweiz XXII 366) stimmt ganz zu der auffassung Naumanns, nur dass dieser das psychologische moment unberücksichtigt gelassen hat. dies aber erklärt allein, weshalb sich stand, alter und geschlecht in der neigung zur gemeinschaftscultur unterscheiden und unter welchen bedingungen auch der höher gebildete in ihrem banne steht.

N. hat seine untersuchungen, namentlich die zweite und dritte (Primitiver totenglaube; Märchenparallelen), ganz auf den totenglauben und totencult eingestellt. mit vollem rechte fasst er diesen als präanimismus. aber er hat dabei die neueren religionsgeschichtlichen forschungen (Beths, Söderbloms, Friedrichs ua.), nach denen der glaube an die macht der dinge und der erscheinungen in der umwelt die unterste schicht religiösen lebens bildet, leider nicht berücksichtigt. und doch erklärt dieser allein zahlreiche fortlebende volksvorstellungen in worten und handlungen. dieser glaube hat aber auch zum grofsen teil die dämonen geschaffen. gewis hat N. recht, wenn er in den spukgestalten etwas dämonenhaftes findet, aber die behauptung, der

[1] die ausführliche besprechung des buches konnte wegen raummangels nicht zum abdruck kommen.

mensch werde durch den tod schlechthin dämonisches wesen (s. 51), ist doch sehr gewagt. hier steht N. ganz unter dem einflusse von Schonings Leichendämonentheorie, die aber jüngst erst wider durch vSydow (Jättarna i mytologi och folktradition) scharf zurückgewiesen worden ist.

Diese auffassung von der bedeutung der leichendämonen beherscht auch die arbeit über die märchenparallelen, die m.e. der schwächste teil des buches ist. sicher können ähnliche erzählungen in verschiedenen gegenden unabhängig von einander entstehn, sie mögen auch hier und da in präanimistischem totenglauben und -cult wurzeln. selbst die stilisierung und heroisierung dieser primitiven motivformeln ist recht wol möglich, aber ihnen eine solche ausdehnung zu geben wie es N. getan, heiſst über das ziel hinausschieſsen und dürfte ebensowenig anklang finden wie Panzers Eisenhanstheorie. da soll der präanimistische mädchenräuber und leichenfresser in animistischer stilform zum drachen werden, in ritterlicher zum roten ritter der Artussage, Wieland soll einst ein unhold gewesen und Niđuđ aus dem alten unholdsfresser und heilbringer herausgewachsen sein. selbst der zwerg Alvís in den Alvíssmál soll im leichendämon wurzeln und Thor der heilbringer sein. so wittert N. überall den leichendämon und den heilbringer, der diesen zum wohle der menschheit beseitigt; das motiv soll bald in mythischer, bald in heroisierter oder ritterlicher, bald in animistischer stilform umgebildet sein. und da das höchste opfer des heilbringers das selbstopfer ist, so opferte sich auch Óđin, als er den gang zum riesen Vafþrúđnir wagte. ich vermag beim besten willen nicht die idee des heilbringertums aus diesen beispielen herauszulesen oder sie hineinzuinterpretieren. das ist der boden auf dem sich alles erklären lässt, und den man doch meiden sollte, wenn wir der volkskunde und religionsgeschichte wissenschaftlichen wert erkämpfen wollen, was doch zweifellos Naumanns ziel gewesen ist. das zeigen ja vor allem auch die noch folgenden aufsätze, die sich mehr auf litterarischem boden bewegen, wo das quellenmaterial die zügel straffer zieht. 'Primitive gemeinschaftsdichtung ist die keimzelle der kunstdichtung. was wir meist als volksdichtung zu bezeichnen pflegen, ist gesunkene kunstdichtung, die dieser ungefähr hundert jahre nachhinkt' — das ist der grundgedanke der diese aufsätze durchzieht. schwer zu erkennen ist hier, wo N. die grenze zwischen gesunkenem gemeinschaftslied und volkslied sein lässt. denn alles was man unter volkslied zu verstehn pflegt, ist doch nicht gesunkene kunstdichtung. zahlreiche volkslieder, namentlich natur- und liebeslieder, durchzieht jahrhunderte lang der gleiche ton, und die kunstdichtung einer bestimmten zeit ist daraus nicht zu erkennen. — Besondere aufmerksamkeit ist dem gemeinschaftsdrama gewidmet, das sich nach N. aus dem mimischen tanze entwickelt hat: durch umstilisierung und über-

tragung der handelnden personen auf gestalten der götter- und heldensage ist die tragödie, auf volkstümliche gestalten dagegen die komödie, in Deutschland das fastnachtsspiel, entstanden. auch dass in den keimfiguren vegetationsdämonen stecken, wie schon Mannhardt annahm, halt ich für sicher. nur lassen sich diese, selbst bei der annahme von umstilisierung, schwerlich alle als totendämonen auch nur wahrscheinlich machen. scheinbar alter ritus ist oft nichts weiter als sitte die in der freude an lebensbetätigung wurzelt, wie zb. die alten innungsfeste, an denen jeder beruf die embleme seines handwerks zur geltung bringen wollte. am ehesten darf man noch das schwertfechterspiel (s. 124 ff) als ein von den städtern umgewandeltes ritual auffassen, denn dieses darf nicht ohne weiteres dem schwerttanze gleichgestellt werden. der schwerttanz ist von haus aus das innungsspiel der schwertfeger; er hat nichts mit dem schwerttanz des Tacitus zu tun. von den schwertfegern gieng er auch auf andere innungen über und fand eingang in ländlichen kreisen. das schwertfeger-spiel dagegen ist die städtische umwandlung eines agrarischen vegetationstanzes, auf den allerdings der schwerttanz von einfluss gewesen zu sein scheint.

In den spuren ihres gatten bewegt sich auch der aufsatz der frau Naumann 'Zum Schutzgeisterglauben'. zunächst hier ein wort pro domo. frau dr N., die wol nicht wie ihr gatte am kriege teilgenommen hat und daher die arbeiten ihres special-gebietes eingesehen haben konnte, durfte es wissen, dass ich mit der seelenglaubentheorie längst gebrochen habe, zu deren ver-teidigern sie mich auch jetzt noch macht. sie knüpft in der arbeit selbst an ihre doctordissertation an und erklärt den nor-dischen fylgjenglauben aus dem glauben primitiver völker an das verborgene leben, das sich im sympathietiere zeigt. in diesem lebt der mensch auch nach seinem tode fort, und erst wenn das sympathietier getötet ist, erlischt seine existenz. so weit es sich um die tierfylgje handelt, kann man diese deutung gelten lassen, so unsicher auch der boden ist auf dem sie aufgebaut. wo da-gegen die fylgje als weiblicher schutzgeist begegnet, da versagt die beweiskraft der frau N. ganz. denn weshalb der *hamr Atla* Atlis schutzgeist oder die stärke das bindeglied zwischen schutz-geist und sympathietier sein soll, ist mir unverständlich. und ebensowenig beweiskraft hat der büffel des afrikanischen märchens als parallele zu den frauen- und geschlechtsfylgjen. ebenfalls völkervergleichend, doch exact concentrisch vorgehend, deutet auch Rosén den nordischen fylgjenglauben, kommt aber zu ganz anderem ergebnis. er sieht seine wurzel in dem glauben und ritualgebrauch, der sich bei allen völkern an die nachgeburt knüpft. und so kommt er zu dem schlusse, dass zahlreiche völker die nachgeburt als einen teil des menschen selbst be-trachten, ja als ihren und andrer menschen schutzgeist (Om

1*

dödsrike och dödsbruk i fornnord. religion s. 224 ff). aber auch diese erklärung löst nicht alle rätsel; sie enthüllt wol das geheimnis vom fylgjenweib, aber nicht vom fylgjentier. so herscht über den fylgjenglauben noch keine einigkeit, und ich habe deshalb die fylgje schlechthin als zweites ich im menschen gedeutet, das den körper begleitet, ihn aber auch verlassen und alle möglichen gestalten annehmen kann. doch mit dem seelenglauben hat die fylgje nichts zu tun; sie ist nicht unkörperlich, transcendental, sondern immer körperlich, und kann daher sprechen und handeln, ja selbst getötet werden.

Leipzig. **E. Mogk.**

Vatnsdœla saga hrsg. von **W. H. Vogt** (Altnordische Sagabibliothek bd. 16). Halle, Niemeyer 1921. LXXVIII u. 144 ss. 8°.

Mit freude begrüfsen wir es, dass die bewährte altnordische Sagabibliothek sich trotz der ungunst der zeiten am leben erhält und auf die kriegspublication von Fr. R. Schröders Hálfdanarsaga Eysteinssonar nunmehr Vogts Vatnsdœlasaga folgen lässt. dass grade diese ausgabe ein würkliches bedürfnis war, darf behauptet werden, denn Vígfussons alte ausgabe in den Fornsögur war zwar kritisch nicht unbrauchbar, aber eine modernere litterarische behandlung, wie V. sie bietet, war sehr erwünscht. zudem waren die Fornsögur nicht überall leicht zugänglich, und so ist die deutsche publication in einer weit verbreiteten serie höchst erfreulich. grade deswegen hätte man freilich gewünscht, noch mehr von dem gesamten überlieferungsbestande zu sehen zu bekommen, und mindestens das fragment M mit seiner sonderstellung hätte wol bei seiner kürze einen erneuten vollen abdruck, nicht nur eine beschreibende textvergleichung verdient und ohne technische schwierigkeiten auch erhalten können.

Vogts neue ausgabe bedeutet das eindringen neuer und wertvoller methoden in die Sagabibliothek. sie fasst ihren stoff unter ganz anderen gesichtspuncten auf als etwa Finnur Jónssons einleitung zu seiner Egilssaga. diese beginnt mit einem sehr ausführlichen abschnitt über isländische geschichtsschreibung und behandelt später noch gesondert die 'glaubwürdigkeit' der Egilssaga. dh. ihm ist die saga in erster linie geschichtsquelle, der materielle teil der saga interessiert ihn besonders, der historische wie der altertumskundliche. quellen- und überlieferungsfrage wird sorgfältig erwogen, wie bei einer mittelalterlichen chronik. das alles hat seine zweifellose volle berechtigung. aber die künstlerische betrachtung tritt dabei in zweite linie. V. dagegen kommt von Heusler her. für ihn ist die saga zunächst nur kunstwerk, künstlerische individualität und bedingtheit zu erfassen und klarzulegen, ist hauptaufgabe des herausgebers. ästhetische gesichtspuncte walten bis zu dem grade vor, dass sie

— ebenfalls in Heuslerscher schulung — V.s eigene sprache stark und für meinen geschmack nicht immer ganz glücklich beeinflussen. auch V. beschäftigt und interessiert die quellenfrage, aber auch sie von ästhetischen gesichtspuncten aus. nicht inhaltlich, materiell wird sie geprüft, sondern formal. was ist in der fertigen saga tradition? wie weit war diese tradition geformt? was ist künstlerische neugestaltung des sagamannes? diese berechtigten und ergiebigen mafsstäbe anzulegen, lag für V. nahe, denn seine besten arbeiten liegen auf diesem gebiet. das classische werk stilistisch-künstlerischer analyse einer saga ist Heuslers behandlung der Vǫlsungasaga (Die lieder der lücke des Codex regius, Festschrift für HPaul 1902 s. 1 ff), die indessen nicht selbstzweck, sondern kritisches mittel war. V. ist früh mit seinen studien zur Egilssaga auf diese wege gekommen, die er neuerdings mit energie weiter gegangen ist. er gehört auch zu dem kreis der übersetzer in der sammlung Thule, die die saga als kunstwerk populär zu machen sucht, und hat dort ua. eine übersetzung der Vatnsdœlasaga gegeben. besonders wichtig ist sein aufsatz in der Zs. 58, 161 ff über die 'Frásagnir' der Landnámabok, in dem er seine principielle auffassung zur entstehungsgeschichte der saga darlegt und hinter den ausführlichen texten kurze einfache, anekdotische, aber doch künstlerisch fest geformte erzählungskerne nachweist, die mehr oder weniger ausgestaltet in die fertige saga übergehn.

Diese auffassung findet ihre anwendung auch auf die Vatnsdœlasaga und führt auch hier trotz der starken persönlichkeit des sagamannes zum nachweis älterer kerne. V.s anschauung ist naturgemäfs nichts unvermittelt neues. schon 1885 hat die dissertation des Schweden U. Bååth (Studier öfver kompositionen i några isländska ättsagor) ähnliche gesichtspuncte geltend gemacht und in weniger eindringender analyse als V. im 'þáttr', dem erzählungsabschnitt die vorlitterarischen kerne der saga zu erkennen gemeint. in seine analyse bezieht er auch grade die Vatnsdœlasaga ein. mir war daher die kurze und abweisende form auffallend, in der Bååths arbeit in V.s von reicher litteraturkenntnis zeugender einleitung behandelt wird. mir scheint die abweisuug unverdient, denn genau wie V. hat schon Bååth die centrale bedeutung der *hamingja*-idee für die composition der Vatnsdœlasaga erkannt und sie wie V. in gegensatzbeleuchtung zur Grettissaga gesehen, deren leitgedanke die *ógæfa* (der unstern) ist. V. ist freilich über Bååths resultate bedeutend fortgeschritten. besonders ist sein nachweis wichtig, dass die einzelnen abschnitte der saga in der verwendung stilistischer schmuckmittel (stab-bindung und variation) erheblich von einander abweichen, also getrennte entstehung verraten. da diese stilmittel aber bewuste formung voraussetzen, so erhalten wir damit in der tat greifbar eine schon bewuste erzählungskunst, die der aus-

bildung der gesamtsaga vorausligt und geeignet ist, neben ihr ein selbständiges leben weiter zu führen. für jede saga ligt uns also die untersuchung ob, wie weit der verfasser unseres textes — resp. unserer verschiedenen texte derselben saga — nur redactor, zusammensteller gewesen ist, wie weit er künstlerisch selbständig und bedeutend geschaffen hat.

Vogts untersuchung lässt beide ingredienzien — erzählungskerne und sagamann — gut erkennen. die einleitenden capitel vor der landnáma sind mit ihrem fornaldarsagamäſsigen charakter weit verschieden von der einfachen höhe der Ingemundschen landnáma- und Isländerzeit und diese wieder von den zauberanekdoten der Ingemundsöhne. die würksamkeit des sagamannes tritt besonders stark centralisierend hervor. schon Bååth hob den ungewöhnlich einheitlichen charakter der saga hervor und erkannte als den durchgeführten faden die *hamingja*-idee, dh. die idee von der angeborenen oder auch erworbenen glückhaftigkeit des menschen, die hier als familienerbteil erscheint. diese idee wird — das erkennt V. richtig — dem sagamann in einem teil der kernerzählungen an die hand gegeben, und zwar in einer mehr volkstümlich-concreten form. sie ligt nicht nur in der von V. hervorgehobenen erzählungsgruppe der Ingemundsöhne, sondern auch in der von V. als ganz jung bezeichneten eingangspartie fornaldarsagahaften charakters, die ich für älter halten möchte. hier gibt die doch gewis nicht rein erfundene, sondern traditionelle genealogie mit ihrer betonten namensaufnahme die primitivere *hamingja*-vorstellung an die hand, nach der die *hamingja* etwas erblich mit dem namen übertragbares sei. das fehlen der *hamingja*-vorstellung in der vorstufe der saga hier aus den verhältnissen der Landnámabók zu erschlieſsen, scheint mir eben wegen ihrer verknüpfung mit der genealogie und namengebung gewagt. diese primitivere hamingja-vorstellung erhebt der sagamann zu einer höheren und abstracteren idee einer glücklich waltenden vorsehung, die er durch sein ganzes werk durchführt. dass diese gehobene *hamingja*-idee noch nicht christlich zu sein braucht, hätte noch deutlicher hervorgehoben sein sollen. eine vorchristliche entwicklung ist durchaus denkbar bei der zersetzung des heidentums schon in der Wikingerzeit, die einerseits zu trotziger glaubenslosigkeit, anderseits zu einer ethisierung und verinnerlichung der alten, heidnischen, concreten vorstellungen führt. in ganz anderem zusammenhang hat Magnus Olsen in seinem neuesten beitrag zur Röksteinforschung (Ark. f. nord. fil. 37, 201 ff) eine solche verinnerlichung der Ragnarökvorstellungen und des glaubens an den erben und rächer der götter zu erkennen geglaubt. erst eine letzte, dünn und locker aufliegende schicht ist speciell christlich resp. fasst ältere vorstellungen unter christlichem gesichtspunct.

Mit freude sieht man in Vogts darlegungen die romanti-

sierende tendenz der Vatnsdœlasaga mit den mitteln der fornaldarsaga gebührend betont. die lust des sagamannes an den starken, oft grellen farben der jüngeren gattung ist unverkennbar. doch dürfen die einleitungscapitel deswegen nicht dem sagamanne zugeschoben werden. hier häufen sich die romantischen motive denn doch so, dass sie nicht mehr als aufgeflickt gelten können, sondern als das grundelement würken, in dem umgekehrt die detaillierte und psychologisch nuancierende darstellungskunst als die secundäre leistung des sagamannes erscheint. und kaum dürfte dieser, der proben bedeutender fähigkeit zu einheitlicher durchgestaltung gibt, so planlos widersprechend zwei traditionelle züge anbringen, wie einerseits Ingemunds verachtung der lappischen vǫlva und ihrer prophezeiung, anderseits die inanspruchnahme lappischer zauberer durch denselben Ingemund. das ist aber denkbar in einer stoffhungrigen fornaldarsaga. kommt dazu die erwähnte primitive *hamingja*-auffassung und die bedeutung der namensmagie sowie die ganze stilisierung dieses abschnittes, so scheint es mir nicht zweifelhaft, dass auch hier der sagamann geformtes material verarbeitet hat und dass mit einer 'þáttr'artigen vorstufe zu rechnen ist. dass die familienchronik sich bei den ferneren vorfahren ins undeutliche und fabelhafte verliert, ist nicht verwunderlich, und es ist nur ein zufall, dass Þórstein und Ingemund nicht helden einer eigenen fornaldarsaga geworden sind wie die älteren generationen der Hrafnistaleute.

Für textgestaltung und anmerkungen war Vogt der rahmen der Sagabibliothek angewiesen. was in den commentar aufnahme findet, wird immer persönlicher geschmack bleiben; immer wird in einzelnen fällen der eine erwünscht finden was dem andern überflüssig scheint. die litteraturverweisungen sind reichlich gegeben, und so dass sie zu eigenem weiterbaue anreizen. erfreulich ist dass die syntaktischen eigenheiten der nordischen prosa in den anmerkungen berücksichtigung finden, und man hätte in dieser richtung noch ein mehr vertragen. insbesondere seit Heuslers elementarbuch eine bequem erreichbare verweisung gestattet, rechtfertigt sich das eingehn auf diese verhältnisse. die sachlichen anmerkungen sind im allgemeinen frei von ungesicherten hypothesen. den geographischen notizen kommt Vogts persönliche kenntnis des landes zu gute. die eigenart der einleitung, das ästhetische und psychologische stark in den vordergrund zu drängen, widerholt sich auch in den anmerkungen. vielleicht ist sie hier, wo es sich um tatsächliche, einzelne sacherklärung handelt, weniger glücklich als in der gesamtbehandlung und wird den bedürfnissen der studierenden benutzer der Sagabibliothek nicht ganz gerecht. dem gegenüber fallen die sacherklärungen zuweilen etwas kurz aus, so etwa die behandlung des namenstabu s. 34 f, der schiffsbestattung s. 64, wo Kålunds alte und nicht

leicht zugängliche arbeit kein ganz glücklicher verweis ist, der epischen dreizahl s. 6 f, wo Olriks name und die erwähnung von volkssage und märchen vermisst wird. aber solche mängel folgen notwendig aus dem zwang zur auswahl. sie berühren nicht das wesentliche dieser schönen und in ihrer art höchst originellen sagaausgabe.

Greifswald. **H. de Boor.**

Die Kreuzensteiner dramenbruchstücke. untersuchungen über sprache, heimat und text von **Kaspar Dörr** [= Germanist. Abhandlungen, hg. von Fr. Vogt, 50. heft]. Breslau, M. u. H. Marcus 1919. VII u. 136 ss. 8°.

Ein rheinischer student an der Wiener universität oder auch ein cleriker in der masse der pilger, die im 14 jh. von der Donau eine heiligtumsfahrt nach Aachen machten, mag eine handschrift des Aachener passionsspiels nach Niederösterreich verschleppt haben. 'eins der schönsten denkmäler seiner gattung' ist nur in trümmern, auf pergamentfälzen des 14 jh.s auf uns gekommen. sie haben in zwei papierhss. des 15 jh.s gesteckt die der burg Kreuzenstein in Niederösterreich gehören. JStrobl hat sie 1906/07 entdeckt, gelöst und veröffentlicht.

Bezüglich localisierung und textbehandlung erzielt Dörr neue, glückliche resultate. er sichert in eingehnder, wenn auch nicht einwandfreier untersuchung der sprache Aachen als heimat. einzelheiten: *sail* 'soll' 20 gegenüber gemeinem *sal* hat, wie mnl. *saelt*, dehnung in offner silbe vor angelehntem *in* 'ihn'. *gesait* 'gesagt' 9 geht auf *gesacht*, nicht auf *gesaget*. kampf zwischen nördlichem *-e-* und südlichem *-a-* bei 'manch' im rip. jetzt bei EKalisch Morant und Galie s. XVI. *goits* 351 und *hoifs* 290 haben reguläres langes *o*. *inde* 'und' ist nie limburgisch gewesen. *ê* = ahd. *ê* aus *ai* und *ê* aus ahd. *â* sind in der tat zusammengefallen. das einmalige *wief* 'weib' steht unmittelbar neben *lieflich*. *up* 'auf' hat altes kurzes *u*. *iu* für altes *û* in geschlossener silbe ist verschreibung (oder schlechte lesung?) für *ui* mit dehnungs-*i* nach ostfranzösischer orthographie (vgl. Zs. f. d. mdaa. 1921 s. 10). *intsluis* 'schliefs auf' 152 hat nicht *iu*, sondern präsens-*û*, wie der reim auf *vis* 'aus' beweist. *e* in *eniche* 200 usw. statt sonstigem *ei* weist auf *e*-kürze. *boegen* 100 ist mit langem *ö* zu lesen. 201 *Inde myn wesen vt intdecke* ist *vt* kaum als fortsetzung eines *iuwicht*, sondern als schreibfehler für *iet* (doch vgl. *y*ᵉ*t* 156) oder noch eher *vch* zu deuten. in dem *ů* von *vlů* 'flieh' 171, *nůwen* 'neuen' 308, *trůweliche* 71 scheint mir ein *u*-wert angedeutet, den wir in diesen fällen für das gesamte ältere rheinische ansetzen müssen. der unerklärte rheinische typ *wunnenclich* (*n*-einschub!) ist von der concurrenz *künindich* : *künidich* an der geographischen schnittfläche zwischen den ex-

tremen typen ndl. *koning* und d. *könig* ausgegangen. *mait* 'kannst' 136 = mhd. *maht* wie *gesait* = *gesacht*, es dürfte somit nicht bei den zwischenvocaligen *g*-fällen erscheinen, wo ich im übrigen *sain* 'ich sage', *sais* 'du sagst', *drait* 'tragt', *meeden* 'mädchen' dat. pl. vermisse (vgl. s. 6 f). *sallich* 234 ist verschrieben für *salich*. fälle wie *schoinre* 7 (vgl. s. 22) sind nicht durch metathese, sondern durch synkope entstanden, vgl. Franck Mnl. gr.[2] § 198 und die rhein. belege bei Kalisch s. XVIII. *vmmerme* hat keine *m*-gemination, die doppelschreibung bezeichnet die kürze des *ü*- oder *ö*-lautes. *alwege* 12 neben *alrewegen* 142 hat keinen *n*-abfall, vgl. mnl. *allewege, alrewege(n)*, bei *minne : sinne* 138 vermag ich nichts besonderes zu sehen, und *wulden : hulde* 227 kann durch den sg. *wulde* ersetzt werden, worauf auch *de is* statt *die is* (vgl. *alle die* pl. 182) weist, also *Wyf of man de is plegen wulde*. *eime* 'einem' 62 ist falsch gebessert aus hs. *eine,* das für *eme* 'ihm' steht. das nebeneinander von *kneet* und *knecht* zeigt den kampf von mundart und cultursprache, der die Rheinlande im ganzen zweiten jahrtausend durchtobt, der typus *knecht* spricht nicht notwendig für einen auswärtigen schreiber. *neiste* 'verwante' 165 mit *ei* = *ē* (mnl. *neest, naest*) hat zwischenvocaligen *h*-schwund. über den dat. *mich : dich* vgl. jetzt Zs. f. d. mdaa. 1919, 109 ff, wobei das einmalige *mir* 351 besondere bedeutung erhält. *he* 'er', *de* 'der' pron. dem. und rel., *we* 'wer' sind mit *ē̜* zu lesen (heute *ẹə*), über ihre entstehung vgl. jetzt Zs. f. d. mdaa. 1919, 128 ff. 136 ff; *der walt de wil sich cleyden* 297 zeigt im sinne der dortigen erklärung die eingedrungene rein hd., unbetonte artikelform neben dem betonteren demonstrativen compromiss aus *die* + *der*. *egeine* 'keine' 119 (statt *engeine* mit vernachlässigtem *n*-strich?) stammt von *nechein,* nicht von *dechein,* und lebt in heutigem *je(n)* fort, das längs der Rheinstraſse und bis in die westlichen randzonen von culturdeutschem *ke(n)* bekämpft wird. *is* 'ist' hat nie ein *t* gehabt. das nebeneinander von *hain* 87 und *hauen* 345 findet sich nordöstlich Aachen noch heute. *gein wir* conj. 169 ist mit *ê*, aber *geit* 'er geht', *steis steit* 'stehst, steht' mit *ei* zu lesen. die vereinzelten *von* 'von', *vnd* 'und', *sint* 'sind', *ist* 'ist', *mir* 'mir' und auch die sonstigen eigenheiten der hs. (s. 45), die aus dem Aachener bezirk herausführen, weisen nicht notwendig auf einen südlichen, gar obd. schreiber (*pruct* 103 ist gewis für *pluct* verschrieben!). sie begegnen alle in rip. überlieferung und sind zum teil heute sogar in der mda. fest geworden; *lietekijn* ist für *liedekijn* 'liedchen' verschrieben. dichter und schreiber haben in der tat dieselbe heimat.

Zu verwerfen ist die immer wider auftauchende falsche vorstellung von den ndl. einflüssen im nordrheinischen. Dörr huldigt ihr s. 32 in der beurteilung des wortschatzes. alte gemeinschaft zerbricht vielmehr im laufe der jahrhunderte unter dem einfluss

des culturdeutschen, charakteristische stücke des mnl. wortschatzes haben einst bis in die Eifel gegolten. einzelheiten: ob *alwege* 12 nicht doch in *alrewege* (vgl. 142) zu bessern ist (vernachlässigung einer *re*-abkürzung in der überlieferung?), wodurch das metrum sich glättet: *Do ich alrewege vmme bat.* *baloeren* 'tanzen' 280. 295 und *baloerisse* 288 'tänzerin' stehn mit *oe* = *â* unmittelbar neben ital. *ballare*, prov. *balar*, nicht bei afranz. *baler*, mhd. *bal(l)ieren*, mndl. *bal(l)eren* (Salverda de Grave s. 346) und *ballerig(g)e* 'tänzerin'; aber es steht *ballerie* 303 'tanz'. oder sollte *oe* zeichen für langes *ö* sein, vgl. s. 15? dann wäre eine umbildung nach afrz. *baleor, baleeur, bal(l)eur* (Godefroy I 563) anzusetzen, wie auch Spitzer meint. jedenfalls ist die Aachener vocabelsippe gröster beachtung wert. *reysentlich* 307 ist richtig als 'abwechselnd' und als ableitung von mnl. *reise* f. 'mal' gedeutet; doch les ich *reysenclich* mit typ *wunnenclich*.

In den trümmern hatte Strobl zwei grofse scenenreihen erkannt. die erste zeigt nach ihm diese scenenfolge: 1. Simeon im tempel, 2. Tod des Herodes, 3. Rückkehr aus Ägyten (3a. Palmbaumscene, 3b. Räuberscene), 4. Versuchung Christi durch den teufel, 5. Berufung der apostel, 6. Hochzeit zu Cana. Dörrs eindringende untersuchung sichert Strobls ordnung; es handelt sich in der tat um die reste einer lage von drei doppelblättern. bei der kritik der einzelnen scenen unterscheidet D. drei gruppen: A) scenen, die das Aachener spiel mit dem sogenannten Maastrichter gemein hat, nämlich 3. 4. 5. 6; B) scenen apokryphen inhalts 3a. 3b; C) Simeon 1, Herodes 2.

Die berührungen zwischen dem Aachener und Maastrichter spiel hat Creizenach I² 118f als erster gesehen. sie beziehen sich auf die anordnung von 3—6, wobei die reihenfolge 4—6 zu Petrus Comestor stimmt, auf das gemeinsame Juda statt des biblischen Israel in 3, auf verarbeitung gleicher biblischer stellen in gleicher scenischer und gedanklicher entwicklung, ja bei wörtlicher übereinstimmung in 5, auf augenfällige ähnlichkeiten in auffassung und sprachlicher formulierung in 6: *archytriclinus* ist als eigenname, brautvater und wirt gefasst; Maastricht (M) 764f und Aachen (A) 198f steht die gleiche charakteristische participialconstruction *Wijf, wat soude mir ane genomen?* : *Wat sulde mich, wyf, dis* (= *dit?* vgl. 310, aber auch *bis* 'bist' : *dis* 'des' 108) *ain genûmen?* 'was hülfe es mir, dies zu unternehmen?' (Stoett § 274, Wilmanns III § 61, 7, Paul Mhd. gr. § 292, D. gr. IV § 328), Moltzer Middelnederl. dram. poezie s. 519 und Dörr s. 61 erklären falsch 'was geht es mich an?' einen von Strobl verkannten fetzen erweist Dörr als abschluss der versuchungsscene (s. 50) 4. auch macht er wahrscheinlich, dass vor der versuchung auf dem berge die versuchungen in der wüste und auf der tempelzinne, die taufe Jesu und die scene vom zwölfjährigen Jesus im tempel verloren sind. sie gehn in

M voraus und haben in A ein viertes und fünftes doppelblatt im erhaltenen dritten bedeckt. A ist das jüngere, an M inspirierte spiel, das aber durchweg selbständig gestaltet: erweiterungen bei freier behandlung des bibeltextes begegnen in 3 (nach der 'Erlösung'?) und 5. so ist auch m.e. der befehl zur rückkehr aus Ägypten auf Gabriel übertragen (bibel, M ein engel), weil A den vorausliegenden fluchtbefehl des Gabriel nicht dramatisiert. nicht alle plusstellen in 6 kann ich als erweiterungen ansehen. an dem verwehten stichwort architriclin M 759 erkennt D. mit seinen vorgängern zu recht eine lücke in M. mir scheint auch die folgende weinwunderscene in M zerstört und diesmal demnach in A die ursprünglichere fassung erhalten. dass im übrigen die freiere dramatische formung, die stärkere exegetische und darum klarere benutzung des bibeltextes (152 f. 200 f), die gemütvolle vertiefung (83. 89—92. 128—132) und die auflösung dürrer worte in belebte handlung (203—205) auf der seite von A liegen, hat D. hübsch herausgearbeitet. nachwürkungen der berufungsscene 5 glaubt er in den hessisch-wetterauischen spielen zu finden. in der Canascene 6 zeigen A und M auffällige beziehungen zur Himmelgartener passion, die schon Creizenach aao. nicht entgangen waren.

Zum text von 3—6. lis *weset* statt *weest* 83. vor 115 hat gewis das reimwort *al* gestanden, so dass 115 zu lesen wäre *Des* oder *Dis* (hs. *Dus*) *ich dich here machen sal,* vgl. Matth. 4, 9 'haec omnia tibi dabo' = M 698 *So bist du here all disser lant.* *volghen ain* 'bei einem sein, zu teil werden' 132 stimmt zum mndl., vgl. Mndl. wb. I 185 f. *wiederqual* 'böses' 145 ist als vocabel und durch das kurze *a* (: *al*) bemerkenswert, vgl. Lexer III 847; oder ligt verderbnis statt *wederval* 'unfall, unglück' Mndl. wb. IX 1996 vor? 152 f ergänz ich: *Do besluis ind intsluis, So wat* [*du*] *wilt* [*la*] *in of vis,* vgl. M 740 *Die da cloppent, die la in*; s. 30 wäre also unter 'wollen' *wilt* 2. sg. präs. nachzutragen. 162 *De en* (hs. *Dem*) *mach komen niet ze spode.* 165 ist *alle* zu streichen, das aus 167 stammt. 166 *groisse feiste* f. stimmt zum mndl. *feeste* f. 'fest', doch vgl. *feste* dat. n. : *geste* 'gäste' 177. 176 f stören mich die beiden unmittelbar aufeinander folgenden *dus.* 193 besser ich *Sitz* zu *sitzet.* vor 194 ist ein vers mit dem reimwort *wyn* 'wein' verloren. man fühlt sich versucht im anschluss an M 760 *Hie in is, meister, ingein win* zu ergänzen, wobei *meister* etwa durch *here* zu ersetzen wäre. 194—196 schlössen sich glatt an: *Wuldz du des ein meister syn, Dat mans hedde volkomenheit, Dich dat wail zu dûne steit* 'wolltest du daran deine meisterschaft zeigen, so dass man den eindruck, die gewisheit der vollkommenheit hätte, so solltest du das wol tun'.

Von den apokryphen stücken 3 a. 3 b ist nur 3 a in einem mittelalterlichen drama, wider dem Himmelgartener spiel, nach-

zuweisen; beide aber finden sich in jüngeren volksschauspielen. A hat ganz selbständig gegen die legende, aus der Walther von Rheinau, Philipp der karthäuser, der Schweizer Wernher, Konrad von Fufsesbrunn und das Passional schöpfen, beide scenen von der flucht auf die rückkehr aus Ägypten verschoben, aus kluger dramatisch-scenischer überlegung: das herumziehen auf der bühne zwecks andeutung der flucht wurde gespart, die scene vom tod des Herodes, die zugleich die dauer der flucht ausfüllt, konnte breiter angelegt werden, das kleine kind wurde durch einen spielenden knaben ersetzt. die bitte des kindes um einen apfel zum spielen gehört zu den glücklichen selbständigen griffen des dichters. der Jesusknabe mit apfel in rheinischer malerei und legende hat ihn vielleicht veranlasst. es ist Dörrs besonderes verdienst, 3b als Räuberscene erkannt und durch einordnung eines weiteren fetzens bereichert zu haben, so schmal die reste auch bleiben.

In der Palmbaum-Apfelscene besser ich 98 *Lieflich kent, inde boegt* (hs. *voegt*) *he sich*; *boegt* stellt sich zu *sich boegen* 'sich beugen' 100 und *voegt* schwindet dann als ungewöhnliche vertretung eines mhd. *üe* s. 16. gleichbedeutendes *biucht* 103 (ohne reflexivpronomen!) gehört zu inf. *bûgen* mit präsens-*û* und *iu* statt *ui* = *û* (vgl. oben über *intsluis* und *iu* für *û*). die rede des Jesusknaben beginnt schon mit 100, nicht erst mit 101. ich lese 101 *brecht der* (hs. *des*) *eppel* nach 104 *pluct der eppele*.

Die scene vom tod des Herodes (2) hat ganz eigne prägung: sie fehlt den älteren weihnachts- und dreikönigsspielen (auch dem Maastrichter spiel), oder sie wird, wie im Benedictbeurer Weihnachtsspiel, stumm gespielt. sie ist dazu von milder, versöhnlicher stimmung gegen den bluttyrann der legende erfüllt, und nur in der empfehlung des sohnes an die ritter erinnert sie an die thronbesteigung des Archelaus im Benedictbeurer und Orleanser spiel. v. 76 *Inde notlich wesen vnderdoen* ist gewis zu der treurede des ritters zu ziehen: *notlich* ist hier gleich mndl. *nodelike* 'zum nutzen'. *nórme* 68 kann nur gleich **naerme(er)* sein, das etwa durch 'nachgerade, allmählich' zu übersetzen wäre.

Guelich 69 stellt D. s. 133 zu einem Aachener *quelich* (so statt *guelich*!), das soviel wie 'übel, schlecht' bedeutet. es ist das ostmndl. *quel(l)ike* für normales *qualike* 'mühsam'. ich denke auch an einen fehler für *Muelich mach ich vortme dragen Crone van dem riche*. in dem verse 75 *Want der doit hat mich gesiecht* ist *gesiecht* s. 133 falsch zu *sigen* 'sinken' gestellt. es kann im mndl. allerdings trans. sein, bleibt dann aber stark und hat die bedeutung 'seihen'. *gesiecht* steht zu mndl. *sichten* 'mähen', *sichte* 'kleine sense', das widerum von *sichten* 'sieben, sichten' zu scheiden ist. *ie* (*gesiecht : pliecht* 'pflegt') ist zeichen des langen geschlossenen *ē*, das vor *ch* aus *i* gedehnt ist.

Die breit angelegte Darstellung im tempel (1) stellt Simeon

mit fühlbarer liebe in den mittelpunct und streicht die prophetin Anna, offenbar aus dem localpatriotischen bedürfnis nach verherrlichung des heiligen, dessen arm seit dem 11 jh. im Aachener reliquienschatze ruhte. Bibel, exegese, predigt, officium und lichtmessbräuche haben zur freien gestaltung des vorwurfs beigesteuert. insbesondere kommt für den sceneneingang 4—29 (der im tempel harrende Simeon; Gabriels prophezeiung) die einwürkung eines prophetenspiels in frage, das der 'Erlösung' nahe stand (s. 78—80). freilich kann ich der ausdeutung von 44—58 (s. 76) nicht zustimmen. Simeons 'nunc dimittis servum tuum in pace' soll nicht auf seinen tod, sondern auf den frieden zwischen Gott und mensch bezogen sein; darum heifse es auch 44 *Nu blijft ze vrieden heirre inde kneet.* aber mir scheint *inde* für *din* verschrieben, und 44 bliebe in der übersetzung 'Nun geht zum frieden ein, Herr, dein knecht' eine sinnentsprechende widergabe der bibelstelle. auch die weitere umschreibung von 44 in 45—47, wo nur von Simeon die rede ist, spricht für diese correctur nach dem bibeltext, wie denn überhaupt die ganze stelle 44—58 eine naive verdeutschung von Simeons lobgesang nach einem kirchlichen officium ist. die eingangsverse 1—3 des bruchstückes, die Strobl zu einer verkündigungsscene rechnet, erweist D. durch vergleich mit dem hier verwanten StGaller spiel von der Kindheit Jesu als stück der lichtmessscene.

Einzelnes zur Lichtmessscene: vor 1 hat im reim auf *menichvalt* gewis *gewalt* gestanden. v. 1—3 sind s. 81 sinntreffend, aber gegen den wortlaut des textes in 3 übersetzt. *As sal id* (hs. *si*) *sin by minen ziden* muss Marias versicherung lauten. 6 *Gewore* (hs. *Gewoer*) *scheppere.* 26 f ist falsch geheilt. 26 *Des wil ich mich vreuwen sere* ist zu 25 zu ziehen, wobei hinter 24 punct zu setzen ist. *werden here* 27 ist richtig als acc. gefasst, aber *sich vreuwen over* ist unmöglich. die ergänzung des anfangs von 27 bleibt ungewis. 45 *ich* gegen hs. *icht* (doch vgl. Stoett § 34, Paul § 328) und 46 ist bei *Din wort* der hs. (verbum tuum Luc. 2, 29) zu bleiben. 47 darf nicht durch punct von 41—46 getrennt werden. die stelle ist eine breite umschreibung von Luc. 2, 29 und 47 heifst demnach: 'denn ich werde nach deinem wort (*wils*) bei dir ausharren, bleiben, meinen frieden finden'; oder ist gar *Want* 47 aus *Want* 45 eingeschlüpft und demnach in *Dat* zu ändern? auch an *Want* 'bis' wäre zu denken. *as ze leren id* (hs. *inde* aus 59) *in der glorien eren* ist die bei Stoett § 283 erwähnte mndl. infinitivconstruction 'um es zu lehren im glanze der herrlichkeit'. 55—58 ist also eine umschreibung von Luc. 2, 32. 63 hat das reimwort *wunt* (: *stunt* 64) gestanden.

In der ersten scenenfolge vermisst man die flucht nach Ägypten und den kindermord der andern spiele. ich glaube, dass sie in der tat nicht dramatisiert waren. mit knapper dar-

stellung von geburt und anbetung der hirten und könige mag das Aachener spiel begonnen haben. dann folgte die breit angelegte Lichtmesssscene. Gabriels ausdrücklicher hinweis auf Herodes mordtaten und -absichten in der ungewöhnlich langen rede gelegentlich der aufforderung zur rückkehr aus Ägypten (85—87) soll die mordscene augenscheinlich ersetzen. die sanfte stimmung bei des Herodes tode würde bei einem vorhergehnden blutbad allzu unwahrscheinlich. die verlegung der apokryphen Palmbaum- und Räuberscene auf die rückkehr wäre somit nicht allein aus scenisch-dramatischen rücksichten zu erklären. auf die augenfällige übereinstimmung der scenenfolge 1. 2. 3 im Aachener spiel und in der antiphonenfolge der lichtmessmatutin im Responsoriale et Antiphonarium S. Gregorii papae hätte D. näher eingehn sollen.

Die zweite scenenfolge enthält die trümmer eines Johannes- und eines Magdalenenspiels, die drei doppelblättern entstammen. D.s anordnung der streifen weicht von Strobl stark ab, und es gelingt ihm, auch den bei Strobl verbliebenen restfetzen ihre stelle im ganzen der scenen anzuweisen. nach anfänglicher skepsis stimm ich ihm jetzt zu. doch interpretier ich stellenweise anders und mache einen vorbehalt und eine umstellung: 1. 245 *Ind wat vr wille | is datz der myn* erscheint an der verbindungsstelle zweier fetzen zu glatt vernäht. da die hs. die verse offenbar absetzt (weder Strobl noch Dörr äufsern sich ausdrücklich darüber), so wären die beiden stücke wol eher zwei versen zuzuweisen. 2. 218 f und demnach auch 227 f, die rückseite, rück ich zwischen 224 und 225 bezw. 232 und 233. ich stelle dann folgenden gang der handlung und des dialogs fest, wobei ich ausgefallene stücke in [...] setze. scene: Gastmahl des Herodes; handlung: Johannesspiel, das der dichter mit grofsem technischen geschick (anders als im spiel von Künzelsau) um das éine fest concentriert. begrüfsungsrede der Herodias an Herodes (220—224). antwort des Herodes (218 f. 225 f). begrüfsungs- und strafrede des Johannes an Herodes und Herodias (230—232. 227 f, wobei ich 227 interpungiere: *Aln verlore ich, here, din hulde*). [ungestrafter abgang des Johannes.] zärtliche besänftigung der empörten Herodias durch Herodes (233 f, vgl. Alsfeld 748—752) [die jedoch die einkerkerung oder gar enthauptung des Johannes nicht erreicht]. complott der Herodias mit ihrer tochter (235—242), wol auch mit zwei rittern (243 bis 245 aus der zustimmenden rede des einen). des Herodes erneute aufforderung zur festesfreude (246—249). [neues auftreten und neue strafrede des Johannes. forderung der Herodias auf verhaftung.] [ausweichende] antwort des Herodes (250). forderung des ersten ritters, Johannes zum schweigen zu bringen (251—252). antwort des Johannes (so auch Strobl s. 22, D. weist die verse dem ersten ritter zu), unter hinweis auf Gottes

strate, falls Herodes seinen widersachern den willen tut. reizrede des zweiten ritters (259—264). verhaftungsbefehl (265—271), rückkehr der ritter-häscher, einkerkerungsbericht (272—276), wobei 269f eine wolgemeinte warnung an Johannes enthalten haben. des Herodes drittes mühen um die freudige stimmung der gäste: aufforderung zum tanz (277—284). die tochter bietet sich als *baloerisse* an (285—292). von einem vierten doppelblatt im dritten, das den ausgang des Johannes- und die überleitung und den eingang zum Magdalenenspiel enthielt, ist nichts erhalten.

Einzelnes zum Johannesspiel: 240f ist zu übersetzen 'ich werde euch sofort und noch heute helfen' (*Zu stunden inde zu dage,* vgl. *wes bereit zer vart* 'sofort' 236). und demnach ist 242 zu ergänzen [*Of uch*] *dat wail behage* (vgl. 261) statt D.s *Dn*. 251 *wilt* 3. sg. nach hs. *will* statt D.s *wil*; das *Bin* des eingangs ist verderbt, ein *De* wäre zu erwarten. ob man in *hait* 271 die rip. entsprechung von *hacht* 'gefangenschaft, gefängnis' erkennen darf? 276 lis *So dat* (hs. *da*) *he is lidet vngemach.* 291 lis *mit dinen danc* (hs. *dunc*) und vgl. 336.

Das Aachener Johannesspiel, an Marcus inspiriert, hat augenscheinlich den rachedurst der Herodias zur triebfeder des geschehens gemacht. sie ringt mit einem harten, hoheitsvollen prediger, der einen schwachen könig in seinem banne hält. mit geschickter verwendung ihrer mitspieler, der ritter und der tochter, presst sie ihm die verhaftung und die enthauptung ab. dreimal lässt der weiche könig die festesfreude anklingen, aber der trauerschritt der tragödie stapft, von der starken frau dirigiert, dreimal hinterher. die verhaftung erstreitet die erste, den tod die zweite gruppe der mitspieler. in fein überlegter verknüpfung und abwechslung der stimmungen und schachzüge türmt sich der dreistöckige bau. auch hier hat der localpatriotismus den dramatischen eigenwillen des dichters geführt; denn Aachen besitzt das tuch, auf welchem Johannes enthauptet wurde.

Das Magdalenenspiel berührt sich mit der entsprechenden partie des Wiener und Maastrichter spiels, aber auch der späteren hessisch-wetterauischen gruppe (Alsfeld!). die abhängigkeit von M, aber auch die selbständige darstellungskraft von A springt diesmal besonders deutlich heraus. die in landläufigen formeln hervorquellende maienfreude der Maastrichter Magdalene setzt sich in A in eine genrezeichnung, in ein stück lebendiger dorfpoesie um: Lore und Windrut sollen mit der schwärmenden Magdalene die süſse ballerie treten. das maienlied von M, augenscheinlich ein verbreitetes, bekanntes rheinisches stück, da A der ersten zeile *alle creaturen* ein etc. beifügen kann, ist in A als tanzlied verwertet. statt toilettenkünste bietet Magdalene in A an ihre hörerschaft eine weltliche minnelehre aus. die gegenspielerin Martha ist zur mystikerin vertieft und als nonne oder begine gedacht; ihre gegenrede stellt der sündigen weltliebe die mystische

Jesusliebe gegenüber: es ist D. gelungen, aus stimmung, vorstellungen und wortschatz den einfluss der niederrheinischen Ruysbroeck-Taulersphäre nachzuweisen.

Erkennt man meine obige umordnung in der Johannesscene an, so sind auch die correspondierenden fetzen der Magdalenenscene zu verschieben. ich setze also 345—347 zwischen 351 und 352 und 354f zwischen 359 und 360. damit aber lösen sich die letzten schwierigkeiten, über die D. nicht hinweg gekommen ist. 348—351 treten zur mystischen minnelehre der Martha, die auch an umfang den vorausliegenden weltlichen reden die wage hält. sie schliefst mit dem unklaren vers 345. 346 *Nu antwert Maria* leitet die kurze besserungsfrage 347. 352. 353 ein. 356—359 gehören zur antwortenden bekehrungsrede der Martha, die nun in 354f *Sine minne is din verlangen* einen trefflichen abschluss findet. 360f sind worte der bekehrten Maria. der geschlossene aufbau, der sich damit aus den fetzen herausschält, ligt ganz im bereich der immer wider beobachteten gestaltungskraft des Aacheners.

Im einzelnen bietet gerade die überlieferung des Magdalenenspiels grofse schwierigkeiten, deren überwindung D. aus dem wege geht. 310 besser ich *Dus* (hs. *Dur*) *sal sin dis liedekijn*, 312 *gemeine* (hs. *gemeinen*) *: reine*. darf man das *alen* 315 zu *qualen* 'minneschmerz' ergänzen? vgl. Mndl. wb. VI 832 *quale : minnen strale* beim herzog von Brabant, und dazu *stroele* A 344, das D. s. 106 glücklich zu *minne stroele* ergänzt. 317 *De* (hs. *Do*) *volge minen worden*. 318 *Sal* (hs. *Dat*) *he hain inde steten muit*; ich halte also Strobls *hain* gegen D.s *hait* und setze hinter 318 einen punct; verfehlt ist D.s vorschlag s. 136 *hain* = mhd. *hagen* 'gefallen'. *besmercen : hercen* 320 ist das mndl. *besmerten* 'onkennbaar, leelijk, scherp, bitter maken' Mndl. wb. I 1064. 324 ist in D.s besserung unmöglich. es ist bisher von den sittlichen voraussetzungen der veredelnden, dauernden minne die rede gewesen. nun spricht Magdalene vom gegenteil. ich bessere das *Wuldz du dich . ich hie minne* Strobls in *Wuldz du lichtelich hie minnen* 'wolltest du hier leichtsinnig lieben' unter verweis auf Dirc Potter Minnen Loep I 1667ff *Al wort si* (*minne*) *dicwijl begonnen Lichtelic ende onversonnen, Het valt wael ende tgheschiet oick vake, Dat si mit groten onghemake Besloten wort in langher sorghe*. dann ist der folgende vers, unter annahme von D.s *dyn* statt *syn* und unter herstellung des infinitiv-*n* zu lesen: *Is das nomoels dyn verdinnen* 'so ist das später dein mühen', wobei D. das seltene *verdinnen* s. 35 stützt. 326ff: 'denn der minne gesetz ist unerbittlich, ihr wird mancher herr unterworfen. aber das ist seine eigne schuld (*syn verdien*, vgl. Mndl. wb. VIII 1584): wer von der rechten linie ablenkt (*sich van den rechten sien*, vgl. Mndl. wb. VI 1104. VIII 316), der muss inzwischen in unsicherm zustand, d.i. in mühsal leben (*sweven*, vgl. *in arbeit*

sweven Mndl. wb. VII 2548). gegenüber der minne haltet das gleichmafs' (*Ingein die minne drait uch even,* vgl. *Effene so drach in dine saken* 'aequam memento ... servare mentem' im Spiegel Historiael und *hem dragen* in gleicher spalte des Mndl. wb. II 384). so interpretier ich unter abänderung von D.s interpunction. in *Vnderhait* 332 muss *underhain* = mndl. *onderhebben* stecken. in der lücke zwischen 331. 332 ist vielleicht zu ergänzen: 'die rechte minne beherscht die welt' (vgl. 326f) und dann weiter zu übersetzen: 'und ist selbst die wonne aller wonne': *wunne alre wonsamcheide,* wie ich nach *minsamcheide* 358 statt *wonisamcheide* bessere; diese vocabel nach Lexer III 996 in der Elisabeth und in Mariengrüfsen aus SGeorgen-Schwarzwald (15 jh.). *eynen brief lesen* 335 möcht ich nicht mit D. 104 wörtlich nehmen, eher 'eine rede halten'. 336 les ich *Zu danke* (hs. *danken*) nach mndl. *te danke* Mndl. wb. II 61, 337 *Wuldz* (hs. *wurcz,* D. *Wurtz*). 338 *entlich exponieren* 'folgerichtig zu ende denken'. 343 ist wol *eme* statt *eine* zu lesen, vgl. 62. 348 les ich *Dat du diges mit dinem live* (hs. *Dat du digss mit d* ...) *: wive, diges* zu *dien, dihen, digen* 'gedeihen, blühen', und stelle die zeile in inhaltlichen gegensatz zu 351, wo ich statt des sowieso auffallenden *mir* (vgl. s. 27) *du* vorschlage: *Dat du mit der goits yenoden.* die öftere und begreifliche verwechslung von *e* und *o* legt 359 die besserung *Ich swert* statt *swort* 'ich schwöre es' nahe, womit s. 16 absatz 3 nunmehr ganz verschwindet.

Ich hätte mit dem vf. noch zu rechten über die behandlung von apokope und synkope im blick auf überlieferung und versmafs. in seinen tüchtigen litterarischen excursen hat er vergessen, die linie Arras—Maastricht—Aachen—Alsfeld abzulaufen. die frappanten zusammenhänge springen schon bei einer lectüre von Marie Baths trefflichen untersuchungen über die linie Arras-Alsfeld heraus (diss. Marburg 1919). ich muss meine stellungnahme zu den wichtigen fragen einer besonderen arbeit vorbehalten. sie sollten nur im zusammenhang mit den rheinisch-flämischen culturbeziehungen behandelt werden und dabei mit ständigem blick auf die rheinische eigenleistung: die dramatischen fähigkeiten unseres Aacheners geben uns das recht darauf. eine notwendige vorarbeit wäre eine untersuchung des Maastrichter Osterspiels nach dem muster der Dörrschen arbeit. [FVogt macht mich aufmerksam auf PhHamacher Untersuchungen zum Maastrichter passionsspiel, hs. diss. Marburg 1922.]

Bonn, z.z. Leiden. **Th. Frings.**

Der bildliche ausdruck in den predigten Johann Taulers von **Antoinette Vogt-Terhorst**. [Germanistische abhandlungen hrsg. von Friedrich Vogt, 51. heft.] Breslau, M. u. H. Marcus 1920. 171 ss. 8°.

Will der mystiker über seine erlebnisse, seine mystische technik belehren, so wird er durch die natur der sprache unablässig zu umschreibungen gedrängt. daher offenbart sich seine eigenart aufs allerstärkste in den von ihm gewählten bildlichen ausdrücken. es ist drum zu begrüſsen, dass A. V. aus den predigten Taulers die metaphern, allegorieen und gleichnisse zusammenstellte.

Die verf. beginnt mit den metaphern (s. 8—109), über die sie einen 'einigermaſsen vollständigen überblick' geben will. da sie auch solche ausdrücke heranholt, deren uneigentliche bedeutung in der religiösen sprachwelt des mittelalters kaum noch als bildlich gefühlt wird, findet man bei ihr eine übersicht über die gesamte theologische und mystisch-theologische terminologie Taulers. sie zeigt zunächst, mit welchen sprachlichen mitteln Tauler 'die personen der überwelt' und 'das leben innerhalb der trinität' darstellt. 'die metaphern für das verhältnis zwischen dem menschen und dem göttlichen' tragen uns sodann mitten in die mystische welt hinein. wer nachschlagen will, wird störend empfinden, dass im hauptteil dieses abschnittes die wendungen in loser anordnung vorbeigeführt werden. nur auf einen punct will ich hindeuten. V. führt das sonst deutschen schriften fremde bild von der seele als der geistlichen 'mutter' der gottesgeburt im anschluss an Tauler 11, 6 auf die parallele Maria-seele zurück (s. 97). der unmittelbare anlass diese metapher zu bilden mag damit richtig angedeutet sein. dabei bleibt bestehn, dass ältere theologen vorbereitet hatten, als sie die seele als gebärende oder empfangende mutter bezeichneten (Banz wies auf Gregor I und Richard von SVictor; siehe auch Bernhard vClairv. in Cant. 85, 12. 13). es ist verhältnismäſsig gleichgültig, dass die früheren mit dieser metapher etwas anderes meinten als Tauler; denn der mystiker list 'sich selbst' in seine vorgänger hinein.

Die verf. lässt uns sodann überblicken, wie Tauler bibeltexte allegorisch deutet (s. 110—141). sie unterscheidet dabei stets zwischen eigentlich mystischen und allgemein verbreiteten auslegungen. mystikerart, eine stelle oder ein wort als anreger mystischer erwägungen zu nehmen, wird recht deutlich. ich vermisse Ephes. 3, 18 = Tauler s. 238, 33—239, 30 (ausdeutung räumlicher beziehungen). V. wird Taulers übersetzungen nicht immer gerecht. nach ihrer ansicht deutet er *terra desiderabilis* = *begerlich erterich* (Jer. 3, 19) auf den 'von begierden erfüllten körper', indem er *desiderabilis* ungenau, also etwa durch 'begehrend' übersetzt (s. 113. 121). so plump weicht er vom lateinischen nicht ab. der körper *von naturen widerspenig* soll so *begerlich*

und gefügig werden, wie sein träger ihn will; auf diese weise umgeschaffen ist er *begirlich zuo allem guote* (63, 26—32). für Tauler schliefst *begerlich* die bedeutungen 'begehrenswert' und 'begehrend' in sich ein (siehe das wortverzeichnis Vetters); diese doppeldeutigkeit des deutschen wortes wird ausgenutzt. *conferta mensura* (Luc. 6, 38) wird in pred. 38, s. 150, 26 durch *überstrichende* (s. 147, 17 *volle*), in pred. 62, s. 337, 29 durch *zuo gegeben mosse* widergegeben. wie man auch über diese übersetzungen urteilen mag, man darf nicht mit V. sagen, dass T. die *überstrichende mosse* 'einfügt' (s. 113, 123). wenn T. *exercituum gentium* (Jer. 3, 19) durch *übunge der heidenen* (63, 25) verdeutscht — der einzige echte fehler den V. anmerken kann (s. 121) —, so hatte er ohne zweifel *exercitium* im ohre.

V. stellt sodann die allegorieen und gleichnisse zusammen in denen T. 'weltlichen' stoff verwendet (s. 141—164). zum schluss reiht sie auf, welche visionen, wunder, welche taten frommen lebenswandels von ihm als 'beispielerzählungen' genutzt werden (s. 164—167). vollständigkeit ist leider nicht erreicht. ich kann auf eine recht eilige nachprüfung hin folgende bilder nachtragen, wobei ich mir erspare, ihre ausdeutung anzugeben: die durch wolken gemäfsigte glut der sonne 387, 22 ff (a)[1]; die schlange die ihre haut abstreift 95, 7 ff (f; nur erwähnt s. 111, 122); das pferd das man mit hilfe des zaumes vor dem sturze bewahrt 216, 6. 7 (f); der löwe der die tiere fängt, indem er sie erschreckt 324, 2 ff (f); die betäubung des gehörs durch das stürmen des windes und durch das klappern der fenster und türen 63, 17 ff (g, 2); die verarbeitung der speise im körper 56, 13 ff (g, 3); der mensch der in ein haus durch ein fenster oder ein loch licht schafft 329, 30 ff (g, 4); begriffsbestimmung des kaufes 392, 27 ff (g, 8); die kinder die wein getrunken haben und durch den hausvater in traurigkeit und nüchternheit versetzt werden 53, 31 ff (h); die flucht vor dem unwetter 93, 26 ff (h; undeutlich erwähnt s. 68); die aufforderung ein fass in ermanglung des weines mit steinen und asche zu füllen 333, 3 ff (i). auch vermiss ich (s. 146) die beispiele vom tätigen schuhmacher und bauer 243, 12 ff.

In knappen sätzen sucht V. auf grund ihres stoffes Taulers stil zu kennzeichnen. sie bereitete allmählich auf dieses ziel vor. um in ihrem urteil fester zu stehn, stellt sie zu den metaphern T.s die wendungen mhd. schreibender prediger und mystiker, rührt gelegentlich den Areopagiten, Augustin, Gregor I und Bernhard vClairveaux an, benutzt das Thomaslexikon Schützes und sieht für die biblischen allegorieen Beda und Haymo ein. ihre allgemeinen erwägungen zwingen mich zu einigen bemerkungen.

Die verf. glaubt, dass die mühe den erfolg überragt, wenn

[1] in klammer geb ich den abschnitt an, dem sie bei V. einzureihen sind.

man Tauler mit allen theologen die er anführt systematisch vergleicht (s. 6). darin geb ich ihr recht. aber man kann die wenigen theologen die sie benutzt hat in ganz anderer weise heranziehn, als es von ihr geschehen ist. durch würkliche interpretation lässt sich zeigen, wie der gröste teil der metaphern nur lateinische formeln deutsch wendet. so steht, um auf einiges hinzuweisen, das wort *grunt* für die *profunda Dei*, für Gott als die *causa efficiens et finalis* (s. 14—16), für den 'seelengrund', für das *infernum*, für *causa* im neuzeitlichen sinne (s. 27—31); *ûzgân* = *procedere*, *geisten* = *spirare* gehören zur trinitätslehre (s. 24—26); *übervart, überslac, überswanc* geben *excessus, elevatio, extasis, raptus* wider (s. 88), *smecken* das mystische *frui* und *gustare* (s. 90). die prosa der mystiker ist noch nicht durchrationalisiert, ihre ausdrücke stehn auf der grenze zwischen bildlich zu nehmendem alltagswort und farblosem, eindeutigem fachwort. wenn man jedoch aus dem lateinischen heraus die deutschen worte interpretiert, so werden sich trotz grenzschwierigkeiten entstehnde fachausdrücke gegen echte, das heifst rhetorische, rein verdeutlichende metaphern abheben. — wo V. Taulers fähigkeit beurteilt, biblische stoffe oder dem leben entnommene bilder auszudeuten, da fasst sie die uns erhaltenen predigten allzusehr wie eine sammlung ausgefeilter abhandlungen an (ss. 111—114. 142. 143. 145. 146. 167). die predigten spiegeln gesprochene rede wider, gesprochen zudem in einer sprache, deren syntax noch nicht einem sauber ausgebauten wegenetz gleicht. schwerlich darf man überdies T. selbst für alle unebenheiten verantwortlich machen (vgl. auch Strauch DLZ. 39, 1918, s. 185). — will man T.s rhetorisches können nach seinen weltlichen gleichnissen bewerten, so sind letzte ergebnisse nur dadurch zu gewinnen, dass man die übrigen mystiker in gleicher weise durcharbeitet. denn allein von Tauler aus lässt sich nicht hinreichend feststellen, welche lebensgebiete er bevorzugt und welche er zurückschiebt, ob er im verhältnis zu den predigern seiner zeit einen besonders reichen oder recht durchschnittlichen bilderschatz verwaltet. V. meint, dass ihm nur 'der einfache lebenskreis des klostermannes' geläufig sei (s. 167). man könnte von ihrem stoffe aus wol mit demselben rechte sagen, dass er besonderen sinn für das werktätige leben habe. wer übrigens T.s gleichnisse beurteilen will, muss zuvor in mittelalterliche anschauungen sich einleben. zwei beispiele! Tauler versinnlicht die mystische einung durch das verschwinden eines wassertropfens im wein. V. bemäkelt dies bild, da der wassertropfen wasser bleibe (s. 145). nun, dieser vergleich ist viel älter als Tauler (Bernhard vCl.), entspricht auch durchaus den anschauungen der kirchlichen mystik, die eine pantheistisch gedachte vergottung ablehnt. die bilder vom feuer das in seinen *ursprunc* zurückkehrt, und vom meere das ausfliefst und wider in seinen *ursprunc* zurückeilt, erscheinen

der verf. künstlich 'zurechtgemacht' und nahezu sinnlos (s. 145. 151. 152). man muss natürlich bei solchen bildern sich die naturlehre des mittelalters ansehen; *origo fontium et fluminum omnium mare est* beginnt übrigens Bernhard vClairveaux in Cant. 13, 1.

A. V.-T. hat mit grofsem fleifs die bildlichen ausdrücke Taulers zusammengerückt und wertvolle hinweise auf die übrige mystik gegeben. als sie dem an sich ehrenden drang nachgab, ihre zusammenstellung des stoffes zur beurteilung Taulers zu verwenden, gieng sie über die grenzen hinaus die ihr durch ihre arbeitsweise gesteckt waren.

Leipzig. **Friedrich Neumann.**

Die briefe und predigten des mystikers Heinrich Seuse, gen. Suso, nach ihren weltlichen motiven und dichterischen formeln betrachtet. ein beitrag zur deutschen litteratur- und kulturgeschichte des 14 jahrhunderts von dr **A. Gebhard,** oberlehrer in Frankfurt a. M. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wiss. verleger, Walter de Gruyter & co., 1920. XII u. 272 ss. 8°.

G. löst aus Seuses 'grofsem briefbuche' und predigten die stellen heraus, in denen 'weltliche' motive oder, um es genauer zu sagen, natur und leben herangeholt werden, um mystische zustände und strebungen in gehobener prosa zu versinnlichen. er stellt nicht blofs diese motive zusammen, sondern trägt aufserdem aus mittelhochdeutscher epik und lyrik herbei was im ausdruck verwant ist, blickt auf die geistliche dichtung und achtet auf das volkslied. Seuses sprache wird also vor den hintergrund der poetischen formeln gestellt, die das 13 jahrhundert erarbeitet hatte. das ganze wird überdies nicht als blofse stoffanhäufung gegeben, sondern G. fühlt sich in seiner weise in die gegebenen bilder ein, sucht die vergleiche aus mittelalterlicher naturbetrachtung und lebensauffassung heraus zu verstehn und damit lebendig zu machen, wie Seuse mit dichteraugen in die welt sah.

Die untersuchung ist verständig nach sachgruppen geordnet. sie beschäftigt sich zunächst mit licht, sonne, sonnenschein und sternenwelt (I, s. 18—40), sie kommt sodann zu den mittelalterlichen elementen (II, s. 41—63), zur pflanzenwelt (III, s. 64—94), zur tierwelt (IV, s. 95—121), zur landschaft (V, s. 122—146). ich halte ein, um an vier beispielen zu zeigen, dass der für Seuse so begeisterte verf. seinen standort nicht hoch genug gewählt hat. 1) Seuse stellt in gesteigerter sprache den kalten *aquilo* gegen den blüten treibenden *auster.* G. setzt (s. 59. 60) dagegen, wie nüchtern Konrad vMegenberg die winde beschreibt. er hätte auf Isidor (Etym. XIII 11) zurückgreifen sollen, der hier das mittelalter belehrt hat. will man S. richtig einschätzen, so reichen jedoch die naturlehren nicht aus. S. fasst den *auster* als den wind des heiligen geistes, der erneuernd das erstarrte herz trifft

(s. 60. 61). über dem briefe (XV) stehn die bibelworte: *surge aquilo et veni auster* etc. Cant. 4, 16. da muss man nachprüfen, wie mystisch gerichtete theologen, angeregt von der naturlehre, diese stelle des Hohen liedes auslegen. bei Richard vSVictor kann man lesen, wie der *auster, id est Spiritus sanctus* den *hortus animae* durchweht, wie damit *dissipata corporis glacie* die *aquae gratiae* fliefsen (in Cant. 31). man tut gut, sich darüber hinaus die blühende sprache Bernhards vClairveaux zu vergegenwärtigen. erst von solchen vorbildern aus kann man beurteilen, wie weit und mit welchen mitteln S. das ihm von anderen gegebene motiv in eigner weise färbt, wie weit er überkommene wendungen auflockert. 2) S. zielt mit dem geblümten *bettelin*, dem *lectulus floridus* des Hohen liedes (1, 15) auf ein lauteres gewissen ab (predigt I). menschen die an seelischen *gebresten* leiden, deren *gewissene ist nüt mit bluomen bestecket, mer ir herze ist mit miste bezettet.* wer sich um S.s mystische vorgänger kümmerte, wird hier nicht viel zu bemerken haben. ein blick in Bernhard vClairveaux genügt: *lectulus respersus floribus conscientia est bonis referta operibus* in Cant. 47, 7; es gibt menschen denen die *flores* fehlen, und die doch den 'herren' *ad tam foedum conscientiae suae lectulum* einladen; ihr *lectulus non est floridus, magis autem et putidus est* in Cant. 46, 6 (siehe überhaupt in Cant. 46, 5—7). da haben wir alles was wir brauchen. nach G. hat *bettelin* noch 'die alte bedeutung des höfischen blumenlagers'. die 'brücke' zwischen dem *bettelin* und dem 'gewissen' wird für ihn durch die 'volkstümliche auffassung von dem (ruhigen) gewissen als einem sanften ruhekissen' gebildet. da natürlich auch in mittelhochdeutscher dichtung von blumigen lagerstätten die rede ist, werden von dort stellen herangeführt; aber sie helfen nicht, da sie sich den worten S.s nicht eng anschmiegen. wieweit es überhaupt sinn hat, die hier unnötig bemühte vorstellung vom 'ruhigen gewissen' als 'volkstümlich' anzusprechen, diese frage will ich gar nicht aufwerfen. zwei wortreiche seiten (66—68), die nicht fördern, da S. in falsche umgebung gestellt ist! 3) hinter dem satz S.s, dass der *süesse smak* des weingartens die *leiden slangen* vertreibe, wittert G. (s. 116) das motiv vom panther, dessen atem den drachen (!) verscheuche. er gewinnt dieses motiv recht künstlich aus der antik-mittelalterlichen auffassung, dass der panther nur den drachen (!) als feind habe, die übrigen tiere durch seinen *süessen smak* anziehe. wer diese 'kühne combination' S. nicht zutraut, wird nach seiner ansicht (s. 117) auf ein 'weltliches motiv — wenn auch nur volkstümlicher natur' geworfen: 'das vertreiben von gewissen tieren' 'durch gewisse stark riechende kräuter'. nun, den kopf des briefes (VI) bilden die worte *vineae florentes odorem dederunt* etc. Cant. 2, 12. als Bernhard diese stelle erläutert, erklärt er: *hic odor serpentes* (!) *fugat. aiunt florescentibus vineis omne reptile venenatum cedere loco*

(in Cant. 60, 6). S.s satz verdankt mithin der exegese des Hohen liedes seinen inhalt. G. sucht den ursprung des bildes an falscher stelle; widerum ist nur die frage, wie weit die ausmalung des bildes für S. kennzeichnend ist. man wird bemerken, wie leicht dem verf. das wort 'volkstümlich' in die feder geht. es ist doch wahrlich über die herkunft eines motivs noch gar nichts damit festgestellt, dass es einem menschen von heute als 'volkstümlich' erscheint. 4) Seuse erzählt einmal (brief XIV), wie der geblümte anger, den das vieh verwüstet, in schönheit leuchtet: denn *das vich ist us getriben* und *das tor ist beslossen.* indem G. 'verwüstet' falsch bezieht, denkt er an das vieh das auf die matten getrieben ist (s. 142, siehe auch s. 111); aus der wendung vom *beslossenen* tore klingt ihm nahezu das recht unmittelalterliche motiv 'auf den bergen ist freiheit' entgegen. S. dagegen frohlockt, dass das vieh aus den blühenden gefilden f o r t - getrieben ist, dass es den zugang zur blumenwelt verschlossen findet. er lehnt sich an den biblischen *hortus conclusus* (Cant. 4, 12) an. von ihm heifst es bei Richard vSVictor: *cogitationum terrenarum multitudo, si hortum hunc irruperit, bestialiter* (!) *conculcat* (in Cant. c. 29, Migne 196, 488 C). vom verschlossenen garten des himmlischen Jerusalem gilt ihm jedoch: *confortatae sunt serae portarum, omnis exclusa miseria, omnisque inclusa felicitas* (aao. 491 A). auch S. meint das *meiental der himelschen fröuden.* wenn der mystiker vom *vich* spricht, denkt er würklich nicht an friedlich weidende kühe.

Diese beispiele werden hinreichend begründen, dass G. trotz aller vorsicht auf zu schmalem grunde baut. grade weil er mit so viel liebe an seine arbeit herangeht, ist es doppelt zu bedauern, dass er nicht nachforschte, welchen bilderschatz und welche sprachlichen formeln dem mönch und theologen S. die mystische theologie bot. viel war schon gewonnen, wenn er die wichtigsten erklärungen der Cantica canticorum heranzog. dann konnte er zeigen, wie S. die bildersprache der theoretischen mystik umdeutscht, bereichert, sinnlicher macht. auch musten die in deutscher sprache abgefassten schriften der mystiker gründlicher als es geschehen durchgesehen werden. G. hütet sich vor dem fehler, da wo S. mittelhochdeutscher dichtung nahe kommt, von abhängigkeit zu reden. dies war um so notwendiger, als die von ihm aus weltlicher lyrik und epik beigebrachten wendungen meist nur sehr leise in S.s sätzen anklingen. es ist im wesentlichen doch nur die stilistische verbrämung, nicht das kleid der motive, worin S. und die mhd. dichter sich ähneln. G. hebt gern hervor, dass S.s bilder aus lebendiger anschauung geboren sind, 'spiritualiter gewendet, realiter empfunden' (s. 128). durch den nachweis, dass das gerüst vieler sätze auf fester theologischer überlieferung ruht, wird diese ansicht nicht ertötet, aber doch gedämpft werden. 'weltliches, geistliches: alles fliefst' (s. 147), meint einmal der

behutsame verf. ja, was ist denn überhaupt für das mittelalter ein 'rein weltliches' motiv? so sehr das mittelalter irdisches und überirdisches auseinanderzieht, es gibt keinen scharfen schnitt zwischen rein weltlichem und rein geistlichem. der wird erst in zeiten möglich, die das überirdische aus dem irdischen herausgeschoben haben, so dass das irdische an fähigkeit eingebüſst hat, sich gleichsam von selbst zum religiösen symbol zu verflüchtigen.

Wir müssen weiter. reichhaltig muste der abschnitt ausfallen, der zeigt, wie S. den *amor spiritualis* in seiner 'verminniglichenden' sprache (vgl. s. 196) versinnlicht (VI, s. 147—239). eindringlich wird beleuchtet, wie er den 'liebesverkehr Christi mit der minnenden seele' darstellt, wie er den 'geliebten' gestaltet und benennt, wie er 'falsche' und 'wahre' minne gegeneinandersetzt. der letzte teil (VII, s. 240—271) trägt wendungen herbei, die nach ansicht des verf.s den 'bereich der höfischen standes- und dienstverhältnisse' voraussetzen. gar oft muss ich wider G.s darstellung mit einem fragezeichen versehen. auch hier rächt es sich, dass er sich nicht an die lateinisch schreibenden mystiker wante; manches übertreibende urteil wäre dann unterblieben um nicht bloſs zu behaupten, geb ich wenige anmerkungen zum satz S.s, dass das kleinste *creatürli* dem menschen ein *stapf* sei, *got zuo nehen* (s. 235), wies Bihlmeyer auf Bonaventura hin. G. mag recht haben wenn er meint, dass S. hier echtes naturgefühl bekunde (s. 235/36). dabei bleibt doch bestehn, dass diese worte einen dem mittelalter selbstverständlichen, ja dogmatisch festgelegten satz umschlieſsen. die 'trunkenheit' soll für S. ein 'rein volkstümliches, weltliches motiv' sein, da er sie im gegensatz zu den anderen deutsch schreibenden mystikern nicht 'nur als äuſseren sprachlichen aufputz' betrachte (s. 238). wer gelesen hat, was führer der mystik über die *ebrietas spiritualis* sagen, wird sich vorsichtiger ausdrücken. die von S. genannten anstandsregeln (s. 259 ff) führen durchaus in die klosterwelt; allerdings gehn klostersitte und höfische sitte — nicht zufällig — gar sehr zusammen. das mag genügen. auf kleinigkeiten geh ich nicht ein [1].

Noch eins muss ich hervorheben. G. beschäftigt sich in vielen dem text eingestreuten anmerkungen mit der stilkunst S.s. so weist er, um einiges zu nennen, oft mit unnötig groſsem wortaufwand auf häufung der synonyma, auf verwendung der klimax, der allitteration, des reimes hin. er fühlt dass diese rhetorischen mittel in entscheidender weise die mit sinnlichem gehalt beschwerte sprache S.s verwürklichen helfen. er stellt es

[1] der zweifel ob das 'testament der minne' (brief 28) von S. stamme, wird durch gelegentliche beobachtungen verstärkt (zb. s. 171. 174. 192. 257). G. geht über diesen zweifel nicht hinaus; es kommt sogar vor dass er ihn auſser acht lässt (s. 184. 233/34).

als möglich hin, dass er später einmal, vielleicht 'in gröfserem zusammenhang' (s. 272), diese verzettelten beobachtungen geordnet vorlegt. drum möcht ich seinen blick auf einen von ihm bisher nicht beachteten bezirk von regeln lenken, nach denen mittelalterliche rede sich formte. Ehrismanns schöne studien über Rudolf vEms konnte er noch nicht neben seine arbeit legen; Burdachs schriften waren ihm bekannt. von ihnen mag er sich den weg weisen lassen. wo G. stilistisches bespricht, sieht er auf dichtung und predigt. er fühlt sich sogar einmal an den euphuismus erinnert (s. 109, siehe auch s. 196). mit all seinen beobachtungen dringt er nicht tief genug. S.s briefbuch ist im *genus floridum* geschrieben, seine *elocutio* ist *figurata, claris coloribus picta.* nicht umsonst ist, wie G. immer wider betonen kann, 'süfs' = *suavis* S.s lieblingswort. man darf die theorie der mittelalterlichen rhetorik nicht übersehen, wenn man S.s stil verstehn will.

Seuses bildersprache entspringt einem bestimmten stilwillen. indem er, seiner sinnlichen natur folgend, seine rede schmückte, muste er hineingreifen in den bereitliegenden formelschatz mittelhochdeutscher kunstsprache. G. sagt selbst einmal, dass das was aus mittelhochdeutscher dichtung in S.s motiven und formeln anklingt, 'oftmals' 'recht vager natur' sei (s. 238). ich denke, wir können, was seine beispiele angeht, das 'oftmals' durch 'fast immer' ersetzen. mystische theologie und mittelhochdeutsche poesie sind von haus aus in einem grofsen teile ihres bilderschatzes eng verwant. es wird richtig sein, dass Seuse als mensch des 14 jahrhunderts individueller erlebte als menschen vorausliegender zeiten. aber G. beachtet zu wenig, wie sehr die kerne der von S. gegebenen motive der mystischen theologie und predigt entstammen, wie sehr S. lateinische formeln umsetzt, wie sehr er auf der sprache der 'deutschen' mystiker aufbaut. so wird durch seine interpretation S. übermäfsig 'verweltlicht'. auch hier zeigt es sich, dass man bei keiner art von betrachtung, mag sie dem gehalt oder der form gelten, ungestraft einen deutsch schreibenden mystiker aus der kette der gesamten mittelalterlichen mystik herauslösen kann.

Noch dreierlei muss gesagt werden. G. ist gründlich der gefahr unterlegen, sich von keinem beleg trennen zu können, den er seinen zetteln anvertraut hatte. er empfindet wol selbst, dass er unnötiges mitschleppt. sein persönliches schicksal wird mitverschuldet haben, dass sein buch sehr die spuren der entstehung an sich trägt. sodann, die arbeit breitet viele einzelheiten aus; da durfte ein register nicht fehlen. endlich, G. hat seinem buche eine wenig glückliche, weil schwer citierbare überschrift gegeben; denn das ziel seiner untersuchungen hat er in einer participialwendung versteckt, die als untertitel auftritt.

Zum schluss eine frage! G., dessen arbeit in schwerer zeit

und offenbar unter schwierigen verhältnissen wurde, hat sein gebiet nicht nach allen seiten durchwandern können. er sagt selbst, dass die vergleiche die Seuse aus dem 'bürgerlichen leben' nimmt, noch auf ihren 'bearbeiter warten' müssen (s. 271/72). warum will er nicht dieser 'bearbeiter' sein? denn ihm eignet die fähigkeit, sich in vergangenes einzuleben, er strebt nach weitem gesichtsfeld, er geht mit spürbarer liebe an Seuse heran. grade weil ich grundsätzliche einwände gegen diese seine in begeisterung geschriebene erstlingsschrift vorbringen muste, sei dies besonders betont.

Leipzig. **Friedrich Neumann.**

Geschichte der deutschen litteratur von den anfängen bis zur gegenwart von **Karl Borinski.** Stuttgart, Berlin, Leipzig o. j. (1921), Union Deutsche verlagsgesellschaft. 2 bde. XVI u. 643, VIII u. 673 ss. 8°.

Wir sind nicht so reich an guten litteraturgeschichten für die gebildete deutsche familie — dies die bestimmung der vorliegenden — dass das neue werk überflüssig erscheinen könnte. Borinski, dessen ableben wir beklagen, mochte durch seine vielseitige gelehrsamkeit und seine lange praktische erfahrung auf dem katheder besonders geeignet zur lösung der aufgabe erscheinen.

Leider bedeutet sein buch dennoch eine enttäuschung. der stoff ist weder sachlich noch darstellerisch befriedigend bewältigt, das gepräge des undurchgebildeten haftet ihm überall an, auch die correctheit wäre recht wol einer steigerung fähig.

Der erste eindruck der lectüre war für mich insofern niederdrückend, als mir die ganze ungeheuerlichkeit und verderblichkeit der teilung zwischen 'älterer' und 'neuerer' litteraturgeschichte, wie sie sich leider in der akademischen praxis durchgesetzt hat, selten mit solcher stärke zu bewustsein gekommen ist. bald werden wir soweit sein, dass überhaupt niemand mehr eine deutsche litteraturgeschichte wird schreiben können. auch Borinski hat es streng genommen nicht gekonnt, obschon es ihm an fleifs und belesenheit auf dem 'älteren' gebiete vermutlich nicht gefehlt hat. man sieht es den ungefähr 200 ersten seiten an, wie weltenfern der vf. zu diesen dingen steht. wie verfehlt seine periodisierungen, wie schief seine urteile, wie versehenreich seine einzelangaben!

Die vorlitterarische zeit, die periode des heldensangs in der völkerwanderungszeit, ist ganz unterschlagen; überraschend minderwertig ist alles was er über das volksepos zu sagen weifs; die ableitung des Nibelungenstoffes zeugt von einer rückständigen verworrenheit, in die nie ein strahl Heuslerschen, klärenden lichtes gefallen zu sein scheint. andachtsvoll, wenn-

gleich mit gelegentlich angedeuteter leiser skepsis, werden die ältesten legenden und hypothesen noch wider aufgewärmt: das Hild. lied von zwei mönchen nach dem gedächtnis aufgezeichnet, das Muspilli vielleicht von Ludwig dem Deutschen; man hört noch von Albrecht von Scharffenberg? als Titureldichter, von der *domus de Wirtziburg* in Basel, von d e n büchlein Hartmanns, von Ortnit und Wolfdietrich als Dioskuren. dazu zahlreiche schiefheiten: s. 31 ist Otfrids vers, dessen 'dipodischer charakter', mit nicht zu überbietender unklarheit gekennzeichnet. s. 35 spricht von 'dem von Karl dem Gr. aufgezeichneten lied von Ermanrich' — in einer formulierung, die jeder laie misverstehn muss. Veldeke, das dürfte doch allmählich feststehn, hat die Eneit eben n i c h t in seiner Maastrichter ma. geschrieben (s. 92), Rudolfs preis der Veldekeschen kunst bezieht sich nicht auf die einführung des reinen reims (s. 98). Thomasin hat nicht in je z e h n monaten éin buch seines Welschen Gastes geschrieben, sondern auf ein buch immer éinen monat verwant, wie das v. 12 278 ganz deutlich ausgesprochen ist (s. 157). Wickrams Ovid — das wol der schwerste fehlgriff — ist bekanntlich in versen gehalten und keine prosaauflösung (s. 107).

Irrtümer jeden grades würde man bei der bewältigung eines so grofsen stoffes schliefslich durchschlüpfen lassen. aber es fehlt diesen partieen über die mittelalterliche litteratur so vollkommen an leben, an nähe und vertrautheit! übersubjective urteile liefern dafür keinen ersatz, zumal wenn sie so wunderlich sind wie etwa die sittliche entrüstung über den Tristan, die verurteilung des 'form- und planlosen Trojanerkriegs' Konrads, die abschätzige bemerkung über die dichtenden fürsten, die doch in den meisten fällen künstlerisch durchaus ernst zu nehmen sind. am wenigsten ist zu billigen, dass der vf. in diesen partieen durch eine reihe minder geschmackvoller, salopper wendungen lebendigkeit und anschaulichkeit vorzutäuschen versucht. Wolfram der 'salonzauberer', der 'knallwürkungstitel' der Krone, die 'blöde jugendeselei' der minnesinger; eine seitenüberschrift bei dem abschnitt über den minnesang lautet: 'die Deutschen keine schmachtlappen' etc.

Ein günstigerer eindruck erwächst aus der behandlung der beginnenden renaissancezeit; da herscht gediegene kennerschaft, und sie macht auch die lectüre des ganzen ferneren 1. bandes lehrreich und auf manche strecken würklich angenehm; so bei dem letzten meister den er uns vorführt, bei Lessing, dessen gewiegter biograph auch hier wider geistreiches und wolformuliertes zu sagen hat. das gefühl der sicherheit verlässt den leser auch im zweiten band nur noch in einzelfällen. kleine ungenauigkeiten könnten freilich in reichlicher zahl ausgejätet werden: Hoffmann wird zum kammergerichtsassessor degradiert, dem guten Glasbrenner macht Holtei die schöpfung des Nante streitig, Hebbels

Moloch soll in Deutschland spielen (s. 365), und über Kleist findet sich folgender satz: 'der dichter der zukunft war er nur für seinen freund Adam Müller, der ihn bei seinen presseunternehmungen verwante und im Dresdener Phöbus (1805—1809) eines von Kleists werken (Penthesilea) veröffentlichte (s. 260)'. es verdriefst auch, wenn auf der folgenden seite Kleists erstling einfach als 'die Schroffensteiner' citiert wird, wie später der Grabbes als 'Herzog Gothland'. wir wissen, wie die titel würklich lauten, dem laien gegenüber ist correctheit am platz.

Es ist aber richtiger nicht in kleinigkeiten zu kramen, sondern auf einen viel bedenklicheren organischen mangel des werkes hinzuweisen, der den stofflich wol beherschten partieen genau so anhaftet wie dem eingangsteil: er betrifft anordnung und ökonomie. der vf. möchte den anschein erwecken, als schliefse er die wichtigsten litterarischen erscheinungen zu stofflichen gruppen zusammen, denen gegenüber er die chronologie geflissentlich vernachlässigen darf. anfangs jahrhunderte, später jahrzehnte werden mehrmals nach verschiedenen sachlichen gesichtspuncten durcheilt. aber die nachprüfung ergibt, dass die betr. gruppe des würklichen inneren zusammenhalts meist völlig enträt und oft nur die möglichkeit eines bequemen übergangs den einen autor an den anderen gekettet hat. am schlimmsten ist, wenn litterarische persönlichkeiten oder strömungen weit früher erscheinen als andere, von denen sie selbst erst bedingt sind. schon eine folge: 'Grobianus, Epistolae, Murner und Gengenbach, Erfurter humanisten' ist innerlich unmöglich, und was soll man zu einem sammelsurium sagen wie 'Sebastian Frank — Johann Faust — Hans Sachs' — dieser der hauptheld eines capitels in dem Zinkgref, Alberus, Poggio, Wikram, das Faustbuch, Aventin, Tschudi zueinandergestopft sind. seltsam oft schon anordnung und auswahl, wie sie die capitelüberschriften treffen: 'Der humanismus und das drama. Melanchthon, Erasmus, Celtes, Lotichius, Macropodius, Rebhun'!

Besonders schwierig ist natürlich das problem der anordnung im 19 jh., wie das namentlich RMMeyers widerholte, stets geistreiche aber nie gelungene anläufe gezeigt haben. einer solchen verwirrung wie bei Borinski wird man bei ihm freilich nicht begegnen. das capitel über den pessimismus mustert nacheinander Schopenhauer, Lenau, Rückert, Platen, und geradezu grotesk würkt die umkehrung aller chronologie in dem capitel 'Oesterreich, Wien, Theater, Stifter, Grillparzer': da folgen sich nämlich: Stifter, Pyrker, Paoli, Feuchtersleben, Vogl, Bauernfeld, Bäuerle, Holtei, Nestroy, Raimund, Zedlitz, Halm, Grillparzer! der geographische gesichtspunct wird völlig auf die spitze getrieben in dem capitel 'Münchens weitere und engere kunst', das Keller, Geibel, Heyse, Wagner, Hopfen, Jensen etc. zusammenkoppelt. die bedeutung Münchens als litterarischer centrale wird dabei doch

überschätzt, und dazu mag stimmen, dass B. vergebliche mühe aufwendet, um dem lyriker Ludwig I zu einem sitze auf dem deutschen Parnass zu verhelfen; seine verse haben wir doch schon als Münchener schulbuben nicht mehr schön finden müssen, und an dem hexameter *Steine warfest du Berg aus einstmals Erobrer die Gegend* ist würklich nichts zu retten!

Man wird mit dem vf. seines persönlichen geschmackes wegen nicht rechten, auch wenn man da und dort, zb. bei Heine, den eindruck der zu starken voreingenommenheit hat. aber es war zu verlangen, dass er ökonomie walten liefs und jedem das seine gab. es ist schlechterdings nicht angängig und verwischt jeden mafsstab, wenn auf Keller 24 seiten kommen, auf Raabe 12, auf Heyse 12, auf Freytag 11, auf Geibel 9, auf HvKleist dagegen (dem B. völlig hilflos gegenübersteht) 2, auf CFMeyer 1½, auf Anzengruber knapp eine! gegen schluss artet diese litteraturgeschichte in einen namenkatalog mit ganz kurzen etiketten aus. von durchgreifender gliederung des stoffes nach bestimmten strömungen, von ernstem eindringen in die geistigen und äufserlich litterarischen charakteristika einer epoche ist hier ebensowenig die rede wie sonstwo in dem buche.

Es ist zu bedauern, dass Borinski dieses offenbar sehr eilig unternommene werk aus der hand gab; noch viel mehr, dass es sein letztes bleiben sollte, und ihm die gelegenheit versagt bleibt, das gute aus dem buche in eine vollkommenere neugestalt zu retten, deren notwendigkeit er selbst jedenfalls am ehsten und am dringendsten empfunden haben würde.

Tübingen. **Hermann Schneider.**

Blätter für deutsche art und kunst hg. von **Richard Benz.** 1. R. Benz, Die renaissance, das verhängnis der deutschen cultur. 2. Verkündiger deutscher kunst. 3/4. R. Benz, Die grundlagen deutscher kunst. I. Mittelalter. Jena, Eugen Diederichs 1915/16. 40. 73. 105 ss. 8°.

'Die übliche geschichtsbetrachtung, die nur die eine geistige anstrengung kennt: gründe dafür aufzusuchen, dass es so kommen muste, wie es gekommen ist, mag etwas sehr befriedigendes und beruhigendes haben: zeugungsfähig ist sie nicht, neue wege und ziele kann sie dem geiste in ihrer gewollten blindheit nicht erschliefsen. wenn uns die deutsche zukunft am herzen liegt, so dürfen wir die deutsche vergangenheit nicht mit historischem fatalismus hinnehmen: wir müssen von ihr fordern, wir müssen sie mit zorn und liebe befragen'.

Diese worte, die man s. 96 im 3. der genannten hefte list, hätte der verfasser seinem gesamten werke als geleitwort vorsetzen dürfen: in ihnen ist die geschichte der deutschen bildung mit zorn und liebe geschrieben. vor allem mit zorn. ausgang und dauernder grund ist ihrem vf. eine leidenschaftliche ver-

dammung der renaissance, die das grofse unglück über unser volk und seine entwicklung gebracht hat, den verhängnisvollen bruch mit der eignen vergangenheit, die erstickung bodenständigen lebens, da sie ein der innersten verfassung unserer nation angemessenes ziel durch ein fremdes kunstideal ersetzte. denn als etwas von grund aus verschiedenes, in ausgang und ziel schlechthin unvereinbares stehn romanisches und germanisches kunstwollen einander gegenüber. die romanische kunst, ausgehend von der freude am formalen, was für den künstler gesetzmäfsiges bilden der schönheit bedeutet, für den aufnehmenden erkenntnis dieser gesetzmäfsigkeit und vergnügen an der sinnlichen form; die germanische kunst, innerlichst gestellt auf das metaphysische verlangen, das dasein zu deuten, woneben die form nur ausdrucks-, nicht eigenwert besitzt. entsprechend das ziel für den künstler: geistiger ausdruck, für den aufnehmenden: seelisches erlebnis.

Das mittelalter hatte die kraft besessen, alle fremden einflüsse, die ihm reichlich genug zuströmten, so weit zu überwinden. dass doch an seinem ausgange in der gotischen kunst, der deutschen prosa der volksbücher eine wahrhaft germanische kunst und bildung sich entfalten konnte, die dem ganzen volke gleich zugänglich war. die blüte aber wurde auf ihrer höhe mitten im triebe kräftigsten lebens geknickt durch humanismus und renaissance. die der ganzen nation gemeine cultur ward zerstört, indem das volk sich nun in gebildete und ungebildete spaltete. eine kunst kam auf die gelehrte bildung erforderte, so dass denn seither alle anstalten zu ihrer pflege durchaus darauf gerichtet sind, wissenschaft und kennerschaft zu erzeugen und zu befriedigen, oder aber blofser unterhaltung zu dienen. wir haben eine schule, die den modernen menschen zwingt seine jugend der renaissancebildung zu opfern: mit dem ergebnis dass er eine Venus von einer Diana unterscheiden lerne, während die überlieferung des eigenen volks und würkliches kunsterleben in ihrem unterricht keine rolle spielen. wir haben kunstmuseen, die nichts anderes sind als belegsammlungen für diesen wissenschaftlichen unterricht, bestimmt die anwendung der erworbenen kennerschaft zu lehren. wir haben theater, in denen auf der bühne der virtuose, im zuschauerraum die kritik herscht, haben concertsäle, in denen selbst die einzige kunst die in Deutschland vor dem verderben durch ausländische einflüsse glücklich bewahrt blieb, unter dem einflusse des theaters nicht minder misbraucht wird. gelegenheit zur bewunderung oder verurteilung technischer fähigkeiten zu bieten.

Es gibt solchen zuständen gegenüber nur éine rettung: rückkehr zu unserer nationalen künstlerischen vergangenheit, widergeburt der alten deutschen kunst und cultur.

Dies im einzelnen auszuführen, nach der hier vorherschenden verneinung nun das positive zu bringen und uns zu zeigen, wie

sich denn diese doch gewis nicht ohne weiteres übernehmbare deutsch-mittelalterliche kunst und cultur für gegenwart und zukunft zu gestalten hätte, sollte einer ferneren schrift vorbehalten werden, die noch nicht erschienen ist. einstweilen gibt der verfasser an seiner stelle grofsen Deutschen der vergangenheit das wort, indem er im 2. hefte Fichte, Herder, Arnim, WGrimm, Görres, Goethe, Wackenroder, Nietzsche und Langbehn auf den plan ruft mit äufserungen die in den entwickelten gedankenkreis einschlagen.

Der verfasser der vorliegenden schriften ist den fachgenossen vorzüglich aus seinen büchern über die märchendichtung der romantik und die deutschen volksbücher bekannt. bekannt als ein mann von kenntnissen, geschmack und selbständigem, freilich auch eigenwilligem urteil. dies eigenwillige und einseitige erscheint hier ungewöhnlich gesteigert. ich brauche kaum auszusprechen, dass ich dem grundgedanken des verfassers in weitem mafse gleichgesinnt gegenübersteh, aber ich bin aufser stande, die blinde einseitigkeit mit ihren vielfältigen übertreibungen, die mannigfache vergewaltigung geschichtlicher tatsachen und vorgänge mitzumachen, die man in den heften findet. zweifellos schadet der vf. dadurch den praktischen zielen die er verfolgt. auch verlieren die geschichtlichen constructionen des 3. heftes sich auf weite strecken stark in mystische speculationen und bieten, was hier nicht auszuführen ist, der kritik im einzelnen starke blöfsen, gerade auch in ihren litterargeschichtlichen ausführungen. hier wird bei der würdigung unserer mittelalterlichen dichtung wider der schon aus der schrift des verfassers über die deutschen volksbücher bekannte gedanke eingehend dargelegt, dass die höfische poesie, insbesondere die epik, keine blüte, vielmehr einen künstlerischen tiefstand bedeute; sie werde nur deswegen von den gelehrten so hoch geschätzt, weil ihre leere formkunst dem renaissance-ideale so nahe kommt, zu dessen anbetung wir erzogen sind. man bedauert diesen ausführungen gegenüber, wie sehr durch sie ein gesunder kern durch mafslosigkeit um seine fruchtbarkeit gebracht wird. der verfasser, der so beredt und anregend über den ausdruckswert des freien deutschen verses zu reden weifs, sollte würklich einmal etwa die abhandlung von C. von Kraus über wort und vers bei Gottfried studieren, um ein berichtigtes urteil über die kunstform der höfischen epik zu gewinnen.

Wir wollen aber nicht aufzählen was an schiefem und übertriebenem in den heften steht, und lieber betonen, dass auch hier gar manches mit feinem empfinden und gutem geschmacke gesagt wird: über das verhältnis von antikem und deutschem vers, von antiker und deutscher kunst überhaupt, über frühgermanische kunst, über gotische schrift und architektur, über holzschnitt und kupferstich, die antiken urteile über germanischen gesang, den

wesensunterschied von end- und stabreim, das mittelalterliche drama usw. selbst das sehr harte und einseitige urteil über den germanistischen universitätsunterricht (1, 20 ff) mag von uns hochschullehrern nachdenklich gelesen und auf seine berechtigung geprüft werden. wie denn überhaupt ein kritischer leser sich vielerlei anregung aus den mit leidenschaftlicher beredsamkeit geschriebenen heften zu holen vermag.

Heidelberg. **Friedrich Panzer.**

Andreas Gryphius und die bühne von **Willi Flemming.** mit 8 abb. Halle, Niemeyer 1921. XII u. 450 ss. 8°.

Die vorliegende arbeit gehört in die reihe theatergeschichtlicher untersuchungen, wie sie uns in den beiden letzten jahrzehnten mehrfach beschert worden sind, und wie sie bisher in Max Herrmanns Forschungen zur theatergeschichte eine zwar nicht unbestrittene, in ihrer ganzheit aber doch imponierende höchstleistung aufweisen. mit grofser energie fasst der verfasser seinen stoff an, und um das hauptergebnis des buches gleich vorwegzunehmen, so ist ihm der beweis durchaus gelungen, dass Gryphius in seinen tragödien keineswegs ein weltfremder buchdramatiker war, sondern in den trauerspielen ebenso wie in den lustspielen durchaus eine feste bühnenvorstellung hatte und stets damit rechnete, dass seine dramen auch aufgeführt wurden. der verfasser hat mit grofsem spürsinn alle ihm erreichbaren nachrichten über Gryphius-aufführungen gesammelt und insbesondere die schulgeschichtliche litteratur auf solche nachrichten hin durchgesehen. er kommt dabei zu dem fürs erste überraschenden, aber durchaus richtigen ergebnis, dass Gryphius seine stücke in erster linie für die protestantische schulbühne des 17 jahrhunderts schrieb, deren typus insbesondere die bühne des Breslauer Elisabethgymnasiums darstellt, dh. ein in vorder- und hinterbühne geteiltes bühnenfeld mit vorder- und zwischenvorhang. die einrichtung der bühne zeigt alle übergangserscheinungen des jahrhunderts, von der mit teppichen behangenen bühnenwand bis zur modernen kulisse. die rückwand ist ein gemalter prospect zur perspectivischen verlängerung der hinterbühne, sie kann jedoch wie bei dem bühnentypus älterer art auch mit teppichen behangen und mit türen versehen sein. ist die zweigeteilte kulissenbühne die normalform des dichters, so können die stücke doch auch auf jeder andern bühnenform ohne zwang aufgeführt werden. wenn der verfasser dann weiter geht und den nachweis zu führen versucht, dass eine reihe von stücken zunächst für einen ganz bestimmten andern bühnentypus geschrieben wären, dass zb. der Piast für die einteilige höfische saalbühne, das mischspiel Verliebtes Gespenst — Geliebte Dornrose für die grofse dreiteilige opernbühne gedacht seien, so kann ich ihm auf diesem wege

nicht bis zum ende folgen. wenn der dichter für einen ganz besonderen zweck ein festspiel schrieb, bestimmt vor einem geladenen kreise aufgeführt zu werden, so wird er natürlich auf die gegebenen verhältnisse rücksicht genommen haben. das war auch zu Goethes zeit noch so, als er die Fischerin für die aufführung im park schrieb, und das ist heutigentags noch dasselbe; mit der bühnenanschauung aber, von der der dichter im ganzen beherscht ist, hat das nur sehr wenig zu tun. von der annahme der dreiteiligen opernbühne (vorder-, mittel- und hinterbühne) für einzelne Gryphische stücke können mich die ausführungen des verfassers vollends nicht überzeugen.

In der entwicklungslinie der theaterverhältnisse stellt Flemming seinen dichter in die mitte zwischen Rist und Christian Weise. seine stücke, durchaus als dichtungen gedacht und für die aufführung bestimmt, bilden 'eine harmonie zwischen drama als kunstwerk und theater als socialer institution' (s. 435).

Dass der verfasser mit der legende von dem 'buchdramatiker' Gryphius aufräumt, sei ihm von herzen gedankt. einen richtigen, bewusten buchdramatiker hat es in Deutschland bis zu den romantischen satiren in dramatischer form nur einmal gegeben, nämlich die alte Hrotsuit von Gandersheim. alle andern schrieben ihre dramen für die aufführung. wenn die stücke für uns ungenießbar sind, so waren sie es für ihre zeit ebenso wenig wie Zieglers vielgelesene Asiatische Banise. und Gryphius dramen stellen in der tat das höchste dar was das deutsche barock in dramatischer form hervorbringen konnte.

Soweit kann man dem umfangreichen, durch die äußeren und inneren hemmungen des krieges glücklich hindurchgesteuerten buche freudigen beifall zollen. wenn bloß der verfasser es uns nicht so furchtbar schwer gemacht hätte, bis zu seinen ergebnissen durchzudringen, wenn bloß die anlage des buches nicht gar so weitschweifig und undurchsichtig wäre! hätte er alles das was er zu sagen hat, auf die hälfte des umfanges zusammengedrängt, so wär es wahrlich leichter gewesen ihm zu folgen. ein grundfehler in der anlage ist es, dass von 20 capiteln nur ein einziges der schauspielkunst gewidmet ist. was der dichter von den schauspielern verlangt und was diese zu bieten imstande sind, ist theatergeschichtlich mindestens von gleicher bedeutung wie der gerade im 17 jh. durchaus dem zufall und der örtlichen gelegenheit unterworfene bühnenbau. wie tiefschürfend dagegen hat Max Herrmann die schauspielkunst der meistersinger behandelt! es ist aber ein mangel der meisten arbeiten aus der jungen theatergeschichtlichen wissenschaft, dass sie am bühnengerüst kleben bleiben.

Gänzlich unnötig sind ferner die breiten wirtschaftsgeschichtlichen erörterungen, mit denen der verfasser sein buch beginnt und die auch im verlauf desselben immer wider hervortreten.

sie beweisen weiter nichts als dass der verfasser als nebenfach nationalökonomie studiert hat, für die erkenntnis des bühnenproblems führen sie uns nicht einen schritt weiter.

Auf sichern boden, der als grundlage für seine untersuchung geeignet ist, kommt der verfasser erst bei der erörterung der theaterverhältnisse zur zeit des dichters im ersten teil des buches und da folgen wir ihm gern. mit sorgfalt geht er allen theatereindrücken nach die auf Gryphius in seiner jugend gewürkt haben oder gewürkt haben können: der jugendzeit in Glogau, dem schulleben in Fraustadt mit seinen schulaufführungen, der Danziger zeit mit den lebhaften eindrücken der englischen komödianten und der ebenfalls in blüte stehnden schuldramen. er kommt dann zu den holländischen eindrücken, untersucht alle möglichkeiten theatralischer beeinflussung in Frankreich und Italien, wo der dichter in Rom die aufführung des Leo Armenus von Simonis sah, und behandelt endlich die zeit der reife nach der rückkehr von der grofsen bildungsreise, deren dramatische frucht der in Strafsburg entstandene Leo Armenius ist. fünf verschiedene bühnentypen fand der dichter in Deutschland vor: die bühne der wandertruppen, die höfische saalbühne, die jesuitenbühne, die protestantische schulbühne und die opernbühne, und von allen hat er irgendwelche eindrücke empfangen. die frage ist nun: hat Gryphius die bühneneindrücke aus Holland, Frankreich und Italien in Deutschland zu verwerten gesucht? und welchem der in Deutschland vorhandenen bühnentypen hat er sich vorwiegend angeschlossen? der zweite teil des buches ist der untersuchung dieser frage für die tragödien, der dritte für die komödien gewidmet.

Der verfasser sucht nun aus den stücken selbst den typus der bühne seines dichters zu gewinnen und zu beweisen, dass seine bühnenanschauung so fest geschlossen war, dass er selbst seine übersetzungen aus dem holländischen, französischen, italienischen und lateinischen, die doch andere bühnenformen voraussetzen, leise in sein eigenes bühnenbild hineincorrigiert. stück für stück werden so zunächst die originaltragödien vorgenommen. diese bühnentechnischen analysen nun sind der am wenigsten gelungene abschnitt des ganzen buches, und an ihnen ligt es hauptsächlich, dass das buch so schwer lesbar ist. wenn man nicht den verlauf der dramen ganz genau im kopfe hat oder die Palmsche ausgabe danebenlegt und dauernd in ihr hin- und herblättert, so list man nur worte, ohne mit ihnen eine rechte vorstellung zu verbinden. der gegebene weg wäre eine scenische analyse gewesen, in der scene für scene auf ihren theatralischen gehalt hätte untersucht werden müssen. dann hätte man ein übersichtliches und überzeugendes schema gehabt.

Im anschluss an diese scenische betrachtung der tragödien fasst der verfasser alles zusammen, was über die bühneneinrichtung

der stücke aus ihnen selbst folgt. dann kommt ein capitel 'Die entwicklung der bühnenanschauung' — bei einer scenischen analyse in chronologischer folge der dramen hätte sich das von selbst ergeben —, wobei das resultat der vergleichung der beiden Stuartbearbeitungen merkwürdig blass herauskommt; es folgt die zusammenfassung aller erreichbaren nachrichten über aufführungen — ein capitel das man logischerweise am anfang suchen möchte —, und schliefslich wird untersucht, welche elemente von der höfischen saalbühne, von der bühne der wandertruppen, von der holländischen bühne und vom Jesuitentheater sich bei Gryphius widerfinden, bei welcher gelegenheit Vondels Gibeoniter und Caussinus Felicitas in Gryphs übersetzung in derselben zerblasenen weise wie die originaltragödien scenisch analysiert werden. in der zusammenfassung wird dann die protestantische schulbühne als der haupttypus aufgestellt. der dritte teil des buches wendet dasselbe verfahren auf die komödien an, bringt dann das vergleichsweise dürftige capitel über die schauspielkunst und dringt endlich im 20 capitel zu den 'Ergebnissen' vor, die man nach all dem vorangegangenen mit einem seufzer der erleichterung list.

Man sieht, diese disposition ist reichlich zerfahren. es ist dem verfasser nicht ganz gelungen, die fülle des stoffs zu meistern. das eigentümlich schwankende der darstellung scheint mir aber auch darin seinen grund zu haben, dass man eben nicht, wie der verfasser tut, so scharf zwischen den fünf deutschen bühnentypen jener zeit scheiden darf. Fl. kommt zu dem resultat, dass die stücke Gryphs auch auf jeder andern als der protestantischen schulbühne aufgeführt werden konnten. dieses schicksal teilen sie mit den meisten stücken ihrer zeit. wir führen doch auch Shakespeares dramen auf einer ganz andern bühne auf als sie dem dichter vorschwebte! aber die bühnentypen giengen schon damals vollständig durcheinander. es ist beispielsweise zum mindesten einseitig, von dem typus der Jesuitenbühne so zu sprechen wie es der verfasser tut. unter dem begriff des Jesuitendramas vereinigt sich das dürftigste schulmeisterdrama und das prunkvollste ausstattungsstück, und die grenzen zwischen schuldrama und bandenstück sind im 17 jh. derartig fliefsend, dass es manchmal schwer ist, ein stück einer oder der andern gattung zuzuweisen; schliefslich geht die vermengung soweit, dass schüler und berufskomödianten sich zu einer aufführung zusammenfinden, eine entartung die dann im beginnenden 18 jh. zum untergang des schuldramas führte. die bühne des protestantischen schuldramas wird in den meisten fällen nichts anderes als eine einfache saalbühne gewesen sein.

Ich habe diese ausstellungen nicht gemacht, um den wert des gebotenen zu verkleinern, aber es lag mir daran zu zeigen, wie die wertvollen ergebnisse unter der wenig glücklichen anlage leiden. wir würden dem mit grofsem fleifse gearbeiteten werke

unrecht tun, wenn wir mit einem tadel der form abschlössen. und so soll es denn nicht unerwähnt bleiben, dass dieses buch, das so viel von culturellen und wirtschaftlichen dingen spricht, in seinem äufseren ein wehmütiges zeichen unserer gegenwärtigen cultur darstellt: auf prachtvollem papier begonnen, vom 14. bogen an auf entsetzlichem kriegspapier fortgeführt und schliefslich auf einem etwas besseren beendet. ein symbol des tiefen sturzes von glänzender höhe herab, und des langsam beginnenden wideraufstiegs. dem verfasser und dem verleger aber sei besonders dafür gedankt, dass durch alle hemmungen hindurch das buch planmäfsig zu ende geführt worden ist.

Berlin-Friedenau. **C. Kaulfufs-Diesch.**

Die deutsche lyrik in ihrer geschichtlichen entwicklung von Herder bis zur gegenwart von **Emil Ermatinger.** zwei bände. Leipzig, Teubner 1921. VI u. 443. 310 ss. 8°.

Der verlag Teubner, sonst gewohnt sehr vorsichtig zu rechnen, gönnt sichs, neben Witkops zweibändiger arbeit über neuere deutsche lyriker, die jetzt doch auch schon zur zweiten auflage fortgeschritten ist, noch eine umfangreiche darstellung ungefähr gleichen inhalts zu bringen. wenig fällt dabei ins gewicht, dass Ermatinger später einsetzt und etwas tiefer in die gegenwart hineinschreitet als Witkop, stärker, dass er in gegensatz zu Witkop nicht schlechthin ein nacheinander von würdigungen einzelner dichter bringt, sondern ausdrücklich die geschichtliche entwicklung der neuern deutschen lyrik, also eines überindividuellen ganzen aufzeigen will. tatsächlich ordnet er den stoff in gruppen. im ersten band sind unter der überschrift 'Die entdeckung der natur' vereinigt die sänger des Sturm und Drangs, der Hain und drei vertreter der lyrischen idylle: Matthisson, Salis, Hebel. der abschnitt 'Lyrik des gedankens' umfasst Schiller, Hölderlin, Novalis. als 'Das deutsche lied' enthüllt sich die lyrik Wilhelm Schlegels und Tiecks, Arnims und Brentanos (auch das Wunderhorn ist einbezogen), Eichendorffs, der Schwaben, Mörikes und Chamissos. 'Lyrik forcierter talente' ist — im zweiten band — für Ermatinger der sang Rückerts und Platens, Heines, Lenaus. alles folgende, soweit es nicht dem 'Ausblick' zugewiesen ist, der mit Dehmel beginnt, verteilt sich auf die zwei gruppen Realismus und Naturalismus.

Sieht man näher zu, so bleibt freilich auch Ermatinger immer noch gern beim einzelnen lyriker stehn. der grofse abschnitt über Goethe drängt mit fast 170 seiten alle nachbarschaft in den hintergrund, nicht blofs die unmittelbare. für Goethes balladen ist mehr raum beansprucht als für den ganzen Mörike. Heine ist aber noch rascher abgetan als Mörike. nicht sei da gleich die anklage erhoben, E. hätte vorsichtiger und planmäfsiger

ordnen sollen. gerade für ihn bedeutet solche raumverteilung etwas. sie entspricht der wertung die er vornimmt. nicht in der eile, sondern im bewusten abwiegen der verschiedenen dichter ist er zu seinen raumverhältnissen gelangt. freilich liefs ihn da und dort auch lebensgeschichtlicher stoff etwas ausführlicher werden, wenngleich ihm zugestanden werden muss, dass er weniger als sonst immer noch üblich ist, beim äufsern erleben stehn bleibt, auch mehr als Witkop es meidet, vom denken und schaffen eines dichters selbst dort ausführlich zu berichten, wo dies denken und schaffen mit dessen lyrik wenig zu tun hat.

Von Witkop unterscheidet sich E. auch durch hinweise auf die forschungen anderer. auch meiner ist in diesen anmerkungen gedacht. allein gerade solche nachweise verraten leicht, dass manches wichtige übersehen ist. nicht mangelnde vollständigkeit mein ich und nicht verdenk ich, dass blofs eine auswahl von angaben getroffen ist. doch wozu werden namen und arbeiten über irgend einen gegenstand angegeben, wenn beachtenswertere stimmen, die sich in gleicher angelegenheit geäufsert haben, ungehört bleiben? ausdrücklich bemerkt überdies E. (I 436), dass der abschnitt über Goethe geschrieben sei, bevor Gundolfs werk erschien. es ist bedauerlich, dass ein jahrfünft nach Gundolfs buch gerade über Goethes lyrik ausführliches vorgebracht wird, ohne dass auf die äufserungen Gundolfs über Goethes lyrik bezug genommen ist.

Ich möchte mich hier nicht im einzelnen mit E.s darstellung auseinandersetzen. wer lange auf einem gebiet der wissenschaft sich bewegt hat, ist sicherlich nicht der dankbarste empfänger zusammenfassender arbeiten über dieses gebiet. soll ich etwa gar auf schriften von mir verweisen, die erkennen lassen, wieweit ich anders über diesen oder jenen lyriker denke? das schiene mir recht zwecklos. hier indes meine abweichende meinung zu begründen, fehlt es an raum. letzten endes fragt es sich, ob E. selbst da und dort nicht anders sich geäufsert hätte, wäre ihm bekannt gewesen, was ältere forschung über den gegenstand vorgebracht hat. leider kann ich seiner arbeit nicht zubilligen, dass sie durchaus auf der höhe der forschung steht. dafür sei ein zeugnis angeführt.

Als 'Lyrik der aufklärung' ist am anfang der arbeit die reihe von Brockes, Haller, Hagedorn bis Klopstock kurz besprochen. es soll blofs ein knappes einführungscapitel, ein rascher rückblick sein. ists solche kürze der darstellung, dass ich auf diesen seiten den eindruck gewinne, als stünde E. den dingen sehr fern? da beleuchtet er (I 14) Klopstocks pathetische sprache, wie sie umrieselt wird von allen schauern des unheimlichen. als beispiel erscheint die ode 'Der Eislauf'. dann heifst es, Goethe habe später, aus einer ähnlichen pathetischen stimmung heraus, seine gefühle in freie rhythmen ergossen. 'Klopstock,

und darin ist er noch ganz in dem ästhetischen codex der aufklärung befangen, beugte sich dem gesetz'. weil im gegensatz zu Goethe ihn der gedanke völlig vom erdreich abgelöst hatte, habe er das bedürfnis verspürt, sich nun in den weiten des reinen geistes feste form und fassung zu geben ... ich versteh das nicht. ich kann doch unmöglich annehmen, dass E. von der bedeutung die in der geschichte der deutschen freien rhythmen Klopstock hat, nichts wisse. der 'Eislauf' ist gewis nicht in freien rhythmen abgefasst. (warum aber sagt E., der doch sonst für den rhythmus feines gehör hat, nichts über die kunstvolle, aus dem gegenstand geborene rhythmik dieser ode?) doch das beeinträchtigt nicht die tatsache dass Klopstock der eigentliche schöpfer der deutschen freien rhythmen ist. soll hier angesichts von erkenntnissen die jeder hochschulvertreter unseres fachs seinen hörern vorträgt und in der prüfung abfragt, auf Minors metrik verwiesen werden?

Wenn jedoch Klopstock schon (und nicht erst Goethe) sich im freien rhythmus dem gesetz des ästhetischen codex der aufklärung entzieht, darf er dann überhaupt so bedingunglos wie E. es tut der aufklärung zugewiesen werden? ligt die frage nicht vielmehr an ganz anderer stelle? ist für Klopstock nicht gerade das so bezeichnend, dass er zwischen den beiden polen aufklärung und höchste spannung, ja überspannung des gefühls hin und her schwingt? sicherlich stofsen in seiner dichtung prosa der aufklärung und überschwang des gefühls hart aufeinander.

Aber auch noch die nachfolgenden sätze E.s kann ich nicht ganz verstehn. Klopstock soll die deutschen bodenständigen formen, vers, strophe und reim, verschmäht und sich den Alten zugewendet haben, weil durch die Anakreontik diese deutschen formen entweiht worden seien. 'man konnte nicht aus dem gleichen becher mit dem zechbruder auf seine liebste trinken und das blut Christi im abendmahl geniefsen'. als ob nicht die Anakreontik vor Klopstock auf deutsche bodenständige formen verzichtet, vor ihm — und nicht einmal als erste — den reim aufgegeben hätte. und wo bleiben die oden Klopstocks, in denen er mit zechbrüdern den becher leert?

Das weckt wenig vertrauen zu E.s zuverlässigkeit. seine vorzüge liegen an anderer stelle. wo er mit eindringlicher betrachtung liebevoll bei einer einzelnen dichtung verweilt, eröffnen sich ihm einblicke in deren kunstvolle gestaltung. er hat ein ohr für lyrische klänge. indes auch längeres verweilen schützt ihn nicht vor entgleisungen. an seiner deutung von 'Wanderers Sturmlied' (I 119 ff. 128 f) bleibt manches recht anfechtbar. die ausführliche umschreibung des gedichts, die es gegen Goethes eigenes urteil ('Halbunsinn' heifsts in 'Dichtung und Wahrheit') rechtfertigen will, bringt viel worüber sich streiten lässt. ist

würklich der Jupiter Pluvius des gedichts 'das symbol des alls'? verkündet der schluss tatsächlich die 'aussöhnung zwischen ich und welt'? mit der selbstironie dieses schlusses kommt E. (auch s. 122) nicht zurecht. unbestreitbar falsch ist die satzfolge, die den zweiten absatz in verständliche prosa wandeln will: '... der genius führt ihn (den pantheistischen dichter) sicher empor und klärt seinen blick. Deukalion wird er, der nach der grofsen sündflut menschen aus steinen schuf, und Pythius Apollo, der mit den sonnenpfeilen den giftigen sumpfdrachen erlegte'. der dichter wird Pythius Apollo, er wird gar Deukalion? *Wandeln wird er wie mit Blumenfüfsen über Deukalions Flutschlamm, Python tötend, leicht, grofs, Pythius Apollo.* das heifst doch wol: er wird leicht und grofs wie Pythius Apollo, als er den Python getötet, mit blumenfüfsen über Deukalions flutschlamm wandeln. der genius schenkt dem dichter die freie und grofse haltung des Pythontöters Apollo. gedacht ist dabei natürlich an den sogenannten Apoll vom Belvedere. ihn hatte Winckelmann als den Pythontöter gedeutet. der zusammenhang ist so bekannt dass ich kaum zu dessen begründung auf meinen sammelband Vom geistesleben des 18. und 19. jahrhunderts (Insel-verlag 1911 s. 44) zu verweisen brauche. wo steht da auch nur eine silbe davon dass der dichter zu Apoll wird? und vollends von E.s annahme, dass der dichter eine andere beziehung zu Deukalion finde als über dessen flutschlamm zu wandeln? wozu überhaupt in 'Wanderers Sturmlied' einen pantheismus hineingeheimnissen, der für Goethe damals sicherlich noch nicht bestand? Apollo muss da gleich im neunten absatz zum 'glühenden allgefühl' werden. das heifst das wahre verständnis des 'Sturmlieds' blofs erschweren oder gar unmöglich machen.

Genug des einzelnen! welche gesamtanschauung von einem der deutschen lyriker sich in E.s buch herausstellt, sei an dem abschnitt über Gottfried Keller geprüft. hier ist E. völlig zuhause, hier wäre viel von ihm zu erwarten. grofse und dankbare aufgaben bot Ricarda Huch in ihrem büchlein über Keller dem ergründer von Kellers lyrik. gegen beurteiler gewendet die in Kellers gedichten nur mühsam verkleidete prosa sahen, bekannte sie, was ihr Kellers lyrischer rhythmus, was ihr überhaupt Kellers lyrik bedeute. E. hält auffällig stark zurück, wenn er von Kellers liedern spricht. einmal heifst es: 'keine frage: die vernunft führt das scepter. die vernunft, aber nicht der verstand'. nur ganz leise ist angedeutet, dass Keller hie und da einmal auch reine lyrik schafft. auch E. meint, Keller habe doch eigentlich der epischen formen bedurft, um den naturhaften reichtum der in ihm war zu gestalten. 'lyrische dichtungen musten ihm der notwendige ausdruck geklärter stimmung sein, ätherisierter gefühlshauch'. das schliefst sich an ein paar feine worte an, die gesagt werden über die verse 'Jugendgedenken' (*Ich will*

spiegeln mich in jenen Tagen ...). gern hörte man mehr über diese zusammenhänge. E. bleibt im übrigen stehn bei den gedichten die von Kellers naturgefühl und von seinem verhältnis zum staat künden. Kellers naturgefühl, heifst es, sei so ursprünglich und tief wie das Goethes, Mörikes und Eichendorffs. doch treffe man auch bei ihm bilder die an Heine und Lenau gemahnen, und in denen die natur denaturiert und mit geistreicher gewalttätigkeit in den kreis menschlichen lebens hineingezogen werde (s. 140). um das ganz zu verstehn, muss nachgelesen werden was anderswo (s. 50) über, vielmehr gegen Lenaus naturvermenschlichung gesagt ist. gerade diese naturvermenschlichung hat in neuerer zeit beachtung gefunden bei den ergründern von Lenaus lyrik. auf Kellers verwante gedichte wurde da hingewiesen. es ist als wolle E. ein nicht leicht errungenes verständnis für eine seite von Lenaus wie von Kellers kunst mit einem federstrich vernichten.

Zugestanden sei, dass er selbst viel mühe und viel feinsinn daran wendet, die kunst der echten begabung von der eines forcierten talents zu scheiden. Goethes wort vom forcierten talent wendet er ja an Heine wie an Lenau. fraglich bleibt blofs, ob die gegensätze die er etwa zwischen Mörike und Heine festgestellt, nicht eine andere deutung vertragen, vor allem eine die auf Heines seite minder verneint. würklich muss E. selbst, nachdem er seine einwände gegen Heines sachlichkeit vorgebracht, zugestehn, dass es Heine gar nicht um sachlichkeit zu tun gewesen sei. wozu also verneinung, wenn der weg zu bejahender würdigung, zu rechtem verstehn sich schon aufgetan hat? je tiefer E. in die gegenwart hineinschreitet, desto verneinender wird seine haltung. er setzt sich den vorwürfen aus, die immer wider von lebenden dichtern gegen die geschichtschreiber der litteratur erhoben werden. er meidet nicht den anschein, klügelnd wie ein schulmeister an seinem gegenstand sich zu versündigen.

Ist das recht zu solchem vorgehen schon gewonnen durch die wenigen worte des vorworts (s. vf), die beachtenswertes, wenn auch nicht gerade neues gegen positivistische litteraturforschung einwenden und gegen deren wunsch sich zu einer exacten wissenschaft zu erheben, indem sie sich auf rein psychologische beschreibung einengt? der ergründer von dichtung, sagt E., dürfe sich nicht begnügen mit der beobachtungsgabe und dem verstand des naturforschers, er müsse auch die liebe und erlebniskraft des künstlers haben. gewis! nur sehr neu klingt das heute nicht mehr. es müste doch etwas vertieft und verfeint zum ausdruck gelangen, wenn es wie neu würken sollte. von einem forscher solcher art aber, also auch von sich selbst, erhofft E., dass er befähigt sei, dem würken des sittlichen gesetzes im innern des geschichtlichen lebens nachzuspüren. das wäre mindestens einfacher zu sagen, wenn es nicht phrasenhaft klingen

soll. aus diesen voraussetzungen erschliefst E. die notwendigkeit eines subjectiven, ja metaphysischen zugs der geschichtschreibung. 'aber sei man doch ehrlich: gibt es überhaupt eine wissenschaft ohne metaphysik? ist nicht die 'exacteste' ein geflecht von beobachtungen, vermutungen, ahnungen? ist nicht in jeder ein rest mythologie?'

Gern hätte man mehr gehört über die grundsätze von E.s arbeit als diese vieldeutigen, allzu kurz gefassten worte? als Ermatingers arbeit erschien, beklagt ich, dass sie gar nichts grundsätzlich zusammenfassendes über lyrik sage, dass also der wert seiner mafsstäbe, das recht seiner wertungen nicht erkannt werden könne. inzwischen ist die grundsätzliche begründung, die ich damals vermisste, hervorgetreten. es ist E.s jüngste leistung:

Das dichterische kunstwerk. grundbegriffe der urteilsbildung in der litteraturgeschichte von **Emil Ermatinger.** Leipzig, Teubner 1921. VII u. 409 ss.

Das vorwort nimmt den kampf auf, den in der arbeit über die lyrik E. gegen historisch-positivistische geschichtschreibung der dichtung begonnen hatte. es wendet sich ebenso gegen die 'philosophisch-reflectierende' richtung. etwas ungenau wird dieser ganzen richtung, die doch vertreter von recht verschiedenen zielen hat, vorgeworfen, dass sie äufsere tatsachen höchstens vielsagend streift, dass sie überdies auf eine ergründung dessen was tatsächlich gewesen ist, grundsätzlich verzichtet, weil das ergebnis aller forschung doch nur sinnentrug sein könne. gemeint ist in erster linie Ernst Bertram. ausdrücklich wird als Bertrams grundsatz hingestellt, alles was vom wesen eines menschen auszusagen sei, dessen gedächtnis auf die lebenden gekommen ist, bleibe mythos; wissenschaft von der geschichte sei also mythologie.

Ich muss es meinem geschätzten Bonner collegen überlassen, sich mit E. auseinanderzusetzen. mir selbst fällt auf, dass E., dessen vorwort zu seiner 'Deutschen Lyrik' nicht blofs in der erforschung von dichtung, vielmehr in jeder wissenschaft einen rest mythologie festgestellt hatte, sich über Bertrams verwante äufserung derart verneinend äufsert. die vorsicht eines erkenntnistheoretisch geschulten, die aus Bertrams wendung spricht, scheint E. allerdings nicht ganz erfasst zu haben. er fürchtet, die richtung die er die philosophisch-reflectierende nennt, müsse in haltlosem relativismus sich verlieren. E. spielt gegen diesen relativismus wie gegen den des positivistischen historismus die forderung aus, in 'lebendiger ideenauseinandersetzung einer zeit' zum werten zurückzukehren. das bewustsein, an einer stelle in einer grofsen bewegung mitzuschaffen, also die verantwortlichkeit, würke ausgleichend zwischen dem wissen um das gewordene und dem bedürfnis des werdenden. die geschichte, 'mit den wahrhaft grofsen ideen der gegenwart geschaut', werde dem lebenden ge-

schlechte dann zum spiegel seines strebens und seins. solche 'dynamische' oder 'organische' methode kehre sich ab vom positivismus und psychologismus.

Da ist viel recht unklar ausgedrückt. wenn ich E. recht versteh, so möcht ich sogar die behauptung wagen, in meiner 'Deutschen dichtung seit Goethes tod' ähnliches angestrebt zu haben. mindestens haben mir ein paar wertvolle menschen zugebilligt, dass sie ihr streben und sein in dieser arbeit gespiegelt fanden. stellung zu der bewegung der gegenwart hab ich dort zu nehmen getrachtet, dann aber aus solcher stellung ein zum teil neues verhältnis zu finden zu der vergangenheit. mich wundert nur, dass aus diesen verwanten voraussetzungen etwas so ganz anderes sich mir hat ergeben können als E.s 'Deutscher Lyrik', in der bewertung des stoffs nicht blofs, auch in der haltung der forschung wie der darstellung.

Sicherlich werden wir im zug dieser gegenwart wider zu bewusterm werten kommen als die jüngste vergangenheit, die, mehr im grundsatz als in der durchführung, herschendem relativismus gehorchend, auf das werturteil verzichten zu müssen glaubte. (tatsächlich wurde meist viel mehr mit werturteilen gearbeitet als man es wort haben wollte; und weil es nicht mit vollem bewustsein geschah, war es um so häufiger ein herzlich unsicheres herumästhetisieren um das kunstwerk.) nur vergesse der eilige nicht, wie schwer und wie verantwortungsvoll das werturteil ist. und er meine nicht, im handumdrehen wider zu einer wertenden geschichtschreibung auf dem feld der dichtung gelangen zu können. es soll doch nicht schlechthin blofs ein verkleideter rückzug in eine philosophische ästhetik von einst sein. etwas von den gewinnen die uns eine jüngere zeit geschenkt hat, sollte übrigbleiben.

Zu meinem bedauern muss ich gestehn, dass ich in E.s neuer arbeit nicht einmal rechte nutzung des besitzes alter philosophischer ästhetik feststellen kann, noch weniger aber den versuch, von neuern oder neuesten erkenntnissen etwas zu lernen. am wenigsten indes verspür ich in dieser darlegung, die vom erlebnis des dichters aus zu einer urteilsbildung gelangen will, irgendwelche erfüllung des grofsgemeinten vorsatzes einer auseinandersetzung mit den ideen der zeit.

Verblüfft nicht schon dass E. eine einleitung voranschickt, betitelt 'Das Erlebnis', dann die darlegung teilt in drei abschnitte mit den überschriften 'Das Gedankenerlebnis', 'Das Stofferlebnis', 'Das Formerlebnis', und dass eine arbeit die dergestalt mit dem wort 'erlebnis' hantiert, nicht stellung nimmt zu der begriffsbestimmung W. Diltheys, noch weniger zu den weiterbildungen die nach Dilthey diesem begriff erstanden sind. ich darf bei dieser gelegenheit füglich bemerken, dass ich da mitgetan habe. E. nennt sogar an anderer stelle eine schrift von mir, die schon

vor etwa zehn jahren hier einsetzte. sie hat ihn nicht davor bewahrt, den begriff erlebnis im äufserlichsten sinn zu nehmen und in ihm das recht zu — wie mir scheint — überwundener lebensgeschichtlicher deutung des kunstwerks zu entdecken. mindestens meint E., er könne das künstlererlebnis das in Goethes 'Werther' zum ausdruck gelangt, leichthin auflösen in einen concret-sichtbaren stoff, der dem äufseren erleben angehört, und in einen abstracten gedankencomplex oder — wie er es nennt — eine idee im sinne des (vom dichter persönlich erfassten) lebensgesetzes. als ob ein künstlerisches erlebnis mit ein paar verstandesbegriffen sich ausschöpfen liefse.

Was E. über erlebnis vorbringt, bestärkt mich in einer überzeugung die ich bald vorzutragen hoffe, dass von dem kunstwerk nur wegführt, wer mühelos sicher das erlebnis zu erfassen glaubt das dem kunstwerk zugrunde ligt. dass es also dringendst sich empfiehlt, lieber unmittelbar ans kunstwerk heranzugehn und sich nicht in dem meer von meist unzureichenden, ja schiefen ahnungen herumzutreiben, das sich auftut, wenn das erlebnis des künstlers mit worten des forschers zum ausdruck kommen soll.

Vielleicht wird die arbeit die ich bald zu bringen gedenke, E. nahelegen, dass er nicht blofs in sachen des erlebnisses etwas unvorsichtig schnell vorgeht, auch sonst. aus Diltheys dreitypenlehre ist meines erachtens auf dem feld der dichtung viel zu gewinnen. E. verknüpft Diltheys drei typen (s. 117f) wenig glücklich mit den drei stufen gedanklicher entwicklung der menschheit, die von Comte aufgestellt worden sind. da kann der wahre sinn von Diltheys dreiteilung blofs verkannt werden. von vorhandenen versuchen, die drei typen Diltheys für die erfassung von kunstwerken zu nutzen, weifs er nichts zu sagen. dagegen verbaut er sich selbst den weg zu rechter nutzung, indem er selbstverständliches über den unterschied des denkers und des dichters vorlegt und dadurch die erforschung von dichtung und dichtern um die gewinne bringen will, die aus der verknüpfung von kunst und weltanschauung zu holen und geholt worden sind. abermals muss ich auf meine kommende arbeit hinweisen und auf das was dort nicht an den bestehnden forschungsergebnissen vorbeigeredet, sondern in auseinandersetzung mit ihnen dargetan wird.

Ob E. das überhaupt lesen wird? gerade an seiner arbeit wird mir mindestens recht fraglich, wozu man überhaupt in fachzeitschriften aufsätze veröffentlicht. die die es angeht lesen sie doch nicht. mit der mehrzahl der fragen, die von E. erwogen oder wenigstens berührt werden, hab ich mich in diesen jüngsten jahren beschäftigt. er scheint diese arbeiten nicht zu kennen, obwol ich am schlusse meiner schrift 'Die künstlerische form des dichtwerks' (zuerst Berlin 1916) eine längere reihe meiner zeit-

schriftaufsätze über diesen gegenstand verzeichne. da ich, anders als E., in diesen arbeiten mich grundsätzlich mit bestehender forschung beschäftige, hätte E. in ihnen einen bequemen zutritt zu ansichten gefunden die er augenscheinlich nicht kennt. über novelle (s. 181), über den rhythmus der prosa (s. 359) hätte er sich dann vielleicht vorsichtiger geäufsert. doch meiner beihilfe hätte es wahrlich nicht bedurft, nur einer sorgsamern selbstbesinnung, um E. vor der unglaublichen begriffsbestimmung zu bewahren, der stoff des dramas sei das von einer willensstarken persönlichkeit als handlung erlebte würklichkeitsgeschehen (s. 362). soll da etwa gar gemeint sein, dass der held der tragödie willensstark sein müsse? dass auch der held der komödie solcher forderung zu genügen habe, diese absicht wag ich E. gar nicht zuzumuten, wenngleich der wortlaut das zuliefse. E. selbst wird bei einigem nachdenken sich rasch der dramatischen helden entsinnen die alles eher als willensstark sind. oder ist mit der willensstarken persönlichkeit der dichter selbst gemeint? das wäre kaum richtiger.

Mit gleicher unbedingtheit wird in sachen der lyrik dem dichter von E. ein gesetz vorgeschrieben. 'die zeit der lyrischen sprache ist, der zeitlosigkeit des stoffes entsprechend, das präsens und nur das präsens', verordnet E. (s. 316f). meine kleine untersuchung über 'Zeitform im lyrischen gedicht' (Funde und Forschungen. eine festgabe für Julius Wahle 1921 s. 193ff) konnte E. noch nicht kennen. aber er wird wol, wenn er sie list, staunen über die tatsächlichen möglichkeiten der zeitform in der lyrik. und staunend wird er etwa bei Goethe widerfinden, was ihm bei Lenau als 'zeichen von stilunsicherheit und zersetzung der lyrik' erscheint, als lyrisch geformte journalistik: das präteritum.

Allein vielleicht wird E. über diese ergebnisse meiner forschung ebenso leichten herzens wegschreiten wie über anderes das mir beachtenswert erscheint. am schluss der vorrede nennt E. es eine unerlaubte grenzsteinversetzung, erkenntnis dichterischen stils dadurch gewinnen zu wollen, dass man einfach grundbegriffe der kunstgeschichte auf die betrachtung von dichtwerken überträgt. ob E. meine schrift über wechselseitige erhellung der künste meint, ist nicht zu erkennen. da auch andere verwantes erstreben, ist es möglich dass E. gar nicht an mich denkt, gar nicht weifs dass auch ich hier getroffen werde. hätte E. versucht, statt mit ruhiger hand etwas beiseite zu schieben was ihm nicht auf den ersten blick einleuchtete, lieber dazu den weg sich durch einen andern zeigen zu lassen, ihm wäre nicht widerfahren, den grundsatz tatsächlich selbst durchzuführen den er ablehnt. so meint er (s. 247) würken und bedeutung der ideendynamik als motivierung oder inneres formprincip des dichtwerks durch vergleich mit dem analogen formgesetz der linearperspective

in einem gemälde oder einer zeichnung klar veranschaulichen zu können. wieweit und ob überhaupt er hier förderli chesbietet, stehe dahin. aber wenn das nicht wechselseitige erhellung der künste ist, was ist es denn? doch E. kehrt sich gegen übernahme von grundbegriffen der kunstgeschichte. das deutet so ausdrücklich auf Wölfflin, dass eingewendet werden könnte, verwertung des begriffs der linearperspective greife hinaus über die grenzen von Wölfflins grundbegriffen. E. arbeitet indes auch ausdrücklich mit diesen grundbegriffen, wenn er etwa (s. 313) von optischer geschlossenheit der hymnen Goethes spricht, oder wenn er (s. 356) angesichts einer erzählung Edschmids von dem widerspruch eines architektonisch gegliederten inhalts und einer ungegliederten sprache berichtet.

Hätte E. doch lieber, statt voreilig abzusprechen, in eine betrachtungsweise einzudringen versucht, die ihm augenscheinlich nicht ganz fremd ist. er hätte dann vielleicht erkannt, wieviel die erforschung von werken bildender kunst schon erreicht hat in der erfassung des kunstwerks und seines wesens. er ahnte dann vielleicht auch, wieweit dagegen die noch zurück sind, die das dichterische kunstwerk zu würdigen haben. mit bestem willen kann ich ihm nicht zubilligen, dass er für die erkenntnis des dichterischen kunstwerks etwas würklich und entscheidend förderliches bringe. sicherlich hat er feingefühl genug, um da und dort eine beachtenswerte reihe von beobachtungen zu bieten, das kann an dieser stelle nicht näher dargetan werden. hier war zu sagen dass das ganze verfehlt ist.

Bonn a. Rh. **Oskar Walzel.**

Nikolaus Lenaus lyrik. ihre geschichte, chronologie und textkritik von **Heinrich Bischoff,** von der Kgl. belgischen akademie gekrönte preisschrift. erster band: Geschichte der lyrischen gedichte von N. Lenau. Berlin, Weidmann 1920. XVI u. 815 ss. 8°. 80 m. — zweiter band: Chronologie und textkritik. mit einem anhang: Tagebuch von Max Löwenthal über Lenau. ebenda 1921. 221 ss. 8°. 30 m.

Das buch hat eine seltsame geschichte gehabt. die Kgl. belgische akademie der wissenschaften hatte einen preis für die beste darstellung der entwicklung von Lenaus lyrik ausgesetzt. B., damals professor an der universität Lüttich, reichte am 1. nov. 1910 seine lösung ein und erhielt den preis. der druck verzögerte sich. B. konnte seine arbeit im manuscript wesentlich verbessern und seine vorrede — zufall? — noch am 31. juli 1914 unterzeichnen. dann brach der krieg aus. und erst als die weltlage sich ganz verändert hatte, erschien 1920 der erste, 1921 der zweite band, nun aber nicht mehr in den Mémoires publiés par l'Académie Royale de Belgique, sondern im verlag von Weidmann in Berlin, der erste band noch in typisch fran-

zösischer ausstattung in Brüssel gedruckt, der zweite schlichter, aber würdig, in Gräfenhainichen.

Auf mehr als tausend lexicon-octav-seiten ist in gewaltiger breite, mit mancherlei widerholungen nur von der lyrik Lenaus im engsten sinne die rede. denn wenn der blick des vf.s gelegentlich den mit mancherlei lyrischen episoden durchsetzten 'Faust', den 'Savonarola', die 'Albigenser' und auch die kleineren erzählenden gedichte, die 'Marionetten' (s. 217 f), 'Klara Hebert' (s. 265 f) uaa. streift, so geschieht das nur flüchtig und nur zur aufhellung der lyrischen dichtungen. der erste band gibt die fortlaufende darstellung, der zweite hauptsächlich ein sorgfältiges 'Quellenverzeichnis' (bibliographie) s. 13—17, eine 'Chronologie' aller lyrischen gedichte Lenaus s. 18—38 und eine 'Textkritik' s. 39—174.

In diesen beigaben des zweiten bandes stellt B. mit großer gründlichkeit fest (II 1—4), dass die 'schreibweise' (orthographie) Lenaus durch alle handschriften und drucke hin so wenig folgerichtig ist, dass hier dem herausgeber erlaubt sein müsse zu normalisieren. anders aber verhält es sich mit der 'zeichensetzung' (interpunction). nach dieser richtung ist Lenau sehr achtsam gewesen, denn er hat durch die zeichen den text nicht grammatisch-logisch, sondern rhetorisch-musikalisch abstufen wollen. 'die zeichen sind gradmesser für die gliederung des vortrages und die länge der ruhepausen'. da nun der dichter zeitweilig die zeichensetzung sehr gründlich nahm, so sollte man denken, die ausgabe letzter hand müsse hier unbedingt die zu verlässigste sein. das ist aber nicht der fall. gerade gegen das ende seines schaffens hat Lenaus sorgfalt wider nachgelassen und ein künftiger herausgeber wird nach B.s forderung sich in den sinn dieser zeichensetzung erst einmal grundsätzlich einzuarbeiten und des dichters absichten dann ausnahmelos durchzuführen haben. unter keiner bedingung dürfen mehr die von Anastasius Grün besorgten, ganz gewissenlos vernachlässigten drucke die grundlage abgeben. aber auch Castles ausgabe im Insel-verlag genügt dem strengen richter in diesem puncte nicht. eine abschließende textkritische ausgabe von Lenaus gedichten ist obendrein deshalb so schwer, oder sogar fast unmöglich, weil die handschriften weit verstreut sind und von den besitzern ungern auf ausreichende zeit hergeliehen werden. begreiflicherweise übrigens, da wir II 11 erfahren, dass selbst aus der obhut der belgischen akademie der wissenschaften während des krieges kostbare anvertraute Lenau-handschriften entwendet worden sind.

Wenn nun B. so wie ich mitgeteilt habe über den wert der Lenauschen zeichensetzung und die gänzliche belanglosigkeit seiner orthographischen willkür urteilt, dann ist es schlechterdings unbegreiflich, warum er, seinem eignen ergebnis widersprechend, in seiner 'Textkritik' dennoch die zufälligkeiten der

rechtschreibung aus den verschiedenen ausgaben (*gieng* und *ging*, *Schäferinn* und *Schäferin* usw.) zu vielen vielen hunderten bucht. hier ist viel mühe und raum zwecklos vergeudet worden.

Die anlage von B.s buch ist sehr unpraktisch; es ist aufserordentlich mühevoll und oftmals ganz unmöglich, in der 800 seiten langen darstellung den ort zu finden, wo ein gedicht das man sucht besprochen ist. B. citiert nämlich nach der ausgabe von Castle, die von den gedichten weder ein alphabetisches verzeichnis der anfangszeilen noch der überschriften bringt. er selbst druckt nun zwar II 217 ff ein verzeichnis der überschriften ab; dieses verweist aber nur auf die 'Textkritik', nicht auf die 'Chronologie' im zweiten und den darstellenden teil im ersten bande. umgekehrt gibt nur der darstellende teil, nicht aber die 'Chronologie' und nicht die 'Textkritik', die citate nach Castles ausgabe an. es kann daher oft eine viertelstunde dauern, bis man ein gedicht in allen drei abteilungen bei B. und aufserdem bei Castle aufgestöbert hat. und oft ist jede mühe vergebens. denn wer vermag Lenausche gedichte aus den überschriften zu identificieren? zwei, drei, bisweilen vier gedichte sind betitelt: 'An *', 'An den Frühling', 'Einsamkeit', 'Erinnerung', 'Frage', 'Guter Rat', 'Herbstgefühl', 'Meeresstille', 'Wunsch', 'Zuflucht'. und selbst wo kleine abweichungen des titels vorhanden sind: wer kann nach der blofsen überschrift gedichte unterscheiden wie; 'Aus!', 'Dahin!', 'Eitel nichts!' 'Ohne Wunsch', 'Vanitas', 'Vergänglichkeit', 'Vorbei', 'Zu spät!' oder: 'Der Lenz', 'Frühling', 'Frühlingsblick', 'Frühlingsgedränge', 'Frühlingsgrüfse', 'Frühlings tod', 'Im Vorfrühling', 'Lenz', 'Liebesfrühling', oder: 'An meine Rose', 'Das Rosenmädchen', 'Die Nonne und die Rose', 'Die Rose der Erinnerung', 'Meine Rose', 'Welke Rose'? wenn ein so monotoner dichter wie Lenau (worüber später noch ein wort) im gegensatz etwa zu Rückert oder Heine den ehrgeiz hat, jedem seiner lieder eine überschrift zu geben, er dabei aber gar keine erfindungsgabe verrät, dann muss der verfasser eines buches von 1000 seiten auf hilfsmittel für den leser sinnen. und das mindeste wäre ein alphabetisches register der gedichtanfänge mit hinweisen auf alle drei abteilungen des werkes gewesen.

Nun zum inhalt des buches. es steht allerlei neues material darin: ein brief Lenaus an Schleifer vom 7. februar 1832 (I 250 ff), einer an K. E. Bauernschmid vom 30. jan. 1843 (I 706 f), ein bisher nur in der Oesterr. Rundschau 25, 107 veröffentlichtes gedicht 'Auf dem Hochberg' (I 421). am wertvollsten sind die aufzeichnungen Max Löwenthals (II 11 f und 175—213). sie reichen vom 17. sept. 1837 bis 1. nov. 1838, so dass sich die von Ed. Castle 1906 veröffentlichten unmittelbar an sie anschliefsen.

Durchweg ist B. gründlich unterrichtet und in der Lenau-

litteratur völlig belesen; er hat sich viele briefe und besonders die gedichte, so weit es möglich war, in der originalhandschrift besorgt und kann daraus manche textbesserung mitteilen. in einzelheiten erweist er sich auch als kritisch. merkwürdig absprechend ist er gegen alles was Schurz berichtet. dagegen versteht man es, dass er Lenau gegen den unverstand französischer beurteiler, besonders Reynauds, in schutz nimmt. aber eine ironische abfertigung wäre hier viel würksamer gewesen, als die miene des gekränkten die B. so oft zeigt. manche biographische einzelheit, schon bei Berta Hauer, bei Lotte Gmelin, aber auch durch das ganze leben Lenaus hin wird richtiggestellt, einige datierungen bei widmungsgedichten und liebesliedern (I 329; 372 ff usw.) kundig ermittelt.

Viel raum gönnt B. der darlegung von Lenaus geistigen interessen. wird auch das ganze seiner philosophischen ausbildung nirgends klar entwickelt, so sieht man doch die unmittelbare würkung F. X. Baaders in den gesprächen von 1837/8. die nachweise, wie stark der eindruck der werke Gottl. Heinrichs von Schubert (I 275 f. 288 f. 436 uö.) gewesen, ist ebenso lehrreich wie der hinweis auf Martensen oder auf Hegel (I 609 ff). altbekanntes wird hier vertieft und ergänzt. Lenaus Spinozalectüre von 1831/2, durch die er sich zu einem froheren handelnden menschen aufraffen wollte (I 235. 263), wird ebenso beleuchtet, wie anderseits 1835 (I 424 ff. 456 ff.) der einfluss Herbarts auf Lenaus religiosität und damit die überwindung des bisherigen Spinozismus, des 'pantheistischen luders'.

Ebenso eifrig ist B. bei dem nachweis, wie sehr sich Lenau an andern dichtern gebildet hat. gewis kann durch solche untersuchungen manche datierung von gedichten gestützt werden. es ist auch klar, dass Lenau, besonders in der jugend, stark von Klopstock, Hölty, Bürger, Schiller (I 560), Lamartine abhängig war. aber vielfach verirrt sich B. doch auch beim aufstechen solcher 'parallelen'. I 91 zb. handelt es sich in dem gedicht 'Am Bette eines Kindes' bei *ernsteren* und *dichteren* nicht um sogenannte Klopstockische comparative; denn der tod ist würklich ernster als sein bruder, der schlaf; und der schleier des todes ist tatsächlich dichter als der des schlafes. vollends I 86 anm.: wie sollte da ein einfaches *es pickt die Pendeluhr* durch Höltys 'Armen Wilhelm' angeregt sein, wo es sich bei dem älteren dichter doch um die 'totenuhr', den klopfkäfer, anobium pertinax, handelt! — energischen widerspruch äufsert B. durchweg dort wo man seinem dichter Byronismus nachsagt; und hie und da hat er gewis recht: Lenaus 'An mein Vaterland' (I 280) hat zb. nichts mit 'Childe Harold' zu tun. aber an dutzenden von stellen ist doch der einfluss Lord Byrons gar nicht zu leugnen; und da bleibt B. jede erklärung schuldig.

Ich möchte nun eine gewissenhafte prüfung, wie viel ein

dichter einem früheren meister entleiht, gewis nicht unterschätzen. in solcher nachahmung kann gelegentlich ein dank, ein bekenntnis liegen; es kann sich darin wesensverwantschaft zweier künstler aussprechen. aber das eben muss unterscheidend erwiesen werden. die bloſse nebeneinanderstellung zweier gedichtstellen sagt an sich noch nichts. bei Lenau, diesem grundmusikalischen menschen, scheint mir nun sehr häufig, worauf wol noch nie hingewiesen ist, die lebhafte schallerinnerung, ganz unabhängig vom sinn, würksam gewesen zu sein. ihm klingt beispielsweise unbewust die Fauststelle (1. teil, v. 638 f) im ohr: *Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle, Erstarren in dem irdischen Gewühle*; und nun reimt er in dem gedicht 'Zu spät: *Die holden Träume, seligen Gefühle, Erstarben in der bangen Sommerschwüle.* dass B. für solche züge eines ausgesprochenen akustikers kein augenmerk hat, scheint mir ein mangel.

Dann aber ein weiteres bedenken: darf man gedichte so auseinanderreiſsen und einen einzelnen vers hüben und einen entsprechenden drüben als beweismaterial einfach neben einander stellen? vor langen jahren haben wirs ja alle einmal so gemacht und müssen an die brust schlagen. aber es ist doch in der interpretationskunst vieles anders geworden. B. steht offenbar noch auf dem standpunct von 1890. das was nun schon seit vielen jahren an deutschen universitäten mit hingebendem bemühen geübt wird, der versuch mit allen mitteln und so weit es möglich ist zu dem wesenskern eines dichters vorzudringen und selbst in der einzelinterpretation stets das gesamte kräftespiel seiner seelischen anlagen aufzudecken, — die fähigkeit, eine solche aufgabe zu lösen, scheint B. versagt zu sein.

Und damit rücken wir dem grundmangel seines werkes näher. es ist unendlich vieles vorhanden: an irgendwelchen stellen wird von allen äuſseren lebensumständen Lenaus, von freundschaften und liebeserlebnissen, von gelesenen büchern, von wanderungen und vielem mehr berichtet. breit angelegte, gewis sehr mühselige collectaneen mögen dazu gehört haben, das alles zusammenzubringen. aber die durchdringung fehlt. durch dieses labyrinth von sonderbeobachtungen führt keine leitschnur. man braucht nur einmal in dem abschnitt 'Chronologie' die kurzen bemerkungen zu lesen, die den einzelnen zeitlich geordneten gedichten beigefügt und ein kurzer auszug aus den darlegungen des ersten bandes sind. ich gebe proben, indem ich auf gut glück zwei kleine reihen solcher charakterisierender bemerkungen, so wie sie unmittelbar auf einander folgen, mitteile; vom anfang und vom ende des verzeichnisses. was von anführungsstrichen eingefasst wird, bezeichnet immer die charakteristik je eines gedichts oder die begründung für seine chronologische einordnung an der jeweiligen stelle: 'Nach Schiller-Bürgerschem muster'; 'Veranlasst durch eine halsentzündung';

'Im briefe an Kleyle vom 26. märz 1826'; 'Dasselbe thema wie das vorige'; 'Vermutlich aus dem sorgenvollen frühling des jahres [1826]'. oder: 'Angeregt durch die damalige beschäftigung mit einem trauerspielstoffe'; 'Brief an Emilie Reinbeck vom 14. dezember'; 'Übereinstimmendes im brief an G. Kolb aus dem februar 1843'; 'Bezug auf Heines Atta Troll'; 'Bei einer am 17. april stattgefundenen feier gesprochen'. — ich weifs nun sehr gut: bei diesen kurzen notizen handelt es sich für B. nur um die begründung der angenommenen zeitfolge; und da müssen alle beweise willkommen sein, directe und indirecte, stilistische und biographische, beweise aus erster wie aus zweiter und dritter hand. und es ist für die 'chronologie' genug geschehen, wenn man das einzelne gedicht an seine richtige stelle gesetzt hat. aber — und da beginnen nun ernste bedenken — dasselbe bunte und planlose durcheinander von betrachtungen und begründungen durchzieht auch den ganzen ersten band, die 'geschichte' der lyrischen gedichte. B. sieht die dinge immer nur von aufsen an. behandelt er ein gedicht nach dem andern (oft nur in einer dürftigen inhaltsangabe mit ein paar versproben), so behauptet er zwar zu widerholten malen, dies oder jenes lyricum gehe auf dies oder das erlebnis zurück; er teilt aber fast regelmäfsig nur ein ereignis mit und macht über den weiten weg, der von diesem äufseren anlass zu dem gedicht führt, keine andeutung. wie es kam, dass das ereignis zum seelenerschütternden, phantasie-erregenden erlebnis und dies erlebnis zum motiv eines gedichtes wurde, das findet der leser nie erörtert. denn nie kommt B. auf das ganze von Lenaus begabung zu sprechen. dass hier wie bei jedem würklichen dichter eine von der natur vorbestimmte künstler-individualität vorhanden war, die durch übung und pflege nur fruchtbar gemacht, aber nicht erzeugt werden kann, kommt nirgends zum ausdruck. B. umkreist Lenaus lyrik nur von ferne; er fingert an der peripherie umher. bisweilen legt er die hand auf eine stelle wo würklich etwas zu beobachten ist. aber er gibt dem beobachteten keine tiefere deutung. die grundlegenden fragen: was ist das besondere von Lenaus begabung? durch welche einwürkungen, förderungen oder hemmungen hat sich diese anlage günstig oder ungünstig, vollständig oder nur teilweise entwickelt? wodurch verraten Lenaus gedichte die besonderheit dieser veranlagung und entwicklung? — alle diese fragen werden bei B. nie im zusammenhang beantwortet. ja, es wird dazu nicht einmal anstalt gemacht, mit keinem mittel, nicht mit philologischer, historischer, philosophischer, psychologischer oder ästhetischer betrachtung.

Vereinzelte bemerkungen sind sehr gut. ich greife nach zufall ein paar heraus. I 59: 'Das glück reizt Lenaus muse nicht, nur das unglück weckt sie, und das erlebnis würkt nur ganz ausnahmsweise unmittelbar bei ihm'. I 453: 'Die melan-

cholie verband sich bei ihm mit dem willen zum schmerz. dieser ist die treibende kraft in seinem leben und dichten ... der schmerz war sein erbteil, seine lebenserfahrung, sein lebenselement; er wurde auch sein lebenszweck. er betrieb ihn wie einen beruf und entwickelte eine unvergleichliche fertigkeit in der pflege desselben, er schwelgte darin bis zur verzückung'. solche zwar nicht ganz unanfechtbaren, aber im ganzen richtigen beobachtungen finden sich hier und da. sie bleiben aber so sehr freischwebende zufallsbemerkungen, dass B. beispielsweise bei einem der jähen stimmungsumschläge Lenaus (I 190) bekennen muss: 'überraschend genug lautet der erste brief', während er bei tieferer seelenkenntnis wahrscheinlich hätte sagen dürfen: 'solch ein brief überrascht uns bei einem dichter wie Lenau gar nicht'. — der vf. gerät auch bisweilen, weil er der charakteristik Lenaus keinen festen unterbau gegeben hat, mit sich selbst in widerspruch. so müht er sich zb. I 218 f., einen äufseren grund nach dem andern für Lenaus verhalten zu Lotte Gmelin in den jahren 1831/2 beizubringen: unsicherheit seiner zukunft, verlust des grofsväterlichen erbes, sehnsucht nach Amerika, syphilitische ansteckung. mit einem schlage aber wirft er dann, unter berufung auf Betty Paolis worte über Grillparzer, alles wider über den haufen und unterschreibt die worte der menschenkundigen österreichischen dichterin: 'Solche stimmung wird durch keine äufseren erlebnisse ... hervorgerufen; sie erzeugt sich nur in den tiefen der eignen brust'.

So vermag denn auch die vermutung des gutherzigen Karl Meyer (I 229), dass Lenaus schwermut sich aus seiner grüblerischen beschäftigung mit der philosophie herschreibe, uns nicht weiterzuführen. denn kein mensch kann sich ein philosophisches bekenntnis oder eine lebensanschauung nach gutdünken wählen oder fertig anlernen und beim erlernen trübsinnig werden. sondern auch solche beschäftigung erwächst aus neigung und angeborener anlage. und so stellt sich immer wider die forderung ein, erst einmal die seelische structur Lenaus zu ergründen. das hätte in B.s buch geschehen müssen. an hundert stellen erfahren wir da von des dichters leichter erregbarkeit, von seinem hastigen wechseln mit den lebensplänen, seiner unstäten lebensführung, der sinnlichen entzündbarkeit, dem glauben an einen dämon des unglücks der in ihm wohne, der nachgiebigkeit gegen stimmungen, dem jähen wechsel von hoffnungsfrische und verzagtheit, den selbstvorwürfen und der selbstverkleinerung. wir hören dass sentimentale damen und männer mit occultistischen neigungen Lenaus hang zur trauer verstärken; und dass seine phantasie alles was er sich vorstellt zur äufsersten, grausamsten folgerung verzerrt: die untreue geliebte sieht er vor sich als ein weib das ihn noch obendrein verhöhnt; ein freund der nicht schreibt, erscheint ihm als ein sterbender; er selbst glaubt an unheildrohende tage und findet

4*

in seiner seele einen 'unerschöpften vorrat von dolchen und pfeilen'. alles im einzelnen ganz richtig. aber die synthese fehlt; aus den vielen steinen wird kein bau. ob man die gesamtanlage des dichters, wie B. hier und da tut, als 'melancholie' im rechten medicinischen sinne bezeichnen darf ('schwermut' soll wol dasselbe sagen), weifs ich nicht. es scheint mir dieser diagnose, wenigstens zu anfang der dreifsiger jahre des jahrhunderts, also z.zt. der ersten anknüpfung mit den schwäbischen dichtern, der pläne-reichtum des dichters, seine immer neue initiative zu widersprechen. doch hat hier der arzt das wort. schneidet man solche fragen aber an und zieht man aus ihnen folgerungen für zahlreiche gedichte Lenaus, dann muss man — selbst unter mithilfe andrer wissenschaften — auch ernst machen und die frage beantworten, ob alle diese einzelzüge auch richtig beobachtet sind und eine einheitliche gesamtcharakteristik ergeben. diese untersuchung vermiss ich bei B.; und weil sie fehlt, kommt auch über die verschiedenen frauen die in Lenaus leben getreten sind nichts seelenkundlich aufschlussreiches, nichts auf den grund dringendes, die einzelnen gestalten unterscheidendes zutage. zwischen der sanften, befriedenden nähe Lotte Gmelins und dem meines erachtens für diesen dichter gradezu katastrophalen, launischen verkehr mit der stark auf sich selbst bedachten, künstereichen, berechnenden Sophie Löwenthal tritt kaum ein unterschied hervor, ein grundsätzlicher gewis nicht. erst ganz am ende des buches (I 765 f) wirft B. die frage auf, ob die leidenschaft für Sophie nicht vielleicht pathologischen charakter gehabt habe. aber da kommt solche erwägung zu spät. einzig die verlobung mit Marie Behrends sucht B. aus den seelischen voraussetzungen aller beteiligten heraus zu begreifen, weil er das urteil widerlegen will, als sei diese verbindung übereilt geschehen und schon als ein erstes anzeichen von Lenaus krankheit zu deuten.

Auf so unsicherem grund kann nun natürlich keine geschichte von Lenaus lyrik stehn. man erkennt denn auch vielfach (zb. I 326 f) B.s ratlosigkeit. wider bringt er vereinzelte zutreffende bemerkungen: I 520 'Der so überaus feinfühlige melancholiker barg in seiner seele eine starke vorliebe für alles rein instinctive, ursprüngliche, gewalttätige im menschenleben und in der natur'; I 527 'Der finsteren brust des melancholikers entströmen die erhabensten trostgedichte'; mit recht wird I 694 nachdruck auf Pfizers kluges wort von der 'melancholischen skepsis' Lenauscher dichtung gelegt. aber wider bleibt auch alles dies eine sammlung von einfällen, die sich nicht zu einer gesamtcharakteristik verdichten.

Nun geschieht aber noch etwas verhängnisvolleres: B. weifs seine einzelbemerkungen über Lenaus charakteranlage und leben und seine einzelbemerkungen über Lenaus gedichte nicht von einander zu trennen; sie geraten durcheinander. so kommt es

dass B. I 291 aus dem gedicht 'Der Postillion' einen widerwillen des dichters gegen die amerikanische landschaft herauslist, oder dass er einen abscheu Lenaus vor den Amerikanerinnen in die gedichte von der Sennin (I 295) hineindeutet. solche gefühle hat Lenau gehabt, kein zweifel; aber in den gedichten steht davon nichts; die ernüchterung und den ekel, unter denen Lenau in Amerika leiden muste, hat er offenbar als unkünstlerisch von seinen gedichten fast ganz ferngehalten. was aber der dichter getrennt hat, das soll der interpret nicht durcheinander wirren; ungeformtes leben und formvolle kunst sind getrennte gebiete. ein satz wie I 313: 'Als seitenstück zu dem gedichte kommt der brief vom 16. oct. 1832 in betracht' ist der tod jeder wahren interpretation. denn einen nicht ausdrücklich zum kunstwerk gestalteten brief kann man niemals zum unmittelbaren vergleich neben ein kunstwerk legen, so lange man jedes von beiden als ganzes betrachtet. nur wenn man sie beide zerzupft und eine zeile hüben mit einer zeile drüben parallelisiert, ist es möglich. und diese zerfaserung geschieht nur allzu oft bei B.

Nun möcht ich nicht zu sehr ins einzelne gehn. fragen, wie die, ob Lenaus dichtung innerlich wahr oder unwahr ist, dann die erörterung von des dichters stellung zur natur (es kommen besonders die seiten B. I 234. 249. 280 in betracht) sind bei dem verfahren das B. einschlägt nicht zu beantworten. ich glaube jedoch, der grund dafür dass dem vf. so manche einzeldeutung, vor allem aber die gesamtwürdigung Lenauscher lyrik mislingt, ligt tiefer. wenn wir I 16 lesen: 'Bevor Lenau die technik der dichtkunst einigermafsen beherschte, konnte dieses geigenspiel, das selbst nur übung war, keine dichtung gebären'; oder I 175: 'Es gehörte eine längere übung, namentlich in der naturdichtung, dazu, um solche heidebilder zu schaffen'; oder I 337: das gedicht 'Waldgang' 'ist ein rückgedenken an das liebesverhältnis zu Lotte und aus verschiedenen erinnerungen, wie der dichter sie seiner familie in Wien erzählt haben mag, zusammengestellt', so setzt das eine auffassung vom künstlerischen schaffen voraus, die jenseits aller erörterung steht. in diesem urteil wird man bestärkt, wenn man gewahrt, wie unsicher das stilgefühl B.s ist. er teilt I 51 ein vergessenes jugendgedicht Lenaus 'Das Ideal' mit und bespricht I 72 das dritte abendbild (Castle s. 87, nr 2); in beiden glaubt er mit berufung auf einzelne wörter und wendungen starke abhängigkeit von Klopstock zu erkennen. das mag richtig erscheinen, so lange man wörter neben wörter stellt. nimmt man aber die beiden gedichte im ganzen und weifs man bei dem ersten von ihnen auch nur die überschrift richtig zu bewerten, so ist man etwa ein halbes jahrhundert von Klopstocks bester zeit entfernt und ganz im umkreis der almanachpoeten und jener verweichlichten lyrik, die von Hölty und Claudius über Matthisson etwa zu Friederike Brun leitet. voll-

ends für die befreiung Lenaus von solchen einflüssen hat B. gar keinen sinn. I 73 ff werden das 'Bruchstück einer Ode' und das gedicht 'Am Grabe Höltys' so besprochen, als ob sie beide schülermäſsige erstlingsleistungen seien, während doch jedem tiefer schauenden leser sofort klar wird: 'Am Grabe Höltys' ist ein liebenswürdig unselbständiger centone aus lauter phrasen und motiven des elegischen Haingenossen; auch der vorgespiegelte tatbestand ist reines hirngespinst, Lenau hat nie an Höltys grab gestanden. im 'Bruchstück einer Ode' jedoch bot das leben dem dichter ein motiv das ihn ergriff; und sofort befreit sich sein blick und seine sprache, neue teilmotive erscheinen (*Der Stadt Getös ward banges Gemurmel; Das groſse Werk des Brüdervereins der streng geschiedenen Völker* ua.), denen gegenüber das eine 'donnerwort' gar nichts bedeutet, das obendrein nicht klopstockisch, sondern seit Rist gemeingut ist. — Auch das rhythmische gefühl, der sinn für die melodie der verse ist bei B. nicht entwickelt; man braucht nur I 173 ein 'rhythmisches schema' anzusehen oder I 245 die behauptung, ein gedicht von 4 sechsreihigen strophen, das Lenau fälschlich als sonett bezeichnet, das aber keins ist, rechtfertige 'einigermaſsen' diese bezeichnung wegen seiner 'reimverschränkung'. da kann es denn wol gar passieren, dass wir I 25 lesen müssen, Klopstock gebreche die schönheit des rhythmus und der harmonische wollaut. — es ist mir an vielen stellen von B.s buch die vermutung gekommen, dass dem vf. auf dem gebiet robusterer, wenig complicierter kunst, besonders der erzählungskunst, vielleicht gröſseres gelingen beschieden sein könnte; für die empfindlichen gebilde der lyrik, besonders auch Lenauscher lyrik, mangelt ihm offenbar die nötige zartheit der tastorgane.

So mag denn vielleicht auch B.s gesamturteil über Lenau nicht nach jedermanns sinne sein. es läuft an vielen stellen und so auch noch in der schlussbetrachtung I 784 f auf eine rettung dieses dichters hinaus. darüber lieſse sich streiten, wenn für eine debatte der boden durch B.s buch bereitet wäre, wenn der mensch oder der künstler Lenau neu oder gar entscheidend gedeutet wäre. aber das eben vermisst man an B.s leistung.

Es ist doch nicht zu leugnen, dass Lenau sehr in der gunst der leser verloren hat, dass zwar etwa 50 seiner gedichte, die geschenke glücklichster stunden, weiter leben, die meisten aber unrettbar der vergessenheit verfallen sind. und wider wäre die grundfrage zu beantworten, ob die ursache dieses schnellen veraltens nicht vielleicht in unüberwindbaren hemmungen und begrenztheiten des menschen und künstlers Lenau zu suchen ist. B. selbst weist, freilich an ganz versteckter stelle (I 240, anm. 2) und wider ohne die nötigen folgerungen zu ziehen, auf die 'eintönigkeit' hin, die Schwab unter Lenaus eigner zustimmung diesen gedichten vorwarf.

Solcher tadel ist würklich zutreffend. Lenaus motivschatz und auch der umkreis seiner stimmungen ist sehr gering. ist man erst einmal auf die ewige widerkehr der rose und der nachtigall aufmerksam geworden, dann wird man ihrer so überdrüssig wie der liebe und des weins bei den Anakreontikern. eine armut ligt auch darin, dass in zeitlich benachbarten gedichten sehr oft die gleichen motive und wendungen erscheinen; und es ist zu bezweifeln, ob B. seinem dichter einen besonderen dienst erwiesen hat, wenn er uns über solche widerholungen besonders eingehend unterrichtet, abermals ohne diese zwangsläufigkeit innerlich zu erklären.

Die monotonie bei Lenau zeigt sich auch im metrischen; fast ein drittel all seiner gedichte (ich zähle 115) ist in müden trochäen abgefasst. und auf die gedicht-anfänge achte man einmal und vergleiche sie etwa mit dem reichtum Goethes, wobei rund 400 Lenauschen etwa 3600 Goethische gedichte an die seite treten. ich greife beliebige beispiele heraus. Lenau beginnt gedichte: *Schon hat der Lenz verblüht; Schon ist der Berge Purpurglut verglommen; Schon seh' ich Hirt' und Herde; Schon sieben Jahre treibst du dies wunderliche Wandern; Schon verrauscht der Tag; Schon weht es kühler auf Erden; Schon zerfließt das ferne Gebirg mit Wolken; Schon zog vom Wald ich ferne wieder,* während Goethe bei etwa neunmal so großer zahl einen solchen anfang eines gedichtes mit *Schon* nur in seiner jugendode 'An Zachariä' und vier epigrammen kennt. oder Lenausche gedichte heben an: *Durch Blüten winket der Abendstern; Durch den Hain mit bangem Stoße die Gewitterlüfte streichen; Durch den Wald, den dunkeln, geht Holde Frühlingsmorgenstunde; Durch einen schmalen Felsenritz Siehst du am Himmel Nacht und Blitz; Durchs enge Tal nachts irret ein Wanderer; Durchs Fenster kommt ein dürres Blatt,* wo *durch* stets so viel wie 'durch—hin', niemals 'vermittelst' oder ähnliches bedeutet; bei Goethe in sechzigjährigem schaffen ist eigentlich nur ein analoger fall ('Musensohn') zu nennen; denn zwei epigramme scheiden ebenso wie der unbedeutende Divanspruch *Durch allen Schall und Klang* und die verse an Mellish *Durch Vermittlung einer Teuren* von der eigentlichen lyrik aus. am einförmigsten würkt bei Lenau, dass er in der ersten zeile so oft eine ortsbezeichnung oder ähnliches nackt hinstellt, wie der dramatiker eine scenische angabe über einen act seines dramas schreibt, und dass er dann erst mit einem geschlossenen satz fortfährt: *Sonnenuntergang, Schwarze Wolken ziehn; Hohe Klippen, ringsgeschlossen, Wenig kümmerliche Föhren* usw.; *Trübe Wolken, Herbstesluft, Einsam wandl' ich meine Straßen; Wirres Durcheinanderwallen In den lichten Säulenhallen* usw.; *Stille! — jedes Lüftchen schweiget; Der Morgen frisch, die Winde gut, Die Sonne glüht so helle; Tiefe Nacht; — der stille Vollmond Hebt sich jenseits von den Auen; Schlaflose Nacht, der Regen rauscht;*

Betäubendes Erzgerassel, Und sprühendes Feuergeprassel, Hoch kommen die Dämpfe geschnoben; Wild verwachsne dunkle Fichten, Leise klagt die Quelle fort; Stoppelfeld, die Wälder leer, Und es irrt der Wind verlassen; Kühl herbstlicher Abend, es weht der Wind; Rings ein Verstummen, ein Entfärben, — Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln. solcher einförmigkeiten lässt sich noch eine ganze reihe nachweisen. sie deuten auf eine künstlerische bequemlichkeit und energielosigkeit, vielleicht auch auf geringe erfindungskraft hin. bei regsameren dichtern wären sie unmöglich.

Und auf die gleiche willensschwäche ist möglicherweise — das alles gilt es in einer gesamtcharakteristik und 'geschichte' der lyrik Lenaus zu ergründen — die compositorische uneinheitlichkeit so mancher seiner gedichte zurückzuführen. B. erwähnt diesen mangel wol gelegentlich, zb. bei der 'Heidelberger Ruine' (I 287); aber er erklärt ihn wider nicht. ist er verursacht durch fragmentarisches schaffen, durch eine art von klebearbeit? ist er einfache nachlässigkeit? ist er, wie Auerbach meinte, eine ermüdungserscheinung aller neuösterreichischen lyriker? oder fällt er nur Lenau zur last, dem leicht erlahmenden? auf keine dieser fragen gibt B.s buch antwort, immer wider deshalb, weil der vf. die gedichte blofs von aufsen anschaut; gedichte aber 'sind gemalte fensterscheiben'. auch den musikern sind bisweilen die matten ausgänge Lenauscher lieder, selbst der besten, unbequem geworden. das dritte der Husarenlieder zb. schnappt plötzlich ab; und Rob. Schumann muss, um es abzurunden, die erste strophe noch einmal ans ende stellen. oder, eines der schönsten gedichte Lenaus, das erste lied 'An die Entfernte': mit strophe 3 würde das vierstrophige lied syntaktisch, aber nicht der stimmung nach enden können; eine vierte strophe scheint erforderlich. aber die würklich vorhandene vierte sieht wie angeklebt aus; sie dreht sich nicht im gelenk des liedkörpers, sondern hängt schlaff herunter. und nun ist es aufschlussreich und würkt bestätigend: Mendelssohn, als er die ersten drei strophen auf éine melodie componiert hatte, weifs als musiker mit der vierten ebenfalls nichts anzufangen; auch bei ihm lahmt sie, klappt nach und hat kein rechtes gefüge.

So stellen sich, wenn man das ungeheuerlich dicke buch von B. durchgearbeitet hat, überall erst die probleme ein; keines ist recht angeschnitten, keins gelöst.

Die monotonie Lenaus scheint auch auf den geschichtschreiber seiner lyrik gewürkt zu haben; die gleichförmigkeit des vortrags ermüdet sehr. aber noch mehr: der vf. scheint in Belgien auch einen teil seines gefühls für die deutsche sprache verloren zu haben. manchmal klingt ein satz, als sei er ungeschickt aus dem französischen übersetzt: I 649 Es ist wahrscheinlich auch um diese zeit, dass er ihr die verse ins album schrieb; I 644 Dort fand er ein brieflein, am kopfe dessen die gemalte blume

fehlte; I 527 Sie grämte sich über ihre kinderlosigkeit und über ihr ganzes dasein, als ein darum verlorenes; I 364 Gewohnt, die landschaft stets in einem seelischen zustande zu sehen, erscheint ihm eine enge schlucht wie eine tiefe wunde; I 87 Gerade die wenig vorhandenen zeugnisse zeigen dieses deutlich in bezug auf Lenau; ähnlich I 21. 82. 211. 222. 295. 389. 765 uö., von entgleisungen und geschmacklosigkeiten wie I 208. 333. 475. 507 ua. abgesehen. auch im einzelnen ist der ausdruck oft erstaunlich. wie kann man das feine verhältnis zu Lotte Gmelin (I 218), die schmerzenreiche liebe zu Sophie Löwenthal (I 454), die kurzen leidenschaftlichen beziehungen zu Caroline Unger (I 524) unterschiedslos als 'liebschaften' bezeichnen und I 340 gar von einer Lotte-liebschaft sprechen! und wie seltsam bildet B. von den eigennamen Schurz und Wolf die adjective 'Schurzesch' und 'Wolfesch'!

Zusammenfassend darf man wol sagen: wir wollen dankbar sein für das was an dem buche brauchbar ist, für die hunderte von einzelheiten die da verstreut sind. ein künftiger biograph Lenaus wird sie verwerten, wenn er dabei auch unsäglich viel überflüssiges und langweiliges mit in kauf nehmen muss. das werk hält das versprechen seines titelblattes nicht, es bringt keine geschichte von Lenaus lyrik, sondern nur vorarbeiten dazu, studien zur datierung der gedichte Lenaus. der vf. hätte genau denselben inhalt viel besser in gestalt einer kritischen ausgabe der gedichte Lenaus geben können, die er nach ihrer zeitfolge geordnet und mit textgeschichtlichem apparat und historisch-kritischen anmerkungen versehen hätte, dh. mit anmerkungen durch die die richtigkeit der chronologie erwiesen worden wäre.

Leipzig. **Albert Köster.**

LITTERATURNOTIZEN.

Die kindersprache, eine psychologische und sprachtheoretische untersuchung von **Clara** und **William Stern** [Monographieen über die seelische entwicklung des kindes I]. zweite, um ein nachwort und eine beobachtungsanleitung erweiterte auflage. Leipzig, J. A. Barth 1920. XII u. 429 ss. 8⁰. — Ich darf mich bei der besprechung dieses wichtigen werkes kurz fassen, da sein hauptteil einen unveränderten neudruck der ersten, 1907 erschienenen auflage darstellt und da die verfasser ohne zweifel recht haben, wenn sie s. 420 schreiben: 'In den zwölf jahren seit erscheinen der ersten auflage ist eine ziemlich umfangreiche litteratur über themen der kindersprache erschienen ... soweit wir sehen, sind diese veröffentlichungen als willkommene, zum teil sehr wertvolle ergänzungen und erweiterungen des inhalts unseres buches zu betrachten; dagegen wird dieser

inhalt durch sie nicht eigentlich überholt oder in wesentlichen puncten als irrig erwiesen'. — Man hat in der tat den eindruck, dass eine reihe derjenigen probleme, die bisher in der litteratur über die kindersprache im vordergrund standen, durch Sterns klare, besonnene und auf reichhaltigem beobachtungsmaterial ruhende ausführungen ihrer lösung zugeführt oder wenigstens nahe gebracht sind. dies gilt vor allem von der frage der spontanen worterfindung, in der wol nunmehr der standpunct derjenigen autoren, die die sprachliche schöpfungskraft des kindes wenn nicht direct leugnen, so doch sehr gering einschätzen, als der richtige erwiesen ist. auch die ansicht, dass bei der sprechtätigkeit des kindes der anteil der affectiven wunsch- und begehrungsregungen weit gröſser ist als der des intellects, darf wol als endgiltig festgestellt gelten.

Nicht ohne beschämung muss man den verfassern auch dort recht geben, wo sie über den unverhältnismäſsig geringen anteil klagen, den die zünftige sprachwissenschaft an der erforschung der kindersprache nimmt. es besteht für mich kein zweifel, dass es nun, da die psychologie eine reihe der bisher behandelten probleme ihrer lösung zugeführt hat, aufgabe der sprachforschung wäre, neue fragen aufzuwerfen. zum beispiel glaub ich, dass die lehre von der wortbildung wichtige impulse erhalten könnte, wenn man ernstlich an die frage herangienge, unter welchen psychischen und äuſseren verhältnissen beim kinde der drang entsteht, durch selbständige combination aus dem vorhandenen material an wortstämmen und ableitungselementen neue ausdrucksmöglichkeiten zu gewinnen, und welche voraussetzungen nötig sind, damit ein bestimmtes wortbildungselement productiv werde.

Wichtige aufschlüsse principieller art lieſsen sich auch wol erlangen, wenn man die beobachtung nicht auf das kind allein beschränkte, sondern die sprachliche wechselwürkung zwischen dem kind und seiner erwachsenen umgebung einer systematischen feststellung unterzöge. man darf ruhig annehmen, dass es kein elternpaar gibt, das nicht vom augenblick der geburt an, ja vielleicht schon früher, in seinen sprachgewohnheiten, soweit sie sich auf das neue familienmitglied beziehen, irgendwelche änderungen platz greifen lässt. es entsteht mit dem eintritt des kindes in die familie eine art sondersprache, an der sich im engsten kreis so ziemlich alles beobachten lässt was wir für die sprachliche entwicklung gröſserer gemeinschaften wissen müssen: wie das auftauchen bisher nicht vorhandener gegenstände und tätigkeiten zur erweiterung des wortschatzes zwingt, wie der gesteigerte affectwert aller mit dem kinde zusammenhängenden vorstellungen zur schaffung neuer ausdrucksmöglichkeiten anregt, wie der gleiche factor eine deutliche verstärkung des sprachlichen nachahmungstriebes nicht nur beim kinde, sondern auch bei den eltern zur folge hat, und vieles andere. — Schlieſslich wäre noch

darauf hinzuweisen, von wie hohem wert es für die sprachwissenschaft wäre, wenn irgend einmal die sprachliche entwicklungsgeschichte eines individuums: nicht, wie dies bisher gebräuchlich ist, nur in seinen ersten lebensjahren, sondern bis ins reifere alter hinein verfolgt würde. wir wissen bisher noch so gut wie gar nichts über die bedingungen unter denen ein individueller sprachstil entsteht, dürfen aber ruhig annehmen, dass, wie jugenderlebnisse überhaupt, auch die ersten sprachlichen eindrücke für die spätere entwicklung entscheidend sind.

Auch für solche weiter ausholende untersuchungen ist natürlich die exacte beobachtung der sprachanfänge von gröster bedeutung, und es ist daher freudig zu begrüfsen, dass die neue auflage eine ausführliche anleitung zur beobachtung der kindersprache gibt, die allerdings durch beschränkung auf die wichtigsten fragen an praktischer verwendbarkeit wahrscheinlich gewonnen hätte. **Hans Sperber.**

Der dreieinige gott in religionsgeschichtlicher beleuchtung von **Dietlev Nielsen.** bd I. Berlin, Gyldendal 1922. 472 ss. 8°. — Woher stammt die trinitätslehre? woher der christl. polytheismus, der durch die späteren concile nur notdürftig verschleiert wurde? woher schon im N.T. die mythologische sacramentslehre, der mythologische Jesus, der heilige geist? gewöhnlich hält man die jüdische religion für die mutter der christlichen. das ist falsch. das judentum ist monotheismus, zwar auch nicht im vollen sinn; 'ein würklicher monotheismus, wie Zaratustra in Persien predigte, kommt auf semitischem boden erst mit Muhamed und Islam rund um 600 n. Chr. zum vorschein'. das christentum ist 'eine mythologische Erlöserreligion wie die gnosis, eine typische mysterienreligion wie der Mithra-, Attis-, Osiris- und Isiscult'. zu dieser 'sonnenreligion' wurde Paulus vor Damaskus bekehrt. die auffallend schnelle ausbreitung der neuen religion datiert von ihrem übertritt aus Palästina auf syrisches gebiet, denn dort verschmolz sie mit der alten syrischen 'Herr'- (κύριος) religion. Jesus wird zum Kyrios, zum Adon, zur zweiten person der gottheit, zur incarnation des göttlichen königs, zum auferstehungsgott.

Die syrische religion ist aber nichts weiter als entwicklung der uralten gemeinsemitischen religion. bisher wuste man mit der grofsen zahl von göttern nichts anzufangen. in würklichkeit gibt es nur drei götter, eine götterfamilie: vater, mutter und sohn, ursprünglich naturgottheiten. vater = mond, mutter = sonne, sohn = Venus. diese altarabische anordnung änderte sich allerdings in der nordsemitischen culturreligion, indem dort die sonne männlich, die Venus weiblich wurde. im alten Arabien spielte nur der vatergott eine rolle. bei den Nordsemiten trat er gänzlich zurück, in den vordergrund dafür der jüngere, der sohn, Marduk, Schamasch, Bel, Baal, Adon, Melek, Mar, Kyrios —

éine gestalt unter vielen namen —, die göttliche projection des königs, der sonnen- und auferstehungsgott, entsprechend dem kleinasiatischen Attis, dem persischen Mithra. die altsemitischen könige sind seine incarnation, später die Seleukiden und Cäsaren. die weibliche gottheit, Istar, die muttergöttin, die bei den Indogermanen die sittliche jungfrau-mutter blieb (madonna), wurde bei den Semiten zur götterdirne, aufserdem zur gattin des sohnes. man ersetzte sie darum durch den heiligen geist, im vierten evangelium durch den parakleten.

Der vf. gewinnt seine überraschenden resultate vor allem durch deutung theophorer eigennamen. aus ihnen ergebe sich die altsemitische göttertrias zur evidenz. aufserdem durch hemmungslose combination. er ist in der religionsgeschichtlichen litteratur sehr belesen, aber er arbeitet mit ihr wie der alchymist in seinem laboratorium. richtiger wäre doch wol die strenge historische methode auf grund genauer kenntnis der einzelnen religionen, und gröfsere verwendung des fragezeichens anstelle fröhlicher behauptungen.

Ob N. die einzelnen semitischen religionen gründlich kennt erscheint mir zweifelhaft. seine kenntnis der israelitischen religion bestreit ich. 'Wir finden bei den Hebräern, da neben Jahwe (Jahu) auch Baal nnd Astart verehrt wurden, die gleiche trias wie bei den Phöniziern'. 'Über die familienbeziehungen zwischen Jahve, der muttergöttin und dem jüngeren Gott ist natürlich im A.T. jede directe überlieferung unterdrückt. aus den personennamen und aus dem niederschlage der mythen in sagen, cultus und der religiösen bildersprache ersehen wir aber, dass auch bei den Hebräern die muttergöttin die gemahlin und der jüngere männliche Gott der erstgeborene sohn Jahves war'. 'Punct für punct kann man nachweisen, dass die jüdische theologie, der glaube an éinen Gott, sich aus einer art tritheismus, aus dem glauben an drei götter, vater — sohn — mutter, entwickelt hat'. leider versucht vf. diesen interessanten nachweis nicht einmal; er lehnt sich vielfach an FrDelitzsch an, mit dem er die abneigung gegen die alttest. religion und deren starke verkennung teilt.

Göttingen. **Hans Duhm.**

J u b i l e e j a u n t s a n d j o t t i n g s. 250 contributions to the interpretation and prosody of old west teutonic alliterative poetry by **Ernst A. Kock** [ur Festskrift utgiven av Lunds universitet vid dess tvåhundrafemtioårsjubileum 1918]. Lund, Gleerup. Leipzig, Harrassowitz (1918). IV u. 82 ss. 8°. — Die hauptmasse der bemerkungen bezieht sich naturgemäfs auf ags. gedichte. die mehrzahl scheint mir unmittelbar evident, manche erklärung geistreich. überall tritt die intime vertrautheit mit dem stil der stabreimdichtung zutage. sie ist auch mehreren Heliandstellen zugute gekommen. alts. Genesis 287 setzt Kock

emikolon nach *an allara selida gihuuem*, hält also offenbar ruhe-
onstruction von *nâhian* für möglich. Hildebrandslied 41 nimmt
r cäsur nach *ewin* an, 61 nach *hregilo* (er bleibt bei dem hsl.
rumen, gewis mit recht). *sind* Muspilli 47 wird als 'kriegszug'
gedeutet, *mord* 93 als 'verbrechen, sünde, böses'. für *vazza* (Musp.
32) vermutet er eine dem nhd. *fassen* und *Fessel* nahekommende
bedeutung. warum aber der wolbezeugte sinn 'last, bürde' nicht
passen soll, seh ich nicht ein.

Gegen die vorgänger die er nennt ist K. meist recht un-
liebenswürdig. er hätte ein gegengewicht schaffen können, wenn
er öfter als es geschehen ist angemerkt hätte, dass seine deu-
tungen auch von andern ausgesprochen worden sind: ags. *ágétan*
hat schon Bugge PBBeitr. 12, 107 für das causativum zu *géotan*
erklärt, und bei den bemerkungen über alts. *sô* als einleitung
von consecutivsätzen und *sô* + negation = 'ohne dass', 'ohne
zu' (s. 43 f) war denn doch auf Behaghel Syntax d. Heliand
s. 317 ff zu verweisen. **M. H. Jellinek.**

Einführung in das gotische. texte mit übersetzungen
und erläuterungen von **Sigmund Feist.** mit 1 tafel [Teubners
philologische studienbücher]. Leipzig, Teubner 1922. VI u. 156 ss.
8°. — 48 m. — Inhalt: I Einleitung s. 1—13 (über die Goten,
Wulfila, die gotischen texte, das gotische alphabet, die aussprache
der gotischen schriftzeichen). II Texte nebst übersetzung und
erläuterungen s. 14—98 (stücke aus den Evangelien, dem Römer-
brief, der Skeireins, proben der unterschriften der urkunden, aus
dem krimgotischen vocabular). III Laut- und formenlehre des
gotischen s. 99—146. — Wörterverzeichnis s. 147—156. bei-
gegeben ist die autotypie einer seite des codex Carolinus.

Man sieht, der zweite abschnitt füllt mehr als die hälfte
des buches. die erläuterungen betreffen vorwiegend die etymo-
logie, syntaktisches und formantisches kommt zur sprache, tritt
aber doch im vergleich zur wortforschung zurück. wer sich
vornehmlich für etymologie interessiert, wird den commentar mit
nutzen studieren.

Aber der grammatische abschnitt hat mich nicht befriedigt.
der vf. hat aufser acht gelassen, dass eine einführung ins gotische
für solche bestimmt ist, die noch nicht gotisch können, für leute,
die nicht so gescheit sind wie wir doctoren und magister, und
von denen nicht vorausgesetzt werden darf, dass sie lücken er-
gänzen, widersprüche lösen, flüchtigkeiten einrenken werden.
s. 106 zb. wird gelehrt, dass für *ƀ, đ, ʒ* schon urgermanisch
nach nasalen, später auch an andrer stelle stimmhafte medien
b, d, g eintreten, s. 114, dass der urgerm. consonantenbestand
im got. im allgemeinen unverändert geblieben ist, dass wir aber
freilich nicht wissen, ob *ƀ, đ, ʒ* überall erhalten oder anlautend
und nach nasalen schon zu medien geworden sind. aber in der
einleitung s. 13 hat der lernende erfahren, dass *b* und *d* im an-

laut und nach consonanten verschlusslaute darstellen. oder s. 116: ō-declination. 'die gotischen endungen sind meist die lautgesetzlich daraus [nämlich: aus den urgerm. endungen] entwickelten (bis auf den acc. sing., der gleich dem nom. sing. ist)'. als urgerm. endung des nom. sg. war -ō, als endung des acc. sing. -ōm angesetzt worden. folgen die paradigmen von *þiuda, sibja, haiþi*. was soll sich der anfänger da denken? ist der acc. *haiþja* gleich dem nom. *haiþi*, und ist das *i* von *haiþi* aus -ō entwickelt? es steht so manches in dem buche, was der vf. nicht niedergeschrieben haben würde, wenn er sich ein wenig zeit zum nachdenken genommen hätte. besonders arg sind fehler in den paradigmen s. 118: *augona, augone, augonam, augona*! s. 143: 3 plur. imperativi *habaina*. nicht als blofse gedankenlosigkeit ist zu werten was der vf. über die auslautsgesetze sagt. er ist nicht in den sinn der lehre von den zwei- und dreimorigen längen oder in den der terminologie vom acut und circumflex oder schleifton eingedrungen. er weifs nicht, dass die unterscheidung von stofs- und schleifton nicht an die accentsilben gebunden ist; daher glaubt er (s. 103), dass die gen. pl. auf -ē auf ursprachliche endbetonung mit circumflex weisen. er lässt s. 115 das *a* von (*dag*)*a* aus der idg. locativendung von -oį entstehn. er setzt als idg. form des nom. sing. der *n*-stämme s. 118 -ōn, -ēn an. er ist sich nicht klar über die entwicklung auslautender durch nasal gedeckter längen. beruht es auf überlegung, dass die got. pluraldative für ursprüngliche locative erklärt werden? auch aufserhalb des grammatischen abschnitts finden sich allerhand flüchtigkeiten. nach s. 1 traten die Goten 'kaum in ihren neuen wohnsitzen angelangt' in feindliche berührung mit dem Römerreich, 'speciell dessen oströmischen herschern'. Philippus, Decius, Claudius oströmische herscher! nach s. 3 erhielt Wulfilas gemeinde neue wohnsitze vom kaiser Konstantin. Rom. 11, 27 *jah so im fram mis triggwa* 'und so ist ihnen von mir der bund'. 13, 9 *þata auk: ni horinos ... jah jabai hvo anþaraizo anabusne ist, in þamma waurda usfulljada* 'denn das (ist gesagt): du sollst nicht ehebrechen ..., und wenn irgend ein anderes gebot ist, so wird es in diesem wort erfüllt'. 14, 14 *þatei ni waiht gawamm þairh sik silbo* 'dass nichts gemein ist durch ihn selbst'.

M. H. Jellinek.

Ordbog over det danske sprog, grundlagt af **Verner Dahlerup,** med understøttelse af undervisningsministeriet og Carlsbergfondet udgivet af det Danske sprog- og litteraturselskab. andet bind: *Basar-Brystværn.* tredje bind: *Bræ-dø.* København, Gyldendalske boghandel, 1920 u. 1921. VIII ss. + 1284 spp. und VIII ss. + 1268 spp. 4°. — Das von Verner Dahlerup in angriff genommene und unter seiner leitung fortgeführte grofse Dänische Wörterbuch nimmt einen der ankündigung genau entsprechenden fortgang: der zweite band ist

1920 erschienen, der dritte 1921. V. Dahlerup steht den redactoren noch mit auskunft und rat zur seite und list eine correctur, aber er hat für die beiden bände nur einen artikel selbst ausgearbeitet und zieht sich auch von der revisionsarbeit allmählich zurück, nachdem ein grösserer stab von redactoren ausgebildet ist. als redactoren und revisoren sind ausser den nunmehrigen leitern des unternehmens H. Juul-Jensen und Lis Jacobsen noch tätig: Morten Borup, Johannes Brøndum-Nielsen, Jørgen Glahder, Aage Hansen, Paul V. Rubow, Kr. Sandfeld und Holger Sandvad.

Wenn wir die zwei neuen bände des Ordbog durchgehn, dürfen wir uns des geleisteten herzlich freuen. die Dänen hatten eine weniger umfangreiche litteratur aufzuarbeiten, und wissenschaftliche wörterbücher anderer cultursprachen lagen als lehrreiche muster vor, dafür zeigt ihr werk aber auch grosse vorzüge: heranziehen der litterarischen erscheinungen bis in die gegenwart, äusserste knappheit des ausdrucks, klare und übersichtliche anordnung der bedeutungen, reiche fülle von sprach- und culturgeschichtlich aufhellenden belegen. die zwei bände führen bis zum abschluss des buchstaben *d*. der wortreiche buchstabe *b* bringt längere artikel über die wichtigen verben *bide, bringe, bryde, brænde, byde, bære, bøge* und einen artikel Dahlerups über *blandt,* der geschickt das allmähliche zurücktreten dieser präposition ausser an druckstarker stelle veranschaulicht. mit *c* lautet nur eine grosse zahl fremdwörter an. unter *d* erscheinen wider recht ausführliche, reichhaltige artikel: über das adverb und die conjunction *da,* die pronomina *de, den, det, denne,* das adjectiv *dyb,* die verben *droge* und *drive.* culturhistorisch interessantes bietet *dans* und *danse,* ferner etwa *Dannebrog* = rotgefärbte fahne, später aufgefasst als fahne der Dänen, *dannemand* = ehrenmann, auch ehemann, dessen ältestes kind ein knabe, das zweite ein mädchen ist, zuweilen auch als achtungswürdiger Däne misverstanden. ein stückchen culturgeschichte geben die belege für *cigaret,* die ich übersetzt mitteile: 'er zog langsam und träumend an einer feinduftenden cigarette (Gustav Wied, geb. 1858). bevor ich gieng, bot ich ihm eine cigarette (Joh. V. Jensen, geb. 1873). sie hatte sich eine cigarette angesteckt und sah gekränkt aus (Sv. Leopold, geb. 1874). einige damen rauchen am ehesten aus ethisch-ästhetischen gründen, weil die cigarette in der litteratur eines der attribute der modernen frauen geworden ist (Fr. Hallager, Hysteri 1901). und endlich bildlich in einem gedicht von Joh. Jørgensen (geb. 1866): und ich bin einsam. alle sterne fallen. ausgebrannt und ausgelöscht sind die cigaretten meiner jugend.'

Osnabrück. **W. Ranisch.**

Vårt språk. Nysvensk grammatik i utförlig framställning af **Adolf Noreen.** Lund, CWKGleerup 1903 ff. heft 14—30. 8°. — Das lebenswerk Adolf Noreens, die Neuschwedische gram-

matik, von deren inhalt ich nach den ersten 13 heften im 33 bande des Anz. eine vorstellung zu geben suchte, ist seither kräftig weitergediehen. es ist billig, dieses fortgangs kurz berichtend zu gedenken.

Im zweiten bande wird die descriptive lautlehre und zwar ihr zweiter teil, die prosodie, zu ende geführt. an das dritte capitel von der intensität oder druckstärke schliefst sich das vierte: tonalität oder tonhöhe. der wechsel zwischen höhern und tiefern tönen in der gesprochenen sprache wird erwogen im gegensatz zum gesang. die gründe für einen solchen wechsel: vermehrte druckstärke, bewegte seelenstimmung, rhetorisch-stilistische absicht, erbschaft aus ältester zeit, werden angegeben. den tonfall der schwedischen reichssprache näher zu bestimmen ist unmöglich, da in dieser beziehung noch keine feste norm anerkannt oder auch nur vorgeschlagen ist; so begnügt sich Noreen, in einer kurzen übersicht zusammenzufassen was bisher über den tonfall in den daraufhin untersuchten dialecten festgestellt ist.

Von der etymologischen lautlehre ligt die behandlung der sonanten im dritten und dem angefangenen vierten bande zum gröfsern teile vor. es empfahl sich, von den lauten der zeit auszugehn in der die schwedische orthographie sich festsetzte, der zeit nach 1350, obwol das neuschwedische erst von 1500 gerechnet wird. ein erster teil behandelt die qualitativen veränderungen der schwedischen sonanten; eine gewaltige menge von wortgeschichten werden uns vorgeführt unter den gesichtspuncten: verschiebung der zungenarticulation nach hinten und nach vorn, labialisierung und entlabialisierung, reducierung der vocale; die sonanten in lehnwörtern schliefsen sich an. danach bringt ein zweiter teil die prosodischen veränderungen: 1. änderungen der sonorität, des hörbarkeitsgrades, d.s. übergang von sonant zu consonant und umgekehrt, svarabhakti, metathesis; 2. änderungen der quantität, d.s. verlängerung und kürzung, wegfall eines sonanten; 3. änderungen der intensität, d.s. verschiebung des haupttons und des nebentons im einzelwort und in den zusammengesetzten wörtern, reducierung der intensität, wechsel der tactformen acut und gravis.

Im fünften bande ist die bedeutungslehre weiter fortgeschritten: von der descriptiven bedeutungslehre ist die kategorieenlehre zu ende geführt. nach den concreten und abstracten glossen sind nun auch die assumptiven glossen, die etwas als ein bereits gegebenes accidens bezeichnen — früher sprach man von attributiven bestimmungen —, beendet: eine schier endlose reihe adjectivischer bildungen zieht wolgeordnet an uns vorüber. ein viertes capitel gilt den finiten glossen, die ein gerade an etwas substantiellem beobachtetes accidens hinstellen — früher sprach man von prädicativen bestimmungen. ein scharf eindringender excurs sucht den bisher mehr gleichmäfsig empfundenen als ein-

wandfrei definierten gegensatz von transitivum und intransitivum festzulegen: transitiv ist ein verb das in activer und passiver form auftreten kann und so construiert wird, dass, was in dem einen fall hauptglosse (subject) ist, in dem andern fall nebenglosse (object) wird und umgekehrt, ohne dass dieser übergang von der einen zur andern constructionsart eine eigentliche änderung der bedeutung des ganzen mit sich bringt (*der bediente bot ihm thee an; von dem bedienten wurde ihm thee angeboten*). in allen andern fällen ligt ein intransitivum vor (*es blitzt; die zeit geht hin; 'mensa' bedeutet 'tisch'; ich wundre mich über deine aufführung; hierin sündigen die machthaber schwer, hierin wird von den machthabern schwer gesündigt*). es werden die möglichkeiten der bildung von transitiven aus intransitiven besprochen. — was einst als tempuslehre zusammengefasst wurde, behandelt Noreen, die arbeiten mehrerer vorgänger nutzend, in drei paragraphen: 1. actionsart, dh. die art wie die handlung ausgeführt wird, wobei geteilt wird in uniforme oder continuierliche und intermittente oder discontinuierliche actionsart, die sich wider in unterabteilungen verzweigen, 2. aspect, dh. ob die handlung vollendet wird oder unvollendet bleibt; 3. tempus, wobei 9 tempora angenommen werden. diese bedeutungskategorieen werden aufgestellt auch mit rücksicht auf andere sprachen; ihr vorkommen und ihre ausdrucksweisen im neuschwedischen werden beobachtet.

Von der formenlehre oder morphologie bringt der vollendete 7 band die lehre vom wort, von der ableitung und zusammensetzung der wörter. der wortschatz des neuschwedischen, soweit er mit präfixen oder suffixen gebildet oder durch die arten der zusammensetzung entstanden ist, wird in wolerwogener ordnung vor uns ausgebreitet.

So sind denn fünf bände der neuschwedischen grammatik abgeschlossen, vier weitere, von denen erst 3 hefte vorliegen, werden folgen und das grofse werk vollenden.

Osnabrück. **W. Rantsch.**

Olafs saga hins helga. efter pergamenthaandskriftet i Uppsala universitetsbibliothek, Delagardieske samling nr 8 II utgit av den Norske Historiske Kildeskriftkommission ved **Oscar Albert Johnsen.** Kristiania, Dybwad in comm. 1922. LVII u. 115 ss. 8⁰. — Der hg. schickt dem abdruck der saga in der einleitung die widergabe späterer eintragungen voraus; nr 4, bruchstück einer wetter- (u. ereignis-)regel für die julzeit hat volkskundliches interesse. — was die wahl der lettern für die neue ausgabe (erste und einzige von Keyser u. Unger) dieser in drontheimscher mda. geschriebenen saga angeht, so scheint die ersetzung der ags. zeichen ꝼ und ỿ durch lat. f und v nicht glücklich; es ist doch ein vorteil wenn man beim lesen sich im banne auch der drontheim. schreibweise fühlt. ganz gleichgültige unterschei-

dungen wie a A, i j ua. sind beibehalten. ohne not und vorteil sind dagegen wider die majuskeln alle durch die lat. capitalbuchstaben normalisiert. — M. Hægstad hat die darstellung der grammatik der hs. beigesteuert. besonders möge auf den versuch, auch aus dem wortschatz die drontheim. heimat der hs. zu erweisen, hingedeutet werden (s. LIII nach *bardage* lis 102, 24 statt 102, 21). H. meint sogar die nördlichsten landschaften Innerdrontheims als ursprung der hs. bezeichnen zu können. — auf des hg.s abhandlung über die entstehung der saga gedenk ich in einer besprechung von Nordals buch Om Olaf den helliges saga einzugehn.

Kiel. **W. H. Vogt.**

Germanische götter und helden in christlicher zeit. beiträge zur entwicklungsgeschichte der deutschen geistesform von dr phil. **E. Jung.** München, Lehmann 1922. 393 ss. 8⁰. — In seinem versuch, die uns vielfach unverständlichen tier- und menschengestalten und linearen figuren an deutschen kirchen, kapellen und andern bauten des christlichen mittelalters als quellen für deutsches heidentum auszuschöpfen, setzt der verfasser die bemühungen der von ihm aufs höchste verehrten mythologen aus der mitte des vorigen jahrhunderts, JWWolf, FPanzer und vor allem Joh. Nepomuk Sepp fort. er kommt nicht über sie hinaus. seine methode ist durch einige oft widerholte grundgedanken ausreichend gekennzeichnet: die bauhütten pflegten sehr alte, streng geheim gehaltene überlieferungen, in denen sich sicher vorchristliche erinnerungen bergen; die figuren und zeichen an den aufsenseiten von kirchen stellen feindliche, dh. heidnisch-germanische mächte dar, die durch die anbringung ihres bildes gebannt (oder insgeheim verehrt?) werden sollten; sind sie verändert, umgebogen, 'verhehlt', so beweist das, dass ihre gefährlichkeit noch empfunden wurde; wenn die katholische kirche heute einen heiligencult bekämpft, so ist das der beste beweis dafür, dass der cultgegenstand vorchristlicher, dh. für Jung germanisch-heidnischer herkunft ist; dass die sagen, die uns nur in der Edda erhalten sind, aus Deutschland stammen, ist nicht mehr zweifelhaft. — Mit hilfe solcher grundgedanken und unter bewuster misachtung der neueren germanistischen wissenschaft wird aus dem kunstgeschichtlichen material eine reiche ernte an heidnischen überlieferungen für die deutsche mythologie eingebracht. — das ganze umfangreiche, mit vielen abbildungen geschmückt im deutsch-völkischen verlag von Lehmann erschienene buch ist ein musterbeispiel für die tatsache, dass kenntnisse und arbeit vergeudet sind, wo ungezügelte phantasie, politische leidenschaft und einseitige einstellung auf ein im voraus festgelegtes ergebnis die forschung bestimmen. **F. Ranke.**

Die heldensagen der germanischen frühzeit von **Friedrich Wolters und Carl Petersen.** [Werke der schau und forschung aus dem kreise der Blätter für die kunst.]. Breslau

Ferd. Hirt 1921. 315 ss. 8°. — Eine künstlerische nacherzählung der germanischen heldengedichte, wie wir sie bisher nicht besafsen, ausgezeichnet durch die fülle des gebotenen, die bis auf die beiden Helgi Hjörvardsson und Haddingjaskati und bis auf Orendel tatsächlich alle zb. von Heusler bei Hoops behandelten stoffe umfasst; ausgezeichnet aber auch durch kraft und schönheit der sprache, die, vom glatten papierdeutsch wie vom lyrismus moderner 'kunstprosa' gleich weit entfernt, sich möglichst eng dem sprachlichen stil der jeweils zu grunde liegenden dichtungen anschmiegt. in diesem engen anschluss ligt freilich auch das bedenkliche des buches für mich: 'das zaumzerrende ross' und 'der zwistzeugende hort' — das ist stabreimpoesie, nicht aber prosa; für stilreine prosa aber sind wir gerade auf dem gebiet altgermanischer dichtung durch die sagakunst empfindlich geworden. — Mit der neueren forschung zeigen sich die verfasser in erfreulichem mafse vertraut; die einwände die ich vom philologischen her zu machen hätte, wiegen dem nicht für die wissenschaft geschriebenen buch gegenüber nicht schwer: bedenklich bleibt etwa, wenn Randwer 'vom speer durchbohrt' am windkalten wolfsbaum hängt und damit für die umstrittene 'speerung des gehenkten' ein neuer beleg geschaffen wird; bei der zusammenziehung des Dietrichstoffes hätte die gefangennahme der 8 mannen und damit das motiv von Dietrichs herrentreue doch wol nicht fortfallen dürfen uä. — Die einleitung zeichnet ein von hoher warte geschautes bild vom 'geist und leben der germanischen heldendichtung'; in dieser einleitung klingt der tiefe orgelton am stärksten, der uns verrät, dass das buch dem kreise der 'Blätter für die kunst' entstammt. **F. Ranke.**

Studien zum märchentypus von Amor und Psyche von **Ernst Tegethoff** [= Rheinische beiträge und hülfsbücher zur germ. philologie und volkskunde band IV]. Bonn und Leipzig, K. Schröder 1922. 133 ss. 8°. — 217 vorwiegend europäische varianten des märchens von Amor und Psyche, die im I. capitel des buches nach der praktischen citiermethode Antti Aarnes zusammengestellt sind, werden im cap. II zug für zug und formel für formel analysiert. nach dem aus der volksliedforschung übernommenen grundsatz, dass verworrene und abgerissene formen sich erst aus einer zusammenhängenden und einheitlichen urform entwickelt haben, scheidet cap. III unter den verschiedenen einleitungs- und schlussformeln einige als unorganische, innerlich unberechtigte weiterbildungen ab und stellt damit den ursprünglichen handlungsverlauf des märchens fest. cap. IV gibt eine kritische übersicht über die bisherige forschung: die mystisch-allegorischen (Reitzenstein), meteorologischen (EHMeyer, MMüller), totemistischen (Frazer), ethnographischen (ALang) erklärungsversuche werden abgelehnt; Laistner mit seiner zurückführung des märchens auf traumerlebnisse sah im wesentlichen

das richtige, nur dass seine einstellung auf den alptraum zu eng war. vf. geht lieber vom einfachen erotischen wunschtraum aus, der zb. in polnischen und serbischen fassungen noch offen zu tage ligt. hier wäre neuerdings noch etwa auf die von Frobenius (Atlantis I s. 107) mitgeteilte vorstellung der Kabylen von ehen mit den geisterhaften 'Trochannin' zu verweisen: 'wenn ein mann tagsüber eine frau sieht und grofses verlangen nach ihr hat, erscheint ihm seine Trochannith abends in der ersehnten gestalt'. — Nachdem so der ausgangspunct im erlebnis gewonnen ist, versucht cap. V die entwicklungsgeschichte des märchentypus von der gestörten mahrtenehe in ihren grundlinien nachzuzeichnen: die traumerzählung wird zur sage mit der aus dem erlebnis stammenden schlusskatastrophe; ein dichter fabuliert die suchfahrt ins seelenland und die widervereinigung der getrennten hinzu und schafft so aus der sage das märchen; auf dieses würken nachträglich vorstellungen aus der alptraumsphäre: verwundung des alpdämons (Yonec), raub und rückgewinnung des vehikels (Schwanfrau), namensnennung (Lohengrin), übertretung des sprechverbots (Lanval) treten für den scheuchenden lichtstrahl der urform ein. soweit folg ich dem vf. gern und ohne wesentliche bedenken; ob freilich das motiv der erlösungssehnsucht und der (misglückten oder gelungenen) erlösung richtig für christliche neuerung erklärt wird, erscheint mir recht zweifelhaft (vgl. Naumann Primitive gemeinschaftskultur s. 22f; Zs. f. deutschkunde 1922 s. 8f). — cap. VI erweckt durch seinen titel ('Der anteil der nationen') erwartungen, die schliefslich doch enttäuscht werden: die sehr summarische zuweisung der urfassung des märchens an die indogermanische urheimat, seiner einzelnen hauptzweige an die einzelnen völker bleibt zwar bei aller auch von T. betonten unsicherheit ein anerkennenswerter versuch, und die geringe rolle die Indien dabei spielt ist von interesse; wer aber einmal das material in so umfassender ausdehnung in sich aufgenommen hat, der sollte doch auch über die kleineren untergruppen und ihre verwantschaften unter einander, vor allem aber über die nationalen eigenarten der erzählenden völker noch etwas mehr zu sagen haben. — cap. VII bringt einige beobachtungen über die unterschiede zwischen der sage und dem märchen nach aufbau und stil. ein letztes cap. VIII behandelt kurz die litterarischen bearbeitungen des märchens von Apulejus bis in die neuzeit, sucht aber nur die jeweilig zugrunde liegende volkstümliche 'urform', nicht ihre wandlung in den verschiedenen dichterindividualitäten zu erfassen. bleibt so infolge der ausschliefslichen einstellung auf die ältesten entwicklungsstufen noch vieles und vielleicht gerade das principiell wertvollste ungetan, so ist Tegethoffs studie doch gewis ein dankens- und lesenswerter beitrag zur märchenforschung. **F. Ranke.**

Grundformen volkstümlicher erzählungskunst

in den Kinder- und Hausmärchen der brüder Grimm von **Walter A. Berendsohn.** Hamburg, W. Gente 1921 (auf dem umschlag 1922). 143 ss. 8⁰. — Diese Hamburger habilitationsschrift versucht durch 'folgerichtige anwendung stilkritischer betrachtungsweise' auf die Grimmschen märchen unser wissen vom wesen und von den formgesetzen der volkstümlichen erzählungsgattungen zu klären. die grundsätze nach denen diese stilkritik geschieht, sind ua. folgende: 'eine erzählung, in der die hauptfigur nicht in das zaubererfüllte seelenreich eindringt oder nicht entscheidende hilfe empfängt aus der jenseitswelt, ist kein echtes märchen, auch wenn sie einige seiner stilformen trägt' (s. 35); hauptmerkmale für den durchgang eines märchens durch die litteratur sind 'abgesehen von der zerstörung des märchengefüges: fehlen der jenseitsmotive an entscheidender stelle, unanschaulichkeit der jenseitsmotive, spiegelung der handlung im traum, eigennamen, verschiebung oder wechsel der hauptrolle' ua.; hauptmerkmale für litterarische grundlage eines märchens: 'fehlen der jenseitsmotive, ganz oder an entscheidender stelle, heilmittel der tiere, liebe durch bild, verstümmelung des helden oder der heldin, untreue der frau, mangel an heldentum, eigennamen, erweiterung um neue teile' ua. auf diese weise glaubt B. unter der grofsen zahl der bisher als 'märchen' i.a. unbeanstandet gebliebenen stücke der sammlung nur 32 'eigentliche märchen' feststellen zu können; die übrigen seien entweder 'litterarische liebesgeschichten' (und zwar litterarische erzählungen auf volkstümlicher oder volkserzählungen auf litterarischer grundlage) oder 'animistische zweizahlgeschichten' (zb. der singende Knochen, Machandelboom, aber auch Fundevogel, Wassernixe, Goldkinder), oder 'märchenschwänke' oder 'kindergeschichten'; und B. scheint von seiner methode und ihren ergebnissen eine sehr hohe meinung zu haben. wenigstens trägt er seine thesen mit einer apodiktischen sicherheit vor, als habe er nunmehr den weg entdeckt, auf dem sich die rätsel der märchenforschung werden lösen lassen. dabei handelt es sich ersichtlich zt. nur um eine neue terminologie, die nicht einmal von B. selbst immer streng durchgeführt wird (vgl. den auf s. 89 und 96 so scharf abgelehnten terminus 'schwankmärchen', der doch auf derselben s. 96 unbesehen wider auftaucht), und die mir teilweise recht unglücklich gewählt scheint (wie die ausdehnung des begriffes 'sage' und 'sagenhaft' auf alle begründenden und erklärenden züge im märchen); zt. handelt es sich um rein subjective eindrücke, die, an sich discutierbar, doch nirgends bis zu wissenschaftlicher verwertbarkeit durchgearbeitet werden. — die märchenforschung wird der B.schen arbeit vielleicht einige anregungen entnehmen; die 'stilkritische methode' aber bedarf zum mindesten noch gründlicher verfeinerung, ehe von ihr auf dem gebiet der märchenkunde erwähnenswerte ergebnisse zu erwarten sind. **F. Ranke.**

N i b e l u n g e n s t u d i e n von **Franz Rolf Schröder** [Rheinische Beiträge und hülfsbücher zur germanischen philologie und volkskunde band VI]. Bonn und Leipzig, K. Schröder 1921. 58 ss. 8⁰. — Die 'Nibelungenstudien' Schröders beginnen mit der einleuchtenden these, das vor allem bei den Russen gefundene märchen vom Brautwerber (mit rittermäfsiger freierprobe und bezwingung der spröden in der brautnacht durch den helfer) stelle nicht, wie Panzer wollte, eine vorform der Brünhildfabel, sondern eine erst unter einwürkung der deutschen heldendichtung vom hauptstamm abgespaltene russische sprossform des märchens vom Dankbaren toten dar. bedenklicher ist schon die nächste these: die Brünhildfabel selber ein heroisiertes märchen vom Dankbaren toten. die ähnlichkeiten zwischen dem märchen und der heldendichtung beschränken sich auf die formel: eine spröde jungfrau wird mit hilfe eines überkräftigen helfers vom unfähigen gatten erworben; alle einzelheiten, auch vorbedingungen und fortgang sind völlig verschieden. wer der menschlichen phantasie nicht zutraut, eine solche formel zweimal neu zu erfinden, mag annehmen, dass eine wanderfabel hier zum germanischen heldenlied, dort zum (orientalischen?) märchen geformt wurde. jedenfalls dient die weitere these: der übernatürliche helfer der Brünhildfabel sei ursprünglich nicht Sigfrid sondern Hagen (dh. 'das gespenst' = der tote) gewesen, nicht gerade dazu, den kühnen bau zu stützen. — Sigfrid hat für Schröder also in der Brünhildfabel ursprünglich nichts zu tun, er ist lediglich der drachentöter und horterwerber; in den burgundischen kreis trat er zuerst als held der als vorgeschichte für Kriemhild gedichteten 'erlösungssage'. damit wird wider einmal das Seifriedslied zur reinsten überlieferung von Sigfrid gestempelt. wir stutzen schon, wenn Sch. uns diese seine hohe meinung von dem jungen gedicht durch den hinweis auf das jüngere Hildebrandslied 'und vor allem das niederdeutsche lied von könig Ermenrichs tod' einleuchtender zu machen sucht, die uns 'aufs deutlichste zeigen, wie getreu das volk seine lieder und stoffe durch mehr denn ein volles jahrtausend gepflegt und bewahrt hat'; gerade aus dem jungen Ermenrichslied wird ein unbefangener beurteiler doch gewis eher das gegenteil ersehen: wie gründlich ein stoff durch die überlieferung entstellt werden kann; denn ohne die eddischen Hamdismal würden wir aus dem ndd. lied die alte fabel doch gewis nicht widergewinnen können. — Aber das sind nebendinge. wichtiger ist, was uns im weiteren zugemutet wird: Sigfrids ermordung 'ein kunstgriff oder besser notbehelf des dichters, der zuerst die widerstrebenden sagengebilde (dh. erlösungssage mit Sigfrid, Burgundenuntergang mit Attila als Kriemhilds gatten) unter ein joch spannte und kühnen streichs den knoten durchschlug' (s. 51); ermordet wurde Sigfrid ursprünglich aus gier nach dem drachenhort (der erlösungssage), erst später, nachdem

er in der werbungssage an Hagens stelle getreten war, erfuhr sein tod die tiefere seelische motivierung. damit erhalten wir also, ganz abgesehen von der dürren errechnung von Sigfrids tod nur um Kriemhilds späterem gatten platz zu machen: 1) ein lied von Kriemhilds erlösung und vermählung mit Sigfrid und von dessen ermordung, die ohne folgen bleibt[1]; 2) ein lied von Gunthers brautwerbung mit Hagens hilfe, das ohne folgen der stellvertretung mit Gunthers und Brünhilds hochzeit schloss: erst der spätere dichter, der Sigfrid an Hagens stelle schob, 'erkannte das problem, das sich hinter der stellvertretung barg' (s. 54). ich denke, es leuchtet ein, dass beide Schröderschen lieder mit ihrer unvollkommenen fabel innerhalb der germanischen heldendichtung undenkbar sind. **F. Ranke.**

Böhmerwälder hausindustrie und volkskunst von **Josef Blau.** I. teil: Wald- und holzarbeit. II. teil: Frauenhauswerk und volkskunst [= Beiträge zur deutsch-böhmischen volkskunde XIV 1. und 2. hälfte]. Prag 1917 und 1918 (jetzt Sudetendeutscher verlag Franz Kraus, Reichenberg, Nordböhmen). XIV u. 422, I u. 352 ss. 8⁰. — Die zwei starken bände über die Böhmerwälder hausindustrie bieten uns eine volkskundliche leistung ersten ranges: der eifrige vorkämpfer des deutschtums in Böhmen, oberlehrer und conservator in Freihöls bei Neuern Josef Blau, kennt nicht nur seine landsleute, er beherscht seinen stoff auch wissenschaftlich nach seiner geschichtlichen, volkswirtschaftlichen und allgemein volkskundlichen seite in bewundernswertem und vorbildlichem maſse. er zeichnet uns den deutschstämmigen Böhmerwaldbauern bei der arbeit, wie er mit urwüchsiger kraft und zähem fleiſs dem holzreichen, sonst aber unergiebigen boden seiner heimat den oft kärglichen lebensunterhalt abringt. nach einer allgemeinen einleitung über geschichte und litteratur der Böhmerwälder hausindustrie und ihre wirtschaftliche und nationale bedeutung führt uns der vf. zunächst in den wald selber; wir besuchen — und unsere phantasie wird durch zahlreiche vortreffliche photographieen und zeichnungen unterstützt — den holzhauer, den flöſser, den köhler, den aschenbrenner und pottaschensieder, den pechler, teer- und wagenschmierbrenner, den sägemüller, den verfertiger von schuhleisten und schuhnägeln, von zündhölzchen und bürstenbrettchen, den bürstenbinder bei ihrer arbeit, und sehen zuletzt 'das meisterstück der heimischen holzbearbeitung', das hochgebirgshaus erstehen. weiter gehts zur erzeugung von wirtschafts- und hausgeräten, von rechen, senswarbe und heugabel, schaufel und trog, von fassbindergeschirr und wagnergerät, zum holzschuhmacher und zu den bastlern und holzschnitzern des Böhmerwalds, von

[1] dass Sigfrids tod in der Brünhildsage ohne folgen bleibt, ist etwas ganz anderes: da ist die ermordung selbst folge und widerherstellung des sittlichen gleichgewichts.

deren kunstfertigkeit eine reihe von abbildungen beredt zeugnis gibt. es folgen die bauernmöbel, deren bemalung der vf. für eine von Bayern ausgegangene kunst anspricht, die totenbretter mit ihren sprüchen; dann gehts zum drechsler, zum knöpfler und zum schindelmacher, zum spahnschachtel-, resonanzholz- und siebmacher, zum kürbenzäuner und weidenkorbflechter, zum besenbinder und endlich zum 'schwammkappenmann', der in vergangenen zeiten kappen aus zunderschwamm zu fertigen verstand. — Der II. teil führt uns in einem umfangreichen abschnitt von der leinsaat bis zur leinwand und damit in das elend der deutschböhmischen weber, das sich erschütternd vor uns auftut, aber auch in die spinnstube mit ihrem übermut. es folgen als weitere frauenheimarbeiten das spitzenklöppeln, das sticken, das knöpfelnähen und federnschleufsen. ein abschnitt 'Nahrungs- und genussmittel' erzählt von brot und 'kochet' (graupen und gries), von bier und branntwein, besonders ausführlich aber vom brisiltabak in seiner ernsten und heiteren bedeutung für das volksleben des Böhmerwalds. dann lernen wir die altböhmische goldwäscherei kennen, die graphitgewinnung, die perlenfischerei, den ameisler und die wurzelgräber, die heidelbeeren- und pilzsammler und den kümmelhändler. ein letzter abschnitt 'Volkskunst' führt uns die zt. recht beträchtlichen leistungen der bäurischen steinmetzen, schmiede, glasbläser, glasbildmaler, bilderbrenner, maler und wachszieher, endlich die ostereiermalereien und ostereierreime in beschreibung und bild vor. — Die trockene aufzählung gibt von dem reichen inhalt des buchs und seinem wert nur eine sehr dürftige vorstellung: für den volkskundler und volkswirtschaftler öffnet sich in ihm eine quelle reichster belehrung, aber auch der germanist im engeren sinn kann aus ihm für sein handwerkswörterbuch manches neue wort, vor allem aber zu schon bekannten worten viel neuen anschauungsinhalt holen; ein ca. 400 wörter umfassendes 'Verzeichnis der mundartlichen ausdrücke', das den II. band abschliefst, gibt ihm davon eine erste, bei weitem nicht erschöpfende kostprobe. **F. Ranke.**

Die architektur des graltempels im jüngeren Titurel von **Blanca Röthlisberger.** Bern, A. Francke 1917 [Sprache und Dichtung, hg. von H. Maync und S. Singer. heft 18]. 63 ss. 8°. — Die schilderung des graltempels im jüngeren Titurel nimmt eine einzigartige stellung ein. der nach deutscher weise geringe würklichkeitssinn unserer mittelalterlichen dichtung hat uns nirgends eine auch nur annähernd gleich ausführliche beschreibung irgend welcher architektur beschert. in wahrheit schildert ja auch der jüngere Titurel kein tatsächliches bauwerk. aber eben weil er ein nirgend verwürklichtes wunschbild zeichnet, sind seine ausführungen auch für den kunstgeschichtler von der höchsten bedeutung; lässt sich doch aus ihnen lernen, welche gedanken der zeit für ihre baukunst vorgeschwebt haben. die

dichtung in diesem sinne zu nützen, ist der philologe nicht zu entbehren, denn der text ist schwierig: in der überlieferung wie in der deutung. nach Boisserée, Droysen, Zarncke hat die verfasserin in der vorliegenden doctorschrift noch einmal seine auslegung unternommen.

Ihr verdienst ligt wesentlich darin, dass sie das bisher geleistete zusammenfasst, sichtet, und zu einer systematischen beschreibung des baues ordnet. indem sie dem früher behaupteten mit gesunder, verständiger kritik gegenübertritt, gelingt es ihr, eine anschaulichere vorstellung von dem bauwerk zu erwecken, hie und da auch in einer einzelheit eine richtigere auffassung als bisher vorgebracht zu begründen. ein irgendwie wesentlicher fortschritt über das hinaus, was Boisserée in baulicher, Zarncke in philologischer hinsicht beigebracht haben, ist nicht bewürkt und konnte nicht bewürkt werden, denn dazu reichten die aufgewendeten mittel in keiner weise aus. gewis wird es überhaupt nie gelingen, eine vollkommen deutliche vorstellung zu gewinnen von dem was dem dichter vorschwebte, oder seine kirche gar in grund- und aufriss verbindlich zu zeichnen. dazu ist seine beschreibung viel zu undeutlich und unvollständig, und man ist in ihrer ausdeutung schon an vielen puncten weiter gegangen als sie eigentlich gestattet. immerhin liefsen sich einige fortschritte doch noch erzielen, wenn zweierlei zu hilfe gezogen würde: einmal eine einsicht in die bauliche kunstsprache der zeit, die uns noch vollkommen fehlt, zum anderen die erhaltenen baudenkmäler des 13 und 14 jh.s und die nachrichten über so manches untergegangene. ich habe einiges dafür gesammelt und hoff es in absehbarer zeit zur prüfung vorzulegen.

Heidelberg. **Friedrich Panzer.**

Neu aufgefundene lateinische werke deutscher mystiker von **Martin Grabmann.** [Sitzungsberichte der Bayer. ak. d. wiss., philos.-philol. u. hist. klasse, jahrgang 1921, 3. abhandlung.] München, Franz in comm. 1922. 68 ss. 8°. — Die auffindung scholastischer schriften des Johannes vSterngassen und Nicolaus vStrafsburg bedeutet für die mit Eckharts Opus tripartitum zusammenhängenden probleme eine beträchtliche förderung. sie bestätigt Denifles mehr negativ orientierte these mit positivem material. Johannes vSterngassens sentenzencommentar im cod. 102 der Lilienfelder stiftsbibliothek (226 bll. gr. 4° 2 col., vor 1323 geschrieben) und im cod. Vat. lat. 1092 (s. XIV) entstammt der älteren Thomistenschule, mag er auch in der lehre vom realen unterschied zwischen wesenheit und existenz von Thomas abweichen. der cod. lat. 2165 der Wiener hofbibliothek, Johann Quidorts von Paris sentenzencommentar enthaltend, der durch seine zahlreichen auszüge aus 'Sterngacius' zur entdeckung des St.schen sentenzencommentars führte, bringt ferner eine im thomistischen sinn gelöste einzelquaestio jenes Sterngacius. wie

hier, so fehlen auch in den wenigen deutschen stücken die bekannt sind die neuplatonischen züge, die bei Ulrich vStrafsburg, Dietrich vFreiberg und Eckhart den ausschlag geben: Johannes lehrt in seinen lateinischen und deutschen schriften den wesensunterschied zwischen Gott und Seele; er ist nicht, wie Preger wollte und schon Strauch ablehnte, schüler, sondern wol unabhängiger altersgenosse Eckharts.

Umfangreiche fragmente einer Summa des Nicolaus de Argentina entdeckte Gr. in der Catena aurea des Heinrich von Herford, und von hier aus fand er die Summa selbst im cod. Vat. lat. 3091 (s. XIV) auf fol. 1r—296v. die berufung des, vom vf. als anhang beigegebenen, prooemium auf die dicta fratris Thome bestimmt auch für diese hs. als terminus ante quem die canonisation. in der Summa, soweit Gr. sie bisher prüfen konnte, zeigt sich Nicolaus, der im Eckhartprocess für seinen ordensgenossen würkte, als durchaus aristotelisch-thomistischen denker.

Die Medela anime languentis des Gerhard vSterngassen, als 'Liber qui dicitur pratum animarum compilatus a fratre Gerhardo dicto de Sterrengassen ordinis predicatorum' aus 2 Trierer teilhss. bekannt, hat Gr. vollständig im clm. 13587 (s. XIV, 300 bll.) nachgewiesen und erstmalig untersucht. sie enthält eine ethik, wider ausgesprochen thomistisch, die für die theorie der mystik besonders durch ausführungen über das wesen der mystischen contemplatio wichtig ist.

Das zb. bei Tauler auffallende schwanken zwischen thomismus und neuplatonismus, der allmähliche sieg der von Böhmer bernhardinisch genannten richtung in der altd. mystik, die frage nach dem verhältnis von mystik und scholastik gewinnt durch Gr.s nachweise neues licht.

Göttingen. **Günther Müller.**

Bayerische hefte für volkskunde herausgegeben vom Bayer. Landesverein f. heimatschutz, verein für volkskunst und volkskunde. schriftleitung: dr Friedr. v. der Leyen und dr Friedrich Lüers. jahrg. VIII 1921. jahrg. IX 1922. München, C. A. Seyfried u. comp. in comm. 176 u. 144 ss. breit 8°. — Diese vortreffliche zeitschrift, durch deren begründung und zugleich wissenschaftliche wie volkstümliche ausgestaltung Friedrich v. d. Leyen seiner Münchener würksamkeit ein bleibendes denkmal gesetzt hat, bringt auch in den neusten bänden eine ganze reihe wertvoller abhandlungen und dazu allerlei lehrreiche miscellen und litteraturnotizen. an der spitze, nicht nur räumlich, steht die umfangreiche monographie von G. Schierghofer, 'Umrittsbrauch und rosssegen' VIII 1—96: mit reichstem material, besonders für Altbayern, wird hier ein höchst interessantes stück altheidnischen cultwesens eindringend und in musterhafter disposition erforscht, der brauch in seinen

geschichtlichen entwicklungsformen vorgeführt, seine begleitumstände kritisch analysiert, schliefslich das ross als 'formbildner des brauches' behandelt, der repräsentative charakter dieses brauches und seine eigenschaft als weihehandlung gesichert. — der religiösen volkskunde neuerer zeit gilt der aufsatz von A. Becker, 'Die weiheknäblein des hl. Philipp von Zell (Pfalz)' VIII 145—152. — Weit über den bayerischen rahmen hinaus greift die den stoff erschöpfende arbeit von Fr. Ranke, 'Der Huckup' IX 1—33, die als psychophysische ursache des Huckuperlebnisses die angst feststellt. — 'Die ortsnamen des östl. Oberösterreich' behandelt mit guter methode ein schüler Lessiaks E. Schwarz IX 34—108, während V. R. Vollmann [von dessen trefflicher 'Flurnamensammlung in Bayern' soeben eine zweite auflage erscheint] allerlei anregende 'Beiträge zur flurnamenforschung' liefert IX 109—117 und H. Schlappinger seine untersuchung über 'Ortsbewustsein und ortsbezeichnung im altbayerischen' IX 117—123 auf diesem engern gebiete gewis als grundlegend bezeichnen darf. gegen welch abscheuliches kauderwälsch (selbst aus der feder akademisch gebildeter!) man heute noch in der namenkunde ankämpfen muss, zeigt die 'abwehr' von Fr. Lüers IX 128 bis 131 (vgl. auch VIII 117). — Aus voller sachkenntnis stammt der artikel von H. Marzell, 'Der wegerich in der volkskunde' VIII 130—144; aus der zusammenarbeit des leiters der volkskundeabteilung Fr. Lüers und des auf eigener bahn schreitenden lehrers Fr. Zimmermann in Törwang ist der anziehende aufsatz über 'Mundart und deutschunterricht auf dem lande' VIII 97—129 entstanden; ein heiteres capitel bringt R. Kubitschek: 'Der Böhm im bayer. volksspott' VIII 152—159.

E. S.

Heimatbuch des bayerischen bezirksamtes Cham von **Johann Brunner**, studiendirector in Cham [Heimatstudien. sonderbeigaben zu den Bayerischen heften f. volkskunde hrsg. vom Bayer. landesverein f. heimatschutz]. München, verlag d. Landesvereins 1922. VI u. 289 ss. 8⁰. — Dies werk ist vom Verein f. bayerische volkskunde und mundartforschung in Würzburg mit einem preise gekrönt worden, und auch aufsenstehnde, kritisch gestimmte leser werden diese entscheidung freudig gutheifsen: es ist was reichtum des inhalts, sachkunde und wissenschaftliche grundlegung angeht, eine vortreffliche leistung, getragen und durchdrungen von warmer heimatsliebe und doch nirgends störend durch überschwang und phrase. in vier teilen werden Heimat-geschichte, Heimat-natur, Heimat-volk und Heimat-orte vorgeführt. das schwergewicht liegt natürlich auf dem 'Volk', das nicht nur räumlich (s. 105—280) am stärksten bedacht ist, sondern auch im inhalt die eigenste heimatart so gut wie die eigenste sammelarbeit des verfassers aufweist. ich hebe als besonders wertvoll hervor die abschnitte über das bauernhaus (s. 113

bis 133), über die mundart (s. 133—164, freilich keine grammatische beschreibung), über kirchweih, tanz und gesang (s. 182 bis 205), über die totenbretter (s. 239—260, mit 12 lichtbildern und 60 federzeichnungen). E. S.

Das land ob der Enns. eine altbaierische landschaft in den namen ihrer siedlungen, berge, flüsse und seen von dr **Konrad Schiffmann**. München u. Berlin, Oldenbourg 1922. 248 ss. 8⁰. 68 m. — Der verf. wehrt es zwar ausdrücklich ab, dass man in seinem buche eine nachahmung von WArnolds Ansiedelungen und wanderungen ... zumeist nach hessischen ortsnamen suche, gleichwol ist der einfluss und das vorbild dieses gewis bahnbrechenden, aber freilich auch verführerischen werkes bei ihm schritt für schritt zu spüren — in der vielseitigkeit dessen was angestrebt, wie in den mängeln dessen was geboten wird. um gleich eine äußerlichkeit hervorzuheben: dass Arnold für sich und seine leser auf jede veranschaulichung durch das kartenbild verzichtete, war schon damals schwer verständlich — heute muss das fehlen jeder kartographischen beigabe bei einem werke das (trotz seinem bescheidenen titel) doch tatsächlich siedelungsgeschichte zu bieten versucht, als ein schwerer mangel gerügt werden. für den rechtshistoriker Arnold, der in sprachlichen dingen immer ein dilettant blieb, war die etymologie der ortsnamen eine durchgangsarbeit, bei der er sich zuweilen recht unbehaglich fühlte, Schiffmann, der von der deutschen philologie herkommt und dem es beim etymologisieren wohler ist als seinen kritischen lesern, wollte in erster linie die wissenschaftliche begründung der in einem populären büchlein gebotenen namenserklärungen liefern, und kam erst allmählich zu einer darstellung der wichtigsten siedlungsprobleme des landes und des Baiernstammes überhaupt. ob bei dieser letzten erweiterung des programms die beschränkung auf das land ob der Enns ratsam oder auch nur möglich war, wird man von vorn herein bezweifeln. und dieser zweifel verstärkt sich, je weiter man mit der lectüre des bandes kommt. wo immer die schwierige frage fränkischer oder alemannischer besiedelung angeschnitten wird, wie schon s. 135, wo in *Chlowœinsdorf, Chrugelndorf, Chlotendorf* des 12./13 jhs westfränkische formen (!) angesprochen werden, oder s. 138f, wo Sch. mit einer unglücklichen einschränkung des bedeutungswertes von *wang* die bildungen mit diesem wort auf Alemannen zurückführt, kommt man über ein starkes unbehagen nicht hinweg. und wenn der name der Slawen mit der form *Wint-* fast ausschließlich in dem nach Schiffmanns eigener angabe gegen 50 mal bezeugten *Wimpassing* uä. (alt *Wintpôzinga, Wintpôz* usw.) begegnet, so muste doch schon das häufige vorkommen in Oberbaiern vor solcher deutung warnen: die deutsche ableitung lag hier wahrlich nahe genug und wird obendrein durch das gleichbedeutende *Windschlag* empfohlen, das als appellativum auch in

der heutigen forstsprache fortlebt. was Sch. s. 215f über *Wimpassing* phantasiert, leuchtet mir nicht mehr ein als was Riezler und Fastlinger früher vorgebracht haben. es ist eben heute wider an der tagesordnung, dass die einfachste erklärung eines ortsnamens angezweifelt und womöglich verworfen werden müsse.

Sch. meint, die vor mehr als 50 jahren ausgesprochene klage Förstemanns über die rückständigkeit der österreichischen lande in der ortsnamenkunde treffe aufser für Tirol auch noch heute zu — er hat dabei vollständig übersehen das ausgezeichnete Ortsnamenbuch der Steiermark im mittelalter von Jos. v. Zahn (Wien 1893). solche werke sind es vor allem die wir brauchen! auch aus dem buche Schiffmanns lässt sich gewis recht viel lernen, aber der verfasser hat es uns nicht leicht gemacht, indem er uns aufser der karte auch ein register vorenthält und im texte die urkundlichen belege, über die er doch reichlich verfügte, um der raumersparnis willen nicht mit der wünschenswerten bestimmtheit bietet. E. S.

Was die Danziger strafsennamen erzählen. Altdanziger leben im spiegel der strafsennamen von dr **Edward Carstenn.** mit 9 abbildungen. Danzig, Danziger verlagsgesellschaft m. b. h. 1922. 94 ss. 8⁰. — Was sich über die Danziger strafsennamen historisch ermitteln lässt, hat Walther Stephan in heft 7 der Quellen u. darstellungen zur geschichte Westpreufsens (1911) alphabetisch zusammengestellt, wobei man freilich gern öfter die urkundlichen belege wörtlich und buchstäblich vor sich sähe. auf dieser grundlage hat C. seine mit anmutigen bildern älterer und neuerer entstehung geschmückten plaudereien aufgebaut, in denen er die siedelungsumstände, die politischen schicksale und das wirtschaftliche wachstum der stadt, sowie das gewerbliche und gesellige leben und treiben ihrer bewohner den heutigen nachkommen vorführt, soweit es sich aus den strafsennamen ablesen lässt. dass diese namen oft die wunderlichsten entstellungen erleben, dass viele sich gegen jede sprachliche deutung sträuben und nur allenfalls einem mehr oder weniger plausibeln einfall sich erschliefsen, das sind wir bei derartigem wortmaterial nun einmal gewohnt. sonderbar ist die von Stephan übernommene deutung von *Drehergasse* als 'Trägergasse' — trotz *dreyergasse* 1415! der verf. selbst hat in einem anhang zwei namen ausführlich behandelt: den *Ketterhagen*, der (so oder als *Ketzerhagen*) in Elbing und Marienburg widerkehrt, will er mit den wollwebern resp. garnspinnern in verbindung bringen, und *Rosengarten, Rosenstrafse* geben ihm anlass die bekannte flüssige grenze gegen *Roszgarten* abermals zu beleuchten, wobei freilich seine sprachlichen vorstellungen und ihr ausdruck etwas bedenklich erscheinen. E. S.

Das bürgerliche mittelalter von **Walther Classen** [Das werden des deutschen volkes 6. heft]. Hamburg, Hansea-

tische verlagsanstalt 1922. 111 ss. 8⁰. — Eine in gutem sinne populäre, lebendig und mit innerer anteilnahme geschriebene darstellung der geschichte und cultur Deutschlands vom interregnum bis zur reformation, von einem nicht gelehrten aber wolgebildeten verfasser, der nicht eben viel, aber doch die wichtigsten quellen und die besten neueren specialwerke gelesen hat und dessen phantasie vielfach angeregt ist durch historische romane, epen und dramen. am wenigsten scheint er mit den neuern forschungen zur kunst- und bildungsgeschichte des ausgehnden mittelalters vertraut, eine merkbare lücke bezeichnet die ungenügende verwertung der arbeiten Burdachs. E. S.

Der Altmärker. eine reihe sprüchwörter plattdeutsch auf altmärkische manier ausgelegt nebst einigen plattdeutschen gedichten von **Fritz Schwerin** 1859. 3., vom Allerverein herausgegebene auflage. Neuhaldensleben, verlag d. Allervereins 1922. X u. 224 ss. 8⁰. — Dies anspruchslose und liebenswürdige büchlein, im gleichen jahre mit Danneils Wörterbuch (1859) zuerst erschienen, ist zwar nicht der einzige, aber gewis der reichhaltigste und sprachlich wertvollste litterarische vertreter der altmärkisch-plattdeutschen mundart. der verfasser, der 1870 als cantor in Altenhausen (kr. Neuhaldensleben) gestorben ist, hatte den dialect seiner heimat Rohrberg bei Salzwedel zu grunde gelegt, eine 1896 erschienene neuauflage aber war zu gunsten von Gardelegen davon abgewichen, — mit vollem recht ist der neue herausgeber dr Otto Held zum ursprünglichen text zurückgekehrt. sprachlich wie litterarisch wird man den prosaischen teil, die prächtige auslegung altmärkischer sprichwörter, unbedingt über den poetischen stellen; dieser selbst bietet wol das ansprechendste im anhang: 'Vöggel-Sproak un Snack'. hinter dem ganzen aber steht eine kerntüchtige persönlichkeit, die auch als solche die widererweckung verdient; männer wie dieser wackere dorfschullehrer haben ihren landsleuten auch heute noch etwas zu sagen. E. S.

Die Chronik Heinrichs Taube von Selbach mit den von ihm verfassten biographieen Eichstätter bischöfe herausgegeben von **Harry Bresslau** [= Monumenta Germaniae historica. Scriptores rerum Germanicarum, nova series tomus I: Chronica Henrici Surdi de Selbach]. Berlin, Weidmann 1922. LXXVII u. 167 ss. 8⁰. grundzahl 6 m. — Seit GWaitz im j. 1875 die leitung der Monumenta Germaniae übernahm, hat die sammlung der 'Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex MGh. separatim editi', die bis dahin nur textabdrücke ohne wissenschaftlichen eigenwert umfasste, eine starke verschiebung ihres charakters und eine beständig wachsende wissenschaftliche bedeutung erfahren; neben die revision und völlige neugestaltung alter editionen traten zuletzt neuausgaben von werken für die sich in den alten reihen nicht der rechte platz fand. jetzt ist

der letzte schritt geschehen: neben die alte folioserie der Scriptores, die mit dem 30 bande demnächst abgeschlossen sein wird, und die quartserie, die nach altem programm bis zum j. 1313 weitergeführt werden soll, tritt auch äufserlich gleichberechtigt die neue octavreihe in freier, loser folge: neubearbeitungen und neue texte umfassend. und an ihrer spitze begrüfsen wir mit herzlicher freude den greisen geschichtschreiber der Monumenta Germaniae und vielbewährten herausgeber, der hier durch editionskunst, commentar und sachkritik ein vorbild geschaffen hat, das sich die nachfolger immer vor augen halten mögen.

Die chronik Heinrich Taubes oder: 'Heinrichs des Tauben' (Bresslau schreibt 'Heinrichs Taube' — aber er spricht doch gewis nicht von den gedichten Friedrichs Schiller?!), deren letzte ausgabe die Fontes rerum Germanicarum vol. IV (1868) als 'Annales Heinrici monachi in Rebdorf' aus FBöhmers nachlass brachten, ist durch Al. Schultes dissertation (1879) für die bischofsstadt Eichstätt gesichert und ihr verfasser als ein Eichstätter cleriker erwiesen. Br. hat seine stellung und tätigkeit genauer ausgemacht und darüber hinaus die herkunft Heinrichs aus dem Siegerland und seine zugehörigkeit zu der ganerbschaft von Selbach ermittelt: den familiennamen 'Taube' ('Dove'), 'Surdus' brachten er und sein bruder Volkmar bereits nach Eichstätt mit. die chronik zerfällt deutlich in zwei teile, von denen der erste bis 1343, der zweite bis 1363 reicht; dass beide vom gleichen verfasser herrühren, der obendrein auch die anhangsweise abgedruckten sechs Eichstätter bischofsviten verfasste, hat Br. gegen Schulte erwiesen. die hss. der classe A wurden aus dem originalms. des verfassers abgeleitet, noch eh die in B enthaltene fortsetzung existierte. nach ausgangspunct und anlage stellt sich das werk dar als fortsetzung der dem chronisten vorliegenden und von ihm copierten 'Flores temporum'. die bildung und die interessen des Eichstätter capellans und kanzleibeamten haben manche ähnlichkeit mit dem Würzburger protonotar Michael vom Löwenhofe; nähere beziehungen, die Schulte annahm, lehnt Bresslau ab.

Die litterarische leistung steht nicht eben hoch, die darstellung ist ohne schmuck und ziemlich reizlos, nur spärlich durch anekdoten belebt, die dann wol gar so unmotiviert auftreten, wie 60, 10 ff die geschichte von Stephan von Gumpenberg und Heinrich Swinkreist (di. 'Saugestöhn') gen. Ungeheuer. bemerkenswert ist die starke durchsetzung der zeitgeschichte, besonders der päpstlichen, mit sagenhaften zügen. 'der wert der chronik beruht wesentlich auf ihrem stoffreichtum', und dieser ist im verhältnis zum umfang recht beträchtlich. aber freilich fehlt es dem verf. vielfach an ausreichenden quellen, und so erfordern seine angaben, insbesondere auch im puncte der chronologie, eine genaue controlle, die Bresslau in den anmerkungen schritt für

schritt übt: mit einer unvergleichlichen beherschung der tatsachen, der quellen, der litteratur. man wird beklommen wenn man daran denkt, dass dies reiche wissen den Monumenta nicht für alle zeit zur verfügung stehn wird.

Die edition selbst bot gewisse schwierigkeiten, welche die ausgabe Böhmers unterdrückt hatte; Bresslau ist ihrer auch technisch herr geworden. E. S.

Morant und Galie nach der Cölner handschrift herausgegeben von **Erich Kalisch** [Rheinische Beiträge und Hilfsbücher bd 2]. Bonn u. Leipzig, K. Schröder 1921. XIX u. 167 ss. 30 m. — Wir haben es mit einem 'handschriftenabdruck nebst apparat' zu tun, der 'zu studien- und übungszwecken und zugleich als vorarbeit zu einer kritischen ausgabe dienen' soll. in der hauptsache also mit der diplomatischen widergabe (ohne interpunction und ohne auszeichnung der eigennamen) der papierhs. des 15 jh.s aus dem Cölner stadtarchiv (C), die aber nicht erst, wie s. VI gesagt wird, bei der katalogisierung der deutschen hss. durch die Deutsche Kommission der Preufs. Akademie bekannt geworden ist, von der wir vielmehr seit reichlich 40 jahren wusten, wo uns Al. Reifferscheid widerholt eine ausgabe versprach; auch was s. VIII über die schicksale der Blankenheimer bibliothek, der dieser codex entstammt, gesagt wird, bedarf der berichtigung.

Vor C kannten wir bereits die von Keller in seinem Karlmeinet zum abdruck gebrachte etwa gleichaltrige Darmstädter hs. A (Morant und Galie bei K. s. 326—450) und die von Lachmann publicierten, aber falsch geordneten alten Meusebachschen fragmente M. das hss.-verhältnis wird s. XIII ff festgestellt: AC gehn auf einen codex der zu anfang des 14 jh.s entstandenen grofsen compilation zurück, das selbständige gedicht ist also nach wie vor nur durch die bruchstücke Meusebachs vertreten. die wenigen und unbedeutenden fehler welche M mit AC resp. einer der beiden hss. gemeinsam hat, können recht wol aus dem archetypus stammen, dessen trennung von dem 'original' kaum notwendig scheint; denn die vorstellung, als ob ein 'original' absolut fehlerfrei sein müsse, sollte man doch endlich aufgeben.

Für die zuverlässigkeit der widergabe von C scheint jede mögliche gewähr geboten; aber auch Kellers abdruck von A erweist sich als recht gewissenhaft. die vollständig aufgeführten lesarten dieser hs. ergeben, dass der textkritische gewinn durch C nur mäfsig ist; lücken von C sind aus A im text in klammern ergänzt, so namentlich die in C fehlende partie gegen den schluss (4983—5506). die vorläufigen, recht knappen bemerkungen zum laut- und formenstand der hss. (s. XVI—XVIII) sollen in heft 10 der sammlung durch eine ausführliche darstellung ersetzt werden.

E. S.

Untersuchungen zu Gundacker von Judenburg von dr **Kurt Stübiger** [Germanische Studien heft 15]. Berlin, Ebering 1922. XV u. 169 ss. 8⁰. — Man hat in dieser ungemein fleifsigen und gewissenhaften, aber freilich (für unsere zeit!) erschreckend breitspurigen arbeit alles zusammen was sich über das auch litterarisch nicht eben interessante werk des — trotz Schönbach, Nagl und Zeidler — herzlich unbedeutenden steirischen dichters und dessen person ermitteln und vermuten lässt. erschöpfend ist die reimgrammatik (s. 4—58) und die reimtechnik (s. 58—77) dargestellt. ein einfall Schönbachs, der für die drei teile abfassung zu verschiedener zeit annehmen wollte, wird s. 77f abgewiesen, aber ernster genommen als er es verdient. über stoff und quellen wird (s. 79—124) mit ausschüttung aller aufgesammelten notizen gehandelt, ohne dass eine würkliche klärung erzielt ist. ohne brauchbares ergebnis bleibt auch die erörterung litterarischer beziehungen (s. 124—133); kenntnis des 'Anegenge' ist abzulehnen, solche der 'Urstende' durch die beigebrachten anklänge nicht erwiesen. über die person des dichters bleibt es bei unsichern vermutungen (s. 133—140). aus dem anhang heb ich den vorschlag zum 'Vespasian' des Wilden mannes hervor (s. 143f), in v. 2 für *vor : ovir* zu lesen. damit entfiele die einschaltung von *dûsunt* (WGrimm) und die daran geknüpfte unwahrscheinliche vermutung. — den schluss bildet ein reimregister (s. 148—169). E. S.

Steinmar im Strafsburger münster. ein beitrag zur geschichte des naturalismus im 13. jahrhundert, m. e. tafel in lichtdruck, von **Franz Schultz** [Schriften d. Strafsburger wissenschaftl. gesellschaft in Heidelberg. n. f. heft 6]. Berlin u. Leipzig, Vereinigg wiss. verleger 1922. 15 ss. gr. 8⁰. — Von dem dombaumeister Knauth geführt lernte FSchultz 1914 in der wandarcatur des nördl. seitenschiffes, unterhalb des gesimses des 4. spitzbogenfensters, die sculptur einer zwickelfüllung kennen, die auch früher nicht unbekannt gewesen war, deren beischrift aber man als STEINMETZ oder auch STEIMER gelesen hatte, während Sch. zum ersten male das richtige STEIMAR feststellte. hatte man in der figur bisher einfach die darstellung eines trinkenden steinmetzen gesehen (Sch. nennt das 'eine haltlose vermutung, die nicht mehr als ein notbehelf war'!), so erschien sie ihm sofort als der herbst- und zechliederdichter herr Steinmar: an diesem verführerischen einfall hat Sch. durch acht jahre festgehalten, er hat ihn mit reger phantasie ausgebaut und von dem harmlosen genrebildchen schliefslich gar noch eine litterarhistorische brücke zu dem zecher des Weinschwelg geschlagen. ich kann diese sprünge nicht mitmachen und halte den einfall für eine momentan verständliche selbsttäuschung, die ruhiger nachprüfung nicht standhält. das einfachste und natürlichste ist eine selbstdarstellung des steinmetzen, wie er in einer arbeits-

pause das trinkgefäſs hebt, das sich trefflich zur raumfüllung eignet. die von sachkundiger seite gegebene datierung 'vor 1270' schlieſst ja wol den dichter nicht gerade aus, aber das vorkommen des namens 'Steinmar' in Straſsburg (14 jh.) hat sicher mit dem aargauischen ritterlichen geschlecht der Steinmar von Klingnau nichts zu tun, während es sich mit einer ortsangesessenen persönlichkeit des keineswegs seltenen namens wol vereinen lässt. obwol auf dem lichtdruck (und gewis auch am original) nicht alle details klar erkennbar sind, will es mir absolut nicht in den sinn, dass der bequem hingelagerte, ausruhende mann in der tracht eines wanderers oder kunsthandwerkers, mit nackten beinen und füſsen, ein zechender ritter aus der nächsten umgebung des kaiserlichen hofes sein soll. auffällig für den 'arbeiter' wäre allerdings die vierblättrige blume an der rechten seite der kopfbedeckung (die sich rein zufällig auf dem helm einer figur des spätern ölbergs widerfindet, Meyer-Altona, Die sculpturen des Straſsburger münsters nr 34). dagegen besteht keinerlei bedenken, das steinmetzzeichen mit dem namen in directe verbindung zu bringen: sind solche marken einmal geheimzeichen gewesen, so haben sie diesen charakter sehr früh verloren, wie ihre massenhafte verwendung im wappen seit dem 14 jh. deutlich beweist. auch an selbstporträts von steinmetzen mit dem zeichen fehlt es durchaus nicht, vgl. zb. Otto II[5] 482. man darf sich heute (nach Pipers Burgenkunde!) für das steinmetzzeichen nicht mehr auf die wunderliche monographie von Rziha stützen. **E. S.**

Middle english humorous tales in verse edited by **George H. McKnight.** Boston u. London, Heath & co. o. j. [The Belles-Lettres Series sect. II] LXXV u. 156 ss. kl. 8°. — Das hübsche, sauber gedruckte bändchen bringt das fablel 'Dame Sirith', den tierschwank 'Fuchs und Wolf' und die spielmannsromanze 'Sir Cleges', von denen die ersten beiden dem 13, das letzte stück wol erst dem anfang des 15 jh.s angehört. voran geht eine ausführliche einleitung, welche die stoffgeschichte mit erschöpfender heranziehung der litteratur erörtert. den texten folgen anmerkungen, bibliographie und ein glossar, auf das sichtbare sorgfalt verwandt ist. die schwache seite bildet die textbehandlung: für die kritik ist nichts geschehen, und die 'notes' bezeugen in diesem puncte die absolute naivetät des herausgebers.

'Dame Sirith' ist nur in dem von EStengel (1871) vortrefflich beschriebenen cod. ms. Digby 86 der Bodleiana überliefert, wo es von dem anglonormannischen schreiber die überschrift *Ci comence le fablel et la cointise de dame siriz* erhalten hat. die form *Siriz* begegnet auch im text mehrfach neben dem im reim erhaltenen (268) oder doch gesicherten (161) *Siriþ*, das auch einmal im vers vorkommt (297) und natürlich die einzig mögliche englische form ist, nach der man das gedicht doch endlich benennen sollte. es handelt sich natürlich um den nordischen

frauennamen *Sig(f)riðr,* und es ist unbegreiflich, dass der hrsg. dieser längst erkannten etymologie noch die ableitung von ae. *Sigehreð* ('analogous with the oe. *Sigebryht*'!) zur seite stellen kann (n. zu 154). wir besitzen nunmehr 5 textabdrücke (neuerdings noch von EWolff in s. Münchener habilitationsschrift 1911 und von Brandl-Zippel Mittelengl. sprach- u. literaturproben s. 118 bis 123), aber nur allein Mätzner und ihm folgend Zippel haben schüchterne versuche gemacht, die sünden des schreibers anzutasten, keiner hat an die zweifellos vielfach zerrüttete metrik gerührt. — Ähnlich steht es mit dem in der gleichen hs. überlieferten gedichte 'Of the Vox and of the Wolf', wo unser herausgeber nicht einmal den durchsichtigen schreibfehler v. 148 *volf* st. *vox* beseitigt. v. 120 hat er wol den namen der wölfin *Cristine* verkannt, wenn er im glossar s. 104 ansetzt: '*Cristine* adj. [!] Christian, anglo-fr. Cristien'. — 'Sir Cleges' ligt in zwei hss. vor, einer Oxforder und einer Edinburger, die im paralleldruck von Treichel Engl. stud. 22 bequem zugänglich sind. sie weichen so stark von einander ab, dass die herstellung eines kritischen textes unmöglich erscheint. McKnight aber druckt die Oxforder hs. ab, ohne jeden versuch auch nur die schlimmsten fehler zu beseitigen, wie gleich v. 3' *Yn tyme of 'vter and pendragoun', Kyng artour fader of grete renoun* st. *Uterpendragoun*, oder die rührenden reime wie 52f *thynges* (E *rynges*) : *thynges*. dass beide hss. (durch mündliche vermittlung?) auf eine bereits entstellte vorlage zurückgehn, beweist zb. v. 101 *Off herpers, 'notys'* (E. *luttys*) *and gytherners,* wo ein nomen actoris einzusetzen ist: *roters* oder *luters*. **E. S.**

Romanische Texte zum gebrauch für vorlesungen und übungen hrsg. von **Erhard Lommatzsch** und **Max Leopold Wagner.** h. 4—6. Berlin, Weidmann 1920—1922. die neuen hefte dieser praktischen sammlung, deren erscheinen wir nach dem stocken der Bibliotheca Romanica doppelt freudig begrüfsen dürfen, bringen h. 4: Cantar de Mio Cid (120 ss. — 8 m. u. zuschlag), h. 5 Giovanni Boccaccio Vita di Dante (IV u. 76 ss. — 5 m. u. zuschlag), h. 6 Le Lai de Guingamor. Le Lai de Tydorel (IX u. 84 ss. — grundzahl 1,50 m.). die hefte 5. 6 hat wider prof. Lommatzsch besorgt: beiden ist eine reichhaltige bibliographische notiz vorangestellt, die jedesfalls vielen erwünscht, wenngleich für die anfänger und, wie ich denken sollte, für den gebrauch im seminar eher entbehrlich wäre, als ein paar angaben über die überlieferung. — Dem Danteleben Boccaccios ist im anhang der um ein menschenalter ältere abschnitt über den dichter aus der chronik des Giovanni Villani beigegeben; in heft 6 füllt ein, wie ich mich überzeugt habe, sehr sorgfältiges und für form und bedeutung gleich zuverlässiges glossar die hälfte des raumes und macht die beiden reizvollen märchenlais (von denen Guingamor wahrscheinlich

der Marie de France zuzuweisen ist), besonders geeignet auch zum selbstunterricht für germanisten, welche keine zeit finden oder gefunden haben für romanistische vorlesungen; diesem heft glaub ich eine besonders freundliche aufnahme prophezeien zu dürfen. — Einiges kopfschütteln dagegen erregt das 6. heft, das einzige welches bisher dr Wagner beigesteuert hat: es liefert einfach den von dem spanischen herausgeber gestatteten nachdruck der kritischen ausgabe des 'Cantar de Mio Cid' (früher 'Poema del Cid' genannt) von Ramon Menendez Pidal (1911), oder vielmehr der kleinen textausgabe desselben gelehrten (1913) — ohne ein wort über überlieferung und bibliographie: nicht einmal Vollmöllers abdruck des hsl. textes (1879), den wol jeder docent den studenten (die über die grofse dreibändige ausgabe nicht verfügen) in die hand geben muss, wird erwähnt. natürlich fehlt auch der vielumstrittene schreiberzusatz am schluss der einzigen Madrider hs., auf dessen lehrreiche erörterung doch gewis nicht verzichtet werden kann, und ebensowenig erfährt der leser etwas über die herkunft des ergänzten eingangs. es handelt sich also um eine reine setzerarbeit, bei der der 'herausgeber' nur eben correctordienst geleistet hat. das geht soweit, dass zb. das einer rein graphischen unart entsprungene scheinbare *ff* da stehn bleibt wo M. P. es belassen hat (*ffallaron* 835. *ffagamas* 3862), und da fehlt wo er es streicht *Fañez* 30). ich gesteh dass ich das ganze heft weniger als eine huldigung an die spanische wie als eine beschämung für die deutsche wissenschaft empfinde. E. S.

Aus dem alten und neuen Burgtheater von **Jacob Minor.** mit einem begleitwort von Hugo Thimig [Amaltheabücherei 16 u. 17 bd]. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-verlag (1920). VII u. 258 ss. 8⁰. — Es sind jetzt 44 jahre her dass uns Jacob Minor in Berlin im anschluss an ein von ihm geleitetes lesekränzchen widerholt proben seiner virtuosen mimik und seines erstaunlichen gedächtnisses gab, indem er stücke wie den Hamlet-monolog des III actes, die erzählung des Raoul aus der Jungfrau von Orleans I 9 uaa. nach einander in der vortragsweise von 4 oder 5 schauspielern recitierte; und in dem dankbaren gedenken an diese stunden bring ich hier die mit 15 bildern geschmückte sammlung zur anzeige, in welcher St. Hock 14 schauspieler-charakteristiken und zwei weitere aufsätze seines lehrers über schauspielkunst vereinigt, in zwei fällen auch erst aus mehreren vorlagen in eins redigiert hat. denn im übrigen wär ich, der ich das alte Burgtheater nicht gekannt und im neuen nur einer einzigen vorstellung beigewohnt habe, der ich von den 13 Wiener schauspielern, von dem einen Kainz abgesehen, nur 5 von auswärtigen gastvorstellungen her in mehr oder weniger eindrucksvoller erinnerung habe, ein schlechtberufener recensent.

Die schwierigkeiten welche sich der charakteristik eines

schauspielers, ja selbst der beschreibung einer einzelleistung in den weg stellen, hat M. in dem letzten aufsatz 'Zur geschichte der schauspielkunst' (240—255) lehrreich und drastisch aufgewiesen. von ihm selbst wird man sagen dürfen, dass er sie mehr als irgend einer seiner vorgänger seit den tagen Lichtenbergs überwunden hat. denn wie er, den es seit jungen jahren zur bühne hinzog und der, so oft und so lange er in Wien lebte, einen grofsen teil seiner abende dem theater und besonders dem Burgtheater gewidmet hat, mit der technik der kunst innig vertraut war und würklich tiefe einblicke in die werkstätte des schauspielers getan hat, so besafs er auch in hohem grade die fähigkeit, 'das kunstwerk im gedächtnis oder in der phantasie des lesers wider nachzuerschaffen', und 'die seltene gabe künstlerische eindrücke in worten festzuhalten und mittels der sprache zu reproducieren' (162). es ist geradezu erstaunlich, wie überaus selten (und niemals störend) er sich im ausdruck widerholt, so oft sich auch anlass bietet, von der betrachtung der persönlichkeit und der schauspielerischen auffassung und darbietung auf allgemeinere fragen: dichter und darsteller, classisches und modernes drama, 'stil' und realismus überzugreifen.

Die charakteristiken umspannen zwei menschenalter Wiener theatergeschichte: von dem 1850 in den verband des Burgtheaters eingetretenen Josef Wagner bis zu dem 1911 gestorbenen Josef Kainz; sie sind zum teil zur ehrung der lebenden, zum teil als nekrologe geschrieben, immer verständnisvoll und warmherzig, aber zum panegyricus nur eben in der glänzenden schilderung von Rossis Othello (224 ff) gesteigert. den breitesten raum beanspruchen Charlotte Wolter (19—47) und Josef Sonnenthal (48—80), und sie dürfen am ehesten als gerundete monographieen gelten (obwol gerade der letztere artikel compiliert werden muste); aber fast ebenso reich ist der aus einer polemischen kritik des büchleins von Guglia erwachsene artikel über Friedrich Mitterwurzer (162—180), und zu einer ganzen reihe sich neu aufdrängender fragen nimmt der aufsatz über 'Ibsen und die moderne schauspielkunst' (181—192) stellung.

Es ist bei dem litterarhistoriker selbstverständlich, dass neben und, wo es nottut, vor dem schauspieler auch der dichter überall zu seinem rechte kommt, und man möchte fast bedauern, dass der band nicht nach dieser seite hin durch ein register noch besser erschlossen wird: denn was hier über Othello, Hamlet und Macbeth, über Faust (und Mephistopheles), über Don Karlos (und Philipp) und Wallenstein zu finden ist, darf sich keiner der unsrigen entgehn lassen, so eindringlich es auch zunächst an die adresse der schauspieler gerichtet sein mag. **E. S.**

Bettina von Arnims Sämtliche werke VII band herausgegeben mit benutzung ungedruckten materials von **Waldemar Oehlke.** Berlin, Propyläen-verlag 1922. 563 ss. 8⁰. —

In diesem mit bildlichen beigaben noch reicher als seine vorgänger geschmückten bande gelangt eine ausgabe zum abschluss die durch ihre anmutige ausstattung die freude der bücherliebhaber sein und bleiben wird. die erwartung freilich, welche der titelhinweis auf das ungedruckte material erweckt hatte, wird auch jetzt nur in recht bescheidenem mafse erfüllt: es bleibt im wesentlichen bei dem Varnhagenschen nachlass und der bilderspende einer enkelin, der frau von Heyking; speciell die familie von Arnim auf Wiepersdorf scheint sich dem herausgeber gegenüber, obwol das verschwiegen wird, durchaus spröde verhalten zu haben.

Den hauptinhalt des bandes bilden die 'Gespräche mit Dämonen' 1852, Bettinas letztes, geistreich confuses werk, das ursprünglich den titel 'Die Wolkenkammer' führen sollte. warum dies buch, von dem nach Varnhagens angabe im october 1856 'noch nicht ein einziges exemplar' verkauft war, 'heute, da das weltbild völlig verändert ist', eine 'um so höhere bedeutung' gewonnen haben soll, hätte uns der herausgeber doch wol erläutern müssen. dass einer jener verleger die in unsern tagen der geistesverwirrung alles versuchen, auch davon einen neudruck riskierte, beweist gar nichts — wir möchten erfahren, wieviele leser dieser gefunden hat! — Es schliefsen sich vier gedichte an, von denen drei zwangsläufig dem Wunderhorn folgen: zwei erscheinen hier aus dem nachlass Varnhagens zum ersten male; ein viertes, aus dem besitz Jos. Joachims, 'scheint' nach des herausgebers vager äufserung 'auf die politischen kämpfe der dreifsiger und vierziger jahre hinzudeuten' — in würklichkeit setzt es offensichtlich die Berliner revolution vom märz 1848 voraus. — Dann die drei märchen, die Steig zuerst in Westermanns Monatsheften (1912) und demnächst im II bande des Arnimwerkes (1913) s. 138ff gedruckt hat. — Den schluss bildet eine auswahl von briefen: an Claudine von Piautaz, Karoline von Günderode, Arnim, den fürsten Pückler, könig Friedrich Wilhelm IV, die wir sämtlich aus ältern publicationen des herausgebers, RSteigs, LGeigers und der Ludmilla Assing kannten; dazu noch der im facsimile gegebene, im Register und Inhaltsverzeichnis nicht berücksichtigte brief an AvHumboldt in angelegenheit der berufung der brüder Grimm. die schmerzlichste lücke die wir hier empfinden ist inzwischen von anderer seite ausgefüllt: ich meine die originalbriefe an Goethe, die aus dem nachlass RSteigs, leider in wenig befriedigender weise, herausgegeben wurden (s. GGA. 1922, s. 230ff). E. S.

Gottfried Kellers Werke. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe mit einer einleitung über des dichters leben und werke von **Harry Maync**. Berlin, Propyläen-verlag o. j. [seit 1921]. 8⁰. I bd: Gedichte. Therese. 623 ss. — II bd: Der grüne Heinrich. ursprüngliche fassung. 886 ss. — III bd:

Der grüne Heinrich. 849 ss. — IV bd: Die Leute von Seldwyla. 591 ss. — Unter den zahlreichen ausgaben der werke GKellers, die wir seit dem ablauf der schutzfrist erhalten haben, beansprucht die von Jonas Fränkel (bei Schroll in Wien) begonnene allein den wert einer kritischen, da nur diesem herausgeber der handschriftliche nachlass des dichters zur verfügung steht; 'kritisch durchgesehen' sind auch die Reclamsche, der Carl Enders ein lebensbild und eine charakteristik Kellers, beide von glücklicher rundung, beigegeben hat (auch separat erschienen: Reclams Dichter-biographien 22. bd), sowie die des Bongschen verlags, an der mehrere herausgeber mit reichlichen vorberichten und sonstigen beigaben beteiligt sind. in der äufsern erscheinung tritt die vorliegende ausgabe: durch grofses format, leidliches papier, klaren druck und soliden einband vorteilhaft auf, sie ist recht eigentlich was man heute eine 'bibliotheksausgabe' nennt. dem ganzen hat Harry Maync eine biographisch-litterarische einleitung vorangestellt, die das günstige vorurteil das wir dem bewährten dichterbiographen entgegenbringen vollauf bestätigt; im übrigen hält sich der herausgeber einstweilen zurück. seine kritische tätigkeit hat darin bestanden, dass er mit der ausgabe letzter hand die erstdrucke (hoffentlich bei den Legenden und den Leuten von Seldwyla auch die zweite ausgabe?) verglichen und so den text 'von manchem versehen des dichters und zahllosen [!] druckfehlern gesäubert' hat. diese selbstverständliche mindestleistung sollte ein philologischer herausgeber übrigens nicht als 'mühselig' bezeichnen, zumal wenn ihr ergebnis würklich so reich gewesen ist. ich selbst hatte zwar in meinem exemplar der Gesammelten Gedichte (1884) einzelne mehr oder weniger ärgerliche druckfehler notiert, die bei Maync nicht widerkehren, aber davon abgesehen hab ich den text der Kellerschen werke für im ganzen recht sauber und zuverlässig gehalten, und diesen eindruck hat mir die neue ausgabe vorläufig nicht verändert. in der 'Therese' zb., wo ich es am ehsten für möglich hielt, hab ich bei M. auch nicht eine einzige besserung auffinden können. nun, im letzten (VI) bande werden wir ja 'berichte über die textverhältnisse sowie die erläuternden bemerkungen zu allen werken' erhalten; bis dahin mag ein urteil über das verfahren des herausgebers und seine früchte hinausgeschoben werden. vorläufig hab ich durchweg den eindruck eines erfreulich reinen druckes.

Die ausgabe der 'Gedichte' bringt hinter der vom dichter selbst getroffenen auswahl ('Gesammelte Gedichte' 1883) eine 'nachlese' aus den 'Gedichten' von 1846 und den 'Neuern Gedichten' von 1851 u. 1854, dazu das 'Lied an das deutsche volk' und das Züricher jubiläumsgedicht von 1858. zur textbehandlung muss ich aber schon hier eine bemerkung machen, die eben gerade die gedichte betrifft. Keller macht von der

eigentlichen apokope (vor consonant und im reime) einen reichlichen, nicht immer glücklichen, aber doch im ganzen wenig störenden gebrauch; die synkope und die elision sind ihm erlaubte und vielhundertfältig angewandte mittel, und wie Goethe und so viele andere pflegt er sie ungleichmäſsig durch den apostroph zu markieren. der herausgeber hat also bei Keller das recht, den apostroph anzubringen wo sein fehlen im druckbild stört, und er hat die pflicht synkope und elision da einzuführen wo durch ein versehen des setzers oder auch des autors (was in diesem falle ganz gleichgültig ist) die kürzung unterblieben und so ein unschöner hiat resp. eine vom dichter sicherlich nicht gewollte überladung der senkung entstanden ist. dieser editorenpflicht ist Maync, soviel ich sehe, nirgends nachgekommen. ich greife etwa, ganz beliebig, das gedicht 'Ufenau' (s. 219 f) heraus, wo in der ersten strophe *röm'schen Reich* (st. *römischen*), in der letzten *lust'ge Silberflut* (st. *lustige*) zu drucken war. **E. S.**

MISCELLEN.

STRAVA (zu Zs. 59, 240 ff). *strava* bei Jordanes, das noch heute im west- und ostslavischen lebendig ist, kann als slavisches wort nicht aus dem germanischen stammen. germ. **străva* müste slavisch als *strŏva* auftreten, und von einem urgerm. **strāva* kann man natürlich erst recht nicht ausgehn. denn urgerm. *ā* erscheint schon in den germanischen lehnwörtern der Finnen und Lappen, die in sehr viel ältere zeit zurückreichen als die entlehnungen der Slaven aus dem germanischen, nirgends mehr, wenigstens gilt das unbestritten für wurzelsilben. für endsilben wird urgerm. *ā* zwar neuerdings für die älteste lehnwörterschicht der finnischen und lappischen entlehnungen von einigen forschern vorausgesetzt, aber auch da m.e. mit unrecht. germ. **strōva* aber hätte im slavischen nur *strūva* oder *strȳva* werden können. scheut man sich also, *strava* bei Jordanes für slavisch zu halten, so bliebe nur eine s k y t h i s c h - i r a n i s c h e sprache als quelle übrig, und aus dieser hätten es dann auch die Slaven entlehnt. über die starken beziehungen zwischen Skythen und Hunnen brauch ich nichts zu sagen, aber das wort selbst ist mir im iranischen unbekannt.

Übrigens ist an finn.-ugrische herkunft von *strava* schon deshalb nicht zu denken, weil die Hunnen mit den Ugrofinnen nichts zu tun haben. sie sind sicher türkischer herkunft. aber auch die Türksprachen kennen keine anlautende doppelconsonanz. es wird die leser dieser zeitschrift interessieren, dass man neuerdings in *Attila* ein ungermanisches wort sehen möchte. so hält Mikkola Journal de la soc. finn.-ougr. 30, 33, 24 *atly* für die ursprüngliche, hunnisch-türkische form des namens und setzt sie dschagataischem *atliγ* 'berühmt' gleich.

Marburg i. H. **H. Jacobsohn.**

SPÄTAHD. *SITWALD.* Dies wort gibt im Wiener Notker 'Ps. 28 zweimal den namen Lybanon wider, beide male im ;enetiv: Piper III 80, 31 *des sîtuualdes*; 79, 23 *des siduualdes.* etztere form hat ein unetymologisches *-d* für *-t*, was in diesem lenkmal nach langem selbstlaut noch einige mal vorkommt (*nesid camec* 99, 3; *sid ir* 238, 24; *liud* 69, 18. 122, 6. 144, 12 usw.); *îtwald* ist die gut ahd. form. die SGaller hs. der psalmen hat n beiden fällen den lat. genetiv *lybani*, vom glossator das zweite nal mit *uualdis* erläutert (Piper II 91, 27). die Wiener hs. müste hr wort an entscheidender stelle im Ps. 71 wider bringen, aber oekanntlich fehlt in ihr das ganze mittlere drittel der psalmen. Notker selbst strebt in Ps. 71, veranlasst durch Augustin, nach einer umschreibung des begriffes Lybanon. dieser ist der ausgezeichnete, gröste berg, und Notkers glossator schreibt im geiste seines meisters richtig (*über*) *hômberg* bezw. *hômberch* Piper II 286, 3. 4.

Dazu ist nun *sîtwald* eine gegenprägung = 'wald mit den tiefen hängen; tiefer, weiter wald'. es steckt darin ein ahd. eigenschaftswort *sît* 'geräumig, weit', im ags., nord. usw. wolbekannt. besonders sei erinnert an die ags. zusammensetzungen *sîd-land, sîd-weg, sîd-folc.* im ahd. war bisher nur das umstandswort *sîto* aus den frühalemannischen glossaren Rd und Ib bekannt (Gll. I 283, 27), wo lat. *laxe* (= Exod. 39, 19 *ne laxa fluerent*) durch *uuito sito* erläutert wird. ein weiterer beleg, und sogar für unser compositum, steckt in den späten Salomonischen glossen (IV 145, 31): *Heremum*, darüber *sitiwald.* (der junge fugenvocal erklärt sich nach Gröger s. 32 f.) Steinmeyer hat daran geistreiche, aber irrige vermutungen geknüpft, die sich mit einem früheren gedanken Heinzels WSB. 80, 691 berühren. in würklichkeit steht *Heremum* (mit der üblichen unsicherheit des *h*) für lat. *eremum*, zu griech. ἔρημος 'wüste, unbewohnte gegend': die alten übersetzer geben dies im christlichen schrifttum häufige wort sehr bezeichnend wider durch *wald*, zb. Gll. I 280, 61 *Heremum uuald* — auch Otfrieds *uuuastuueldi* ist etwa das gleiche — und *sîtwald* ist dessen verstärkung, wahrscheinlich veranlasst durch die ausdrucksvolle stelle Deuter. 1, 19 *per eremum terribilem et maximam.* as. *sin-uueldi* steht selbständig neben ahd. *sît-wald.* man darf nicht eines der worte für eine verschreibung des andern erklären.

Auf Notker selbst geht keines der beispiele für *sîtwald* zurück. aber als wortbildung sind sie aus demselben guss und geist, wie wenn in seinen psalmen bezw. bei deren glossator die 'ceder' mit *hôhpoum*, 'in Syon' durch *in hôhuuarto* widergegeben wird.

Freiburg i. B. **Ernst Ochs.**

GESTRICKTE KLEIDER? MHeyne Deutsche Hausaltertümer III 250 ff hat in seiner meisterlich sichern art auch

über die technik des strickens und ihre 'jüngere' verwendung im dienste der bekleidung gehandelt: 'selbst ganze kleider', heifst es s. 252, 'männliche wie weibliche, allerdings keine prunkgewänder', seien so hergestellt worden, und dazu wird dann als einziger beleg gegeben Kudr. 107, 2 f *jâ wâren niht ze guot ir kleider diu si truogen, diu strikte ir selber hant*; ebenso führt er die stelle in seinem Wörterbuch III 876 an. es ist in der tat die allgemeine auffassung der herausgeber, mögen sie nun das *strickte* der hs. als *stricte* resp. *strikte* widergeben (Vollmer, Sievers) oder richtiger als *strihte* (Bartsch, Martin, Sijmons, Piper). ausgeschlossen sind natürlich 'gestrickte' kleider, tricotgewänder im modernen sinne; auch die *strîchhosen* Limb. chron. 35, 23 (la *strickhosen*) sind keine 'gestrickten', sondern 'eng anliegende strümpfe'. aber ich gebe die deutung 'zusammengebastelt' als möglich zu: für kleidungsstücke welche sich die prinzessinnen selbst notdürftig herstellten. doch bietet sich auch eine andere erklärung: *ir kleider diu si truogen diu strîchte ir selber hant dâ si der junge Hagene in ir ellende vant.* *strîchen*, das sowol stark als schwach flectiert, bezeichnet das inordnungbringen der kleider, insbesondere in erwartung eines besuchs oder bei überraschung durch einen solchen: *Gegen den unkunden strichen si ir lîp* heifst es von den mägden der Brunhild (Nibl. 395, 1 B); *si begunden ir lîp zieren, strîchen und zimieren, und kleiden mit gewande* bei der brautschau in Ottes Eraclius 1823 ff (mit dem bekannten *ὕστερον πρότερον*); *ir sult iuch ze fröuden strîchen* Neidh. 13, 21 (u. ähnl. mehrfach); und besonders charakteristisch Ulr. v. L. Frauenb. 619, 28 *man giht, si strîch sich ûf die man.* so haben sich die jungfrauen beim eintreten des jungen Hagen 'gestrichen', und zwar mit 'ir selber hant': bei vornehmen damen wie diesen königstöchtern hätten das eigentlich die zofen besorgen müssen. die stelle gehört in den zusammenhang jener leicht ironischen wendungen wie 81, 2. 3 *daz wir unser schenken selten haben gesehen noch unser truhsæzen*; 104, 4 *si muostenz selbe bi der glüete brâten*; auch 99, 4 *sin kuchen diu rouch selten.* E. S.

AVA UND BETTINA. Scherer in seiner charakteristik des Lebens Jesu, das er ja der frau Ava absprechen wollte, hebt QF. VII 70 (vgl. Gesch. d. d. litt. s. 82 f) als den höhepunct des werkes — oder wie er sagt: 'des dritten gedichtes' — die schilderung der kreuzigung hervor, und aus ihr wider die vier apostrophen an Maria Magdalena, die jungfrau Maria, Joseph von Arimathia und Nicodemus, in denen er 'den gipfel seines fühlens und könnens' erblickt. ich stimme ihm durchaus zu, aber es ist mir von jeher unfassbar gewesen, dass er hier das specifisch weibliche in empfindung und ausdruck verkennen konnte: so oft ich die dichtung im colleg behandelt habe, hab ich die von Scherer aao. herausgehobene partie Diem. 262, 22 bis 263, 12 = Piper 1693—1722 vorgelesen und gewis immer

e einhellige zustimmung meiner hörer gefunden, dass, wenn
gendwo in der altdeutschen litteratur, so hier eine frau spreche.
h will nur die eine anrede an Joseph von Arimathia (Pip.
711—1716) hersetzen:

Owî Jôsêp der guote,
dô du mînen hêrren ab dem crûce huobe:
hête ich dô gelebet,
ich hête dir vaste zuo gechlebet
ze der pivilde hêre
mînes vil lieben hêrren!

An diese stelle muste ich unwillkürlich denken, als ich vor
urzem in dem aus RSteigs nachlass herausgegebenen briefwechsel
Bettinas mit Goethe s. 61 z. 15 v.u. die worte las: *hätt ich
damals gelebt, ich hätt ihn nicht verlassen.* diesen ge-
fühlsausbruch entlockt der briefschreiberin (am 27. april 1808)
der anblick eines dichterporträts 'mit dem breiten vollen lorbeer',
zweifellos das des Tasso (s. GGA. 1922, s. 234), das einen tief
schwermütigen ausdruck zeigt: *man mögt mit ihm gewesen seyn,
um alle Pein mit ihm zu dulten, um alles ihm zu vergüten, durch
tausendfache Liebe* heifst es vorher. E. S.

EIN BEITRAG ZUR THEATERGESCHICHTE DES
17. JAHRHUNDERTS. *Die ersten berufsschauspieler welche auf
deutschem boden spielten waren Engländer; bald aber bildeten sich
gesellschaften aus Deutschen, welche den 'englischen comödianten'
concurrenz machten. eine der ersten dieser schauspielertruppen war
die des Hans Schilling aus Freiberg in Sachsen. die frühste
urkundliche nachricht über diesen mann stammt aus dem jahre* 1626*;
er erbat vom kurfürsten Johann Georg I ein patent, im ganzen
lande seine komödien aufführen und wilde tiere zeigen zu dürfen.
später wird er ausdrücklich als 'kurfürstlicher Springer' bezeichnet.*
1644 *und* 1646 *zeigte er seine kunst in Dresden;* 1651 *treffen
wir ihn mit seiner truppe in Prag, wo er um spielerlaubnis an-
suchte und eine liste der tragödien und komödien einreichte, welche
er aufzuführen gedachte. Schilling gab in dem ansuchen um spiel-
erlaubnis seine absicht nach Wien zu gehn, kund und führte diese
absicht auch aus. die letzte kunde über sein würken gibt uns ein
privileg welches kaiser Ferdinand III ihm und seiner truppe verlieh.
dieses ligt in einer abschrift im Haus-, hof- und staatsarchiv in
Wien vor und ist undatiert, muss aber zwischen* 1651 *und* 1657
*verliehen worden sein. es räumt den komödianten äufserst weit-
gehnde begünstigungen ein und dürfte das erste kaiserliche privilegium
an eine deutsche schauspielergesellschaft sein. es lautet:*

Wir Ferdinandt der Dritte etz. Bekhennen offentlich mit
diesem Brief und thuen kund allermänniglich; demnach unß
fürweiser diß Hannß Schilling, Hannß Heinrich Schilling, Hannß
Christoph Längsfeld, und Hannß Paul Schilling, Chur Sächsische
befreyte Comoedianten, unterthänigst fürgebracht und zuerkhennen

geben; was maßen Sie nunmehr ein ziembliche Zeit an unterschiedtlicher hoher Potentaten Höfen und Städten allerley lustige Comoedien Tragoedien und Pastoralen exhibirt, unterthänigst bittend, weiln Sie solch ihre lange Jahr geübte profeßion ferners so wohl im Röm: Reichs alß Unsern Erbkönigreichen und Landen zuexercieren und zugebrauchen entschloßen wären, Wir ihnen zu desto beßer: und fruchtbahrer Fortsezung solches ihres Vorhabens unser kayserl Privilegium mitzutheilen allergdst geruhten. Wann Wir nun gnädiglich angesehen, wahrgenom̃en und betrachtet solch ihr unterthänigst gehorsambste Bitt, besonderlich aber erwogen, daß, so offt sie alhier in Unserer Stadt Wien Comoedien agirt, sich darin also bezeigt und verhalten, daß einige Klag wieder Sie nicht vorkom̃en, So haben wir mit wohlbedachten Muth, gueten Rath, und rechten Wißen Ihnen diese kayserl: Gnad gethan und Freyheit gegeben, daß Sie nun hinfortan so wohl im heyl. Röm: Reich alß auch Unsern Erbkönigreichen, Fürstenthumben und Landen mehrberührt Ihre Profeßion offentlich treiben mögen, unverhindert männiglichs. Und gebieten darmit allen und jeden Churfürsten, Fürsten, Geist- und weltlichen Praelaten, Grafen, Freyen, Herren, Rittern, Knechten, Land Marschalln Landshauptleuthen, Landvoigten, Hauptleuthen, Vizdomben Voigten, Pflegern, Verwesern, Ambtleuthen, Landrichtern, Schultheißen, Burgermeistern, Richtern, Räthen, Burgern, Gemeinden und sonst allen andern Unsern und des Reichs auch Unserer Erbkönigreich, Fürstenthumb und Lande Unterthanen und Getreuen, in was Würden, Stand oder Wesen die seind ernstlich und vestiglich mit diesem Brief, und wollen daß Sie obgemelte Chur Sächßische Comoedianten in dem heyl. Röm: Reich und Unsern Erbkönigreich; Fürstenthumb und Landen mehr berührt ihre Profeßion in agirung allerhand Comoedien, Tragoedien und Pastoralen nicht irren, verhindern oder betrüben, sondern Sie auch sambt ihren Leuthen, Pferden, Wagen und allen zugehörigen und nothdürfftigen sachen nicht allein aller orthen zu Waßer und Land, wie obgemelt, frey, sicher und unverhindert durchkommen, paßiren und repaßiren, sondern Sie auch bey dieser Unserer Ihnen ertheilten Gnad und Freyheit ruhiglich verbleiben, und derselben aller orthen Ihrer Gelegenheit nach frey ungeirret gebrauchen und genießen laßen, darwieder nicht beschwehren, noch das jemand andern zu thuen gestatten, in keine weiß noch weeg. Das mainen Wir ernstlich. mit Urkhund diß Briefs, besiegelt mit unsern kayserl. anhangenden Insiegel der geben ist in unserer Stadt Wien den

Wo die truppe Schillings nach empfang des privilegs gespielt hat, wissen wir nicht; nur von Hans Heinrich Schilling hören wir, dass er 1685 *(nach auflösung der truppe?) als inspector und garderobier am Dresdner opernhause mit* 300 *fl. gehalt angestellt wurde.*

Später als die truppe Schillings durchzog jene J a k o b K u h l-

manns das reich. Kuhlmann war einer der tätigsten principale von wandertruppen aus der 2 *hälfte des* 17 *jahrhunderts. er taucht zuerst in Dresden* 1665 *auf, und wir können ihn dann von ort zu ort verfolgen:* 1666 *Leipzig, Erfurt, Bautzen, Frankfurt a. M., Straſsburg, Prag;* 1668 *Dresden;* 1669 *und* 1670 *Wien, Leipzig;* 1675 *Prag, Leipzig;* 1676 *Leipzig;* 1677 *Leipzig, Hamburg, Lübeck;* 1685 *Süddeutschland. im j.* 1673 *suchte Kuhlmann um ein kaiserliches privilegium an:*

Allerdurchleuchtigster Großmächtigster vnd vnüberwindlichster Römischer Kayser auch zu Hungarn vnnd Böheimb König etz. etz. Allergnädigster Kayser vnd Herr. Es ist weltkündig, waßgestalt Ew: Kayſ: May: dero angebohrnen miltigkeit nach, all diejenigen welche sich eineß Ehrbaren aufrichtigen wandels befleißen, mit sonderlichen Kays: Gnaden zu=begnadigen pflegen. Wan dan Allergnädigster Kayser vnd Herr, Ich von villen Jahren her, so wohl in Heil: Rom: Reich alß dero Erbkönigreichen, Fürstenthumb vnd Landen mit meiner vnterhabenen Compagnia Comoedianten meiner profeſſion nach, in repraesentirung so wohl geist: alß weltlicher schönen Comoedien, mich /: ohne ruhm zu melden :/ also verhalten: wie ich auch zum öfftern die hohe kays: Gnad gehabt vor Ew: Kays: May: selbsten zu Agiren, worab dieselbe iederzeit ein allergnädigstes gefallen getragen, daher auf ein Kays: gnade zu zaigen vertröstet worden. Alß gelanget an Ew: Kays: May: Mein allervnterthänigstes gehorsambstes Bietten, Sie geruhen mich, auß dero Kays Reichs Hoff Cantzley /: gleichandern Comoedianten zu begnädigen welches von dero österreichischen Hoff Cantzley auch beschehen :/ Mitt dero Kays: privilegio (: daß ich so wohl in heyl: Römi Reich alß deroselben Erbkönigreichen vnd wo die Kays: Hoffstadt sein wirdt, meine profeſsion ohnbeeinträchtiget treiben möge :) zu gewühriger allergnädster resolution mich aller vnterthänigste Empfehlend Ewer Kays: May: Aller vnterthänigster Gehorsambster Jacob Kuhlman Director der hochteüschen Compagni Comoediant.

Obwol nun der vermerk, der sich auf dem gesuche findet 'expediatur, pro ut opponit 13. martjj 1673' *auf verleihung des privilegs hindeutet, nennt sich Kuhlmann erst im jahre* 1695 'Kaiserl. privilegierter Direktor der hochteutschen Compagnie, Comödiant'. *von ihm vermittelt eine* 1697 *ausgestellte spielerlaubnis die letzte nachricht.*

Frz. Hadamowsky.

PERSONALNOTIZEN.

Am 8 oct. 1921 ist 91jährig HENNING FREDRIK FEILBERG gestorben, der liebevolle erforscher des volkstums und ausgezeichnete lexikograph seiner jütischen heimat.

Im juli 1921 verschied zu Zürich der anglist prof. THEODOR VETTER im 70 lebensjahre; am 5 sept. 1922 zu Bremen 59 jahre alt der director der Stadtbibliothek prof. HENRICH SEEDORF, wolbewährt als langjähriger mitarbeiter des Deutschen Wörterbuchs; am 31 oct. 1922 71jährig in Königsberg ADALBERT BEZZENBERGER, der, nachdem ihm der osten zur heimat geworden war, seine erfolgreiche gelehrte arbeit fast ausschliefslich den baltischen studien und der vor- und frühgeschichte Ostpreufsens gewidmet hat.

In Leipzig wurde der ao. professor dr FRIEDRICH NEUMANN zum ordinarius befördert.

Als ord. professor der neuern litteraturgeschichte ward der privatdocent dr ERNST BERTRAM von Bonn nach Köln berufen.

Auf den lehrstuhl der englischen philologie zu Basel wurde prof. dr FRIEDRICH BRIE von Freiburg i. Br. berufen; das Königsberger anglistische ordinariat wurde dem privatdocenten dr GUSTAV HÜBENER von Marburg verliehen.

Prof. GUSTAV HERBIG folgte einem rufe von Breslau nach München; sein Breslauer ordinariat für vergleichende idg. sprachwissenschaft erhielt prof. ALOYS WALDE von Königsberg.

Habilitiert haben sich: in Giefsen dr CARL KARSTIEN für deutsche philologie und vergleichende sprachwissenschaft; in Wien dr HERBERT CYSARZ für neuere deutsche litteraturgeschichte; in Frankfurt a. M. dr KARL VIËTOR für deutsche philologie und dr MARTIN SOMMERFELD für neuere deutsche litteraturgeschichte; in Göttingen dr GÜNTHER MÜLLER und dr LUDWIG WOLFF für deutsche philologie; in Helsingfors dr EMIL ÖHMANN für deutsche sprache und litteratur.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (einstweilen notgedrungen ohne preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 juni bis 30 november 1922 sind eingelaufen:

J. Andree, Bergbau in der vorzeit. I Bergbau auf feuerstein, kupfer, zinn, salz in Europa. [Vorzeit hrsg. v. H. Hahne bd 2.] Leipzig, Kabitzsch 1922. 72 ss. u. 13 tafeln. gr. 8⁰.

Heliand und Genesis, herausgegeben von **Otto Behaghel.** 3 aufl. [der Heliandausgabe 4. aufl.]. Halle, Niemeyer 1922. XXX u. 289 ss. 8⁰.

Clair H. Bell, The sister's son in the medieval german epic. a study in the survival of matriliny. Berkeley, Un. of California press 1922. 182 ss. 8°.
E. Bethe, Mythus, sage und märchen. Leipzig, Quelle & Meyer 1922. 132 ss. kl. 8°.
E. Bonjour, Reinmar von Zweter als politischer dichter [Sprache u. dichtung h. 24]. Bern, P. Haupt 1922. 59 ss. 8°.
B. Bretholz, Geschichte Böhmens und Mährens. II bd. Hussitentum u. adelsherrschaft bis 1620. Reichenberg, P. Sollor nachf. (1922). 261 ss. 8°.
E. Brodführer, Untersuchungen zur vorlutherischen bibelübersetzung. eine syntaktische studie [Hermaea XIV]. Halle a. S., Niemeyer 1922. 304 ss. 8°.
E. Cohn, Gesellschaftsideale und gesellschaftsroman des 17 jahrhunderts [Germanische studien h. 13]. Berlin, Ebering 1921. 237 ss. 8°.
G. O. Curme, A grammar of the german language. revised and enlarged. New-York, the Macmillan company 1922. 623 ss. 8°.
V. Dahlerup uaa., Ordbog over det danske sprog. IV bd. København, Gyldendal 1922.
M. Enzinger, Das deutsche schicksalsdrama. eine akademische antrittsvorlesung. Innsbruck, verlagsanstalt Tyrolia [1922]. 48 ss. 8°.
S. Feist, Etym. wörterbuch d. gotischen sprache. 3 lfrg. Halle a. S., Niemeyer 1922. 8°. s. 193—288.
G. T. Flom, The language of the Konungs-skuggja: p. I The noun stems and the adjectives [Univ. of Illinois Studies in language and literature vol. VII nr 3]. Urbana 1921.
Th. Frings u. **J. Kuhnt,** König Rother [Rhein. beiträge u. hilfsbücher bd 3]. Bonn, K. Schröder 1922. 48 u. 226 ss. 8°.
E. Frischbier, Germanische fibeln unt. berücksichtigung des Pyrmonter brunnenfundes [Mannus-bibliothek nr 28]. Leipzig, Kabitzsch 1922. 102 ss. gr. 8°.
H. Günter, Buddha in der abendländischen legende? Leipzig, Haessel 1922. 306 ss. 8°.
Halldór Hermannsson, Islandica vol. XIV: Icelandic books of the seventeenth century. Cornell univ. library 1922. 121 ss. 8°.
H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1922. VIII u. 261 ss. 8°.
Elizab. Fr. Johnson, Weckherlins Eclogues of the seasons. diss. Johns Hopkins. Tübingen 1922. 67 ss. 8°.
T. E. Karsten, Fragen aus dem gebiete der germanisch-finnischen berührungen. Helsingfors 1922. 130 ss. 8°.
F. Klaeber, Beowulf and the Fight of Finnsburg edited with introduction, bibliography, notes, glossary and appendices. New-York, Heath & co. [1922]. CLXII u. 412 ss. 8°.
W. Kosch, Geschichte d. dtschen literatur im spiegel d. nationalen entwickelung von 1813—1918. 1. lief. Arndt u. Schenkendorf. Die alte deutsche burschenschaft. München, Parvus & co. 1922. 44 ss. u. 4 taf. gr. 8°.
O. R. Kuehne, A study of the Thaïs legend with special reference to Hrotsvithas 'Paphnutius'. thesis of the university of Pennsylvania. Philadelphia 1922.
H. Levin, Die Heidelberger Romantik. München, Parvus & co. [1922]. 152 ss. 8°.
K. Liestol, Norske ættesogor. med bilete og 1 kart. Kristiania, Olaf Norlis forlag 1922. 182 ss. 8°.
E. Littmann, Friesische erzählungen aus Alt-Wangerooge. Oldenburg, Littmann 1922. 32 ss. 8°.

O. Manthey-Zorn, Germany in travail [The Amherst books]. Boston, Marshall Jones company 1922. 139 ss. 8°.

F. Maurer, Beiträge z. sprache Oswalds v. Wolkenstein [Gießener Beiträge z. dtschen philologie III]. Gießen, vMünchow 1922. 76 ss. gr. 8°.

G. Müller, Brentanos Romanzen vom Rosenkranz. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1922. 95 ss. 8°.

H. Naumann, Grundzüge der deutschen volkskunde [Wissenschaft u. bildung 181]. Leipzig, Quelle & Meyer 1922. 158 ss. 8°.

Neophilologus jaarg. VIII h. 4; jaarg. IX h. 1. Groningen, Wolters 1922.

Snorris Königsbuch (Heimskringla) übertragen von **Felix Niedner** bd I [Thule II reihe, 14 bd]. Jena, Diederichs 1922. 328 ss.

R. Palgen, Der stein der weisen. quellenstudien zum Parzival. Breslau, Trewendt u. Granier in comm. 1922. 60 ss. 8°.

W. Pessler, Niedersächsische volkskunde. m. 52 abbildungen. 4. aufl. Hannover, Th. Schulze 1922. 124 ss. u. 6 tafeln. 8°.

L. Polak, Untersuchungen über die sage vom Burgundenuntergang [sa. aus Zs. 54. 55. 60]. acad. proefschrift. Groningen 1922. 124 ss. 8°.

E. Richter, Lautbildungskunde. einführung in die phonetik. Leipzig. Teubner 1922. 114 ss. 8°.

M. Rychner, G. G. Gervinus. ein kapitel über literaturgeschichte. Bern, verlag Seldwyla 1922. 136 ss. kl. 8°.

A. Schreiber, Neue bausteine zu einer lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach [Deutsche Forschungen hrsg. v. F. Panzer und J. Petersen h. 7]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. IX u. 233 ss. 8°.

R. Schröder, Lehrbuch der deutschen rechtsgeschichte. 6. verb. aufl fortgeführt von **Eb. frh. v. Künfsberg.** m. e. abbildung im text, fünf tafeln u. einem bildnis. 2 teile. Leipzig, Veit & co. 1919 1922. X u. 1124 ss. 8°.

F. Seiler, Die entwicklung d. dtschen kultur im spiegel d. dtschen lehnworts. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8°. bd I 3. gänzl. umgearb. u. stark verm. aufl. 1913: XXXII u. 268 ss.; bd II 3. verm. u. verbess. aufl. 1921: X u. 314 ss.; bd III 1910: XVI u. 430 ss.; bd IV 1912: XVI u. 465 ss.; bd V 1921: VIII u. 305 ss.

E. Steinmeyer u. **E. Sievers,** Die althochdeutschen glossen. V bd: Ergänzungen u. untersuchungen bearb. v. E. vSteinmeyer. Berlin. Weidmann 1922. XII u. 524 ss. gr. 8°.

Cl. Stockmeyer, Soziale probleme im drama des Sturmes und Dranges [Deutsche forschungen h. 5]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. 244 ss. 8°.

B. A. Uhlendorf, Charles Sealsfield, ethnic elements and national problems in his works. Chicago, sa. aus den Deutsch-amerikanischen Geschichtsblättern, 1922. 242 ss. 8°.

K. Wutke, Der minnesänger herzog Heinrich von Pressela in der bisherigen beurteilung [sa. aus d. Zeitschr. f. gesch. Schlesiens]. Breslau 1922. 32 ss. 8°.

E. Ziehen, Die deutsche Schweizerbegeisterung in den jahren 1750 bis 1815 [Deutsche forschungen h. 8]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. 214 ss. 8°.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften BvArnims Sämtl. werke hrsg. von **Oehlke** bd VII (s. 91), Bayerische hefte (s. 74), **Brunner** (s. 75), **Carstenn** (s. 77), **Grabmann** (s. 73), **Kalisch** (s. 80), **Schultz** (s. 81), **Schwerin** (s. 78), **Tegethoff** (s. 67).

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLII, 3. 4. juli 1923

Die urbevölkerung Europas und die herkunft der Germanen von **Friedrich Braun.** [Japhetitische studien zur sprache und kultur Eurasiens, hrsg. von F. Braun und N. Marr h. I]. Berlin, Stuttgart, Leipzig, W. Kohlhammer 1922. 91 ss. 8°.

Die frage nach den nichtindogermanischen bestandteilen verschiedener europäischer völker und sprachen tritt mit recht mehr und mehr in den vordergrund. sie besteht grundsätzlich auch für die Germanen. nur die stärke, art, zeit der fremden einschläge bedarf noch näherer bestimmung. — in vorliegender schrift sucht der bekannte kaukasist F. Braun mit sprachwissenschaftlichen mitteln den beweis zu führen, dass in den Germanen ein vorindogermanisches urvolk stecke, das zum kreis der kaukasischen oder japhetitischen völker gehöre, und auf dessen sprache nicht nur eine grofse zahl von wörtern, sondern auch die germanischen lautverschiebungen zurückgehn.

B., der die ansicht vertritt, dass wir es bei allen alten südeuropäischen sprachen, also aufser dem etruskischen auch dem ligurischen und baskisch-hiberischen mit japhetitischen sprachen zu tun haben, hält es von vornherein für wahrscheinlich, dass auch der Norden ursprünglich von gliedern der gleichen völkerfamilie besiedelt war. 'wie sollte', meint er, 'auf dem immerhin begrenzten raume Europas in postdiluvialer zeit, als das Schwarze meer, mit dem Kaspischen verbunden, noch jahrtausende hindurch bis hoch hinauf in den mittleren Ural reichte, eine vielheit von völkerfamilien entstanden sein können, selbst wenn wir eine polygenese annähmen, von der sich jetzt auch die anthropologen loszusagen scheinen?' so glaubt er denn vor einem problem zu stehn, das für ganz Europa geschlossen aufgefasst und einheitlich gelöst werden sollte.

Dass seine voraussetzungen dabei unrichtig sind, ergibt sich aber schon daraus, dass Europa bereits in paläolithischer zeit wesentlich voneinander verschiedene menschliche rassen beherbergt hat und in neolithischer bis herab in frühgeschichtliche und geschichtliche zeit immer heimat verschiedener rassen gewesen ist. ebenso lässt die archäologische hinterlassenschaft Europas verschiedene culturkreise erschliefsen. unmöglich können die nordischen langköpfe und die träger des brachycephalen planoccipitalen typus von haus aus ein und dieselbe sprache gesprochen haben.

Gleichwol könnten ja die Germanen irgendwie und irgendwo einen japhetitischen einschlag erfahren haben, der ihre sprache veränderte. aber wenn die zweite lautverschiebung auf den Etruskern nahestehnde elemente zurückgeführt wird, muss man doch fragen, wo und wie diese würksam werden sollten, da der nachweis nicht erbracht werden kann, dass die auf dem boden des Römerreiches einwandernden Germanenstämme mit einer nichtromanischen und sogar vorkeltischen und vorillyrischen bevölkerung zu tun hatten. und warum hat das gleiche element nicht auch auf romanische dialecte gewürkt? das japhetitische volk das die erste lautverschiebung herbeigeführt haben soll schwebt aber vollends in der luft. und da wo idg. völker würklich und nachweislich mit elementen die B. als japhetitisch bezeichnet, in verkehr traten, wie die Griechen und Italiker, haben sie ihre sprache nicht 'verschoben'.

B. will aber seinen beweis auch auf die deutbarkeit germanischer wörter und formen aus dem japhetitischen stützen. wir erfahren da unter anderm, dass das germ. präfix *ga-* nicht mit lat. und kelt. *co-(com-)* zusammengehört, sondern ein japhetitisches element ist, das je nach den sprachen und dialecten *sa, šo, he, se, ne, le* usw. lautet. man wird zugeben müssen, dass sich wenn es auf die vocale nicht und auf die consonanten ebenso wenig ankommt, hier auch *ga-* anreihen lässt. und immer unter dieser voraussetzung kann man auch *hrinþa-* mit armen. *a-rd̑-or* 'hornvieh', *e-rind̑* 'kalb', mingr. *o-rid̑-i*, *o-rind̑-i* 'vieh' und demselben nominalpräfix *ho, he* zusammenbringen. *Faust* wird von slav. *pęstĭ*, zu dem es laut für laut stimmt, getrennt und aus swan. *q̇uщэ* (*ẏušэ*) erklärt. *Tuisto* soll bedeuten 'kind, sohn der erde' = 'terra editus' nach *sko* || *sto* 'kind, nachkomme' und einer wurzel **tui(r)*, **twi-*, die aus georg. mingr. *trer* 'erde', tschan. *m-tver* 'asche', swan. *bu-ǧwer* 'staub', *bi-rǧw* dasselbe, *i-rǧw* 'erde' erschlossen wird. das sind aufs geratewol herausgegriffene beispiele aus 20 fällen, die im übrigen ebenso wenig beweiskraft besitzen, abgesehen davon dass worte wie *Erbse* neben lat. *ervum*, griech. ὄροβος, ἐρέβινθος für das germanische nichts beweisen würden, auch wenn würklich das kaukasische ihre quelle wäre.

Wir müssen aber im grunde dankbar dafür sein, dass einmal ein so guter kenner der Kaukasussprachen es versucht hat spuren von ihnen im germanischen nachzuweisen und zu keinem besseren ergebnis gekommen ist. darin ligt der wert der hier besprochenen arbeit, abgesehen davon, dass aus ihr über die den meisten recht wenig bekannte japhetitische sprachfamilie selbst mannigfache belehrung zu schöpfen ist.

R. Much.

---

1. Die Indogermanen, ein abriss, von **Gustaf Kossinna.** I teil: Das indogermanische urvolk. mit 150 textabbildungen und 7 karten auf 6 tafeln. [Mannus-bibliothek nr 26.] Leipzig, Kabitzsch 1921. 79 ss. gr. 8°.
2. Die deutsche vorgeschichte eine hervorragend nationale wissenschaft von **Gustaf Kossinna.** 3. verbess. aufl. mit 456 abbildungen im text und auf 50 tafeln. [Mannus-bibliothek nr 9.] Leipzig, Kabitzsch 1921. VIII u. 255 ss. gr. 8°.

1. Wir rechnen es dem verf. dieser schrift als verdienst an, dass er es immer als ziel der urgeschichtsforschung betrachtet hat, die vorgeschichtlichen grundlagen der europäischen völker zu ermitteln und dem zusammenhang der culturkreise und ethnischen einheiten nachzugehn. auch an greifbaren erfolgen fehlte es ihm und seiner schule nicht. aber was er an überzeugenden ergebnissen zu verzeichnen hat, ligt auf den grenzgebieten von geschichte und vorgeschichte. es darf an dem festen grund nicht fehlen, von dem aus weiter gebaut werden kann.

Wo K. anders verfahren ist, mangelt seinen aufstellungen die überzeugende kraft. denn um an eine besondere intuition glauben zu lassen, die den beweisen vorgreift, hat er seine überzeugungen, die er gegen andere nicht selten mit persönlich verletzender schärfe vertritt, zu oft geändert. wenn er zuerst die annahme, dass die Bandkeramiker Indogermanen gewesen seien, entschieden und mit gründen zurückweist, dieselben aber später, ohne sich selbst widerlegt zu haben, für Südindogermanen erklärt, darf er auf überzeugte gefolgschaft in dieser frage nicht mehr rechnen.

Auch die vorliegende schrift fasst die stammeskundlichen probleme beim verkehrten ende an. zudem sieht ihr verf. nicht, dass er sich und andere eines der wichtigsten beweismittel beraubt durch die sonderbare und in sich widerspruchsvolle annahme, dass es drei europäische rassenstämme gebe, die je einen kurz- und einen lang-köpfigen zweig in sich schliefsen. was hätte dann die schädelform für die rassenzugehörigkeit noch zu bedeuten?

Aber es ist mit den beweisen überhaupt in der ganzen arbeit schlecht bestellt. man stöfst auf sätze wie den: 'Ich sehe in ihnen die Vorindogermanen', wobei es in der natur solcher behauptungen gelegen ist, dass sie meist auch nicht widerlegt werden können. das gilt auch für äufserungen wie die: 'Die sprache dieser (di. der Dobbertin-)leute (in der ancylusperiode, 6000—10000 v. Chr.) kann nur die fortentwickelte westeuropäische sprache der nacheiszeit gewesen sein: sicherlich noch agglutinierend', oder: 'Bei den Ellerbeker leuten erscheint in der zweiten hälfte des 5 jahrtausends, zur zeit der jüngeren dänischen muschelhaufen, ... der gewaltige fortschritt zu ackerbau und viehzucht ... gleichzeitig wird wol auch ein sprung in der entwicklung der sprache eingetreten sein, die nun aus der vor-

indogermanischen stufe zum vollentwickelten rein flectierenden indogermanisch fortschritt'.

Schon mit rücksicht auf die grofse gelehrsamkeit des verf.s wird trotzdem vorauszusetzen sein, dass seine schrift wissenschaftlich wertvolles in sich schliefst. dieses aber fällt ganz in den bereich des rein archäologischen. völkernamen wie Vorfinnen, Urfinnen, Urindogermanen und alles was drum und dran hängt wären besser aus ihr zu streichen.

2. Wir lesen in diesem buch s. 17 f über die erfindung der schrift folgende sätze: 'Bereits aus ziemlich frühen abschnittten der jüngeren steinzeit, also etwa 4000 jahre v. Chr., kennen wir aus portugiesischen megalithgräbern beigaben von kleineren steinen, die mehrzeilige inschriften in buchstaben tragen. die buchstaben leben in gleicher gestalt und meist auch in gleicher lautbedeutung (!) einesteils in den bronzezeitlichen und den eisenzeitlichen schriftsystemen den iberischen halbinsel fort, andernteils zeigen sie sowol mit den germanischen runen, als auch mit den auf Kreta entdeckten alten ägäischen alphabeten die schlagendsten übereinstimmungen. während nun in West- und Nordeuropa diese nur zu religiösen zwecken verwendete buchstabenschrift strenge lautschrift war, herschte im ganzen Orient ... ursprünglich die unvollkommene reine bilderschrift ...'.

Diesen äufserungen K.s kann man seine eigenen worte aus einer anzeige des buches 'Die Germanen' von Ludwig Wilser im Archiv für rassen- und gesellschafts-biologie 1, 785 aus dem j. 1904 entgegenstellen: 'Mit widerstreben gehe ich schliefslich noch auf das capitel über die frage nach der entstehung der germanischen runen ein. das 'runenrätsel' hat Wilser ja schon 1895 den staunenden teilnehmern an der damaligen versammlung der geschichtsvereine gelöst, und noch immer nicht können die runologen sich erholen von dem staunen über Wilsers alteuropäisches uralphabet, von dem die runen ebenso wie die anderen europäischen alphabete abstammen sollen. die ähnlichkeit der runen mit anderen alteuropäischen schriftarten ist ihm hiefür beweis. als ob nicht die gemeinsame abstammung aller aus dem griechischen, alphabete die sachlage vollkommen erklärte. aber es verlohnt sich nicht, auf die krausen gedankengänge Wilsers näher einzugehen'. damit hat der Kossinna von 1904 nicht nur über Wilser sondern auch über den Kossinna von 1921 das urteil gesprochen. die abkehr von der wissenschaftlichkeit hat ihn selbst notwendig auf die wege geführt die Wilser wandelt. — Was soll man gar dazu sagen, wenn s. 96 den Germanen von alters her eine fünftägige woche zugesprochen und behauptet wird, es könne nach den späteren namen nicht zweifelhaft sein, dass die alte götterdreiheit dreien dieser tage den namen geliehen habe und der vierte von der alten fruchtbarkeitsgöttin Frija (= Venus) herrühre. dass es einen lateinischen dies Martis,

Mercurii, Jovis, Veneris gibt, ist also wol nur zufall? oder sollen gar die lateinischen namen aus dem germanischen übersetzt sein? daran muss K. wol denken, wenn er weiter erwägt, ob sich hinter Saturn (engl. Saturday) etwa der germanische Loki verberge. selbst mit dem grösten aufwand von phantasie hat man bisher wenig finden können, was sich in den nordischen felszeichnungen mit den litterarisch überlieferten religiösen vorstellungen der Germanen vereinbaren liefs. aber nach K. s. 98 erzählen sie uns, 'dass, was die Edda im 9 jahrhundert *nach* Chr. aus Norwegen und Island uns berichtet, ein spiegel dessen ist, was die Germanen der alten bronzezeit um 1600 *vor* Chr. dachten'. '*was haben*', fragt er, '*einer solchen überlieferung Griechen und Römer gegenüberzustellen?*'

Und welche überschwenglichkeit, wenn aus der *darstellung eines römischen bildhauers* herausgelesen wird: 'zumal des königs edles antlitz blickt zwar ernst, ja sorgenvoll in die zukunft — *wol in gedanken an sein volk*, — aber dennoch ruhig und gefasst'.

Wer solches list wird leicht rasch fertig sein mit einem urteil über das ganze buch und es als unbrauchbar bei seite legen. aber das wäre verfehlt und zu bedauern. denn trotz allen schrullen und absonderlichkeiten steckt in K. ein gutes stück von einem würklichen gelehrten, und wer es beurteilen kann, wo er ernst zu nehmen ist und wo nicht, wird auch aus dem vorliegenden werke nicht geringen nutzen ziehen können. das vorgeschichtliche fundmaterial und die einschlägige litteratur beherscht K. wie kaum ein anderer, aber auch mit seiner auswertung des materials wird sich die wissenschaft auseinandersetzen müssen, die prähistorie sowol wie die germanische altertumskunde. um eine einzelheit herauszugreifen, sei auf die zutreffenden bemerkungen verwiesen, die der angeblichen hosentracht der Germaninnen gewidmet sind. diese hat man aus bildlichen römischen darstellungen erschliefsen wollen; aber K. zeigt, dass es sich um solche der *Germania* handelt, die wie auch sonst vertreterinnen von ländern in mannestracht erscheint.

Besonderes interesse beansprucht das was über die ostgermanischen völkerschiebungen und -schichtungen auf grund der funde festzustellen versucht wird: mit berücksichtigung auch der von Sernander nachgewiesenen klimaverschlechterung zu beginn und im ersten verlauf der eisenzeit, die zu auswanderungen aus Skandinavien geführt hat. auf die vorgeschichte der Wandalen, Burgunder, Goten und anderer oststämme fällt von da aus licht. was über die Rugier gesagt wird, deren es deutsche und norwegische gibt, ist freilich schief. ihr name, meint K. im anschluss an andere, bezeichne sie spöttisch als 'roggenesser'; die norddeutschen Germanen müsten diese getreideart damals also neben ihrem weizen und ihrer gerste noch nicht sonderlich ge-

achtet haben. in Norwegen sei man aber durch den klimasturz gezwungen worden, zum roggenbau überzugehn. — so könnte man sichs allenfalls erklären, warum eine aus Norwegen in Deutschland eingewanderte völkerschaft, nicht aber warum ihr stammvolk in Norwegen 'roggenesser' genannt wurde. dass die norwegischen Rugier, *Rygir* daneben auch *Holmrygir* 'Inselrugier' heifsen, beweist umgekehrt deren herkunft von den auf den inseln des Weichseldeltas sitzenden *Ulmerugi*, die von dort durch die Goten vertrieben wurden. damals, im 1 jh. v. Chr., hatte sich das klima so weit gebessert, dass auch Norwegen wider als siedlungsgebiet an bedeutung gewann.

Leider fehlt es uns an raum, auf den mannigfachen inhalt des buches hier näher einzugehn. es sei nur noch der zahlreichen trefflichen abbildungen rühmend gedacht. für das bild des norwegischen malers Edvard Munch 'die sonne' und seine beziehung zu den bronzezeitlichen sonnenscheiben fehlt dem ref. allerdings das verständnis.

R. Much.

Die überlieferungen vom gotte Balder dargestellt und vergleichend untersucht von **Gustav Neckel.** Dortmund, Ruhfus 1920. VII u. 265 ss. 8°.

Dieses buch hat eine merkwürdige vorgeschichte. es sollte ursprünglich einen teil der von dem Münchner botaniker frhrn vTubeuf geplanten monographie über die mistel bilden, deren erscheinen aber auf äufsere, in den zeitverhältnissen begründete schwierigkeiten stiefs. der ursprünglichen bestimmung entsprechend ist die arbeit in gemeinverständlichem und nebenbei bemerkt sehr gutem deutsch geschrieben; es ist aber doch fraglich, ob sie nicht über das interesse und verständnis der botaniker weit hinausgreift. umso mehr wird sie auf dasjenige von germanisten im sinne JGrimms rechnen dürfen.

Um es gleich zu sagen: N.s schrift hat nicht den zweck zu zeigen — sofern der ausdruck zweck schon den gedanken an voreingenommenheit in sich schliefsen könnte —, wol aber das ergebnis, dass die germanischen überlieferungen vom gotte Balder einfuhr aus dem vorderen Orient seien. man denke dabei aber nicht an aufstellungen im geiste Bugges, dessen ansichten N. sogar ausdrücklich zurückweist. nicht späte gelehrte, litterarische einflüsse kommen in betracht, sondern alte volkstümliche, die nicht nur die göttergestalten und -geschichten betreffen, sondern hand in hand damit elemente des cultes mit sich führen.

Grundsätzlich hat N. dabei gewis recht. jeder andere zweig der culturforschung rechnet beständig mit solchen übertragungen. wenn das auf mythologischem gebiet nicht längst ebenso der fall ist, trägt einen teil der schuld eine aus der schule übernommene vorstellung von der griechischen und lateinischen mythologie als etwas einheitlichem, festem und abgeschlossenem.

man weifs aber heute, wenn auch noch immer nicht genügend, in einem weiteren kreis humanistisch gebildeter, wie die alte römische, zunächst unter griechischem einfluss umgebildete mythologie ganz verdrängt und überschichtet wurde durch eine reihe fremder, aus dem Orient stammender culte, deren letzter schliefslich das christentum gewesen ist. haben derartige wellen niemals germanischen boden berührt?

Vielleicht würde N. mit seinem sehr lesenswerten buch noch stärkeren eindruck machen, wenn er nicht nach zu lückenloser erklärung der gesamten überlieferung und räumlich und zeitlich zu festbegrenzten ergebnissen strebte und vieles zu gewaltsam in den dienst seiner hypothese stellte. so lässt sich die art wie Balder und Orpheus ihr ende finden, nicht ohne zwang als verwant betrachten, und das was über deren tod berichtet wird unter voraussetzung ihres charakters als vegetationsheroen oder götter mit dem todaustragen in deutschen volksbräuchen zu vergleichen, geht nicht an, weil in diesen der tod oder winter doch gerade das gegenteil von einem mythologischen vertreter des wachstums in der natur ist.

Für gezwungen halt ich auch die zusammenstellung der mistel, die Balders tod bewirkt, mit dem ramus aureus, den Aeneas pflücken muss, um als lebender in die unterwelt eingehn zu können, und einer wunderpflanze, die im altbabylonischen epos dem Gilgamesch zur glücklichen heimkehr aus dem jenseits verhelfen soll. eher findet sich dieses amulett wider in dem wintergrünen kraut, das könig Haddings dämonische führerin bei seinem besuch der unterwelt mitführt und ihm vorweist. und jedenfalls wird uns von diesem Hadding eine fahrt in die unterwelt berichtet, so dass schon mit rücksicht auf ihn — wenn wir selbst von Thorkillus absehen — N.s bemerkung ungerechtfertigt ist, die Baldersage sei die einzige stelle in der altnordischen litteratur, wo eine schilderung der Hel und der reise dorthin gegeben werde. auch der schluss, dass deren schilderung mit der Baldersage den Nordleuten zugekommen sei, ist daher hinfällig. aber gelten lassen wird man dürfen, dass mehrere solche sagen die vorstellungen von dem Helreich verbreitet haben, und diese sich wesentlich an solche geschichten und dichtungen knüpfen, woneben der glaube an andere, beschränktere aufenthaltsorte der toten der verbreitetere und volkstümlichere war.

Den grund warum gerade die mistel die verhängnisvolle rolle spielt, sucht N. in der volkskundlichen bedeutung dieser pflanze, die gelegentlich als lebensrute verwendet wird. er betrachtet das bewerfen des gottes Balder als einen cultischen vorgang. zu dem gedanken der gottestötung sei man dann so gelangt: 'da der gott, den man quickte, ein sterbender oder toter war — so lag es nahe, die steine und andere dinge die auf ihn hagelten als todesursache und weiterhin als tötungsmittel auf-

zufassen'. aber das bewerfen des sogenannten 'tod' mit steinen und stecken, auf das N. sich dabei beruft, ist kein 'quicken'; es geschieht in tötungsabsicht und gilt nicht dem frühling, sondern dem winter, der sich ja im volksbrauch vom todaustragen in die rolle mit dem tod teilt.

Dagegen gelangen wir ganz einfach aus der erzählung selbst heraus zu einer erklärung der mistel als todbringender waffe. wir erfahren ja von den eiden, die allen wesen abgenommen worden sind, Balder nicht zu schaden, und davon dass dabei die mistel übergangen wurde. das konnte leicht geschehen, wenn etwa zusammenfassend alles in eid genommen wurde was aus der erde wächst. und selbst wenn schon jedes einzelne wesen vereidigt wurde, konnte man sie leicht übersehen, weil man sie für einen zweig des baumes selbst hielt.

Bei dem *vǫllum hǣri* = 'höher als die gefilde', gesagt von der nicht aus dem boden, sondern auf dem aste des baums wachsenden pflanze, hat es also zu bleiben. nach N.s auch sprachlich kaum haltbarer auffassung handelte es sich dabei um eine aus der erde, aber auf ödem, vegetationslosem boden wachsende und deshalb ihre umgebung überragende pflanze. aber das dabei geforderte ödland westlich von Valhall entbehrt aller stützen. und dann muss doch name und vorstellung von der mistel aus einer gegend stammen wo man dieses gewächs kannte.

Obwol es die erwägungen die N. an den namen knüpft nicht weiter berührt, sei doch festgestellt, dass *Baldrs brā* nicht mit 'Balders braue', sondern 'wimper' übersetzt werden muss. ich weifs auch nicht, wie man für ein adän. *bōi* ohne weiteres zur bedeutung 'der zeugende' gelangen kann. überdies passt ein name dieses sinnes nicht gut für eine gestalt, deren rolle sich darin erschöpft den bruder zu rächen. umso entsprechender wird sich *Bōus* aus norw. dial. *boa*, flandr. *boe*, erweitert mnd. *bōle* 'bruder' deuten lassen, und umso näher rückt bei solchem sinn seines namens *Bōus* an *Vāli*, den 'kleinen, di. jüngeren Vanen', heran.

Sehr beachtenswert sind N.s ausführungen über die bildlichen darstellungen, die in der Hūsdrāpa des Ulf Uggason geschildert werden. dass zwischen dem nur in dieser quelle erwähnten katzengespann der Freyja und dem löwengespann der Magna Mater Idaea beziehungen bestehn, ist anderen schon aufgefallen; N. aber lenkt zuerst die aufmerksamkeit auf die bedeutung, die gerade bildwerken bei übertragung religiöser vorstellungen zukommt.

Man wird überhaupt, auch wenn man einen streng kritischen mafsstab anlegt, zugeben müssen, dass N.s gedankenreiches buch uns weiter bringt. Balder ist keine vereinzelte erscheinung, sondern jener heilbringer, dem wir auch anderswo, vor allem in Vorderasien, begegnen. aber dass die religiöse culturwelle die ihn bringt grade semitischen ursprungs sei, wird mehr voraus-

gesetzt, als bewiesen. und zu wenig ist der verf. wol den verwanten gestalten innerhalb des germanischen nachgegangen; auch die über diese bereits vorhandene litteratur hätte gelegentlich mehr beachtung verdient. das ergebnis wäre dann wol ein anderes gewesen. der ref. glaubt den nachweis in aussicht stellen zu dürfen, dass es sich bei der religiösen schicht der Balder angehört um vorgeschichtliche cultureinfuhr handelt, und dass die gestalt des göttlichen heilbringers schon den Germanen der Römerzeit bekannt war. **R. Much.**

Der stein der weisen. quellenstudien zum Parzival von **Rudolf Palgen.** Breslau, Trewendt & Granier in comm. 1922. IV u. 60 ss. 8°.

Diese 'quellenstudien zum Parzival' suchen besonders zwei gedanken herauszuarbeiten: 1. in dem was Wolfram namentlich durch Trevrizent über den gral und die krankheit des Anfortas berichten lässt, ist ein bedeutender alchemistischer einschlag, der von Kyot eingeführt worden ist; 2. die zwei ersten bücher des Parzival bewahren ein Gahmuretepos, das ursprünglich als selbständiges werk nicht zu der Parzival-gralmaterie gehörte, aber von Kyot mit allerlei änderungen als vorgeschichte Parzivals verwendet wurde. auch anderes findet bei P. eine gänzliche oder teilweise erledigung: der ursprüngliche wortlaut des 'lapsit exillis' ist als 'lapis elixir' zu lesen; die verbindung der gralsage mit Anjou findet wahrscheinlich ihre erklärung in der begünstigung der alchemie durch dieses haus; die ursache von dem verluste von Kyots werk ligt in dem alchemistischen charakter dieser dichtung, der nur von einem kleinen kreis eingeweihter verstanden wurde ua. — P. zieht manches aus der alchemistischen litteratur zur stütze heran. er bespricht für das Gahmuretepos mehrere motive aus geschichte und dichtung, die der ursprüngliche dichter benutzt und umgearbeitet haben soll. aber trotz dem überzeugten tone sind die combinationen des vf.s nicht dazu angetan auch andere zu überzeugen, denn das alchemistische material ist nichts weniger als beweiskräftig, und die parallelen für das Gahmuretepos sind zu fragmentarisch und zu weit abliegend, als dass man mit P. sagen dürfte, es bleibe uns sicher, dass 'das Gahmuretepos einer selbständigen secundärquelle, der Anjouchronik, zu verdanken ist' (s. 41).

Zum alchemistischen thema, das P. s. 40 übrigens den ausschliefslichen gegenstand seiner arbeit nennt, muss ich ua. folgendes bemerken:

Nach P. haben Wolframs gral und der alchemistische stein der weisen drei eigenschaften gemeinsam, und muss daher Wolframs gral alchemistisch beeinflusst sein, denn in keiner anderen graldichtung finden sich diese eigenschaften: beiden wird ver-

jüngende kraft zugeschrieben, durch beide verjüngt sich der phönix, und der name des grals 'lapis elixir' (!) erinnert unzweideutig an den stein der weisen, der ua. auch 'elixir' heifst. grofsen wert legt P. darauf, dass nach der allgemeinen eigenschaft der verjüngung gleich bei Wolfram der phönix genannt wird. — Obgleich P. von anfang an mit dem namen 'lapis elixir' operiert, sind es eigentlich nur zwei gemeinsame eigenschaften, denn das angegebene 'lapis elixir' darf erst eingesetzt werden, sobald wir wissen, dass der gral als stein aus alchemistischer vorstellung hervorgieng. — es scheint P. entgangen zu sein, dass, allerdings sehr vereinzelt und nicht zusammen, in der grallitteratur auch bei dem gral als schüssel verjüngung oder ein vogel erwähnt wird: im Perceval li Galois verleiht die gralschüssel einmal verjüngende kraft, und im Gr. st. Graal wird ausführlich berichtet, wie der vogel serpolion, der seinem wesen nach der phönix ist, sich zu seiner verbrennung auf dem immer glühenden stein pyratiste vorbereitet (s. ua. Zs. 47, 113). es wird übrigens seit der ältesten zeit vom phönix und seiner erneuerung viel wunderbares erzählt, so dass es an sich kein charakteristischer zug ist, dass bei der verjüngung der phönix genannt wird. und aufserdem: die verjüngung die Wolfram von seinem gral berichtet, ist doch etwas anderes als die verjüngung durch den alchemistischen stein: der blofse anblick des grals macht die farbe jung wie in den besten jahren, auch wenn die haare grau werden, durch den anblick empfangen fleisch und bein jugend (469, 24 ff); trotzdem altert man dabei, wie Titurel zeigt und die gralhüter, die als kinder zum graldienst berufen wurden. vom stein der weisen heifst es allerdings schon früh und bis in die späteste zeit, dass er, wie Arnoldus de Villanova (1237—1314) es ausdrückte, 'facit de sene juvenem et omnem expellit aegritudinem', aber doch nur wenn kleine stückchen oder pulver in wasser oder wein gelöst werden und der kranke oder gesunde das 'aurum potabile' trinkt; dann werden sogar die grauen haare wider schwarz. aber Titurel ist alt und 'noch grâwer dan der tuft' (240, 30), und bei allen heilmitteln mit denen man Anfortas behandelt kommt kein 'aurum potabile' oder etwas medicinartiges vom gralstein vor. und abgesehen von diesen paar eigenschaften mit entfernter ähnlichkeit, in welchem glanz steht Wolframs gral, los und unbeeinflusst von allem irdischen! in seltener fülle zeigt er eigenschaften, die sogar einem idealisierten alchemistischen stein, der übrigens kein stein, sondern ein streusel, eine tinctur uä. ist, widersprechen. die kraft von Wolframs gral kommt ausschliefslich vom himmel, jeden karfreitag erneuert sie die himmelstaube, der gral verkündet den himmlischen willen. und wie soll ein alchemist bei der vergleichung seines präparates mit dem gral dazu kommen zu behaupten, dass nur getaufte den gral sehen können, dass nur eine

reine jungfrau ihn heben kann, dass nur jungfrauen ihn in ihrer engeren hut haben? berufen sich doch zu allen zeiten die alchemisten, auch die christlichen, auf die verschiedensten heidnischen persönlichkeiten, die in ihrer kunst das höchste leisteten. und steht es nicht in flagrantem widerspruch mit allem was wir von dem stein der weisen wissen (s. die litteratur unten), wenn wir bei Wolfram erfahren, und nur bei ihm, dass die gralhüter als kinder berufen werden, dass nur der könig verheiratet sein darf, dass öffentlich die jungfrauen nach auswärts vergeben werden, in geheimer weise die ritter, dass die hüter sich templeisen nennen? diesen zügen gegenüber ist doch das wenige was P. als stütze anzuführen vermag — verjüngung, sich erneuernder phönix — zu dürftig. sogar eine noch gröfsere anhäufung von alchemistischem material — P. schöpft meist aus alchemistischen sammelwerken des 16 und 17 jh.s — führt nicht einmal zu der vermutung, ein alchemist könnte den Wolframschen gral mit den eigenschaften seines steines ausgestattet haben.

P. hat s. 23 zu erklären gesucht, warum Kyot, der alchemist, aus der gral s c h ü s s e l einen stein gemacht, denn nötig war dies nicht, da die alchemisten ihren philosophischen stein nicht für einen würklichen stein hielten und ihre mischung in einem gefäfs bereiteten, das sie 'vas mirabile' nannten. die erklärung sieht freilich recht alchemistisch aus: 'inhalt und function der gralschüssel schwankten'; die alchemisten 'bemächtigten sich des juwels und behaupteten [wo?], das mysterium [sc. der gral] sei nichts andres als das vas mirabile, die scutella ihrer kunst, die die alten verborgen hatten. das heilige gefäfs aber ist nichts andres als der stein selbst, dh. das geheimnis des goldes ligt in ihm verborgen'. — P. scheint nicht zu bemerken, dass er bei einer solchen erklärung, wobei er übrigens seine deutung 'lapis elixir' gesichert glaubt, als bewiesen annimmt was er zu beweisen hat. und wir fragen, warum blickt denn bei Kyot-Wolfram niemals der begriff schüssel durch? ich fürchte dass man die erklärung P.s nicht bei einem alchemisten des 12 jh.s suchen muss, sie scheint mir entstanden in einem modernen studierzimmer des zwanzigsten.

'Lapsit exillis' — damit fängt P. seine studie an — sei zu deuten als 'lapis elixir', denn die alchemisten nannten ihren stein ua. auch elixir, und Parz. 469, 8—28 bietet 'den unbedingt zwingenden beweis für unsere auflösung', indem die erneuernde kraft des grals mit dem speciellen beispiel des phönix gegeben wird, wie beim alchemistischen stein. (das beispiel das P. s. 4 aus der litteratur anführt spricht von der verjüngung des menschen, des phönix und des adlers.) sogar KBurdach wird mit in die discussion gezogen, der sich brieflich an Kampers zu derselben deutung bekannt haben soll (s. 3). P. ist 'bei der suche nach orientalischen einflüssen im Parz. unabhängig von Burdach auf

dieselbe deutung gelangt'. — Abgesehen von dem was ich soeben vom gral und vom stein sagte, hab ich gegen die benennung 'lapis elixir' an sich schon das bedenken, dass sie wol kaum aus alchemistischen kreisen herrührt. der lapis philosophorum, lapis philosophus wurde allerdings sehr oft elixir genannt, es wurde sogar unterschieden in grofses elixir und kleines elixir je nach der kraft (vgl. HKopp Beiträge zur geschichte der chemie Braunschweig 1869, II. stück, s. 449 ff). aber eine combination 'lapis elixir' scheint es nicht gegeben zu haben, auch nicht bei den späteren alchemisten; lapis philosophorum, lapis philosophus sind die verbindungen mit lapis. auch P. ist nicht imstande ein 'lapis elixir' nachzuweisen. dass der lapis auch elixir genannt wurde, genügt nicht. er hiefs auch tinctur, panacee, magisterium usw., aber auch daraus entstanden keine verbindungen mit lapis (vgl. noch zu dem angeführten werk von HKopp dessen Geschichte der chemie, Braunschweig 1844—1847, besonders t. II, s. 16[?] bis 262, MBerthelot La chimie au moyen âge t. I—III, Paris 1893, und dessen Les origines de l'alchimie, Paris 1885, ferner was P. selbst aus späteren gedruckten sammlungen mitteilt). zudem ist neben einem substantiv lapis sprachlich kaum elixir oder einer der anderen speciellen namen in substantivischer gestalt zu erwarten. weiter muss ich darauf weisen dass, wenn nach P.s erklärung ein alchemist in dem gral sein vas mirabile mit inhalt erblickte, wir wahrscheinlich nicht ein lapis als name erhalten hätten, sondern im anschluss an die gralschüssel ein 'vas' mit irgend einem adjectiv. obendrein ist das einsetzen von 'lapis' für 'lapsit' nichts weniger als sicher. und da P.s beweismaterial nicht einmal ausreicht zu der vermutung, dass Wolframs gral alchemistisch beeinflusst sei, so kann ich das mit zweifelloser sicherheit gegebene 'lapis elixir' nur eine durch nichts gestützte conjectur nennen.

Aber P. hat noch anderes beweismaterial für die alchemistische beeinflussung von Wolframs gralgedicht. in den auseinandersetzungen die Trevrizent dem Parzival gibt sieht P. hie und da allegorische vorstellungen eines alchemisten. ich greife einen für P.s methode charakteristischen fall heraus. P. hält Parz. 489, 24—491, 28 für in alchemistische bilder eingekleidete technische vorgänge des goldmachens. 'wenn der planet Saturn, heifst es im Parz., seinen höchsten stand erreicht, oder andere sterne hoch über einander stehn und zugleich einander entgegen ziehen, oder bei abnehmendem mond, wird das fleisch des Anfortas kälter als schnee und leidet der könig durch die kälte furchtbare schmerzen. zur linderung legt man ihm die giftige speerspitze in die wunde und zieht sie blutigrot heraus. die glasartige masse, die sich um die speerspitze gebildet hat, wird durch die zwei silbernen messer Trebuchets entfernt. — P. weist mit recht darauf hin, dass die alchemisten, wenn sie einen

chemischen vorgang ihrer kunst darstellen, sich gern in dunkeln allegorieen ergehn. so teilt er s. 27 aus dem sammelwerk Artis auriferae quam chemiam vocant (veröffentlicht 1572) eine erzählung mit, nach welcher ein könig, als er im begriff steht aufzubrechen, durch den zu starken genuss eines trankes schwer erkrankt, durch die behandlung ägyptischer ärzte stirbt, aber durch die kunst alexandrinischer ärzte wider zu voller gesundheit gebracht wird, indem sie ihn reiben, waschen, trocknen, mit pulver und leinöl behandeln usw. und schliefslich unter einblasendem feuer in eine heruntertröpfelnde flüssigkeit auflösen und so ihm zu neuem, frischerem leben verhelfen. am schluss der erzählung wird durch recepte angegeben, dass der könig der stein der weisen ist. P. sieht in der krankheit des Anfortas eine ähnliche allegorische darstellung vom zustandekommen des steins. Kyot hat nämlich sein 'alchemistisches wissen verraten und [zugleich] verdecken' wollen (s. 39). da Saturn der alchemistische name für blei ist und nach alchemistischer auffassung das blei grofse kälte erzeugt, so weist das kaltwerden des Anfortas auf eine alchemistische bleilösung; der speer mit dem gift, der wärme erzeugt, ist die 'virga ferrea', die die alchemisten zum umrühren der blei- und zinnmasse brauchen; das gift ist von der substanz des steins der weisen — der alchemistische stein dürfte auch gift und gegengift genannt worden sein (s. 31 f) —; das blutigrot herauskommen weist wider auf den stein; auch das abkratzen des speeres findet seine analogie bei der bereitung des steins der weisen; der see Brumbane passt gleichfalls in die deutung: Anf. wird dorthin getragen wegen des übeln geruchs seiner wunde, 'der alchemistische ausdeuter sah darin den see vorgebildet, in welchem der noch stinkende rex seiner kunst [sc. der stein der weisen] von allem übeln geruch befreit wird, dh. also eine allegorie für eine bekannte abwaschung der masse' (s. 38). — P. klammert sich an Saturn, aber er lässt dabei unberücksichtigt, dass auch ua. bei Virgil von der kälte erzeugenden kraft Saturns die rede ist (s. Martin z. st.). überhaupt kommt man nicht aus mit der erklärung, dass die sterne alchemistisch aufzufassen seien, also für Saturn, Mars, Jupiter: blei, eisen, gold einzusetzen wäre, und dass Wolfram von dem technischen der alchemie nichts verstand. zu verschiedenen malen erfahren wir im Parzival, dass der hohe stand oder der lauf der sterne dem Anfortas grofse schmerzen verursachen. 483, 12 ff hofft man, dass das gewürz, das aus drachenblut hervorwächst, dem einfluss der sterne und des mondwechsels vorbeugen möge; 489, 24 ff. 492, 23 ff ist es Saturn, 490, 2 ff. 493, 25 ff der hohe stand der sterne, die die schmerzen ins ungeheure steigern, und 789, 4 ff, dh. gegen das ende des Parzival, sind es Mars und Jupiter, die wider schnell zu ihrem ausgangspunct zurückkehrend, den schmerz des königs beeinflussen, gleichsam eine ausführung von 490, 2 ff:

sterne, die so hôhe stênt und ungelîche wider gênt. die ansicht von dem einfluss der himmelskörper auf den menschen ist übrigens uralt. — Gerade eine so verzweifelte deutung, zu der P. greifen muss, zeigt mit, dass zur aufhellung der Parzivalprobleme von der alchemie wenig, vermutlich gar nichts zu erhoffen ist. auch nicht eine einzige stelle vermag P. zu geben, die einem einwandfreien alchemistischen zusammenhang ähnlich sieht. allerdings hat er sich gegen einwände zu sichern gesucht: Wolfram habe den alchemistischen charakter des grals nicht verstanden und auch wol von den technischen dingen der alchemie nichts gewust (ua. s. 7); Kyot habe wol zeigen wollen, dass er eine alchemistische auffassung hatte, aber nach art der alchemisten sich nicht klar und am liebsten allegorisch ausgesprochen; die werke des Flegetanis und Kyot seien verloren usw. aber mit oder ohne sichernden vorbehalt: von dem gral als philosophischem stein kann bei einer beweisführung wie P. sie vorlegt nicht die rede sein. das von ihm aufgebotene material zur begründung weist vielmehr in andere richtung. P.s studie hat das negative resultat: Wolframs gral ist alchemistisch nicht beeinflusst.

Auf das Gahmuretepos geh ich nicht näher ein.

Zum schlusse heb ich hervor, dass P. manches an sich interessante zusammengetragen hat. aber ich vermisse den ruhig abwägenden blick, der das zusammengetragene für den zweck auch richtig zu werten versteht.

Tilburg (Holland). **J. F. D. Blöte.**

Der Borte des Dietrich von der Glezze. untersuchungen und text von **Otto Richard Meyer** [Germanistische arbeiten herausgegeben von Georg Baesecke 3]. Heidelberg, Winter 1915. 118 ss. gr. 8°.

Die untersuchungen M.s berichtigen und ergänzen vielfach die von R. Brendel in der Hallenser dissertation von 1906 mitgeteilten angaben und ergebnisse. das verhältnis des mhd. gedichtes zur antiken erzählung von Prokris und Kephalos ist nachträglich von M. ausführlich Zs. 59, 36 ff und dann von mir ebenda 60, 192 kurz besprochen worden. hier sollen einige die überlieferung und textgestaltung betreffende fragen kurz erörtert werden.

Das gedicht steht in den beiden berühmten sammelhss. von Kalocsa (K) und Heidelberg (P) und in einer Heidelberger hs. (A), die der Augsburger schreiber Konrad von Öttingen in der zweiten hälfte des 15 jh.s angefertigt hat. M. hat erkannt, dass in K der Borte von dem copisten γ in P herrührt, der in diesem codex den copisten β ablöste, den schreiber seines hauptteils und darin auch des Borten. nun meint M., dass der K-text des Borten zwar direct nach P copiert sei, aber unter gelegentlicher heranziehung auch der vorlage von P. ich kann dieser

auffassung das resultat der untersuchungen Zwierzinas entgegen halten, dem ich für die folgenden, das verhältnis von K zu P aufklärenden mitteilungen zu herzlichstem dank verpflichtet bin. Zw. hat festgestellt, dass der ganze codex K vom schreiber γ und zwar in den meisten nummern einfach direct nach P copiert worden ist. das für andere stücke sicher beweisbare verhältnis einfacher, directer abhängigkeit wird gewis auch beim Borten geltung haben, wenn mit seiner annahme die erklärung der discrepanzen beider niederschriften sich vereinbaren lässt. Zw. hat mich auch darauf hingewiesen, dass dies würklich der fall ist, dass nämlich die übereinstimmungen von K mit A nur den schein einer unabhängigkeit der copie K von P gelegentlich vortäuschen. in 502[1] ist *erhal* in P durch *dœnte* ersetzt worden, und dieses in K unter der einwürkung des vorhergehnden reimworts durch *erschal*. die fehlerhafte vertauschung der verse 43 f in P muste aber von dem copisten in K bemerkt und corrigiert werden, der, wie feststeht, fast nie gedankenlos abschrieb. dreimal haben dann K und A unabhängig von einander zufällig in gleicher weise gefehlt: mit der vertauschung der verse 428 f im vierreim, mit der entgleisung aus *gevlorieret* 654 in ein unsinniges *er florieret* (nicht *erfl.*; vgl. M. s. 26) unter dem eindruck des schriftbildes *er f-* am anfang der nächsten zeile, und mit der verlesung des *genert* 223 in das durch den sinn so nahe gelegte *gewert*. in diesen drei fällen wäre daher der text nicht nach KA sondern nach P herzustellen gewesen. K kommt somit überhaupt als selbständiger zeuge nicht in betracht. aber auch der wert von A ist ein verhältnismäfsig geringer. allerdings ist dieser text weder aus P noch aus K direct copiert. dies geht, wie M. s. 28 hervorgehoben hat, auch daraus hervor, dass in A mit Konrads v. Ö. orthographischen gepflogenheiten in widerspruch stehnde schreibungen an ein paar stellen erscheinen, an denen P und K die dem Augsburger copisten geläufigen schriftzeichen bieten. seine copie grenzt aber mitunter an eine bearbeitung: er hat vor starken willkürlichen eingriffen sich nicht gescheut und nachweislich sehr gern aus sprachlichen und metrischen gründen geändert. und er ist zu solchen veränderungen geradezu herausgefordert worden, denn hinter dem archetypus steht zunächst eine sprachlich und metrisch sehr ungeschickte, das original vielfach in ganz entstellter form widergebende bearbeitung; vgl. die schlussbemerkung. unter solchen umständen müssen alle sprachlich und metrisch ansprechenden varianten in A unter den verdacht gestellt werden, dass sie correcturen Konrads v. Ö. sind, mit denen freilich gelegentlich auch der wortlaut

[1] zu allen in dieser anzeige besprochenen versen sind auch die erörterungen an den sie betreffenden stellen in dem aufsatz Zs. 60, 153 ff zu vergleichen.

des originals zufällig wider hergestellt worden sein kann. Brendel hat s. 17 in 12 fällen angenommen, dass doch die hs. A mit ihrer glatteren diction und metrik den archetypus widergibt. M. aber hat gewis mit recht an 7 von diesen stellen seinen text dennoch nach PK gestaltet: in der richtigen erkenntnis, dass hier die A-varianten als verbesserungen Konrads zu gelten haben. um solche handelt es sich jedoch auch in 48. 118. 153. 526. 541, wo M. der hs. A gefolgt ist. abgesehen von den schon erörterten fällen 43f und 502 wird man bloſs die lesarten in 462 und 712, wo der wortlaut in PK unverständlich ist, als sichere beispiele für die bewahrung des ursprünglichen nur in A ansehen dürfen. trotz der groſsen willkür Konrads und auch der trennung durch einen zeitraum von über 100 jahren ist ein verhältnis enger verwantschaft zwischen A und P (K) an den gemeinsamen störungen bei der widergabe der reime 669f und 701f und an einem gemeinsamen schreibfehler wie *bitterlich(en)* für *ritterlich* 28 erkennbar. ebenso ist aber auch ein zeugnis nur hiefür die tatsache, dass, während sonst in P (K) *Cunrat,* in A auch *Cůnrat* erscheint, im vers 13 alle drei hss. *Conrat* bieten; die annahme M.s, dass gerade diese schreibung der des originals entspricht, kann mit dem hinweis darauf dass der name hier zum ersten mal begegnet, nicht begründet werden. auch in der ungewöhnlichen widergabe des mhd. *î* in *bîzekeit* 565 durch *e(i)* in P (K) und durch *ai* in A spiegelt sich gewis nur die orthographie des archetypus: der Augsburger schreiber war gewöhnt die meisten *ei* seiner vorlage durch *ai* zu ersetzen, und dies tat er irrtümlich auch bei dem selteneren wort, ohne sich über den lautwert seiner stammsilbe rechenschaft zu geben; M.s ansatz mit *ei* ist an sich unwahrscheinlich und auch unnötig. es ligt nahe mit M. s. 28 die texte P und A als copieen nach derselben vorlage aufzufassen und aus dieser die spuren md. orthographie in A herzuleiten. ansprechend ist auch die vermutung, dass diese gemeinsame vorlage aus Böhmen stammt, ebenso wie P und K mit ihrer für böhmische niederschriften des 14 jhs charakteristischen mischung md. und bair.-österr. orthographie. aber principiell verfehlt erscheint mir der versuch, aus dem md. einschlag in der orthographie des zu erschlieſsenden archetypus dann auch den md. charakter des originals zu folgern. die eine von M. hervorgehobene reimbindung 577 ist als beweismittel dafür ganz untauglich, schon weil *sîn* hier nicht, wie M. glaubt, der ind., sondern der conj. 3 pers. pl. ist. M. bekennt selbst s. 32 mit rücksicht auf die *gân-* und *stân*-reime, dass dem denkmal 'eine eigentümliche mittelstellung zwischen md. und litteratursprache' zuzuweisen sei. aber nur wenige zeilen darnach eröffnet er in dem abschnitt der 'Die sprache des gedichtes' betitelt ist die orthographische hetzjagd nach md. idiotismen in den hss. dabei hat er im eifer einmal auch die überlieferten tatsachen

ründlich übersehen: als 'md. eigenart' des originals wird s. 38 las *-e* der endung bei der adjectivflexion im nom. sing. fem. und nom. acc. pl. neutr. erschlossen, denn '*-eu* < *-iu* findet sich nur zweimal in P: 251 und 822' und 'ist also wol dem copisten uzuschreiben'. aber nach M.s apparat steht *-eu* in P noch sechsnal: 478? (684). 872. 873. 875 (zweimal), an drei von diesen tellen auch in K; natürlich fehlt es in A, aber es stammt sicher aus dem archetypus und darf im text nicht durch *-e* vertreten erscheinen. die anm. zu 92 und 222 constatiert den 'durchbruch' der md. mda. des dichters, weil zweimal in allen drei hss. der dativ sing. masc. des stark flectierten adj. auf *n* ausgeht; in beiden fällen aber ist *m* vor *man* mit rücksicht auf die euphonie gemieden. es ist überhaupt nur festzustellen, dass in dem offenbar böhmischen archetypus mehrfach auch md. *zu* für *ze* und auch md. monophthonge vorhanden waren. ein schluss auf die dialectische beschaffenheit des originals darf daraus nicht gezogen werden. das md. kostüm, in das M. den text gekleidet hat, kann somit nicht als ein vorzug vor seiner mhd. uniform in vdHagens Gesamtabenteuer erscheinen. dass bei der regelung der lautansätze dem neuen herausgeber in 256 ein *leit* für *lît* passiert ist, sei nebenher vermerkt. im gegensatz zu seiner kühnheit bei der normierung einer bestimmten orthographie steht M.s zurückhaltung gegenüber dem überlieferten wortlaut selbst. abgesehen von der correctur der schon genannten verschreibungen und der beiden störungen bei der widergabe von reimen hat M. den text nur einmal abweichend von allen drei hss. hergestellt: er hat in 208 die conjectur vdHagens *minnenclobe* für *minnenzobel* übernommen. in einer mir vorliegenden einsendung an die redaction der Zs. will M. aber jetzt auch hier an der überlieferung festhalten; ich glaube mit recht, nur möcht ich das in den hss. bewahrte compositum nicht wie er mit dem hinweis auf *zobel* 'leichtfertiges frauenzimmer' DWb. 16 I 5 rechtfertigen, sondern einfach als den 'liebespelz' dem *minnestrick* 274 und den übrigen in dem überlieferten text erscheinenden galanten metaphern für die geliebte zugesellen, unter denen gewis kein obscöner ausdruck sich befindet. an der richtigkeit des von M. im allgemeinen befolgten grundsatzes, dass das vorliegende denkmal im engsten anschluss an P widergegeben werden muss, ist nicht zu zweifeln. für meine behauptung, dass damit aber bloſs eine aufschwellende und entstellende bearbeitung des originalgedichtes reproduciert wird, ist Zs. 60, 153 ff der beweis erbracht.

Wien. **Dietrich v. Kralik.**

Forschungen zur Artusepik. I: Ivainstudien von Rudolf Zenker [Beihefte zur Zeitschrift f. rom. Philologie, hg. von Alfons Hilka heft 70]. Halle, Niemeyer 1921. XXVIII u. 356 ss. 8°.

Vor zwanzig jahren hat Rödiger in den 'Ergebnissen und Fortschritten' einmal klage geführt, dass ein wichtiges romanistisches werk, das in germanistisches gebiet stark einschlug, in den Jahresberichten unerwähnt geblieben sei. die beschwerde hat nichts gefruchtet, und noch heute gehn auf manchem gebiete die studien der romanisten und die unseren unbeeinflusst nebeneinander her. wie s.z. Voretzschs 'Epische studien', so sind auch die untersuchungen Zenkers über die quellen des Hartmannschen Erek im Jahresbericht nicht vermerkt und wol den meisten fachgenossen unbekannt. wir dürfen aber nicht die romanisten geradezu zwingen, solche probleme über unsere köpfe hinweg zu lösen. wenige fragen der frz. litteraturgeschichte haben solchen anspruch auf unser tätiges interesse wie die nach der entstehung der Artusepik.

Im germanistischen lager hat die energische art, mit der WFörster speciell der Mabinogionfrage zu leibe gieng, manchen anhänger gefunden. auf seinen geistes- und temperamentsverwanten keltischen collegen Zimmer gestützt, hat er mit genialem blick für die kunstleistung und artung des individuums dem éinen grofsen dichter die gesamte leistung auf das verdienstconto geschrieben, für die andere eine langandauernde poetische tradition verantwortlich machen wollen. es ist kein zweifel, dass Förster als gelehrter (in universeller bedeutung, keineswegs blofs in der des vielwissers) so ziemlich allen überlegen gewesen ist, die sich nach ihm mit dieser frage befasst haben. dennoch hat er in dieser angelegenheit eigentlich nur einen machtspruch gefällt, und der eigensinn, an dem es ihm keineswegs fehlte, muste ihm widersprechenden argumenten gegenüber gar zu sehr die augen verschliefsen.

Zenker hat sich, wie bekannt, schon lange um die lösung der Mabinogionfrage im entgegengesetzten sinn gemüht; hier nun tritt er, wie in seinem früheren aufsatz über den Erek, mit dem anspruch hervor abschliefsendes zu bieten, es ist sogar von einem mathematisch genauen nachweise die rede. ich muss bekennen, dass ich mich bereits vor der lectüre der Z.schen ausführungen mehr der ansicht derer zuneigte, die die Mabinogion nicht mit Förster als abklatsch der romane Chrestiens, sondern als selbständige zweige am baume der keltischen sagendichtung ansehen. ich glaube auch jetzt noch, dass diese ansicht sich halten lässt, selbst nach dem Zenkerschen buche; t r o t z diesem buche. seine ausführungen waren freilich oft nahe daran mich zur Försterschen partei hinüberzuziehen; so kann wesen und vorgehen des advocaten die beste sache ins unrecht setzen.

Das umfangreiche werk Z.s erforderte eigentlich eine seite für seite vorgehnde widerlegung. ich beanspruche für meine recension, wie ich fürchte, ungewöhnlich viel raum, aber soviel denn doch nicht. ich muss mich mit andeutungen und ganz wenigen ausgeführteren beispielen begnügen. dass ich als germanist mit nicht immer vollwertigem rüstzeug dem romanisten gegenübertrete, bedarf nicht erst der entschuldigung, denn es sind meist allgemeine methodische fragen die zur discussion stehn. das ist deshalb vor allem nötig, weil bei Z. das wort methode eine grofse rolle spielt. die sorgfalt und gewissenhaftigkeit seines vorgehens zieh ich nicht in zweifel; im gegenteil hab gerade ich die restlose aufarbeitung der vorhandenen litteratur und die eingängliche erläuterung mancher stelle dankbar empfunden; aber alle peinlichkeit hat den vf. nicht vor dem betreten eines irrweges zu schützen vermocht.

Das buch zerfällt in zwei teile, verwunderlicherweise folgt der nachweis, dass das Mabinogi (Mb) gegenüber dem Yvain selbständigen quellenwert beanspruchen darf, der allgemeinen quellenanalyse der Yvainfabel erst nach; ich habe den eindruck, dass die unbefangenheit des späteren vergleichs zwischen Chr(estien) und Mb dadurch gestört wird. die grundlage der Yvaingeschichte sucht Z. an der hand zahlreicher vorgänger zu reconstruieren; durchweg ist er besonnener als sie und nimmt ihre resultate nur an, wenn er aus eigenem neue stützen für ihre ansicht gefunden zu haben glaubt. es ist ihm aber bei keinem einzigen puncte gelungen, diese älteren hypothesen zur sicherheit oder auch nur zu starker glaubhaftigkeit zu erheben.

Stoffgeschichtliche und stoffvergleichende untersuchungen werden stets darunter leiden, dass ihre resultate nur bedingte, subjective überzeugungskraft besitzen; ich kann mich aber kaum an einen fall entsinnen, in dem ein mangel an objectiver ähnlichkeit zwischen vermeintlich identischen und von einander abhängenden erzählungen derartig verstimmt hätte wie hier. wenn ich lese dass die geschichte der matrone von Ephesus mit der Laudines gar nichts gemein habe, und dann die beiden irischen heldenmärchen (s. 11 ff. 23 ff) auf mich würken lasse, die nun die wahre quelle der Yvainsage darstellen sollen — dreimal hab ich sie durchgehn müssen, um zugestehn zu können, dass von ähnlichkeit überhaupt die rede sein darf! — da könnte ich eigentlich das buch zuklappen und mich damit bescheiden, dass bei untersuchungen solcher art das aneinandervorbeireden offenbar fatum sei.

So schlimm steht es nun aber in wahrheit nicht. Z. ist auf einen ähnlichen abweg geraten, wie er auch schon bei uns manchen guten sagenkenner in die irre geführt hat; er sucht nach einem ausgedehnten märchen- oder sagenschema, das (in diesem fall sogar als ganzes aus zwei teilen) die quelle der ge-

samten vorliegenden dichtung gebildet haben soll, während unsere kenntnis doch nur erlaubt, einzelne sagen- und märchen züge aufzudecken, die sich aus keltischer vorstellung und mündlicher tradition in frz. romane gerettet haben. die methode die er anwendet ist die des Prokrustes: auf das streckbett der quelle wird das romanschema gelegt und was nicht passt abgeschnitten oder zurechtgerenkt. dem zuschauer ist bei diesem schauspiel nicht immer wol.

Es mögen annehmbare hypothesen sein, dass Laudine ein überirdisches wesen, der wahnsinn von ihr verursacht, der löwe ihr abgesandter sei; aber die existenz innerlich ganz anders gearteter keltischer geschichten, in denen sich annähernd ähnliche züge einzeln widerfinden, darf doch nicht als stricter beweis dieser vermutungen ausgegeben werden. am wenigsten rechtfertigt sich die kühnheit die nun auf so schwankem grund ein neues hypothesengebäude errichtet und gar nach den internationalen mythischen grundlagen des construierten keltischen märchens gräbt. ich kann in seiner ableitung aus dem culte der aricianischen Diana und der Kybele nicht das geringste überzeugende finden, halte solche erwägungen auch ganz und gar nicht für nötig. die gewitterquelle, das ist eine vielverbreitete märchenhafte vorstellung, die sich an alle möglichen örtlichkeiten angeschlossen hat. was ist unser guter Mummelsee anders als der deutsche vetter der quelle von Broceliande, und so wenig zwischen dem britannischen und dem Schwarzwald eine directe verbindung zu bestehn braucht, so wenig zwischen jenem und dem haine von Aricia. freilich fehlt dem Mummelsee die quellnymphe; aber sie ist ja auch erst durch moderne hypothesenfreudigkeit an die quelle in der Bretagne gelangt. 'la dame de la fontaine' — diese bezeichnung der Laudine im Mb bedeutet noch lange nicht quell*nymphe*, sondern einfach herrin der quelle. dass die gewitterquelle den eingang in die andere welt darstellte, glaub ich auch und kann es durch das zeugnis des Simplizissimus beweisen. aber wissen wir, ob dem dichter, der die geschichte Laudinens an das quellenabenteuer anschloss, diese beziehung noch lebendig, Laudine ein geschöpf der unterwelt gewesen ist? so ist hier alles brüchig, und keine argumentation hält einem festen zupacken stand. beweise für die existenz eines abgeschlossenen vorchrestienschen romans von Yvain sind schlechterdings auf diesem wege nicht zu erbringen.

Da kann also nur ein letztes helfen: der stricte nachweis dass das Mb gegenüber Chr das ursprüngliche darstellt. dann würde sich wenigstens hinterher noch das eifrige fahnden nach keltischen analogieen einigermaſsen rechtfertigen. auch dieser zweite beweis, um es gleich vorwegzunehmen, ist nicht geglückt. zum mindesten nicht mit 'mathematischer sicherheit' erbracht. Z.s vorgehen zeugt auf schritt und tritt von einer höchst un-

gerechten, ja höchst ärgerlichen verkennung Chr.s und einer blinden voreingenommenheit für Mb. selbst wenn man zur anerkennung des stammbaums

X
/ \
Chr Mb

neigt, wird man nicht zugeben dürfen, dass schlechterdings alles in majorem gloriam Mabinogii ausschlägt, und wird einem wegbereiter mistrauen der mit ihm durch dick und dünn geht.

Es ist uns oft gesagt worden, Förster überschätze Chr. mag sein. aber sein fehler in dessen abschätzung ist unter allen umständen geringer als der Z.s. das mafs von verunglimpfung das sich der grofse dichter hier gefallen lassen muss, geht über alles erlaubte hinaus. er erscheint durchweg als törichter, gedanken- und anschauungsloser verschlechterer einer guten vorlage; deren wahrer geist soll uns aus dem ja leidlich logischen, aber ach! so herzlich nüchternen Mb entgegenleuchten.

Gegen solche einwertung muss entschieden verwahrung eingelegt werden; ich darf es als germanist zugleich im namen Hartmanns, der dabei als der gedankenlose in der zweiten potenz erscheinen muss. es kann Z. der vorwurf nicht erspart werden, dass er mit Chr voreilig und verständnislos ins gericht gegangen ist.

Ich halte mich hier lediglich an die fälle die als hauptstützen der Z.schen argumentationen haben dienen müssen. zunächst — die verwünschte fallgitterepisode! sie hat Förster schon kopfzerbrechen bereitet, und es lässt sich nicht bestreiten, dass er versäumt hat sie völlig zu klären. seine skrupel und die Zenkers erscheinen um so berechtigter, wenn man sieht dass alle drei späteren bearbeiter, Hartmann, Füetrer und der vf. der saga sich auf eigene art abmühen, die situation etwas klarer zu machen. Hartmann hat mit dem meisten glück geneuert, der sagamann am ungeschicktesten, Füetrer am radicalsten.

Der raum ist knapp, so muss ichs kurz machen: die wurzel alles übels ist, dass Z. sich in die vorstellung verrannt hat, Yvain und sein gegner befänden sich in einem e n g e n t o r w e g, der sich nach ein paar versen plötzlich und unmotiviert in eine weite kostbare halle wandle. von einem engen torweg ist aber nicht die rede. ich folge paraphrasierend der erzählung Chr.s in den versen 900ff: die beiden gegner kommen an die pforte des castells, eines weiten stadtartigen burgbaus, beide reiten ein (902), finden die strafsen leer (903f), kommen schliefslich an die türe des palasgebäudes (906; also nicht an ein burgtor, sondern an den eingang in ein einzelstehndes grofses gebäude). die pforte ist hoch und breit (907), hat aber einen so engen eingang, dass zwei nicht zu gleicher zeit hindurchkönnen, ohne dass die fallgattervorrichtung in tätigkeit tritt. der durchgang ist so schmal wie ein begangener fufspfad (907/31). ich versteh das so: die

pforte ist rein architektonisch breit, praktikabel ist aber nur ein kleiner ausschnitt aus ihr. durch die türe können nicht zwei reiter zu gleicher zeit, und das wäre doch jetzt nötig, wo Yvain $^1/_2$ pferdelänge hinter seinem gegner reitet. so muss er den mechanismus der falltüre, den Esclados geschickt zu vermeiden weifs (932), in tätigkeit setzen. seltsam ungeschaut ist nur der vergleichende hinweis auf einen *santier*, einen fufspfad, der das breitenmafs vergegenwärtigen soll. er hat verschuldet, dass Z. die vorstellung von einem fufspfadschmalen torweg gefasst hat; davon steht aber wie gesagt kein wort da. die rede ist lediglich von der schmalheit des eingangs, will man mit aller gewalt die vorstellung eines pfadschmalen engpasses hineindeuten, so braucht man sich nur die durchschnittliche mauerdicke mittelalterlicher bauten zu vergegenwärtigen: auf die enge tür mochte ein ebenso enger eingang durch die sagen wir 2 m breite mauer folgen; das war dann ein kleiner engpass. wo kam man nun aber hin, wenn man diese schmale passage überwunden hatte? die antwort darauf wird nicht sofort und nicht klar gegeben, und das hat wider zur störung der anschaulichkeit beigetragen. sie muss natürlich lauten: in das erdgeschoss des palasgebäudes, das, wie wir dann hören, zur prunkvollen halle ausgestattet war. auf der anderen seite dieser halle nun befindet sich eine ebensolche türe. Esclados ist jetzt um mehrere pferdelängen voraus, da Yvain ja von seinem verstümmelten ross stürzen muste; so kann er die zweite türe passieren und dafür sorgen, dass der falltürmechanismus auch dort in tätigkeit tritt. der held ist gefangen und sieht aus dem weiten raum mit den zwei engen türen kein entkommen; die fenster sind vergittert und hochgelegen. erst später zeigt sich die geheime tür und das kleine schiebefensterchen, das einen bequemen auslug bietet.

Die baulichen verhältnisse sind also, das geben wir zu, nicht besonders anschaulich herausgestellt, aber von einer inconsequenten oder gar törichten und oberflächlichen darstellung bei Chr. darf keine rede sein. sie ist nun aber geschickt und knapp gebessert von Hartmann, der offenbar auch an dem unanschaulichen *santier* anstofs genommen hat. kurz entschlossen verlegt er die enge passage vor statt hinter das tor. *Nu was diu burcstrâze zwein mannen niht ze mâze: sus vuorens in der enge beide durch gedrenge unz an den palas: dâ was vor gehangen ein slegetor* (1075—1080). der ausdruck 1128f, dass Iwein *zwischen den porten zwein beslozzen unde gevangen sei*, mag Z.s vorgefasste meinung bestätigt haben, aber von einem engen gewahrsam, in dem er sich zwischen den zwei türen befand, ist nichts gesagt. der sagamann allerdings scheint sich die situation auf eine Zenker nicht ganz unähnliche weise zurechtgelegt zu haben, aber zu voller klarheit gelangt auch er nicht, wenn er (III 33) sagt: *En skamt frá þeim var eitt mikit*

garđshliđ ok ramligt, ok var en þykkvasta hurđ fyrir. Um þetta garđshliđ reiđ riddarinn inn, ok at honum in komnum lukđiz hliđit eptir honum. also seine vorstellung entfernt sich hier von dem rel. einfachen bilde, das Chrestien entworfen hat: seine zweite türe ist auch ein eingang, offenbar in innenräume des palastes, bei Chr. und Hartmann ist sie ein ausgang, die beiden gegner sind in das parterre des palas eingeritten, Esclados reitet durch.

Chrestien: türe B
palas
türe A

Hartmann: türe B
palas
türe A
burcstràze

Zenker: türe B
palas
türe A

Saga:
Innenräume?
garđshliđ mikit
ok ramligt
kastali
garđshliđit ridderins

vorstellbar ist die halle Chrestiens: quod erat demonstrandum. eine nebensächliche frage: besitzt sie realität, kommt dergleichen vor? es gibt natürlich bewehrte palasbauten, auch solche mit fallgattern an beiden eingängen mögen sich nachweisen lassen. vom standpunct der uns bekannten deutschen architektur würde die einstöckigkeit des palas, die offenbar angenommen wird, verwunderlich erscheinen; aber welche baulichen ungeheuerlichkeiten zwingen uns die Tristanromane in kauf zu nehmen! die geheime tür, das schiebfensterchen — dergleichen mag man ruhig der poetischen licenz oder der märchenatmosphäre zugute halten, in der wir uns im Artusroman befinden. aber merkwürdig: gerade der verfechter des märchenhaften ursprungs unserer dichtung wird zum nüchternsten realisten und rationalisten, wo es sich um die vorstellung der örtlichkeit handelt. warum? weil es Chr und nicht das Mb ist, der uns die etwas verwickelte vorstellung zumutet. es ist aber hier einer der vielen fälle gegeben, in denen sich ein methodischer hauptgrundsatz Zs glänzend ad absurdum führen lässt: der nämlich, dass das klare, das einfache

und verständige als das ursprüngliche zu gelten habe. nein! selbst wenn Chr. der grofse tor war den Z. aus ihm machen möchte, wäre es ihm unmöglich gewesen, aus einem platten und planen bericht in der art des Mb durch unachtsamkeit und confusion die ortsdarstellung abzuleiten, mit der wir uns haben abmühen müssen. dagegen kann ich mir sehr gut denken, dass auch ein mäfsiger kopf aus einer schilderung wie der Chr.s (ich sage nicht: der Chr.s selbst!) durch energisches ordnen die darstellung des Mb zuwege brachte, deren sämtliche elemente bei Chr ja vorhanden sind.

Mb neuert also; es neuert auch in jenen handlungselementen, die Z. so nachdrucksvoll als echt und gegenüber Chr als ursprünglich ausgibt: örtlichkeit und vorgang gehören aufs engste zusammen. bei Chr tritt Lunete aus der geheimen tür, sobald Yvain gefangen ist. sie gibt ihm den unsichtbar machenden ring, empfiehlt ihm sich auf dem bette zu halten, und geht ab. die gefolgsleute des toten kommen, durchsuchen alles, finden den mörder nicht; schliefslich erscheint der leichenzug, die dame an der spitze, von der Yvain sofort den tiefsten eindruck empfängt. als der zug vorbei ist, werden die türen geschlossen (aus besorgnis, der rätselhaft verschwundene möchte am ende doch noch in der halle sein!), Yvain ist wider gefangen. Lunete weist ihn nun aber seinem wunsche gemäfs zu dem fensterchen, aus dem er Laudine weiter beobachten kann. später erst führt sie ihn in ihr eigenes kabinett, um ihm mehr bequemlichkeit zu bieten.

Z. stellt hier (s. 259) allerlei fragen: 1. warum nimmt Lunete den helden nicht gleich mit in ihr zimmer? darauf ist zu erwidern: Yvain ist unsichtbar. wird er von Lunete entfernt, wozu dann der ring? und wenn er den ring hat, wozu sollte er sich entfernen? aber, so hör ich Z. einwenden, der aufenthalt auch des unsichtbaren in der halle ist gar nicht so unbedenklich. Lunete gibt ängstliche verhaltungsmafsregeln, warum also, können wir widerholt fragen, lässt sie ihn in der halle zurück? und dazu seine 2. frage: warum entflieht Yvain nicht so schleunig wie möglich, nachdem sich der zug entfernt hat? — o der törichte Chrestien (s. 268)! und sein scharfsinniger moderner erklärer, der so fest davon überzeugt ist, dass der 'naive geist' des höfischen publicums und des dichters selbst die 'subtilitäten raffinierter moderner psychologie' nicht kannte (s. 337). muss ich es erst sagen? will nicht Lunete von vornherein Yvain in Laudine verliebt machen? kann Yvain, nachdem er Laudine einmal gesehen hat, überhaupt noch von der stelle?

Angeblich soll wider, im gegensatz zu Chr, im Mb alles in schönster ordnung sein; jawol, in zu guter. ein flachkopf hat die feinheiten der vorlage verwischt, hat Lunete den Yvain sofort ins kabinett führen und zum überfluss noch unsichtbar machen lassen (!), ermöglicht ihm weiter, von dort aus in schöner

sicherheit alles mit anzusehen. das leuchtet vielleicht auf den ersten blick mehr ein. aber wider frage man sich, ob denn die darstellung Chr.s aus der so nüchtern selbstverständliehen des Mb hat erwachsen können! — dass durch secundäre, planvolle änderung eine dem Mb entsprechende platt vernünftige zurechtrenkung zustandekommen konnte, wird uns später noch Z.s kronzeuge Füetrer zeigen müssen.

Fahren wir zunächst fort in der interpretation der schlossscene; da ist denn zum zweitenmal und mit erhöhtem nachdruck klage zu erheben gegen einen Chr.erklärer, der seinen dichter so wenig versteht. kann man sich etwas meisterlicheres, 'psychologisch raffinierteres' denken als die zeichnung der Laudine, dieser gesteigerten witwe von Ephesus? der zorn über die zofe, die ihr gleich den neuen gemahl präsentiert, verraucht ebenso schnell wie bei ihrem vorbild. andere stimmungen nehmen in ihr überhand, ihre phantasie gaukelt ihr den neuen verehrer vor, mit dem sie abrechnung hält in jenem glänzenden, teils episch, teils dramatisch gehaltenen monolog 1734 ff. gedankengang: 1. die quelle ist ungeschützt; 2. Lunete wird ihr sicherlich keinen schlechten und unvorteilhaften rat geben; 3. so ist der mörder eigentlich zu entschuldigen — und nun beginnt sie schon in gedanken ein gespräch mit ihm, in dem sie ihm schliefslich volle verzeihung gewährt. *Et par li meisme s' alume aussi con la busche, qui fume, tant que la flame s' i est mise que nus ne sofle ne atise* (1777 ff). schon ist sie so gespannt auf Yvains anblick, dass fünf tage frist bis zu seiner ankunft sie allzulang dünken (1821). endlich wird der freier ihr zugeführt 1943 ff. seine liebe kommt schnell und rückhaltslos zu wort, die ihre, natürlich, wird klug zurückgehalten. wie raffiniert vor allem der schlusssatz 2040 ff 'wir wollen in jenen saal gehen; da sind meine leute, die mich beraten haben bei dem bedürfnis das sie hier sehen; sie fordern mich auf, einen gatten zu nehmen; ich will es tun, weil es nötig ist. ich übergebe mich nun an euch, denn einen guten ritter und königssohn darf ich als herrn doch nicht zurückweisen'.

Meisterlich! ich sehe Chr. sarkastisch lächeln, als er diese worte schreibt, und die ritterlichen zuhörer verständnisvoll schmunzeln: ja, so machens die frauen! das hat sich aber Chr. wol nicht träumen lassen, dass ein gelehrter erklärer nach vielen hundert jahren die reizenden heuchelreden der Laudine für bare münze nehmen würde!

Z. lässt sich s. 270 A. wie folgt vernehmen: 'ich stelle fest, dass von liebe Laudines zu Ivain vor der vermählung mit keiner silbe die rede ist: sie entschliefst sich nur deshalb ihm die hand zum ehebunde zu reichen, weil Lunete ihr klar macht, dass die quelle eines verteidigers bedürfe, und sie selbst

sich sagt, dass Ivain ihren gatten im offenen, ehrlichen zweikampf getötet und somit keine schuld auf sich geladen hat'.

Ich stelle fest, dass wol selten ein dichter so schmählich verkannt worden ist wie Chr hier, und wünschte vor allem, dass Z. seine 'feststellungen' auf ein besseres fundament gestellt, dh. noch über den v. 2048 hinausgelesen hätte, über den schluss der soeben citierten rede Laudines. die folgende scene ist von Chr wider ganz köstlich entworfen: die gravitätische rede des seneschalls, dann die acclamation der vasallen, die, nach Laudines listigem arrangement, sie alle zu dem geradezu zu drängen scheinen was sie doch von selbst tun will. das wird mit aller denkbaren deutlichkeit ausgesprochen 2109 ff: 'sie lässt sich gerne bitten, bis sie scheinbar wider willen zugesteht, was sie doch getan hätte, wenn auch jeder ihr widersprochen haben würde'. — ist das wol immer noch die pure angst um die quelle? hören wir was Chr. schliefslich noch ganz unverblümt ausspricht: 'die liebe schreibt ihr das vor, wozu sie sich ratschläge erbittet; aber sie hält es für ehrenvoller, wenn sie dazu auch den rat ihrer leute hat' (2139 ff). und verurteilt der dichter nicht deutlich genug die frivolität des ganzen verfahrens, wenn er resümiert: *Ore est mes sire Yvains sire et li morz est toz obliez?* (2164 f). auch der sagamann kann VII 14 eine misbilligende bemerkung über die unbeständigkeit der frauen nicht unterdrücken: *Fyrir þat verðr mörgum vant við at sjá kvenna hverflyndi* (unbeständigkeit).

Also es steht, jener 'feststellung' zum trotz, recht wol bei Chr zu lesen, dass die liebe im spiele ist: *Amors afeire li comande* 2139. ich verarge aber dem interpreten offen gesagt das überlesen dieser stelle längst nicht so sehr — wem ist nicht schon im eifer der darlegung derartiges begegnet? — als die völlige verkennung der feinen unausgesprochenen psychologie Laudines, der unter der oberfläche bleibenden symptome ihrer liebe, oder sagen wir deutlicher verliebtheit, sinnlichkeit.

Ein seitenblick auf Hartmann: längst hat man gesehen dass er veredelt. aber völlig verkehrt wär es zu behaupten, dass erst er die liebe in Laudines herzen hat erstehn lassen. er hat, so könnte man es wenden, die lüsterne verliebtheit der schnell getrösteten witwe in reine, nach der ehe strebende minne umgewandelt. er möchte seine Laudine, die er aus seinem nicht nur galanten, sondern guten herzen heraus neuzuschaffen trachtet, ausdrücklich vor der misdeutung schützen, dass sie nur eine neuauflage der oberflächlichen französischen dame sei. deshalb verkündet er gleich nach dem für Yvain so günstig endenden selbstgespräch der Laudine: *dô was gereite dâ bî diu gewaltige minne, ein rehtiu süenærinne under manne und under wîbe.* frau Minne hat sich der Laudine, ihr selbst unbewust, bereits bemächtigt, als sie über Lunetes vorschlag grübelte, und es ist

nicht die echt weibliche lüsternheit die nach einem neuen buhlen verlangt, sondern das hohe liebesmysterium, das sich in ihrer schnellen gemütswandlung kundtut. deshalb kann diese Laudine auch recht gut in dem ersten gespräch mit Iwein der raffinierten ziererei ihrer vorläuferin entbehren und ihre alsbald erwachte herzliche neigung in dem berühmten, reizenden geständnis kundtun: *Ich wil iuch gerne; welt ir mich?* die innerlich viel weniger reine Französin würde das nie gesagt haben; man erinnert sich daran, welchen anstofs Frankreich an dem zöfchen der Minna genommen hat, das sich selbst ihrem wachtmeister anträgt.

Was führte nun Z. zu einer solchen verkennung des dichters, verschloss ihm so beharrlich die augen gegenüber den feinheiten seiner kunst? ein doppeltes vorurteil muss seine interpretation beherscht haben: erstens der glaube an die vortrefflichkeit und ursprünglichkeit des Mb, das in all diesen dingen zwar künstlerisch und psychologisch unter dem nullpunct bleibt, aber wider eine knapp zusammengepresste und ganz logische handlung bietet. zweitens die von Browne übernommene vorgefasste meinung von dem feencharakter Laudines; sie ist ihm eben die 'dame de la fontaine', also muss noch bei Chr. die fürsorge für die quelle sie beherschen und alle erotik ausschalten. aber das irische feenmärchen, das aus lauter postulaten zusammengesetzt ist, ist hier würklich die taube auf dem dach, es ent- und zerflattert, wenn man es anfassen will. der sperling in der hand aber, das ist die 'Matrone von Ephesus'. s. 270, in derselben unglücklichen anmerkung, hebt Z. nochmals in sperrdruck hervor, dass die geschichte von der witwe von Ephesus auf die Laudines nicht habe von einfluss sein können. von einem blofsen einfluss würde ich allerdings auch nicht sprechen, sondern eigentlich fast schon von identität. beide geschichten, so hat Z. schon s. 4 gegen Förster argumentiert, haben nur gemein, dass 1. eine witwe sich bald nach dem tode ihres gatten wider vermählt, und 2. dass eine zofe die partei des helden ergreift. nur? was für charakteristische züge weist denn die herkömmliche matronenhandlung sonst noch auf? etwa den schauplatz in der grabhöhle oder den zug von dem gestohlenen leichnam? das sind nebendinge, die in so und so vielen offenkundigen nachahmungen fehlen! wenn eine witwe bald nach dem tode ihres gatten, lediglich durch die schmeicheleien eines neuen liebhabers verführt, eine zweite ehe eingeht, dann nenne ich die ähnlichkeit mit der 'Matrone' schwach: wenn aber eine zofe den ganzen liebeshandel einfädelt, von der dame erst gescholten und weggejagt, dann zu gnaden angenommen und schliefslich erhört wird — ja dann ist eben völlige übereinstimmung mit der kecken antiken fabel vorhanden. Laudine ist sogar eine gesteigerte witwe von Ephesus insofern, als sie den mörder ihres gatten ehelicht. also lasse man alle versuche des weifswaschens! auch bei Lunete, für die

Z. ebenfalls keinerlei verständnis aufbringt. sie handelt vom ersten zusammentreffen mit Yvain bis zur vermählung des paars nach einem überlegten plan, und muss das später auch ihrer herrin eingestanden haben; denn was hätte sonst die verurteilung zum feuertod für einen sinn? — ich bedaure es sehr, dass Förster sich hat verleiten lassen, in späteren auflagen die von ihm erst richtig erkannte beziehung zu der 'Matrone' zu leugnen.

Der 'quellen'fanatismus Z.s interpretiert aber auch die ferneren geschehnisse ganz einseitig vom standpuncte des Mb aus. er bezeichnet es zb. als das einzig richtige und vernünftige, wenn Owein in der kymrischen erzählung in erster linie sich als beschützer der quelle fühlt und sie drei jahre lang gegen eine menge von angreifern verteidigt; denn Laudine hat ihn ja nur deshalb zum manne genommen! dann endlich fällt es Artus auf, dass der held Owein sich nicht mehr am hofe blicken lässt, und er rüstet ein heer aus, um nach dem verschwundenen zu forschen! zur not mag man diese darstellung ja noch logisch nennen; aber auf wessen seite ist flottheit, geschick, dichterische anschaulichkeit, psychologische wahrscheinlichkeit, auf der des Mb oder vielleicht doch Chr.s, der einfach erzählt: Artus ankunft droht in 14 tagen; deshalb haben die vasallen hauptsächlich zu einer neuen heirat gedrängt? Artus macht sich am bestimmten tage auf, Yvain begegnet ihm an der quelle, nimmt ihn in seiner burg auf, lässt sich dann aber alsbald von Gavain bereden, seine gattin um urlaub zu bitten. der fahrende ritter steckt ihm eben zu sehr im blute, und er fürchtet sich zu verliegen. auch Laudine vermag ihn nicht zu halten, so wenig wie Condwiramurs den Parzival[1].

Diese begegnung mit Artus an der quelle veranlasst Z. zu einem abermaligen vergleich mit einer späten deutschen stoffbearbeitung, mit dem 'Iban' Füetrers. wir müssen, um diesen zu würdigen, nochmals kurz auf die frühere scenenfolge zurückgreifen.

[1] Ich kann auch sonst, wo immer ich die parallele verfolge, mit dem besten willen nicht zugeben, dass Chr hinter Mb zurückstehn soll. man nehme das letzte abenteuer der kymrischen erzählung: 'Yvain als Lunetes champion'. zwei schwere bedenken hab ich gegen Mb: 1. Owein lässt die arme Lunete voller ungewisheit und todesfurcht in ihrem gefängnis zurück, kein wort hat ihr verraten, dass ihr in dem unbekannten ritter ein helfer erstehn wird. bei Chr. lüftet er die maske und gibt ihr dadurch wider lebenshoffnung. 2. Lunete, so erfahren wir im Mb, soll verbrannt werden, wenn nicht Yvain ihr beisteht. Y. ist nun pünktlich zur stelle, die scheinbar unerfüllbare bedingung, die die heimtückischen gegner gestellt haben, ist also erfüllt. dennoch bittet der unerkannte held, man möge ihn an stelle Yvains treten lassen, und dieses ansuchen wird ohne bedenken erfüllt. das ist doch heller unsinn! bei Chr. ist alles in ordnung: ganz allgemein hat man von Lunete verlangt, sie solle einen kämpfer stellen, ob Gauvain oder Yvain oder wen sonst. auf wessen seite ligt hier wol ungeschick und confusion?

Ich kenne den Iban leider nur aus Z.s proben. diese genügen aber, um mir einstweilen eine ganz andere meinung von dem verhältnis des bairischen malers zu seinen quellen beizubringen. — auch bei ihm führt, wie im Mb, Lunete den gefangenen Yvain sofort in ihr kabinett, von dessen fenster aus der unsichtbare alles gemächlich mitansehen kann. hier wie dort wird also der gleiche geschickte ausweg aus einer unklar geschauten situation der vorlage gefunden. es war nicht schwer ihn zu beschreiten.

Auch an der zweiten für Z. entscheidenden stelle hab ich mich von der benutzung einer Mb nahestehnden nebenvorlage Füetrers nicht überzeugen können; allerdings ist meine skepsis hier erst später erwacht, zunächst schien mir das von Z. angeführte argument s. 275 f schlagend. Füetrer stimmt mit Mb gegen Hartmann darin dass der neue quellenbeschützer beim herannahen des Artusheeres Kei **und Gawan** als gegner vorfindet; mit Chr gegen Hartmann in ein paar einzelheiten des gespräches zwischen Yvain und Artus an der quelle, wobei der hier wie dort zu Laudine vorausgeschickte 'garçon' besonders hervorgehoben werden muss. leider scheint mir das erste argument nicht mehr so belangvoll, seit mir aufgefallen ist, dass Yvain schon früher, Chr 687 ff, Hartmann 915, die befürchtung ausgesprochen hat, gerade Gauvain könne ihm *des strîtes vürkomen*, dh. das quellenabenteuer bestehn. es lag also nahe, den Gawan dann würklich an der quelle zum kampfe mit dem ihm noch unbekannten schützer antreten zu lassen; zu einem förmlichen zweikampf zwischen den unerkannten freunden kommt es ja bei Füetrer im gegensatz zu Mb nicht. ein derartiges motiv anzuschlagen — das konnte auch einem bearbeiter in den sinn kommen, der von dem Mb gar nichts wuste und lediglich darauf bedacht war, die erzählung aus eigenem heraus etwas aufzuputzen. dass Füetrer ein solcher war, dass er sich keineswegs mit ganz genauer nacherzählung begnügen wollte, wissen wir zumal aus Z.s nachtrag s. 348, wo die absolute selbständigkeit mancher neuerungen des Baiern betont werden muss. so wird auch jener sendling an Laudine naheliegende neuerfindung des 'Iban' sein. eine systematische untersuchung von Füetrers verhältnis zu Hartmann wäre nicht überflüssig; was Z. vorlegt macht die annahme einer zweiten quelle vielleicht zur möglichkeit, aber sicher nicht zur unbedingten pflicht[1].

[1] der zufall bringt oft merkwürdige übereinstimmungen in ganz unabhängigen bearbeitungen derselben vorlage zuwege. ich habe einmal Mb und die saga parallel gelesen. da fanden sich, von kleinigkeiten abgesehen, folgende übereinstimmungen: 1. die 2. türe, an der das fallgatter niedergeht, ist für beide die **eingangstüre** zu inneren palasträumen. 2. (ein von Z. zugunsten des Mb hervorgehobener zug) in der episode von 'Harpin de la Montagne' (Chr 3770 ff) fordert der riese bei Chr dem ritter seine tochter ab, um sie 'den gemeinen

Dennoch wollen wir noch weiter fragen: wenn Füetrer eine zweite quelle hatte, wie haben wir sie uns zu denken, wo sie zu suchen? kenntnis Chr.s allein würde nicht genügen, es muss ein anderes, auch nicht aus Mb, sondern aus jenem X direct geflossenes vorbild existiert haben. die frage fordert erörterung deshalb, weil sie uns in viel dringenderer weise nahegelegt worden ist von Zenker selbst in seinem aufsatz über den Erec Zs. f. frz. sprache und lit. 45, 47 ff. ich freue mich, am schluss dieser ausführungen über die neueste sorgfältige aber gänzlich verfehlte arbeit Zs aussprechen zu können, dass ich seine früheren erörterungen über den Erec ernstlicher beachtung für wert halte. ich glaube kaum, dass man mehr an der notwendigkeit vorbeikommen wird, eine nebenquelle für die erste Hartmannsche dichtung anzunehmen. an einen aufenthalt Hartmanns in Frankreich freilich, an eine zweite quelle in französischer sprache denk ich nicht. vielmehr geben Z.s feststellungen zum erstenmal einen greifbaren stofflichen anhalt für die existenz einer vorhartmannschen deutschen Artusepik, wenigstens für einen deutschen Erec. so waren also jene träume von niederrheinischen Artusgedichten doch mehr als träume? kein geringes verdienst des romanisten, wenn er so eine der wichtigsten streitfragen der nachbardisciplin in neuen, zielbewusten fluss gebracht hätte! das könnte ihn darüber hinwegtrösten, dass die untersuchung über das verhältnis des Mb zu Chr und die herkunft der Yvainfabel ohne allen zweifel noch einmal und besser gemacht werden muss.

Tübingen. **Hermann Schneider.**

Die Klage und das Nibelungenlied von **Josef Körner.** Leipzig, Reisland 1920. 71 ss. 5,35 m.

Ausgehend von FVogts bekannten, aufschlussreichen darlegungen in der festschrift z. Breslauer jahrhundertfeier 1911, s. 484—516 und in der Marburger festschrift z. philologenversammlung 1913, s. 137—167[1], untersucht K. die verwickelten wechselbeziehungen zwischen Kl. und Nl. noch einmal im zusammenhang und gelangt — in manchen puncten über Braunes feststellungen hinaus — zu einer im keime widerum von Vogt

burschen seines hauses auszuliefern'. das Mb lässt ihn das mädchen für sich selbst begehren, er zeigt sich 'erfüllt von sinnlicher begier', was Z. viel glaubhafter erscheint. ich kann nun zwar auch hier nicht zugeben, dass die 'völlig unklare' motivierung von des riesen begehren einen nachteil von Chr.s darstellung bedeuten soll; bei ihm ist der unhold wider märchenhaft brutal. im Mb herscht die übliche plattverständigkeit. aber der Nordmann empfindet wie Zenker und ändert X 62 ganz selbständig: der riese droht, so sagt bei ihm der burgherr, meine söhne zu töten, *útan ek gipta honum dóttur mína*. solche übereinstimmungen mahnen zur vorsicht!

[1] unten kurz als Bresl. und Marb. angeführt.

angeregten neuen beurteilung und bewertung der redaction C* für die textgeschichte der beiden gedichte. der erste teil der arbeit (s. 10—51) gilt — von mancherlei abschweifungen abgesehen — dem erneuten nachweis der durchgehenden abhängigkeit der Kl. vom Liede, der zweite der erklärung des umgekehrten verhältnisses.

Nach einigen recht überflüssigen bemerkungen über die aufgaben immanenter kritik fragt K. zunächst nach anlass und zweck der Kl. (s. 5 ff). der ungeheuren tragik des Nl., der trostlosigkeit seines ausgangs stand ein grofser teil des publicums verständnislos gegenüber. hier einzusetzen, die wucht der geschehnisse zu mildern, sie dem gaumen weiter kreise mundgerechter zu machen, erschien dem dichter als dankbare aufgabe. in diesem sinne interpretiert K. v. 1—16. ich halte diese auf allzu moderner einstellung beruhende auffassung nicht für richtig. der verfasser wollte in erster linie die neugier derer befriedigen, die wie er nach dem schicksal der überlebenden fragten. das zeugnis des Marners, der die 'liet' von Siegfrieds tod und 'wen Kriemhilt verriet' zu seinen bevorzugten vortragsstücken zählt, zeigt, dass auch in den niederen schichten ein gefühl für die gröfse der heldendichtung lebte, und in verstärktem grade muss das für die höfischen leser des buchepos gelten.

Die eingangsverse der Kl. besagen nur: es ist das redliche bemühen des autors, die unsäglich traurige 'alte' mär in beifälliger weise fortzusetzen und auch widerstrebende (v. 14: *ob ez iemen missehaget*) in ihren bann zu ziehen, dh. auch der fassung, die er vorträgt, freunde zu gewinnen. v. 9—11: *hete ich nu die sinne, daz siz gar ze minne heten diez erfunden* enthalten weiter nichts als die übliche captatio benevolentiae; ähnlich spricht etwa Hartmann von seinem werk im aH. v. 14 f: *dâ mite er sich möhte gelieben den liuten.*

Nach kurzer inhaltsübersicht (s. 6—8) mustert K. die ergänzungen und umgruppierungen der Kl. sie entstammen in der hauptsache drei quellen: einmal sollen sie vermehrte sagenkenntnis vortäuschen (s. 10 ff). eine zweite reihe von zusätzen erklärt sich aus der absicht, bei der schilderung der letzten kämpfe traditionsgetreu alles licht auf die Burgunder fallen zu lassen (s. 14 ff). das dritte und bedeutsamste teil ist in der stellung des verfassers zur schuldfrage begründet (s. 20 ff). daran schliefst K. eine erörterung der quellenfiction am schluss des gedichtes, der Pilgrim-strophen des Nl. und eine musterung der Kl. auf interpolationen (s. 28—51). eingebettet in dieses stück sind reichlich weitschweifige excurse über den wandel der epentheorieen in jüngster zeit und das problem der benutzung litterarischer oder historischer seitenquellen in gedichten des mittelalters.

Die ursachen für die vielfachen änderungen und erweiterungen

der Kl. hat K. im ganzen besonnen und richtig entwickelt und so neu bestätigt, dass sie 'eine phantasie über unser Nl. ist, nicht über dessen vorstufen' (so AHeusler Nibelungensage und Nibelungenlied, Dortmund 1921, s. 232). im einzelnen kann ich ihm aber nicht durchweg beistimmen. zwar dass die namenhäufung zt. wenigstens über das lied hinausgehnde sagenkenntnis vortäuschen soll, glaub ich auch. Dancrat aber ist sicher keine contamination aus Dancwart + Herrat, sondern, wie schon Vogt wegen des Boymunt v. 2855 [1] Marb. s. 160 vermutete, ein verdeutschter Tankred, wobei ich aber an den berühmten Tankred d. ält. denke (vgl. auch Droege Zs. 58, 16) [2]. denn Tankreds I ererbter reichtum (vgl. Kl. v. 16: *der in diu wîten lant liez*) wird schon von seinem biographen Raoul de Caen hervorgehoben (vgl. Le chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon, ed. baron de Reiffenberg, Bruxelles 1846—48, anm. zu v. 3823). dass ein berühmter name wie Boymunt zur bezeichnung eines rosses herabsinkt, ist nicht verwunderlicher, als wenn etwa der name Isolde auf einen Ungarn in Dietrichs flucht in der form Isolt übertragen wird (WGrimm DHS [3] s. 220). der name von Wolfwins vater Nere stammt m.e. aus dem Rol. v. 4827, das, wie ich noch zeigen werde, die Kl. weitgehend beeinflusst hat (anders HSchneider Zs. 58, 102 f) [3]. *Wicnant* ist möglicherweise analogiebildung zu *Wichart* Nl. 2281, 1. Kl. 1563 (K. s. 12). doch wird der name wol eher aus ungenauer erinnerung vollzogene verschmelzung aus *Witrant* + *Otnant* Rol. 4951 P (*Wittram unde Otrant* A) sein [4]. das dem Nl. fremde motiv von dem nach verlorner schlacht zu Etzel fliehenden Dietrich und der vermittlung Rüdegers zwischen beiden Kl. 1986 ff leitet K. s. 18 f aus mündlicher überlieferung her, aus einer 'in den Donauländern sehr bekannten sage'; s. 33 aber spricht er mit rücksicht auf das zeugnis des Metellus von Tegernsee von einem Dietrichsepos derselben gegend. eindeutigkeit der terminologie im sagengeschichtlichen ist überhaupt nicht seine stärke. davon noch später. mir scheint kein zweifel, dass Kl. und Nl. ein älteres obd. Dietrichsepos gekannt haben, vgl. Schneider Zs. 58, 102 f.

Besonders ausführlich würdigt K. die dritte quelle der erweiterungen, die bemühungen des autors der Kl. um die klärung der schuldfrage (s. 20 ff). er deutet sie im ganzen richtig als ausfluss seines unheldischen weinerlich-frommen naturells. dabei fallen auch gute bemerkungen zum tragischen gehalt des liedes der Etzel der Kl. ist aber bei aller plumpen vergröberung durch-

[1] citate beider gedichte nach Bartsch. [2] nur glaub ich nicht, dass die namen der beiden kreuzzugshelden schon aus der vorstufe des Nl. stammen. ein Baiernherzog Boimunt taucht übrigens Kchr v. 300 auf. [3] ich citiere das Rol. der bequemlichkeit halber nach Bartschs ausg. [4] vgl. als gegenstück die form *Heurodis* < *Herodias* + *Eurydike* im Sir Orfeo ed. Zielke.

aus nicht so unvereinbar mit dem des Liedes (K. s. 25). auch hier hat der könig schon etwas tatenscheues und müdes; erst Hagens hohn str. 2020 lässt ihn halb widerwillig zum schilde greifen (vgl. jetzt Heuslers feine zeichnung Ns. u. Nl. s. 148f). auch legt K. dem verfasser manchen zug zur last der sicher nicht sein eigentum ist, so Etzels verhalten vor Dietrichs und Hildebrands endlicher heimkehr Kl. 4135ff. genau ebenso schildert die Ths. II 330, 23ff den abschiedsschmerz des königs, nur lässt sie ihn nicht ganz zusammenbrechen und verblöden. ich sehe in dieser zeichnung der Kl. spuren einer nd. Attiladichtung, die uns noch einmal beschäftigen wird, vgl. WHaupt Zur nd. Dietrichsage, 1914, s. 274ff.

Etzels vernogierung Kl. 961ff leitet K. s. 25, anm. 3 gleich FWilhelm Nibelungenstudien I, 1916 (= Münch. archiv h. 7), s. 12 aus dem Serv. Heinrichs vVeldeke her. einleuchtender erscheint mir eine andere deutung, die ich aus mangel an raum an anderer stelle genauer vorgetragen habe [1]. hier nur soviel, dass m.e. die angabe von Etzels glaubenswechsel auf kreuzzugsüberlieferungen beruht, die bereits auf die älteste gestaltung der Herzog Ernst-sage nachhaltig eingewürkt haben, vgl. Bartschs ausgabe s. C XXVff und KSonneborn Die gestaltung der sage vom H. E. in der altdeutschen lit., Göttinger diss. 1914, s. 6. ich meine im besondern die kreuzfahrt Heinrichs des Löwen v. j. 1172, namentlich den bericht über seinen misglückten versuch, den sultan von Axarat zu bekehren, vgl. Arnold vLübeck (MG. SS. t. 22) I 9. auch die schmähung der götzen und die anerkennung der überlegenheit des christengottes, die Etzels selbstanklage vorausgehn, sind erst als niederschlag zeitgeschichtlicher begebenheiten verständlich. das wird deutlich wenn man Etzels worte Kl. v. 961ff einer französischen kreuzzugsdichtung, der schon genannten, überarbeiteten fassung des Chevalier au cygne (ed. Reiffenberg), v. 17808ff, gegenüberstellt. auch darüber genaueres an anderer stelle.

Die berühmte quellenberufung am schluss der Kl. wird mit Vogt als fiction erklärt (s. 28f), die Nibelungias-these abgelehnt (s. 42), im übrigen die möglichkeit der benutzung historischer quellen im Nl. offen gelassen. merkwürdig berührt s. 28 die wendung: 'cleriker und spielleute machten einander um die mitte des 12 jh.s starke litterarische concurrenz', als ob diese erscheinung nicht schon seit Otfrieds vorstoſs gegen den laicorum cantus obscenus bezeugt wäre! überhaupt findet sich in diesem abschnitt mancherlei schiefes und direct falsches. der wandel der epentheorieen in der neuern forschung wird auf die nicht sehr glückliche formel: epenentwicklungs-epenschöpfungstheorie

[1] s. darüber oben Zs. s. 283.

gebracht (s. 31 f)[1]. geradezu irreführend ist der ausdruck 'prosaische märchenerzählung', angewandt auf die vorstufen des Nl. (s. 36): es kann sich doch immer nur um die aufnahme vereinzelter märchenzüge, nie aber um das einströmen ganzer märchen handeln. Taverniers hypothese von der identität des am ende des afr. Rol. sich nennenden Turoldus mit dem bischof Turold von Bayeux ist noch keineswegs gesichert, vgl. KVossler Französische philologie, Gotha 1919, s. 48. die 'erstaunliche tatsache', dass die ostgrenze des Passauer bistums nur zwischen 975 und 985 mit den im Nl. angegebenen grenzen übereinstimmte (s. 36), ist längst von Neufert Der weg der Nibelungen (progr. Charlottenburg 1892) s. 15 ff schlagend widerlegt. die einmalige bezeichnung der Nibelungen als *Rînfranken* Kl. 303, hinter der K. s. 39 eine gelehrt-commentierende absicht wittert, stammt mitsamt dem reim: *danken* aus Rol. 7851/52[2], was auch Wilhelm aao. s. 12 angemerkt hat. ebendaher wird der name *Ritschart* Nl. 2281, 1 entlehnt sein, vgl. den *Ritscart von Tortune* Rol. 1183 (*Ritschart* P). (oder wurde das statistenpaar *Ritschart* und *Wichart* hervorgerufen durch die beiden Haimonskinder *Richard, Guichard*?). die starke einwürkung des Rol. auf die Kl., eine frage der K. trotz Vogts vermutung Bresl. s. 511 ff nicht nachgegangen ist, mögen folgende stellen zeigen:

Kl. 954 f wande ez ist der gotes slac (: tac) über mich ergangen.	Rol. 7023 f er sante sînen slah (: tah) uber sine vîante.
Kl. 1220/22 (des ligent elliu mîniu lant) in jâmer und in vreise. ja ist vil manec weise,	Rol. 2391 f sîniu kint werthent weisen unde nekomen niemer ûzer vreisen.
Kl. 1443 f ein iteniuwes rüefen, vil gremeliches wüefen.	Rol. 1542 f thâ wart michel wuofen, weinen unde ruofen.
Kl. 1488 f lieht alsô die sterne im lûhten steine durch die wat.	Rol. 1551 f gesteine thie vile ethelen[3] lûhten sam thie sterren wither abant.
Kl. 2070 si ligent rehte als ein vihe.	Rol. 5421 si vielen sam thaz vihe ze tale
Kl. 2359 f und sante Michahîle ze genâden ir aller sêle.	Rol. 6919 f theme bevalh er sine sele mit sente Michahele, (auch von Wilhelm aao. s. 12 angemerkt, vgl. noch Roth. 4445/46)
Kl. 4272 ff verspricht Dietrich der verwaisten Dietlinde, für einen mann zu sorgen. hier verrät sich	Rol. 8695 ff gibt kaiser Karl der Alde in gleicher situation dasselbe versprechen.

[1] was die anwendung der kunstgeschichtlichen grundbegriffe H. Wölfflins zur erhellung des stilproblems lied > epos beitragen soll (s. 34), ist mir nicht klar geworden. K. wollte hier wol Walzels methode der wechselseitigen erhellung der künste am untauglichen object erproben. [2] das hat auch Droege Zs. 58, 10 übersehen. [3] sc. von den gewändern.

die unerträglich philiströse art des verfassers besonders deutlich, dessen Dietlinde sich nach solchen schicksalen so schnell zu fassen weiſs [1].

Zur auseinandersetzung mit Bruiniers gedanken, die namensform *Cremhild* (Lorsch 766) sei ein unumstöſslicher beweis für übernahme des bairischen namens (K. s. 42, anm. 2), verweis ich K. hier nur auf Baesecke Deutsche philologie (Gotha 1919) s. 89. der fall ligt verwickelter als K. annimmt [2].

Den bischof Pilgrim schreibt K. s. 44 schon dem Nl. zu, erklärt aber alle strophen die seiner verwantschaft mit den Burgunden gedenken, für secundär, die verwantschaft selber für erfindung des autors der Kl. ich sehe in der einführung Pilgrims und seinen beziehungen zum königshaus eine huldigung des letzten spielmännischen dichters an seinen gönner Wolfger von Passau und verweise hier nur auf Heusler, Ns. u. Nl. s. 124f.

Der verfasser unsers Nl. war nach K., der hierin Fischer folgt, 'zweifellos ein geistlicher', eine annahme, die m.e. ein ähnlicher misgriff ist wie seinerzeit Sarans versuch, das Hildebrandslied als christliche Theodicee zu erweisen. begründung fehlt. ich halte K. nur dieses entgegen: was Schönbach und noch eindringlicher Fischer an kirchlichen elementen im Nl. hervorheben, betrifft nur die äuſsere gewandung des werkes, sozusagen das kostümliche, also zugeständnisse an den zeitgeschmack. nur eine einzige gestalt, Rüedeger von Bechlaren, hat christlicher geist, christliche ethik geformt, und darauf allein kommt es doch an. wenn irgendwo, so besagt hier eine wortstatistik garnichts, und unkenntnis der etikette beweist noch nicht gegen einen spielmann als dichter. die einladung an Etzels hof durch zwei spielleute, die Fischer unvereinbar findet mit dieser annahme, sie erklärt sich einfach als überrest aus der vorstufe (s. auch Droege Zs. 51, 177), und an solchen 'überlebseln', mit Heusler zu reden, ist das Nl. doch wahrlich nicht arm. was ein pfaffe aus der urväter hort gemacht hätte, davon gibt ja die Kl., zt. auch der bearbeiter des liedes einen kleinen vorschmack. im übrigen vgl. Heusler aao. s. 96ff. 107f. 125ff u.ö. und Vogt: Französischer und deutscher nationalgeist im Rolandslied und Nibelungenlied (Marburg 1922) s. 17ff.

In der annahme von interpolationen innerhalb der Kl. geh

[1] in dem bericht der Ths. von Dietrichs heimkehr II 328, 13ff, der in allem wesentlichen zur darstellung der Kl. stimmt, ist von Rüedegers tochter mit keinem wort mehr die rede. auf vereinzelte entlehnungen aus Rol. in Kl. C allein kann ich nicht näher eingehn.

[2] nur eine bemerkung sei mir hier gestattet: abweichend von Baesecke glaub ich nicht, dass die Nibelungenmutter schon auf der urstufe vorhanden war, und halte Grimhild vielmehr für den ursprünglichen namen der heldin.

ich nicht so weit wie K. so halt ich die vv. 543—586 gegen Vogt und K. s. 46f für echt: widerholung desselben motivs, in diesem falle die verherrlichung der gattentreue um jeden preis, kann doch bei einem so redseligen und ärmlichen poeten der textkritik keine handhabe bieten. K. weist s. 24 selber darauf hin, wie oft zb. der gemeinplatz vorkommt, durch rechtzeitige aufklärung Etzels hätte das verhängnis beschworen werden können. die vielbesprochenen vv. 569/570:

Des buoches meister sprach daz ê:
dem getriuwen tuot untriuwe wê,

bezieh ich auf Nl. str. 1141/42: ermordung des gatten und schatzraub, die taten der untreue, hielten in Kriemhild die schmerzvolle erinnerung wach, 1142, 4:

si was im getriuwe: des ir diu meiste menige giht
(C: *si was triuwen stæte unt tet vil willecliche daz*).

Die vv. 3459—84, in denen Pilgrim Swämmel bittet, auf der heimreise von Worms wider vorzusprechen und ihm genauern bericht zu geben vom untergang der Burgunden, sind ebenfalls ursprünglich. denn der spielmann kehrt ja, der angabe des liedes str. 1495 entsprechend, noch einmal in Passau ein.

v. 4102 ff *der in dâ von im sande*
under die Burendenære,
dem sagt er disiu mære,

kann mit 'der' nur Pilgrim gemeint sein (nicht Etzel, so K. s. 49). von Etzel ist erst v 4105 f die rede:

sus kom er wider in Hiunen lant.

für die in B Ca überlieferte schlussinterpolation zwei interpolatoren zu bemühen (s. 48), halt ich für überflüssig.

Im zweiten teil seiner arbeit kommt K. auf grund der tatsache, dass keine hs. des Nl. einen reinen Not-text überliefert, s. 71 zu dem ergebnis: 'die Not ist das durch eine heute nicht mehr feststellbare, aber keineswegs grofse zahl von interpolationen verfälschte original des Nl. diese interpolationen stammen aus C*, einer durch aufnahme der Klage-zusätze inhaltlich bereicherten etwa um 1230 entstandenen umarbeitung'. mit andern worten: sämtliche Not-hss. sind aus einer späten, schon durch C* beeinflussten vorlage abzuleiten. ich knüpfe hier gleich an: Braune hatte noch in plusstrr. von B, abgesehen von der einleitung, rein äufserliche, gelegentliche entlehnungen erblickt, vgl. Beitr. 25, 64; dass aber bereits die stammhs. der Not-gruppe von der Liedredaction beeinflusst war, kann auch m.e. nach Vogts darlegungen (Marb. s. 152) zur zusatzstr. 1477, die allen Not-hss. gemeinsam ist, keinem zweifel mehr unterliegen. innerhalb der red. C* haben wir dann eben mehrere stadien der umarbeitung anzunehmen, eine notwendige folgerung, die man bei K. vermisst. denn daran, dass Id* vorstufe von C, dh. dem letzten product dieser entwicklung ist, muss mit Braune festgehalten werden:

das beweisen vor allem die organisch fortschreitenden änderungen, die str. 1912 in Id und C erfährt im sinne einer zunehmenden entlastung Kriemhilds, vgl. schon vLiliencron Über die Nibelungenhs. C s. 111f und jetzt Heusler Ns. u. Nl. s. 159f. ich verweise noch auf str. 1585: um die traurige rolle des abtretenden kaplans zu heben, schiebt [I]d schon hinter str. 1583 drei neue strr. ein, was C aber nicht genügt. der bearbeiter streicht die ihm anstöfsige str. 1585 und fügt statt dessen noch zwei läppische eigner erfindung an, in denen Gunther den erbosten geistlichen auf seine rückkehr vertröstet, sowie nur C kurz davor in den plusstrr. 1520, 5—12 den könig die weinende Brünhild trösten lässt.

K.s zweite aus vergleichender betrachtung der handschriftenverhältnisse beider gedichte erwachsene these ist: Nl. C* hat die Kl. noch nicht mitgeführt (s. 60). denn Kl. AB hat sich von einflüssen der bearbeitung C ganz frei erhalten im gegensatz zur textgeschichte des Nl.: wie Nl. C auf die Not, so müste Kl. C auch auf die den Not-hss. beigelegte Kl. eingewürkt haben, wenn sie von anfang an neben Nl. C gestanden hätte. Kl. C kann nach K. erst geraume zeit nach Nl. C entstanden sein, weil sie in der verurteilung Hagens, in der rechtfertigung Kriemhilds ebensoweit über Nl. C hinausgehe, wie dieses über Kl. AB. Als weitere stütze für seine these zieht K. die zusatzverse von Etzels ende 4323—60 in BCa heran, die eine ursprünglich nur B zugehörende interpolation seien; somit müsse Kl. Ca später entstanden sein als Kl. AB, und da Nl. B den Lied-text bereits voraussetze, auch später als Nl. C. als drittes argument dient K. die schlussstr. der Not, die er für unecht, für eine zusammenziehung der beiden letzten strr. von C erklärt.

Ich habe bedenken: 1. Nl. C gibt an feindseligkeit der haltung gegenüber Hagen der schwesterhs. der Kl. nichts nach: eine niedrigere verdächtigung seines charakters als sie str. 2368, 5—8 ausspricht, hat auch Kl. C nicht aufzuweisen, und was Kriemhild betrifft, so geht durch Nl. C innerhalb der grenzen die das einmal festgelegte grundschema des Liedes auch dem änderungstrieb des bearbeiters zog, ein ebenso starker rechtfertigender zug, wie durch den paralleltext der Kl. — 2. Sagengeschichtliche erwägungen, die K. durchweg zu wenig in rechnung stellt, sprechen dafür, dass die schlussinterpolation der Kl. schon im archetypus gestanden hat. v. 4337 und 4340/41 spielen an auf die Ths. II 369—74 breit ausgeführte erzählung von Etzels hungertod in der felshöhle; sie enthalten also älteres deutsches, vermutlich nd. sagengut, das seit mindestens 1200 in Oberdeutschland bekannt geworden sein mag, vgl. WHaupt Nd. Dietrichsage s. 275 und Heusler in Hoops RL I 361 [1]. ein trüber widerschein dieser

[1] die v. 4345/46 beruhen dagegen auf verwechselung mit den bekannten fabeleien von Dietrichs ende.

nd. Attiladichtung spiegelt sich in str. 83/84 der grönländ. Atlamál, die noch dem 11 jh. angehören (vgl. FJónsson Den islandske litteraturhist., København 1907, s. 74). der schreiber von A hat diese betrachtungen unterdrückt, um mit der titelzeile 4322 schliefsen zu können. ich komme damit auf Bartschs ansicht ausg. s. XVII zurück. — 3. Nl. str. 2379 hat der dichter die schlussworte der älteren, obd. Not entnommen. ich brauche darauf wol nicht näher einzugehen.

Die zunächst auffallende erscheinung, dass die Not-recensionen beider gedichte in so verschiedenem grade von C* einwürkungen erfahren haben, lässt sich m.e. ganz natürlich erklären. die Kl. bot nicht soviel anlass zu stärkeren eingriffen in den grundtext wie das lied, ein gedanke der bei K. selber s. 58 anm. 4 nur zu flüchtig aufblitzt, weil er, wie oben erwähnt, in irrigen ansichten über den letzten dichter unsers Nl. befangen ist. zwischen original und bearbeitung der Kl. besteht nur ein unterschied des grades, nicht der art, des ethos; beide atmen die gleiche, christlich-sentimentale grundstimmung. ganz anders beim Nl. es kann nicht eindringlich genug betont werden: der überlebensgrofse wuchs seiner gestalten, das riesenmafs ihres noch von heidnischer luft umwitterten heroismus im handeln und dulden, das vereinzelte hereinspielen des übernatürlichen, die gleichgültigkeit gegen kirchliches, das alles muste einen nüchternen pedanten vom schlage des bearbeiters C zu eingriffen bisweilen in das edelste fleisch der dichtung reizen[1]. für den geistlichen stand dieses mannes, eine frage die K. selber einmal schüchtern aufwirft (s. 70), spricht schon allein die art wie er den kaplan einführt (str. 1523, 5 ff: *In den selben zîten was der geloube kranc, doch frumtens einen kappelân, der in messe sanc*) und seinen unrühmlichen abgang hebt. dazu treten dann noch Etzels vernogierung Nl. 1261, 5—8 und Pilgrims auftrag an Kriemhild, Etzel zu bekehren (str. 1330, 2).

Kann man somit die these von der ursprünglich ohne die Kl. überlieferten red. C* fallen lassen, so bleibt doch noch die frage zu beantworten: ist Nl. C vor Kl. C entstanden oder umgekehrt? m.e. spricht die innere wahrscheinlichkeit für die priorität von Kl. C: der weg Kl. AB > Kl. C > Nl. C ist natürlicher als Kl. AB > Nl. C > Kl. C. diese auffassung scheint mir eine stütze zu finden in der art wie Kl. C die angabe von Etzels vernogierung behandelt; sie unterdrückt sie bekanntlich, aber nicht ganz: v. 996: *deich mich anderstunt* (*aber* AB) *bekêren solde* und die ohne AB ganz unverständliche anknüpfung v. 997: *nû hân ich mich unervorht sô sêre wider in verworht* verraten noch deutlich die lücke: C hat somit nachträglich, dh. nach einflechtung der zutat in das Lied str. 1261, 5 ff.

[1] schon Simrock meinte, die zusätze des bearbeiters könnten ihm das ganze gedicht verleiden, vgl. Heusler aao. s. 92.

die parallelstelle gestrichen, dabei aber vergessen, auch das verdächtige *'anderstunt'* zu tilgen; a hat es weggelassen[1]. im übrigen vgl. Vogt zu Utes beisetzung in Kl. C, Marburg s. 159 f.

Auch sonst bleibt im chronologischen noch manche frage offen. warum die Urnot, dh. das original des Nl., vor Wolfram fallen soll (K. s. 65 f), nachdem Fischer durch den ansatz: '1200 hoftag könig Philipps zu Nürnberg' die persönliche berührung zwischen dem Nibelungendichter und dem schöpfer des Parz. und damit das übereinandergreifen der beiden gedichte in hohem grade wahrscheinlich gemacht hat, ist mir nicht klar geworden. die entstehung der Kl. rückt K. im gegensatz zu Wilhelm unmittelbar an das lied heran, was richtig sein wird. man vermisst aber eine auseinandersetzung mit Edzardis vermutung, Freidank habe aus Kl. C geschöpft (ausg. s. 263) und anderseits eine stellungnahme zu Vogts hinweis auf Veldekes Eneit (DLZ. 1912, 3173 ff). überhaupt wird nirgends ein anlauf genommen, auf breiterer philologischer grundlage das seltsam zwiespältige bild des autors der Kl. zu zeichnen, der, aufser aus dem Liede selbst, aus vorhöfischer und höfischer dichtung das armselige bächlein seiner erfindung speist und anderseits in seinem lehrhaft-hausbackenen vortrag schon deutlich zur spruchdichtung hinüberdeutet. K. überschätzt diesen 'reimschmied', wie ihn Heusler aao. s. 91 kurz und bündig nennt[2], erheblich (zb. s. 15).

Alles in allem ist K.s schrift keine entschiedene förderung der forschung, wol aber ein beachtenswerter versuch, die probleme die das ineinandergreifen der beiden gedichte stellt, noch einmal selbständig zu durchdenken. das besondere verdienst der arbeit seh ich darin, dass die bedeutung der red. C* für die textgeschichte des Liedes in das gebührende licht gerückt wird.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

[1] K. hat s. 25 anm. 2 nicht die nötigen folgerungen aus diesem sachverhalt gezogen. [2] vgl. auch Vogt Bresl. s. 511.

---

1. **Sigurður Nordal,** Om Olaf den helliges saga. en kritisk undersøgelse. København, Gads forlag 1914. 205 ss. 8⁰.
2. **Derselbe,** Snorri Sturluson[1]. Reykjavík, þór. B. þorláksson 1920. VIII + 266 ss. 8⁰.

In die forschung über Nóregs konunga sǫgur ist in den letzten jahrzehnten neues leben gekommen. wenn ich recht sehe, geht es von Halvdan Kohts versuch aus, den gesichtspunct der officiösen geschichtsschreibung für sie geltend zu machen. er steht mit seiner meinung, Snorris auffassung der norwegischen geschichte sei eben die Snorris und von seinen

[1] vgl. Nordal, Snorri Sturluson. brot úr mannlýsingu (Skírnir 90, 225—250).

zeitverhältnissen bedingt, in verbindung; sie treffe nicht den wahren sachverhalt. K.s gedanken (vgl. die sammlung s. aufsätze in Innhogg og utsyn, Kristiania 1921) haben lebhaften widerspruch bei Oscar Albert Johnsen (Hist. tidsskr. [norsk] V 3, 213—232) und Finnur Jónsson (Arkiv f. n. fil. 30, 97—138) und zur ablehnung führende grundsätzliche erwägungen Frederik Paasches (Edda 17, 1—17) über die bedingungen, die die nordische erzählgattung der tendenzschriftstellerei stellte, hervorgerufen. Paasches Kong Sverre (Krist. 1920) ist mir bisher nicht zugänglich gewesen. K.s anregung hat aber auch unmittelbar auf die philologische arbeit gewürkt. Gustav Indrebøs schriften Fagrskinna (Avhandlinger fra universitetets historiske seminar utgit av HKoht, OJohnsen, EBull, 4-de bind, Krist. 1917) und Ágrip (Edda 18, 18—65) gehn mit neuen gesichtspuncten an die quellenkritik und verwenden K.s gedanken kritisch zum gesamtverständnis der werke. auch I.s ausgabe der Sverris saga (etter cod. AM 327, Krist. 1920) steht in diesem strome.

Unabhängig von dieser bewegung arbeitet Sigurður Nordal. der anteil deutscher gelehrter an der forschung über Nór. kga.ss. ist ja bisher geringer gewesen als an der über die Íslendinga ss. trotzdem fällt es auf, dass in einschlägigen deutschen zeitschriften und büchern seine arbeiten noch nicht zur würkung gekommen zu sein scheinen — in Niedners einleitung zur Heimskringlaübersetzung (Thule) ist ihr einfluss wol zu spüren. es macht sich eben die valuta verderblich fühlbar. ich mache mit besonderer freude auf N.s zwei schöne, arbeitsreiche und gedankenvolle bücher aufmerksam. seinem Snorri Sturluson wünsch ich eine deutsche übersetzung.

1. Die aufgabe der 'kritischen untersuchung über die saga von Olaf dem Heiligen' ist, 'das verhältnis zwischen den verschiedenen darstellungen der geschichte O.s d. H. innerhalb der alten norwegisch-isländischen litteratur zu beleuchten. ... historische würdigung und litterarische charakteristik ligt aufserhalb ihres plans' s. 5. der vf. gibt jedesmal einen kritischen überblick über die bisher geäufserten wissenschaftlichen meinungen, eh er seine untersuchungen vorträgt. sein gebiet umfasst den gesamten stoff von Theodrics Historia de antiquitate regum Norwagiensium bis zu den sammelwerken der verfallzeit.

N. untersucht mit dem blick auf Th.s aussage, dass er keine schriftliche gesamtdarstellung der norw. königsgeschichte gekannt habe, die frage nach den quellen der Hist. de ant. und kommt zu dem ergebnis, dass des vf.s angabe zuverlässig sei; Catalogus reg. Norw. und O.s legende rechnen nicht. er weist m. e. überzeugend Th.s unkenntnis der ältesten O.s. nach und erklärt richtig die durchlaufenden übereinstimmungen zwischen Ágrip

und Hist. aus benutzung durch Ágr. klarer blick für würklichkeit lässt ihm die bedingungen für die überführung der gelehrten werke Sæmunds und Aris durch handeltreibende und abenteuernde Isländer nach Norwegen als wenig günstig erscheinen. der durch gedächtnis und vortrag gepflegten, gefestigten erzählung traut er gern etwas zu. wenn nichts anderes, so ist die Ä. und die leg. O.s. beweis genug für das leben der einzelerzählung und Styrmis sammeltätigkeit für das der einzelangaben. geschlossene sǫgur von einzelnen königen müssen in der tat sehr deutlich bewiesen sein, ehe an ihr vorhandensein zu glauben ist.

Ágrip, letztes jahrzehnt 12. jh.s, ist als ein wesentliches mittel zur schaffung der erhaltenen Leg.s. in die A. O.s. hineingearbeitet worden. dafür bringt N. den vollgültigen beweis, und es folgt daraus gewis, dass Ágr. nicht im ganzen ein auszug aus Ä. O.s. sein kann; sonst hätte der vf. der Leg.s. eben nicht so viel aus ihm zu holen gehabt. aber dass Ágr. die Ä. O.s. nicht doch gekannt haben könnte, ist daraus nicht zu schliefsen. auch in Mork. ist Ágr. eingeschoben worden; das hat Indrebø in seinem buche Fagrskinna ausführlich dargetan. Th. ist Ágr.s quelle gewesen. sollte die auffallende abschweifung über 'jól' sp. 1, 11—22, die ich im Ágr., nicht im Halfd.þ.sv. Flt. I 564 für ursprünglich halte, ein versuch zur nachahmung der *digressiones* Th.s sein? ob Hist. Norw. oder eine mit ihr sehr gleichartige schrift von Ágr. benutzt sei, entscheiden weder N. noch I.; vgl. Hægstad zu alter und heimat der Hist. Norw. (Edda 12, 118—121). mir däucht es sehr gewagt, für diese anfangszeit der norw. geschichtsschreibung sozusagen ein duplum zur Hist. Norw. anzusetzen. Th.s zeugnis darf nicht entwertet werden. über Ari als teilquelle hält sich N. vom entscheid zurück. inzwischen ist die untersuchung über die quellen des Ágr. durch Indrebø auf ein gleis geschoben worden, das zu fruchtverheifsendem lande führt. er sucht heimisch norwegische stofffassung und -überlieferung. damit wird ein wichtiger factor für das verständnis der Nór. kga ss., der gewis schon früher beachtet worden ist, gebührlich betont. es scheint mir aber, dass in dem von I. gesammelten stoff zwischen stücken abgezweckter (officiöser?) fassung und volkssagen (die wären als *frásagnir* anzusprechen) unterschieden werden muss. die stilbeurteilung muss an die stoffe geführt werden.

Mit der besprechung der ältesten Olafss. (Ä. O.s) tritt N. in das mittelgebiet seiner forschung ein. er lässt die entstehung zwischen 1160 und 1185 offen. vom beschauen der überlieferten bruchstücke aus sucht er das bild der saga und der leistung ihres vf.s zu gewinnen. er stellt sie neben die Olafss. Tryggvasonar des Odd, uzw. auf grund scharf beobachteter und stark hervorgehobener compositionsfehler. N. schreitet mit diesem urteil über die selbstgesteckte grenze seiner arbeit (s.o.)

hinaus. das muste er; aber er scheint mir hier nicht glücklich zu sein. FJónsson (Litt. hist. II 614—617) hat besseren blick, und OAJohnsen Indledning zur ausg. d. O.s.h. cod. Delag. 8 II wird dem vf. der Ä. O.s. entschieden mehr gerecht. die erhaltenen bruchstücke gehören m.e. einer deutlich verderbten recension der saga an. die abschrift aus Olafs legende dem original abzusprechen, ist N. s. 136 selbst geneigt. ein galimathias wie der bei gelegenheit der schlacht *við ána helgu* dargebotene ist einem ersten vf. überhaupt kaum zuzutrauen. und wenn er eine probe von kritik und überlegung wie s. 2, 16—25 abgelegt hat, muss unbedingt hiernach das verständnis seines werkes gesucht werden. N.s prüfung von FJ.s entwurf zur gewinnung der Ä. O.s aus der Leg.s. läuft im ganzen auf ablehnung der vorgeschlagenen ausscheidungen hinaus, wenn es auch nicht als unwahrscheinlich hingestellt wird, dass einzelne episoden interpoliert sein können. N. selbst stellt fest, dass Leg.s. ihre vorlage kürzt; mir sind in den als interpolationen in betracht kommenden stücken merkmale von kürzung nicht aufgefallen. die ganze frage lässt sich nicht ohne sehr sorgfältige beurteilung des ethos der einzelnen stücke beantworten.

Das schwergewicht des buches s. 97—154 macht, gewis entsprechend der aufgewandten arbeit, die untersuchung über Styrmir fróðis O.s.h. und ihr verhältnis zur Ä. und Leg.s. aus. zunächst soll St.s eigentum aus dem gesamten stoff herausgehoben werden. die *smáir articuli* Flt. III 237—48 geben eine vorstellung von St.s text. dann tritt folgende überlegung ein: Snorre baut seine O.s.h. auf der St.s. aber Flt. wie die übrigen hss. der erweiterten O.s. Sn.s (AM 61 fol., Tómásskinna, Bæjarbók á Rauðasandi, Bergsbók) haben zt. von einander unabhängig St.s buch eingearbeitet. ihre zusätze können durch abzug des Snorrischen werkes von ihren texten gewonnen werden. aber diese subtraction kann nur das geben was Sn. nicht selbst von St. aufgenommen hat, unwichtige einzelheiten, die Sn. verschmäht. über St.s sammelfleiſs erhalten wir auskunft, nicht über seinen geistigen einsatz. ferner: die form der stücke kann verändert sein und ist es zt. nachweislich. unter durchsicht des gesamten, groſsenteils ungedruckten quellenstoffes bringt N. 107 nummern zusammen. das ergebnis ist der mühe wert; es wird sofort klar: Leg.s. und St.s O.s. können nicht in unmittelbarem abhängigkeitsverhältnis zu einander oder zur Ä. O.s stehn. sie gehn beide auf eine bearbeitung der Ä. O.s., die 'Mittlere saga' (M) zurück.

Aus der untersuchung über die wunderzeichen O.s möcht ich auf N.s feine beobachtung hinweisen, dass die legenden die die Ä. O.s. aus volkstümlichem umlauf geschöpft hat, durch ihr interesse für orts- und personenangaben der sagaart näher stehn, als die für das wunder als solches interessierten legenden

Eysteins. gewis mit recht hält N. erneute widerbenutzung der legende bei neubearbeitung der, O.s. durch Styrmi offen. als wichtig für die erforschung der Isl.ss. fällt im weiteren der nachweis heraus, dass die erzählung von Þormóđs übergang zu O. in der Ä. O.s. nicht aus Fóstbr.s. geschöpft ist. sie ist erst für Þ.s ende durch M, und zwar in höchst ungeschickter weise benutzt: vielleicht hat Sn. sie selbständig zu rate gezogen. M. wird m.e. für die grofse masse der einschübe in Ä. O.s. verantwortlich zu machen sein.

In der grofsen O.s.h. (O.H.) sieht N. das erste geschichtswerk Snorri Sturlusons. er hat es nach der rückkehr aus Norwegen auf grund seiner bekanntschaft mit St.s buch und im widerspruch gegen seine zwar sehr stoffreiche, aber unkünstlerische und unkritische art als ersten niederschlag seiner die geschichte O.h.s überschreitenden studien verfasst. dem cod. Holm. 2, 4⁰, der Sn.s arbeit am besten bewahrt, schreibt N. eine reihe von änderungen zu — vor allem die vorsetzung des veränderten Heimskringlaprologes. der O.H. ist er von haus aus nicht eigen. diese behauptung erhärtet N. durch den nachweis, dass der Holm.-prolog überhaupt nur in drei hss. steht, dass zwei andre ihn unabhängig aus Hkr. geschöpft haben und die übrigen vier, die durchaus nicht auf verkürzung aus sind, keinen prolog bringen. im buche über Sn. St. s. 163f wird auf die wertung Aris in O.H.s. 188; Hkr. II 417 als nur möglich hingewiesen, wenn sie nicht schon im prolog geschehen war; in Hkr. ist sie mit O.H. übernommen worden. diese lösung der vielumstrittenen prologfrage ist sozusagen eine erlösung. widerspruchslos wird sie nicht bleiben; N. spricht sich nicht über den letzten teil des Holm.-prologs aus, der nur auf O.H. geht. zum letzten satz des Hkr.-prol.s s. N.s deutung Sn. St. s. 167. die vor- und nachgeschichte in O.H. versteht N. als erste verarbeitung der sammlungen und studien Sn.s; sie wurde bei der ausarbeitung des umfassenden werkes benutzt und geändert. O.H. wurde als mittelteil in das neue werk eingeschoben; so erklärt sich der unverhältnismäfsige umfang der O.s.h. in Hkr.

2. N.s auffassung der O.H. und Hkr. beruht auf seinem gesamtbilde Sn. St.s. es ist höchst wertvoll, dass er dies in einem besonderen buche gemalt hat. ehe er an diese arbeit gieng, hat er allen bibliothekenstaub abgeschüttelt; er schreibt sich das herze frei. und so schafft er ein schönes populäres und wissenschaftliches werk. zwei perioden des geisteslebens Sn.s scheidet er: die des poeten und poetikers und die des historikers. er lehnt also die Müllenhoff-Mogksche vermutung, dass Sn. seine Edda unvollendet hinterlassen habe, ab und begründet das. mit den erfahrungen und studien auf der reise nach Norwegen und Gautland schlägt der wissenschaftlich historische geist seiner tage von Oddi in Sn. durch, und Sn. erklimmt

die vor ihm unerreichte höhe der vereinigung wissenschaftlicher arbeit und kunst. eine ausführliche darstellung der grundkräfte der isl. saga, wissenschaft und ergötzung (*fróðleikur, skemtun*), ihres kampfes, ihres friedens in Sn.s kraft und ihres verfalls gibt N.s auffassung der litt.-gesch. der saga. aber unter der feder verengert sich ihm m.e. das blickfeld auf Nór. kga.ss. für dieses gebiet scheinen mir seine gesichtspuncte glücklich gebildet und verwant. für die entwicklung der Ísl.ss. und die im felde der volkssage liegende vorgeschichte der kga.ss. ist der gesichtswinkel zu eng. Nór. kga.ss. sind von haus aus litterarisch — von einigen nur erschlossenen sǫgur lässt sich das gegenteil nicht behaupten. für sie kommt von vornherein wissenschaft in ganz anderem grade als für die Ísl.ss. in betracht. N.s treffende bemerkungen über die Fornaldarsǫgur drängen auf verwertung für die Ísl.ss.

N. geht an die psychologische erklärung der fassung die Sn. dem stoff gegeben hat; der zweck des buches hindert ihn, mehr als proben zu geben. ich halte diesen abschnitt für den wissenschaftlich fruchtbarsten des buches. da ist fast überall neuland. durch die philologische arbeit müssen erst Sn.s quellen und das aussehen seines textes im verhältnis zu ihnen festgestellt werden. das ist gutenteils geschehen. es ist vorarbeit. was wir wissen wollen ist: welche motive haben Sn. zu seiner gestaltung des textes veranlasst? m.e. kann diese arbeit jetzt in angriff genommen werden. sie wird dauernd im reciprok-verhältnis zur reinen quellenkritik stehn. sie kann nur von der stilkritik unter historischer wertung und litterarischer charakteristik geleistet werden. N.s proben wecken den lebhaften wunsch, dass er uns diese schwere, feine arbeit einmal vorlegen möchte. die beiden besprochenen bücher erweisen seine ausstattung mit den beiden wesentlichen gaben dafür: quellenkritik und verständnis für persönlichkeit.

Kiel. **W. H. Vogt.**

G. G. Gervinus. ein capitel über litteraturgeschichte von **Max Rychner.** Bern, verlag Seldwyla 1922. IX u. 136 ss. 8°.

Dass in den tagen einer so lebhaften discussion über aufgaben und methoden der deutschen litterarhistorie auch die gestalt des begründers der neueren deutschen litteraturgeschichtschreibung zum gegenstande einer an den heutigen bewegungen orientierten geistesgeschichtlichen untersuchung gemacht werden würde, war zu erwarten; fühlt man sich doch auch in jeder litterarhistorischen vorlesung gradezu gedrungen, Gervinus stellung und einstellung nachdrücklich zu charakterisieren. doppelt erfreulich daher die — bei aller lebhaftigkeit — objective und unabhängige art, in der die neue schrift dem vielangefeindeten gerecht zu werden strebt

Es kommt R. hauptsächlich darauf an, die anscheinende grundparadoxie von Gervinus zu erklären: die deutsche litteratur sei zu ende, von jetzt an habe sich jede begabung der politischen neugestaltung zuzuwenden — und zu diesem behufe schreibt er fünf bände litteraturgeschichte. der anfang wissenschaftlicher deutscher litteraturgeschichte war als abschluss gedacht —. bei solcher erklärung kann natürlich nur geschichtlich vorgegangen werden. und so gelten die beiden ersten capitel, nach der die problemlage zeichnenden einleitung, der persönlichen und der sachlichen vorgeschichte: 'Die gestaltung des weltbildes' und 'Vorläufer und vorstufen'. in jenem wird die jugendentwicklung von Gervinus geschildert, der schon früh im verkehr mit freunden wie Hessemer seine neigung zu selbstbewustem doctrinarismus erkennen liefs, bis zu der entscheidenden einwürkung des so ausgesprochen politischen Schlosser und der daran anschliefsenden ausgestaltung seiner stoisch-energetischen weltansicht; in diesem die linie gezogen, die von Herder zu Wilhelm und Friedrich Schlegel führt, im gegensatze zu den Eichhorn-Bouterwek, von denen sich Wachler woltuend abhebt, vor allem dadurch dass er eine durchgehnde idee hat, dieselbe wie Gervinus: die der nationallitteratur. an Eichhorn-Bouterwek schliefst R. kurzerhand und ungerecht Koberstein an. der unmittelbare vorläufer von Gervinus, wenn auch tief unter ihm stehend, ist natürlich der politische Menzel. die litterarhistorische bedeutung von 'Dichtung und Wahrheit' erscheint nicht genügend gewürdigt.

'Das litterarhistorische programm' von Gervinus (cap. 4) erscheint schon in der recension der beiden litteraturgeschichten von Bohtz und Herzog in den Heidelberger jahrbüchern (1833). schon hier ist die aufgabe des historikers gegenüber der des ästhetikers in scharfer scheidung formuliert, schon hier findet sich das 'gesetz der entwicklung', die forderung der freien unbefangenheit des historikers vor jedem standpunct — höchst wertvoll, auch wenn G. selbst sie so oft nicht erfüllt hat —, das verlangen an die dichter, zu den kämpfen ihrer zeit stellung zu nehmen, ja partei zu ergreifen, und die ganze politische einstellung. schon hier aber auch die neigung den dichter zu schulmeistern, und die geringe fähigkeit, rein künstlerische naturen zu begreifen. schon in dieser ideenreichen schrift, die das wunschbild einer von irgend jemand zu schreibenden geschichte der deutschen nationallitteratur entwirft, steckt der ganze Gervinus. 'über die schulter des historikers blickt der politische patriot'.

Der 'Geschichte der deutschen dichtung' gilt das nun folgende hauptcapitel. (R. hält sich gleich an die 5. auflage 1871, wegen der grundsätzlich gleichen haltung, trotz der erweiterungen und der mitwürkung von Bartsch, nicht an die erste, 1835—42, oder eine der folgenden, etwa die dritte, bekanntlich die beste

— eine übersicht über umfang und etwaige tendenz der veränderungen hätte nichts geschadet). ausgehend von den begleitbriefen des ersten bandes an die brüder Grimm, Gervinus eigenen kurzlebigen Jahrbüchern, den vorreden, der selbstbiographie (1860 geschr.) und den 'Grundzügen der historik' (1837) werden erstmalig die — ja tatsächlich lebenslang dauernden — hauptgesichtspuncte von Gervinus, und das heifst auch die ausgangspuncte für den beurteiler, gewonnen, die sich dann sämtlich in dem nun zu eingehnder untersuchung kommenden grofsen werke widerfinden. in der formulierung R.s: künstlerische litteraturgeschichtsschreibung, ohne die kalte haltung irgend einer gemimten objectivität, unüberhörbare betonung der eigenen erlebenden persönlichkeit, die ihren gegenstand unter dem augenpunct der gegenwart aufnimmt'. oder, um wenigstens die wichtigsten puncte mit Gervinus eignen, so bezeichnenden worten zu geben: 'ich schrieb das werk von vornherein in der tendenz, den Deutschen zu zeigen, dass alle echten lorbeeren, die sie auf dem feld der dichtung zu pflücken hatten, vorläufig eingetan seien; ich schrieb die erste zeile mit der aussicht auf das letzte blatt des werkes' (selbstbiogr.); 'In einem puncte weicht es [das buch] besonders von andern litterarischen handbüchern und geschichten ab: dass es nichts ist als geschichte. ich habe mit der ästhetischen beurteilung der sachen nichts zu tun' (bd. 1, einleitung). und: 'Ich fasse die deutsche dichtungsgeschichte von einer bestimmten seite auf; man kann sie von hundert anderen auffassen, die ebenso richtig und in sich bedeutender sein können. wer mein buch beurteilt, muss es von meinem gesichtspunct aus beurteilen'.

Dies nun tut R. im folgenden, und es ist sehr zu billigen. aber freilich muss er dazu die eröffnenden schlüssel in G.s charakter, seiner weltanschauung suchen, um sein bild des objectes seines werks, der dichtung, sich zu erwerben. und das ist ohne eigne, wenn auch beherschte kritik nicht möglich.

Die untersuchung greift die hauptpuncte heraus. unter den 'grundsätzlichen haltungen' (1) die wichtigste ist die parteinahme für den staat, für das leben und — gegen die litteratur, soweit sie noch jetzt entsteht, dh. gegen die gesamte nachclassische. 'Unsere dichtung hat ihre zeit gehabt'. 'In der Romantik ging unsere dichtung in fäulnis über'. ja er meint, man hätte 'die talente die nun kein ziel haben, auf den staat locken sollen', als ob das würklich dichterischen ingenien gegenüber möglich wäre. und seltsam muss es erscheinen, wenn Gervinus geglaubt hat, nur zur 'selbstermunterung seiner zeit' so gallig haben schreiben zu müssen. aber R. hat recht wenn er sagt: 'man kann leichthin seinen satz 'unsre dichtung hat ihre zeit gehabt' einen irrtum schelten, es bleibt immerhin der irrtum eines grofsen mannes, der davon durchdrungen war, dass die poesie der mensch-

heit keine verwürklichungsfähigen ideale mehr schenken könne', und zur rechtfertigung seines nützlichkeitsstandpunctes auf sein 'weites, in seiner geschlossenheit an gröfse heranreichendes ideensystem' hinweist. seltsam paradox, aber von seinen allgemeinzeitlichen, den nationalen, und den persönlichen voraussetzungen aus verständlich, bleibt G.s eigene wendung zum 'denkenden leben', der geschichtsschreibung, statt zum 'wirkenden', das er so viel höher stellte. das 'denkende' war ihm doch nur ein mittel für das 'wirkende', in hinblick auf die nation, für den theoretiker freilich das einzige — und so ist dieser widerspruch, den er selbst empfand, ein notwendiger.

Der zweite punct den R. näher untersucht betrifft das verhältnis von individuum und epoche bei Gervinus und seine erklärung. nur derjenige individualgeist erregt G.s tiefere aufmerksamkeit, in dem sich der geist der epoche ausspricht, der 'repräsentant des volkswillens und zeitgeistes, eine verkörperte idee' ('Grundzüge der historik'); wobei er unter idee, zeitgeist, das allgemeine geistige lebensgefühl einer zeit versteht, nicht gerade vorzüglich ihre tiefsten und feinsten erkenntnisse. die persönlichkeit wird 'epochisiert', wie die litteraturgeschichte politisiert wird. darum sind Hutten, Luther und Lessing seine lieblinge. der grund ligt in der principiellen einstellung auf die entwicklung der nationallitteratur als eines gesamtwesens, auf das 'wirkende leben', und was schematisierung von epochen mit würkendem zeitgeist und charakteristischer haupttendenz betrifft, in der einwürkung Hegels, die stärker war als G. zugestehn wollte; ich würde diesen punct viel stärker betonen als R. es tut. daneben natürlich in seiner relativ geringeren fähigkeit die gestalt eines dichters zu sehen und herauszuarbeiten, seinem schwächeren verständnis für das specifisch-dichterische und den poeten, wie man an seiner stellung zu den Romantikern, zu Hölderlin und Mörike, aber auch zu Goethe sehen kann. — Aber dies ist ja wider nur die andre seite derselben sache: subtiles verständnis für die einzelpersönlichkeit ist nicht sache des mannes, den die natur ganz auf die erfassung der nationalen, politisch gesehenen gesamtentwicklung hin construiert und mit den organen dafür grofsartig-einseitig ausgerüstet hatte.

Hiermit kommt man schon hinein in die erwägungen die R. beim dritten punct anstellt oder in uns anregt, der 'idee der persönlichkeit'. ausgezeichnet formuliert R. den tatbestand: 'das werk als gehalt, nicht als künstlerische gestalt erkor sich G. als forschungsobject. die notwendige idee einer zeit, repräsentiert durch einen dichter, dargestellt in dessen werken. damit ist aber die idee einer persönlichkeit nicht erschöpfend dargestellt, denn Gerv. bleibt beim blofs gedanklichen stecken; die tiefen triebhaften, imponderabilen kräfte, die das complicierte wesen einer idee in sich begreift, der 'holde wahnsinn' oder das un-

erklärlich geniale in der poesie, das sind himmlische mächte, die er nicht kennt'. aber mit der bloſsen feststellung begnügt R. sich nicht; er betrachtet ihre auswürkungen und sucht den zusammenhang mit dem ganzen.

Im begriff erfasst G. die idee, nicht in der individualtätigkeit. daher meint er alles erklären zu können, mit jenem unfehlbaren rationalismus, der ihm so viel hass eingetragen hat. so muste ihm die lyrik am unzugänglichsten bleiben. sehr hübsch zeigt R., wie G. sich um eine doctrin, ein princip bei der lyrik etwa Goethes umschauen, es sich besorgen muss, um sie zu beurteilen, 'ohne selber mitschwingen zu müssen'. lyrik ist ihm die niederste gattung, die des unentwickelten menschen, der kindheit. ihr höchstes lob ist, wenn sie, wie zt. bei Goethe, dem volkslied gleichgesetzt werden kann. vollkommen consequent, meines erachtens, aus der nationalen, demokratischen, collectiven grundidee gefolgert; daneben wol uneingestandene einwürkung der romantik. 'ein abstrahiertes mittelmaſs' als maſsstab ist bei G. freilich die folge, der allen groſsen lyrikern gegenüber versagt. der dichter gehört ihm immer der zeit an, von ihr bestimmt und wissenschaftlich bestimmbar; alles persönlich-eigene darüber hinaus tritt für G. in zweite linie. aus 'schicksal und natur' ist der mensch mit sicherheit zu entwickeln. so sind denn 'zeiten und verhältnisse' ganz folgerichtig für Gervinus wichtig genug; trotzdem würde er sich der milieutheorie widersetzen; denn milieu, die umgebung, würde ihm nur kleine und unwesentliche dinge zu enthalten scheinen, die der humorlose den gering geschätzten humoristen und pragmatischen historikern überlässt. sein milieu, das ist das 'netz historischer ideen', sie sind das erklärende bei ihm, und ihnen zuliebe sublimiert er alles möglichst ins geistigste. der schüler Hegels wider willen, in gewissem sinne auch der zeitgenosse Rankes scheint mir hier unverkennbar. ist so bei G. alles in der sich entwickelnden zeit verankert, historisch bedingt und bedingend, die dichtung also auch als ein durchaus relatives erfasst, so fehlt, notwendig mein ich, der sinn für das un- und überhistorische, individuelle und ewige des dichtenden schöpfergeistes, das symbol, wie es R. in einem vortrefflichen absatz nennt.

Das dichterideal ist ihm identisch mit dem mannesideal, und notwendig gilt seine sympathie nicht den epikureern unserer litteratur mit ihren 'heiteren grundsätzen' — auch denen muss er noch 'grundsätze' zuschreiben —, sondern den handelnden, tapferen stoikern. auch nicht den werdenden oder den ewig sich bildenden — den festen, gewordenen, zur klarheit über sich gediehenen oder von vorn herein zweifellosen (wie er selbst). Lessing verherrlicht er aus voller seele, Goethe muss er ehren, Schiller liebt er, nicht so sehr den energisch werdenden, als den mann, den Römer, den moralischen idealisten. denn der dichter

wird vor allem als sittlicher wert bestimmt und gewürdigt, und der ethische wert ist ihm immer etwas absolutes, im sprechendsten gegensatz zur historischen relativität des dichterischen bei ihm, genau umgekehrt wie in der moderne, 'charakter' die hauptforderung an den dichter.

Das drama ist die fast einzig manneswürdige kunstform, Lessing, der mann unserer litteratur, unser erster dramatiker, Shakespeare das urbild des dichters, vor allem weil er 'tätiges würken den zeitgenossen mit hilfe der vaterländischen geschichte inspirierte' (wie es Gervinus selber wollte). seine meisterwerke sind nach G.s wort 'wie eine moralische gallerie geordnet'. und Goethe? er hätte noch weit mehr werden können als er geworden ist, wenn er, subjectiv und objectiv, ein vaterland, ein grofses vaterland, gehabt hätte. sehr viel hat Gervinus ihm gegenüber auf dem herzen. wie man sein sollte, wie die jugend sein soll, vorab die dichtende, das hat G. in seinem liebling, Georg Forster, entdeckt, dem 'typus des activisten' (R). die Romantiker, denen er den berühmten anhang widmet, sind ihm fast eine schmerzliche scham. (muste es ihm nicht so sein?) Grillparzer nennt er mit Houwald zusammen. und so kommt er zum letzten blatt, auf das hin er die fünf bände geschrieben hat: lasst die kunst und wendet euch dem leben zu! zimmert euch endlich euren staat!

Was R. jetzt noch bringt, ist mehr rascher abschluss — ausgewählte 'stimmen über Gervinus' (VI); so Vischer, Hillebrand, Treitschke, Ranke, Nietzsche (der dem 'platten und dummen G.' eine Unzeitgemäfse widmen wollte), Grillparzer, Hebbel, in gerechter stellungnahme. —

Was für eine tief merkwürdige erscheinung ist dieser begründer unserer litterarhistorie fast wider willen! eine fülle der berechtigtsten einwände kann gegen ihn erhoben werden, der schlimmste, der von Grillparzer, dass er von kunst, und wie es eigentlich gemacht wird, nichts verstehe: die eiserne geschlossenheit und consequenz des mannes und seines werkes bleibt dadurch ganz unberührt. die eine grofse grundabsicht waltet in ihren consequenzen mit notwendigkeit bis in die einzelnsten stellungnahmen hinunter. aber diese grundabsicht, ist sie nicht selbst paradox und widerspruchsvoll? nicht so sehr als es scheint, wenn man sich nur genügend in die mit überdruss und zukunftsungeduld geladene litterarische und politische atmosphäre der epigonenzeit der dreifsiger jahre vertieft. konnte man da, an einer sehr deutlich gespürten wende der zeiten, nicht sehr wol auf den Gervinusschen gedanken kommen? dass die geste schulmeisterlich ausfiel, ist eine sache für sich, etwas persönliches. würklich erstaunlich bleibt nur zweierlei: die vorstellung dass die nationale dichtung nun gewissermafsen aufhören werde, mindestens in ihrer früheren, allzu hohen inneren und äufseren be-

deutung für die nation, und noch mehr die idee, dass es möglich sei die begabungen von der litteratur weg auf die politik zu locken. aber hat, was den ersten punct betrifft, nicht die entwicklung der folgezeit G. in weitem umfang recht gegeben, insofern als für einige jahrzehnte mindestens aus dem volke der dichter und denker eines der kaufleute und ingenieure wurde, und wahre dichtung tatsächlich in die hinterste reihe der die nation interessierenden angelegenheiten trat? und was den zweiten angeht, so gibt es immer einen grofsen schwarm litterarischer begabungen, die sich ebenso gut der politik zuwenden könnten als der litteratur, und an diese durchschnittsbegabungen, etwa vom grade der üblichen Jungdeutschen, hat Gervinus natürlich ganz vorwiegend gedacht, nicht an die grofsen, denen er nur, mit grund, einen schuss nationalen bewustseins und lebendigen sinn für die geschicke ihres volkes ins blut wünschte. jene mittleren aber waren es gerade, die noch zu G.s zeit in spätromantischen schwärmen die luft frischerer politischer hoffnungen verdichteten und ganz gewis eine gefahr für die nationale politische zukunft bildeten. vgl. selbstbiographie s. 271. 45. 66. 335.

Es war wol auch mehr G.s saure, und, um mit FVischer zu reden, möglichst widerwärtige manier den gedanken auszusprechen, als der gedanke selbst, was verletzte. auch die ästhetisch gestimmten unter den Heidelberger studenten noch der fünfziger und sechziger jahre werden wol gewust oder gefühlt haben, warum sie so oft über die Neckarbrücke nach Neuenheim zogen, um dem strengen manne ihre huldigungen darzubringen. und vielleicht ist die generation die 1918 und die feindesnot der folgenden jahre erlebt hat und erlebt, wider mehr in der lage, die grundintentionen dieses mannes zu verstehn, als es in der zeit der nationalen saturiertheit möglich war.

Gervinus reiht sich, als einer der hervorragendsten, ein in die dichte schar von denkern und dichtern, die mit glühender seele aus dem alten privaten Deutschland in ein neues der öffentlichen interessen, der realitäten, eines nationalen tatsachenstiles auch in der dichtung hinüberwollten und als ihre mittel nur die alten, rein geistigen zur verfügung hatten. G., der sich dem 'denkenden leben', dh. dem bücherschreiben, ergeben muss, um das 'würkende' zu fördern — ironische tragik, dadurch noch ironischer, dass der über die entwicklung bis 1871 grollende demokratische doctrinär, nach den vorliegenden versuchen zu schliefsen, auf dem gebiet praktischer realpolitik keine lorbeeren geerntet haben würde. sind doch seine politischen prophezeiungen fast alle nicht eingetroffen. in seiner schroffen einseitigkeit, in der notwendigkeit und consequenz seiner gesamten geistigkeit von den für ihn unentrinnbar gegebenen voraussetzungen aus hat dieser stoiker, dieser unerträgliche professor, dieser unfehlbare eisenstirnige rechthaber, eine herbe grofsartigkeit, ja gröfse. —

Die notwendigkeit und folgerichtigkeit, mit der G.s grundforderung sein werk wie sein gedankengebäude bis in die verästelung einzelner litterarischer stellungnahmen durchdringt, klar aufgewiesen oder dem weiterdenkenden an die hand gegeben zu haben, ist das hauptverdienst der Rychnerschen arbeit.

Die verbindungslinien von G. nach rückwärts hätten weit zahlreicher gezogen werden können, und wol noch erklärender behandelt — indes findet man dies, oder mindestens weiteres material dazu, schliefslich auch anderswo (vgl. vorwort s. VIII). doch war Schlosser jedenfalls eingehnder zu würdigen; auch die frage zu beantworten, ob Carl Braun, in der s.z. vielbeachteten schrift gegen G., und Karl Hillebrand (Zeiten, völker und menschen II s. 248) recht hatten, wenn sie Niebuhr als vorläufer von G. in anspruch nahmen hinsichtlich der grundthese von der erschöpftheit der deutschen litteratur und der notwendigkeit ihrer politisierung. am schluss hätten die Grillparzerschen einwendungen, gegen die sich vom standpunct einer am kunstwerk orientierten litteraturgeschichte schlechterdings nichts sagen lässt, wol eine eingehndere behandlung verdient. auch die von Hillebrand lassen sich nicht so leicht abtun. und endlich hätte ich in einem buch in dem notwendiger weise so viel kritik am helden vorkommt, gern ein capitel gesehen, in dem die ungeheuren litterarhistorischen verdienste seines werkes zusammenhängend geschildert würden, statt dass dies nur in zerstreuten hinweisen, die eigentlich schon die würdigung voraussetzen, geschähe. das doch durchaus positive werk würde so an innerer consequenz gewinnen. — Einmal ist vf. ein opfer seines eigenen wortspiels geworden: s. 131 z. 8 'gläubiger' statt 'schuldner', was doch wol gemeint ist (zeile vorher dieselben leute 'gläubige' genannt), in einem formal überhaupt etwas verunglückten satze.

Dies letzte und anderes sind natürlich kleinigkeiten. das geistvolle buch bedeutet eine entschiedene förderung.

Wien. **W. Brecht.**

Erfahrung und idee, probleme und lebensformen in der deutschen litteratur von Hamann bis Hegel von **Herbert Cysarz.** Wien u. Leipzig, Braumüller 1921. XII u. 320 ss. 8°.

Es wird dem ref. nicht ganz leicht, zu diesem buche stellung zu nehmen. einerseits sollte man das messer und die schere des gärtners wegwerfen und nur mit der giefskanne herbeieilen, wo sich, wie in diesem falle, eine so glänzende begabung im keime regt. denn dieses schon wegen der kühnen bewältigung seiner stoffmasse bewundernswerte werk ist nur eine weiter ausgeführte dissertation! anderseits aber häufen sich gerade auf litterarwissenschaftlichem gebiete jene constructiven 'synthetischen' arbeiten, die mit der bisherigen, brüchig gewordenen analytischen

forschungsmethode nun auch deren unantastbare gewissenhaftigkeit und gründlichkeit bei seite schieben. gleichzeitig mit C.s buch ist Fritz Strichs ungemein geistvolle schrift 'Deutsche Klassik und Romantik' (München 1922) entstanden, die in ihren ergebnissen manche berührung mit der vorliegenden arbeit hat und die der verlag als ersten versuch ausgab, die methode Wölfflins auf die litteraturwissenschaft zu übertragen, wiewol meines erachtens der Münchner kunsthistoriker gerade in diesem buche viel von seinem geist und seiner darstellungskunst und nur wenig von seiner glänzend fundierten methode finden wird. so wie das buch von Strich geht das von C. ja nicht mit der mode. der verfasser hat sich überall die ergebnisse der specialforschung, wenn auch nicht immer die besten und neuesten, zu eigen gemacht, wie ihn auch glücklicherweise kein horror vor historischer betrachtungsweise dazu verführt, die dinge mit einemmal in ein licht zu stellen das sie vielleicht gar nicht vertragen. dennoch ist der überschuss an geist und kühnem wagemut auch für C.s arbeit nicht immer vorteilhaft gewesen. sie verrät eine nervöse unruhe, sowol in der durchdringung des oft wol nur flüchtig zusammengelesenen materials, wie auch in der stilistischen darstellung. allzuhäufig lässt sich der verfasser vom einfall regieren. im drange, möglichst rasch lange entwicklungsreihen zu übersehen, die verschlingung geistiger complexe in führende linien aufzulösen und die ergebnisse scharf pointiert und antithetisch zugespitzt vorzutragen, kennzeichnet C. litterargeschichtliche erscheinungen zuweilen mit schnoddrigen schlagwörtern, die einem forschen leitartikler, aber keinem gelehrten anstehn. manchmal gleiten wir ganz in den bereich übler zeitungsphrasen hinab: 'Günther war der erste gewesen, der auf dem Parnass einer weihrauchumwölkten, scharfsinnigen poetenzunft wider ein lied aus frohgemuter kehle geschmettert ...' (s. 8). anderseits überfrachtet der verfasser in einer nicht genug zu rügenden freude an fremdwörtern und lastzugartigen wortcompositionen seinen bis zur schwerverständlichkeit zusammengedrängten stil mit dem 'symbolgewebe der zeitgenössischen philosophie' (vorwort s. X). so wird die lectüre des buches stellenweise zu wahrer qual. da treten einem satzgebilde in den weg, deren schwerfälligkeit zu ihrer charakterisierenden kraft in keinem verhältnis steht: 'In Gerstenbergs individualismus verbinden sich die früchte des Hallischen und Herrnhutischen pietismus mit dem genialischen einheitsenthusiasmus des allen begriffskrücken entwachsenen persönlichkeitsbewustseins' (s. 38). je weiter man in C.s buch vordringt, desto rascher verliert man den faden des grundgedankens, der zu dem vom verf. erstrebten typologischen bild der weltanschauung führen soll. diesen grundgedanken bildet das verhältnis von erfahrung und idee im geistesgeschichtlichen werden des jahrhunderts von Hamann bis Hegel. die vielgestaltigkeit

seines begriffes 'erfahrung' setzt C. leider nur in der leicht zu übersehenden anmerkung des vorwortes (s. VI) auseinander. schon dass sich die darstellung bald auf lebensformen bald auf kunstformen bezieht (s. VII), trägt nicht zu ihrer übersichtlichkeit bei. auch scheint die etwas merkwürdige gliederung des stoffes, bei der ein abschnitt die charakteristik einer ganzen richtung und der andere wider nur die einer bestimmten persönlichkeit bringt, oft nicht so sehr im stofflichen bedürfnis begründet zu sein, als in der persönlichen anteilnahme des verf.s an diesem und jenem gegenstand und in der günstigen vorbedingung, die eine reichlicher fliefsende specialforschung gerade für die bearbeitung des einen oder andern abschnittes bot. so wenig leider auch aus diesem umfangreichen werk für die der litteraturwissenschaft unbedingt nötige typologie der künstlerischen form herauskommt, C. besitzt zweifellos auch für diese fragen volles verständnis (vgl. seine ausführungen auf s. 38f u. 110). vor allem aber erhebt sein ungemein feines einfühlungsvermögen manche seiner charakteristiken, wie zb. die Jean Pauls und Hölderlins, zu dem allerbesten was bisher über diese dichter gesagt worden ist. nur sind diese charakteristiken meist wider gar nicht recht auf den grundgedanken der arbeit abgestimmt, weshalb sich C. widerholt genötigt sieht, den leser darüber zu belehren, wie weit aus dem dargebotenen das wechselnde verhältnis von erfahrung und idee erhellt.

Das I capitel 'Die befreiung des natürlichen' schildert uns in allgemeinen zügen die geistige haltung im zeitalter der aufklärung, das schon keime zu individualistischen krisen und naturalistischer umwälzung in sich birgt. wer einen grofsen sprung tut, muss einen weiten anlauf nehmen. entdeckungsfahrten wie sie C. unternimmt dürften nicht erst am wüstensaum der rationalistischen epoche beginnen, sie müsten zum mindesten im seelischen gestrüpp des 17 jh.s ansetzen. dann wird nicht mehr so einseitig wie bisher Hamanns auftreten als erster schöpfungstag für ein moderneres verhältnis zu leben und kunst erscheinen, sondern es werden sich vorbereitende regungen auch schon in dem so vielverzweigten geistesleben der deutschen barockzeit entdecken lassen. die immer mehr sich verändernde stellung der litteratur- und geistesgeschichtlichen forschung zum 17 jh. scheint C. entgangen zu sein. was er zur charakteristik des barocks vorbringt beweist, dass ihm bisher die reichen seelischen energieen gerade dieser epoche geheimnis sind. es fehlt daher auch für die schilderungen seines I cap. der rechte hintergrund. man verkennt Hallers stellung zum barock ganz, wenn man das neue in der kunst dieses dichters darin sucht, dass er in einer 'körnigen, stockend-ringenden sprache alle glätte und correctheit, das erbe der galanten zeit, zugunsten des bewegtern, prägnantern ausdruckes' preisgegeben habe (s. 9).

C. bemüht sich in der anakreontik des Halberstädter kreises ansätze zu einer realistischeren kunstauffassung zu finden, aber übersieht vollständig den fortgeschrittenen realismus eines Weise, Reuter und Henrici. es würde zu weit führen, im einzelnen zu zeigen, wie oft hier C. in die falsche kerbe haut und wichtiges zu gunsten von unwichtigem übersieht. aber bei dem polyhistorischen gehalt des buches weifs ref. nicht, ob der verfasser von der philosophie oder litteraturgeschichte herkommt. jedenfalls ist sein philosophisches wissen tiefer verankert als sein litterarhistorisches.

Festern boden gewinnt C. erst in seinen ausführungen über die Schweizer ästhetik, die aber, wie es scheint auf grund von Servaes nun doch schon überholter schrift, die zukunftsträchtigen keime dieser richtung weit überschätzt. der realismus in der kunst der Bremer Beiträger wird übersehen, auch die von Bieber so vorzüglich beleuchtete stellung Adolf Schlegels zu Batteux. — Das 'gewissen' der aus rein rationalistischen bindungen zur freiheit drängenden litteratur dieser zeit ist Lessing, von dem s. 19—22 eine charakteristik gegeben wird, die freilich nichts wesentlich neues bietet, aber die grenzen von Lessings begabung sehr gut umschreibt und mit recht seine kraft als eine lebensnotwendigkeit für die erwachende originallitteratur erkennt. neue regungen im geistigen leben Frankreichs und Italiens bereiten auf Rousseau vor, den 'ersten apostel des individualismus' (s. 25).

II cap.: 'Von Hamann zu Herder': eine vorzügliche charakteristik Hamanns spricht der gefühlseinstellung dieses universalisten und sensualisten eine stärke zu, die genügte 'einen ganzen kosmos zu tragen', betont aber auch, dass der formwille des Magus an der 'untersten objectivationsstufe' haften bleibt (s. 28). merkwürdigerweise wird in der charakteristik Gerstenbergs, mit dem die einfühlung in die litterarische kritik kommt, der 'Ugolino' gar nicht erwähnt! in Herder begegnen sich einwürkungen Hamanns mit denen solcher persönlichkeiten die C. 'herolde classischen geistes' nennt: Shaftesbury, Winckelmann, Mengs, Hagedorn: alle übergangserscheinungen. bei Shaftesbury noch keine saubere scheidung zwischen form- und substanzästhetik, bei Winckelmann neben einer in die zukunft weisenden berührung mit dem plotinischen schönheitsbegriff formelle analogieen zur aufklärungsästhetik. so gelangen wir zu Herder. treffend wird hervorgehoben, dass dessen werk in der totalität einer lebensäufserung, nicht in der objectivität einer zweckerfüllenden leistung (s. 56) besteht. im übrigen aber enthält dieser abschnitt kaum etwas was über KSiegels (Herder als philosoph, Stuttgart 1907) weitaus klarer entworfene zeichnung von Herders geistiger structur wesentlich hinausführte.

III cap.: 'Formen und formeln der Geniezeit'. durch Herders auswertung und abrundung des universalismus gewinnt der in-

dividualismus erst festen boden zu freier entfaltung. 'Die Werther und Läuffer leben dem pfahlbürger ihren naturüberschwang und ihre conventionsledige leidenschaft handgreiflich vor. diese litterarische figur wird culturtypus ...' (s. 69). solche sätze zum beweis dafür wie C. oft ganz flüchtig heterogenes unter einem generalnenner zusammenrafft und verallgemeinert! sehr fruchtbar an ebenso geistvollen wie feinen bemerkungen sind die ausführungen über den geniebegriff (s. 73—82), den C. nicht nur an Young anknüpft, sondern für den er, gestützt auf gute specialarbeiten, auch schon bei Platner und dem jungen Kant ansätze findet. die 'Kritik der urteilskraft' bringt dann nochmals einen geniebegriff, der dem der Stürmer und Dränger verwant ist. etwas überraschend wird von da der übergang zu Hemsterhuis unausgeglichener weltanschauung gefunden (s. 80f). nun wird das ringen nach naivetät und natürlichkeit von der Anakreontik durch den Sturm und Drang hindurch verfolgt in den etwas allzurasch zugreifenden charakteristiken von Schubart und Bürger (s. 83). was sonst noch von der realistik der Stürmer und Dränger gesagt wird, bleibt doch allzusehr an der oberfläche haften.

Hier hat in C. der geistreiche feuilletonist wider einmal den forscher erschlagen. wenn der verf. den eigentlichen hohen stil der Stürmer und Dränger mit dem modernen expressionismus, nicht aber mit dem naturalismus der neunziger jahre vergleichen möchte, so kann ihm ref. im hinblick auf die hymnendichtung und die fragmente des jungen Goethe beistimmen, aber bei Lenz nicht, trotz des 'kupierten stils' (der doch beim Maler Müller noch stärker hervortritt!). Klinger wird leider in diesem zusammenhang gar nicht genannt. gerade er aber muss meines erachtens als unbewuster revolutionär gegen die erstarrende eindruckskunst des Sturmes und Dranges aufgefasst werden. denn dass sich in dieser epoche auch tendenzen finden die denen des 'consequenten naturalismus' verwant sind, hätte C. das beispiel HLWagners zeigen müssen, den er freilich in seinem buche nicht einmal erwähnt!

Mit einem sprung sind wir dann bei Georg Forster (87f), dem merkwürdiger weise Heinse angereiht wird, von dem wir hier eine feinsinnige charakteristik erhalten, die ohne frage den glanzpunct des sonst nicht allzuhoch stehnden abschnittes bildet. von den activen genies wendet sich C. den 'passiven' zu (Jacobi, Moritz, Claudius und den Stollbergen). Lavaters weltbild bleibt aufserästhetisch, hat aber als lebensform typische bedeutung für eine der wichtigsten wendungen in der geistesgeschichte des 18 jh.s (s. 94). Lavater und Jacobi sind übergangserscheinungen, die gegenüber den andern Stürmern und Drängern annäherung an das classisch-romantische ideal zeigen. im allgemeinen aber gilt, dass im vorclassischen zeitalter erfahrungszusammenhang

und ideenverknüpfung immer wider gegeneinander auftreten. erst bei Goethe vollzieht sich reine ineinsbildung von erfahrung und idee, ohne dass dabei das eine mathematisiert oder das andere naturalisiert würde. aufserordentlich reich an neuen, fruchtbaren gedanken ist die geistvolle charakteristik Jean Pauls (s. 107—116), der C. als 'kreuzweg' erscheint, von dem verbindende linien führen zur 'gegenständlich symbolisierenden classischen' wie 'progressiv ausschöpfenden romantischen' richtung (s. 115).

IV cap.: 'Die deutsche Hochrenaissance' (s. 117—167). die lebensenergieen des naturalismus werden hier mit den reifsten hervorbringungen der verstandescultur vermählt und die moralischen tendenzen der aufklärung zum weltproblem erhoben. Cysarz mustert nun zunächst die entwicklung Goethes unter dem gesichtspunct des verhältnisses von erfahrung und idee. dem jüngling ist die charakteristische kunst die einzig wahre. seit Italien aber tritt in des dichters auffassung die typik beherschend in erscheinung. seine kunst wird ihm jetzt als spiegel des weltganzen bewust, seine erfahrung ist nun idee, lebensgesetz aller welt. während bei Kant idee über erfahrung und begriff steht, glaubt Goethe auf dieser stufe seine idee nur durch beobachtung aus dem object gewonnen zu haben und wird erst von Schiller darauf aufmerksam gemacht, dass es sich dabei um etwas spontan der beobachtung hinzugefügtes handelt. Schillers 'idee' gehört wider dem Kantschen vernunftbereich an. das einverständnis beider classiker geht nun dahin, die idee zu symbolisieren. jetzt wird für Goethe gesetz, dass sinnliches material und vernunftgestaltung ununterbrochener wechselwürkung bedürfen. als den gipfel von Goethes reifster bildung betrachtet C. Iphigenie, Tasso, Herrmann und Dorothea. dieser epoche voraus geht bei Goethe der naturalismus, auf sie folgt allegorisierende abstractheit.

Aufserordentlich fruchtbar an anregenden ideen ist der umfangreiche abschnitt über Schiller. hier kann auf diese über Schillers schaffen vielfach neues licht verbreitenden ausführungen nur verwiesen werden. was C. besonders über das dramatische ethos Schillers sagt und über die befähigung dieses dichters zum volkserzieher (s. 152 ff), gehört nach ansicht des ref. zum besten des ganzen buches. — Wie Schiller strebte auch WvHumboldt nach einheit des moralischen charakters, doch zeichnet ihn vor Schiller ein stärkeres einfühlungsvermögen aus, das ihn auch allmählich der kunstauffassung Schellings nahebringt. auch Hölderlin wird von C. in die hochrenaissance einbezogen, 'unbedingt' als der classische lyriker. die züge die diesen dichter mit der Romantik verbinden, werden zwar nicht verkannt, doch scheint dem ref. hier Strich in seinem buche das romantische in Hölderlin viel feiner herausgefühlt zu haben als C., und zwar auch in der lyrik des dichters (Strich s. 99). mit Strich in

widerspruch aber kommt C., wenn er s. 161 Hölderlin alle titanische hybris abspricht (vgl. Strich s. 54 f).

V. cap.: 'Die Romantik'. sie wird von C. als kategorie, naturbegriff und system erfasst. die Romantik erscheint dem verf. als eine grofse gesamtkrisis, wie ja auch Strich ihre tendenz zum chaotischen betont. durch den intuitionismus der Romantiker werden allenthalben die schranken niedergerissen, die die transcendentalphilosophie errichtet hatte (172). sehr geistvoll was C. dann ausführt über das classische zwischenreich des 'schönen scheins' und die romantische oberwelt, sowie über den unmittelbaren und deductiven weg, auf dem sich die Romantiker mit dem absoluten in verbindung setzen (s. 174 ff). der kern jedes romantischen stilprincips ist nicht, eine bestimmte idee in ihrem sinnlichen körper zu zeigen, sondern die eine, göttliche idee an einer bestimmten stelle der würklichkeit. treffend auch die feststellung, dass Kant auf kritischem, die Romantik auf platonischem standpunct steht. eingehend wird dann der begriff des universalismus und des progressivismus auseinandergesetzt, der dynamische charakter des romantischen denkens und der darin eine so bedeutsame rolle spielende entwicklungs- und organismusgedanke beleuchtet. die weitern ausführungen beschäftigen sich mit der synthese von natur und intelligenz in der Romantik. 'Die romantische idealität ist nicht scheindurchdringung, sondern ganz natur und ganz instinct zugleich. instinct und geist werden zu einem kosmischen parallelismus von erfahrung und idee vereinigt' (s. 205). daraus ergibt sich auch gegenüber dem Sturm und Drang ein neuer geniebegriff. nicht ganz mit recht, wie ref. glaubt, hält C. die schon längst festgestellten unterschiede in den beiden geniebegriffen für 'psychologisch überschärft', wenn man ihm auch darin wird beistimmen müssen, dass zwischen dem geniebegriff in Goethes Prometheus und in andern erzeugnissen des Sturms und Dranges immer noch eine kluft besteht. C. prüft nun das verhältnis der Romantiker zur genialität des naiven und stellt Novalis mit Schelling zusammen, weil beiden die intuition des einen, umfassenden lebensvorganges 'alpha und omega des denkens' ist (s. 216). Schleiermacher wird in seinem denken als Romantiker charakterisiert, der aber auch verwantschaft mit dem kriticismus und classicismus hat, und dessen individualismus die eigentliche überwindung des 18 jh.s in sittlichkeit und gesellschaftslehre bedeutet. s. 224 interessantes über das fruchtbarwerden des individualitätsbegriffs im drama des 19 jh.s. ein weiterer abschnitt verfolgt den durch die Romantik angeregten historismus in seiner entwicklung, doch zeigt sich gerade hier wie auch im schlusscapitel des buches, dass C. nicht mehr imstande ist, die nahezu unübersehbaren und noch wenig durchgearbeiteten stoffmassen unter seinen synthetischen gesichtspuncten zu meistern. der leser wird hier stellenweise einem

wahren trommelfeuer von namen und schlagwörtern ausgesetzt. recht unvermittelt wird in diesem zusammenhang auch Kleist behandelt, über dessen verhältnis zur antike aber C. manch feinsinniges zu sagen weifs (s. 248 f), und dessen dramatischen stil er aufserordentlich lebendig charakterisiert.

VI cap.: 'Die zwei letzten stufen des idealismus'. als vorstufe für Hegel construiert sich C. eine 'klassisch-romantische', wo der allorganismus und spiritualismus der Romantik aufs tiefste von den synthetischen energieen des classischen menschen durchwürkt ist. eine unumgängliche materiale voraussetzung für diese epoche wird die bedeutung des religiösen. damit wendet sich C. den romantischen conversionen zu, besonders der Friedrich Schlegels, die er aus einer gewissen ermüdung an der progressivität der romantischen weltanschauung erklären möchte. in sehr dankenswerter weise befasst sich der verf. einmal eingehend mit dieser letzten lebenszeit Friedrichs, und neben Schlegel wird auch Solger ausführlich behandelt, der die fuge ist 'zwischen der identitätsphilosophie Schellings und der dialektik Hegels' (s. 266). es folgt dann die eindringende darstellung von Hegels system selbst, und den schluss des werkes bildet ein panoramischer überblick über das geistige leben in der nachromantischen epoche und in der des Jungen Deutschland, entworfen unter dem gesichtspunct der auswürkungen der Hegelschen philosophie und der durch sie hervorgerufenen gegenströmungen.

Bei aller inneren unausgeglichenheit, häufigen unklarheit und unübersichtlichkeit, bei allen ungenauigkeiten und constructiven gewaltsamkeiten doch ein buch, das niemand ohne reichste belehrung und anregung aus der hand legen wird, und dessen verfasser jedenfalls zu den grösten hoffnungen berechtigt.

Halle a. d. S. **Ferdinand Josef Schneider.**

---

(1) Uhland, leben, dichtung, forschung von **Hermann Schneider.** [Geisteshelden (Führende geister) 69. u. 70. bd.] Berlin, Ernst Hoffmann & co. 1920. VIII u. 527 ss. 8°.

(2) Uhlands gedichte und das deutsche mittelalter von **Hermann Schneider.** gedruckt mit unterstützung der Preufs Akademie der wissenschaften [Palästra 134]. Berlin, Mayer & Müller 1920. VI u. 130 ss. 8°.

Eine umfassende, wissenschaftliche würdigung Ludwig Uhlands, des menschen, dichters und gelehrten, war der letzte, leider nie verwürklichte wissenschaftliche plan Erich Schmidts; er selbst hat noch im verein mit Julius Hartmann die kritische ausgabe der gedichte besorgt (Stuttgart 1898 in zwei bänden), und der schwäbische arbeitsgenosse hat ihm kostbares material durch die ausgabe der tagebücher (2. aufl. Stuttgart 1898) und die vorbereitung der briefsammlung (erschienen seit 1911 in Stuttgart

in 4 bänden) dargeboten. Hermann Schneider hat nun in verhältnismäſsig kurzer zeit, wol vorbereitet durch eine reihe von einzelstudien über U.s forschung und dichtung, die schwierige aufgabe bewältigt, die persönliche und die ganze lebensarbeit des mannes zu einem wolabgerundeten und in allen wesentlichen zügen zutreffenden gesamtbilde zu vereinigen.

Sch. hat das handschriftliche material in Tübingen und Stuttgart samt allen erreichbaren gedruckten quellen verschiedenster art sorgfältig durchgearbeitet und sich in der einschlägigen litteratur auch auſserhalb des engsten, durch sein thema gezogenen kreises umgesehen; er entwirft mit geschickter hand farbige bilder aus der politischen und gelehrten geschichte Württembergs und umreiſst mit raschen und sicheren zügen die menschliche und dichterische silhouette von Imm. Bekker und Josef von Lassberg, Fouqué und Chamisso, Kerner, Schwab und Rückert; er schöpft durchweg aus dem vollen und beurteilt alles einzelne aus dem gesichtspunct des ganzen. dabei kann es freilich nicht ausbleiben, dass mancher leser und kritiker (wie sich seit dem erscheinen der biographie gezeigt hat), der von der einen oder andern seite her an Sch.s darstellung herantrat, diesen oder jenen zug vernachlässigt zu sehen glaubte, der für das ihm persönlich vorschwebende bild des dichters und des forschers U. besonders charakteristisch war. aber solche 'hervorstechenden' züge verblassen tatsächlich, sobald wir den ganzen U. zu erfassen und in seinen rahmen hineinzustellen versuchen; der mensch, der poet und der gelehrte in U. verlangen gleichermaſsen ihr recht und müssen sich, wenn man nicht den einen hinter den andern zurückdrängen will, notwendig in ihrer würkung auf den leser gegenseitig beeinflussen, ja beeinträchtigen. dieser von grund auf 'einfache mensch' (im moralischen sinne des wortes) ist eben doch, rein psychologisch genommen, gar keine so 'einfache erscheinung'! und ein versuch die fäden aufzudecken, die eine seite seines wesens mit den andern jeweils verbinden, rückt nicht bloſs manches dunkle ins licht, sondern auch manches strahlende in tieferen schatten. man merkt Sch. auf schritt und tritt das bemühen an, ausgleichend zu würken und jeder seite in U.s wesen und schaffen das ihrige zu geben; aber dieses deutliche bestreben nach besonnenem abwägen und unparteiisch-kritischer haltung bringt eine gewisse trockenheit mit sich, die sich bei einer reinen dichterbiographie oder bei der darstellung eines reinen gelehrtenlebens wol eher hätte vermeiden lassen. am freiesten bewegt sich Sch., wo er sich im wesentlichen berichtend verhalten konnte, vor allem U. als politiker gegenüber, den zuletzt W. Reinöhl (1911, Tübinger dissertation) mit aller erwünschten documentarischen genauigkeit geschildert hatte. immerhin hat Sch. auch hier die ganz eigentümliche haltung des conservativ-demokratischen 'altrechtlers' scharf und mit einem gewissen

humor umrissen, hat auch eine reihe traditioneller schiefheiten und abgestandener legenden zerstört. es war nicht leicht, von hier die fäden zu den wissenschaftlichen, geschweige den künstlerischen leistungen U.s zu spinnen, deren darstellung zudem noch durch die biographisch-chronologische anlage des buches einigermafsen auseinandergerissen wird. hier muste immer auf die letzten formkräfte der persönlichkeit zurückgegangen werden, und vielleicht hätte es sich empfohlen, von den ausstrahlungen her schon früher auf ihren kern durchzustofsen als in dem schlusscapitel; hier bringt Sch. eine ganze reihe treuer und feiner beobachtungen (etwa über U.s religiöse haltung), die er aber in der eigentlichen darstellung nicht recht ausgewertet hat. sicherlich wäre ein tieferes eingehen auf jene geistespsychologischen betrachtungen von nutzen gewesen, mit denen W. Dilthey und seine schüler für jede künftige biographik eine gesicherte grundlage geschaffen haben; heute wären etwa E. Sprangers 'Lebensform' (3. aufl., Halle 1922), auch wol H. Nohls typisierungsversuche (Stil und weltanschauung, Jena 1920) mit erfolg zu verwerten — werke freilich die Sch. bei der abfassung seiner arbeit noch nicht zugänglich sein konnten und deren anwendung auf litteraturgeschichtliche fragen überhaupt noch viel nachdenken und kritik erfordern wird.

Wenn irgendwo so wird es uns bei U. klar, dass in einer rechten unverkümmerten kernnatur alle jene 'lebensformen', dh. alle jene wertsetzungen irgendwie vorhanden und auch tatsächlich würksam sind, in denen sich das geistige leben der europäischen culturmenschheit entfaltet: U. ist nicht nur als forscher ein 'vertreter' des theoretischen, als dichter einer des ästhetischen typus, er wird als guter hausvater der ökonomischen, als abgeordneter der politischen, als warmherziger, immer hilfsbereiter. wenn auch wortkarger und äufserlich oft mürrischer freund der socialen seite des lebens gerecht, und hat ein lebendiges verhältnis zur religion, wenn auch nicht zur kirche. aber auf allen diesen zuletzt genannten gebieten betätigt sich U. doch mehr gelegentlich, sie greifen ihm nicht an die seele; und selbst in seiner politischen mitarbeit kommt eigentlich viel mehr der sittliche verteidiger des 'alten guten rechts' als der geborene 'machtmensch' zum ausdruck, wie denn auch alles eigentlich diplomatische rechnen mit gegebenen möglichkeiten U.s sache nicht war. ganz und gar mit dem herzen dabei ist er doch nur als dichter und als forscher. aber Sch. hat ganz sicher recht mit seiner feststellung, dass U. auch keine kritische gelehrtennatur im eigentlichen sinne war: er umfasste die germanische philologie oder was ihm besonders nahe lag, eben vorzugsweise mit dem gemüte, gerade wie die religion und im wesentlichen auch die politik. auf allen diesen gebieten spricht der dichter, nur sozusagen in wechselnder verkappung, mit. nicht wie bei Goethe.

wo die wissenschaftliche tätigkeit im engern sinne, 'der betrachtung strenge lust', oder die rein administrative tätigkeit sich zwar mit der künstlerischen gelegentlich nahe berühren, sie aber doch auf weite strecken ablösen und ihr geradezu das gegengewicht halten. U.s lebensgang vollzieht sich nicht unter stärksten polaren spannungen und immer widergewonnenen harmonieen — weshalb ihn auch Goethe niemals richtig gewürdigt hat. das verhältnis des dichters und des gelehrten in ihm ist nicht ganz einfach zu beurteilen, und doch will es verstanden sein, wenn wir dem ganzen mann gerecht werden wollen.

Was den dichter angeht, so zeigt Sch.s analyse, die vielleicht nicht immer die letzten künstlerischen werte herausholt, dafür aber die biographische einstellung wahrt, wie schwer sich U. aus allerlei abhängigkeiten zu eigenen schöpfungen durchgerungen hat, wie er nach kurzem liederfrühling wider verstummt, um dann nach jahren noch einmal, nun aber mit auffallender vertiefung, formaler läuterung und verselbständigung als der gefeiertste sänger des damaligen Deutschland hervorzutreten; wie er sich aber auch dann wider auf ein verhältnismäfsig enges gebiet beschränkt und nachher seiner muse nichts mehr abzwingt, sobald sie nur 'ihn in ruhe lässt'. U.s dichterkraft hat nichts hinreifsend-überwältigendes; sie gestaltet sein ganzes leben nicht um, sie bricht mehr gelegentlich und innerhalb gewisser grenzen hervor — und doch verlässt ihn die poetische einstellung niemals ganz, und doch gehört U. im letzten grunde der 'ästhetischen lebensform' im sinne E. Sprangers an. wie stark sein religiöses verhalten von seiner phantasie mitbestimmt war, hat Sch. am ausgang seines buches richtig betont. weit bedeutsamer aber sind die beziehungen zwischen dem dichter und dem forscher. naturen mit einer verhältnismäfsig geringen oder mit einer sozusagen intermittierenden dichterischen begabung pflegen ganz ausgezeichnete übersetzer, nachdichter und kritiker poetischer werke zu sein: wir denken etwa an Herder und die brüder Schlegel. und widerum besteht ein grofser unterschied zwischen diesem typus und jenen echten forschernaturen, denen ein secundäres dichterisches talent innewohnt, das sie zu umfassenden darstellungen von künstlerischer geschlossenheit und leuchtkraft befähigt: wir brauchen nur an die grofsen geschichtsschreiber aller zeiten zu erinnern und nur darauf hinzuweisen, dass man in neuester zeit gerade von der historiographie (und biographie) her in die geheimnisse der künstlerischen menschendarstellung einzudringen versucht hat. eine solche gestalt ist U. nicht! er ist nicht der dichterisch ausgestattete, geborene gelehrte, sondern der dichter der sich in wissenschaftliche fragen vertieft; der sich, mit aller redlichkeit die ihm als menschen eigen ist, um stramme methodische zucht bemüht, aber schliefslich sein bestes doch eben da leistet, wo er als dichter auf

dichterisches stöfst, wo er ihm verwantes herausarbeiten kann. U. vertritt, wie Sch. fein und treffend entwickelt, neben Jacob Grimm dem grammatiker und Lachmann dem kritiker den typus des litterarhistorikers (noch besser vielleicht: des kritikers der älteren deutschen dichtung), doch hat er es nie zu einer umfassenden, voll ausgereiften litterarischen darstellung gebracht. ihm fehlte als künstler wie als gelehrten die gabe massen zu gestalten: er blieb der meister der kleinkunst, der stimmungsvollen, von feinen persönlichen werten getragenen einzeldarstellung. nur innerhalb seiner eigenen, persönlichen schranken vermochte er die höchste pflicht des interpretierenden philologen zu üben: das 'verstehen' im Diltheyschen sinne. jenseits dieser schranken und überhaupt in seinen späteren jahren, wo die frische, unmittelbare einstellung der jugend nachliefs, wo die rationalen züge in U. stärker hervortreten, versuchte er es mit den problemen der wissenschaft auf andere weise: er suchte verstandesmäfsig zu 'erkennen', wo er sich früher liebend eingefühlt hatte. kein wunder dass er hier schiffbruch erlitt, dass er bei kalten constructionen und schalen allegorieen endete, und vor allem jede herschaft über den stoff verlor. es entspricht also doch wider den biographischen verhältnissen, wenn Sch. die wissenschaftliche altersschriftstellerei U.s von derjenigen seiner meisterjahre abtrennt: umso kräftiger leuchtet nun dasjenige hervor was wir an U.s früheren prosaschriften schätzen, vor allem die Waltherbiographie und die besten teile der sagengeschichtlichen vorlesungen.

Aus einer eindringenden sonderuntersuchung Sch.s[1] geht freilich mit überwältigender sicherheit hervor, dass die eigentlich sagentheoretische methode U.s für immer überwunden ist und sein muss, soweit man überhaupt hier von methode sprechen will, während seine ästhetischen und ethischen würdigungen der mhd. epen ihren wert als ausdruck einer künstlerischen persönlichkeit behalten. die 'entwicklung' seiner forschungen auch auf diesem gebiete bedeutet einen abstieg vom 'verstehen' zum 'erkennen-wollen', zum ängstlichen haschen nach einer exoterischen 'bedeutung' der sagengebilde, dh. zur anwendung wesensfremder principien auf einen stoff der durchaus nur mit seinen eigenen mafsen zu werten ist. ganz ähnlich ergeht es dem mythologen U., dem Sch. ebenfalls eine sonderstudie gewidmet hat[2]. auch hier überwiegt zunächst die 'physikalische' methode, die bei aller einseitigkeit eine fülle von feinen und geistreichen erklärungen zeitigt, doch bricht schon in der heute

[1] Uhland und die deutsche heldensage von H. Schneider (= Abhandlungen der Kgl. preufs. Akademie der wissenschaften, jahrgang 1918, phil.-hist. klasse nr 9. Berlin 1918).

[2] H. Schneider, Der mythus vom Thor. Archiv für d. stud. d. neueren sprachen bd. 143, s. 165 ff und bd. 144, s. 1 ff.

noch geniefsbaren abhandlung über den 'mythos von Thor' gelegentlich 'die allegorisierend-geistige deutung' durch, die seine schrift über 'Odin' unerträglich macht.

Aus U.s geringer kraft zur gestaltung grofser massen und seinem mangel an eigener, seelischer dynamik im sinne kräftiger polarität erklärt sich auch sein fast völliges versagen auf dramatischem gebiete. Sch. hat diese gründe weniger betont, hat aber mit einer anerkennenswerten offenheit die schwächlichkeit auch der erfolgreichsten bühnendichtung U.s, des 'Herzog Ernst', zugestanden. nur scheinbar besteht hier ein widerspruch gegen die tatsache dass U. würksame bühnenbilder zu stellen und den schauspielern dankbare rollen oder besser dankbare scenen zu schreiben wuste. zur stimmungsvollen ausgestaltung einzelner teile, zur sympathischen und selbst für augenblicke kraftvollen darstellung einzelner gestalten war der lyriker, war der balladendichter durchaus imstande; aber so gut ihm das 'mimische' liegen mochte, von einer grundsätzlich dramatischen einstellung mit ihrer unablässig bohrenden, im gegensätzlichen schwelgenden dialektik ist bei dem manne keine rede, dem eben das 'negative', das problematische auch im leben fehlte.

So gipfelt denn auch Sch.s darstellung des dichters U. in der kritik seiner lyrik. die biographische einstellung des verfassers und U.s eigene, sehr allmähliche entwicklung zur künstlerischen selbständigkeit bringen es mit sich, dass von einer durchgreifenden gesamtcharakteristik des poeten abstand genommen wird, obwol die einzelnen abschnitte des buches erhebliche ansätze zu einer solchen bringen, und dass auch die analyse der einzelnen werke hinter der eigentlich litterarhistorischen und besonders stilgeschichtlichen darstellung zurücktritt. für die behandlung der jugendlichen anfänge U.s und der ersten periode seiner mehr selbständigen dichtung, also für das 2., 3. und 6. capitel der lebensbeschreibung, kann der verf. die ergebnisse seiner breiteren und genaueren untersuchung über 'Uhlands gedichte und das deutsche mittelalter' verwerten. auch diese arbeit darf sich das verdienst zuschreiben, mit einer ganzen reihe veralteter, aber von einem buche zum andern mitgeschleppter, auch in H. Maynes dissertation (Berlin 1889) noch nicht überwundener anschauungen gründlich aufgeräumt zu haben. freilich wird manches von dem was Sch. hier mit strenger beschränkung auf seinen gegenstand ausführt, jetzt erst im lichte der biographie recht klar und verständlich. man muss den jungen U. in seiner etwas welt- und gegenwartsfremden, verträumten art, mit seinen rauhen formen und seiner zarteren innerlichkeit kennen gelernt haben, um das merkwürdig weiche, sentimentale bild des mittelalters zu verstehn, das er sich, unter dem einflusse Saxos und Ossians, oder dem noch stärkeren L. Wächters aufbaut und mit einer fülle von typischen motiven und wendungen ausführt, wobei

er an den kräftigeren, blutvolleren zügen seiner gewährsmänner fast geflissentlich vorbeigeht. neben diesen quellen treten heldensage und volkslied weit zurück, soweit es sich um das mittelalterliche weltbild seiner frühen balladendichtung handelt. auch jene vorbilder aber kommen eben nur für die stoffelemente des weltbildes in betracht; nach sinn und geist erscheint U.s 'romantik', soweit man von ihr reden will, als eigenes gewächs, als ausgeburt der sehnsucht nach einer verschwundenen herrlichkeit, neben der die gegenwart zunächst trübe und prosaisch erscheinen muss. die bekanntschaft mit echten dichtungen des mittelalters hat die bejahung der vorzeit dann stärker betonen lassen als die verneinung der gegenwart, hat das 'düstere nebelgrau' in ein 'intensives himmelblau' umgefärbt, hat aber doch U.s dichtung zunächst nur gesunden lassen, ohne sie zu vertiefen. von dem romantischen sehnen ins unendliche, von romantischer ironie und grundsätzlicher problematik, von einem gehalt der alle formen sprengte, von einer 'progressiven universalpoesie' ist bei U. keine rede. was er mit den romantikern teilt, ist nur die gläubige hingabe an das deutsche altertum, dessen werte aber für ihn weit greifbarer, irdischer sind, dessen erscheinungen nicht symbolisch in unergründliche tiefe und unerreichbare ferne weisen.

Der gehalts- und stoffanalyse lässt Sch. im 2. capitel eine eingehnde musterung der altertümlichen formelemente in U.s jugendballaden folgen. hier vor allem galt es mit überkommenen phrasen aufzuräumen, und wir dürfen Sch.s ergebnisse in allem wesentlichen als überzeugend ansprechen. also: der durchgehnde gebrauch sprachlicher wendungen 'die den gedichten den charakter des treuherzigen verleihen sollten, während sie in wahrheit auf den leser manieriert, unlebendig, erkältend würken', ist eine langandauernde jugendkrankheit, für die tatsächlich nicht das 'Wunderhorn', sondern die ältere volksliedfreundliche bewegung, vor allem die englisch-nordische gruppe in Herders 'Volksliedern' verantwortlich zu machen ist. Schillers lehrer Seybold dürfte den vermittler abgegeben haben. auch Wächter scheint auf diese sprachliche künstelei eingewürkt zu haben, stärker als die Göttinger balladendichter. neue sprachelemente mittelalterlicher art bringt dann das studium von Tiecks 'Minneliedern', ein stärkeres überwiegen der archaischen elemente setzt erst seit 1805 mit der lectüre des (aus Herders bibliothek erworbenen) 'Heldenbuches', des 'Wunderhorns' und der Nibelungen ein. das ergebnis für U.s dichtung ist eine 'geradezu unerträgliche affectiertheit'. erst allmählich lernt er sich freier bewegen und beginnt mit hilfe eines weitschichtigen materials selbst 'volkslieder', vor allem im balladenton, zu schreiben, schafft sich auch für übersetzungen aus dem mittelalter eine eigene sprache, ein möglichst mhd. klingendes neuhochdeutsch. dass Fouqué auf diese dich-

tungen irgend welchen maſsgebenden einfluss geübt habe, wird mit guten gründen gegenüber der allgemeinen ansicht verneint. die entwicklung beider dichter verläuft ohne tiefere berührungen. bei U. führt sie ganz allmählich zu einem freieren verhältnis zu den vorbildern: vom nachläufer wird er zum nachahmer und schlieſslich zum congenialen nachbildner.

Diesem befreiungsprocess, dem eigentlichen ausbau des balladenstils, gilt das 3. capitel der darstellung. U. archaisiert nun nicht mehr aus princip, sondern hat eine fülle von altertümlichen sprachlichen stoffelementen zur verfügung, mit denen er ganz frei im sinne des jeweiligen themas verfährt. so gelingt ihm denn mit einigen typischen zügen des mhd. epos die schauerlich-tragische ballade von 'Des Sängers Fluch', wie mit einigen anlehnungen an das volkslied das humoristische (nach meiner anschauung geradezu ironisch gemeinte) stücklein vom Rechberger [1].

U.s spätere dichtung von 1829 und 1834 charakterisiert Sch.s biographie wesentlich als gedankendichtung; ihre feine, liebenswürdig-abgeklärte art, ihre reine formvollendung, ihre ungesuchte volkstümlichkeit, die sich von aller plattheit fernhält, alles wird mit groſser liebe gekennzeichnet. noch stärker dürfte freilich hervorgehoben werden, dass das körnchen lebensweisheit, das U. so gern in diesen gedichten anbringt, immer mehr angedeutet ist, und oft mehr gesucht werden muss, als dass es sich mit überwältigender bildkraft dem leser aufdrängte. es ist übrigens bezeichnend, dass U.s erstaunlicher fortschritt gegenüber seiner jugenddichtung durchaus nur auf dem gebiete der gedanklichen vertiefung und formalen vollendung zu suchen ist; von wesentlich neuen problemen oder gar von dichtungen gröſseren ausmaſses ist auch jetzt keine rede. vielmehr scheinen U. auch die groſsen pläne die er nun als forscher hegt, zwischen den händen zu zerflieſsen, und selbst die kleinen abhandlungen die er gelegentlich abstöſst, bringen zumeist langatmige erörterungen ohne festes ziel. leider gilt das auch von der groſs angelegten, aber unvollendeten und in den vorliegenden teilen nicht durchweg genieſsbaren abhandlung über das volkslied. auch was die sammlung der Volkslieder selbst angeht, muss Sch. als ehrlicher kritiker die üblichen lobsprüche herabstimmen und uns vor blindem vertrauen in die philologische zuverlässigkeit der texte

[1] der beschränkte raum verbietet es, auf einzelheiten einzugehn, obwol an mancher stelle fragezeichen zu setzen wären, ohne dass dadurch die gesamtergebnisse des buchs berührt würden. ich glaube nicht, dass der vers: *denn was er sinnt, ist Schrecken* usw. notwendig an Rosengarten 32 sich anlehnen muss, möchte auch für die form der ballade vom 'Weiſsen Hirsch' nicht die 'Zwei Schelme' des Wunderhorns verantwortlich machen. in dieser ballade vom nussbraunen mädchen haben wir es doch im wesentlichen mit einem zweiteiligen schreit-rhythmus (unter gelegentlicher auflösung) zu tun, bei U. mit einem ganz offenbaren dreiteiligen reit-rhythmus.

warnen, so sehr U. gerade in dieser hinsicht das 'Wunderhorn' überragt. aber auch hier verfuhr er eben mit den zeugnissen der vergangenheit als poet oder als poetisch gestimmter betrachter deutscher vorzeit, wie der lyriker und balladendichter U. als treuer, ehrenfester, doch wesentlich von gefühlswerten bestimmter betrachter des lebens vor uns steht. bei dem alternden tritt dann eine rationalistische unterströmung gelegentlich grell hervor, weil er sein verstandes- und gefühlsleben nicht restlos zur einheit zu verschmelzen gelernt hat. aber was uns U. als menschen und schriftsteller wert macht, und was ihm seine stelle in der geschichte unserer dichtung und unserer forschung sichert, das ist eben seine wahrhaft poetische einstellung gegenüber der natur und gegenüber der deutschen vergangenheit.

Hamburg. **Robert Petsch.**

Studien zu Heines 'Reisebildern' von **Erich Loewenthal** [Palästra 138]. Berlin und Leipzig, Mayer & Müller 1922. 172 ss. 8°.

Die arbeit L.s gilt im wesentlichen dem teil von Heines schaffen der im III. bd. der Elsterschen ausgabe vereinigt ist. cap. 1 zeigt bei behandlung der vorbilder insbesondere eine in solcher fülle noch nicht bemerkte gruppe von verbindungslinien zu Cervantes, während die beziehung zu Thümmel, Irving und Lichtenberg mehr als ausdruck verwanter geistesstructur dargetan wird. auf die neuerdings von Schuster und Wolff herangezogenen satiren des Horaz geht L. nicht ein. aus der betrachtung von H.s stellung zu volkslied, märchen, sage (cap. 3) liefse sich sein gebrochenes verhältnis zum volkstümlichen schärfer erfassen. der hinweis Frantzens auf ein mutmafsliches niederländ. vorbild der ersten Loreleistr. (Neophil. 3, 131) hätte erwähnung verdient. das wichtigste sonderergebnis bringt cap. 4 mit dem überzeugenden nachweis der quelle für die Holländersage — Hundtwalckers 'Bruchstücke aus Karl Bertholds tagebuch' (Berlin 1826) — und der originalität von H.s dramatischer skizze. nicht glücklich scheint nur, wenn bei erörterung des erlösungsmotivs die deutschheit von H.s idee der treue betont wird. ein ähnliches misverständnis ligt vor, wo L. in den worten über den 'warmen, treuen tod' (III 238) eine einschränkung des 'hymnus auf das leben' (136f) findet. abgesehen davon dass all solche 'einfälle' rein impressionistisch 'aneinandergereiht' sind (III 382), haben die worte über den tod im zusammenhang einen recht fatalen beigeschmack. hier wie im Holländermotiv sieht H. das positive in der ästhetischen bezw. erotischen sphäre, nicht in der ethischen.

Aus dem reichhaltigen 2. capitel 'Gedankenkreis und inhaltliche tendenzen' sei hervorgehoben der nachweis dass die

von Elster misverstandenen cap. XIII des 'Buchs Le Grand' Bernhards 'Kurtzgefaste curieuse historie derer gelehrten' ... (Frankfurt 1718), zum teil wörtlich, zu grunde ligt, dass H.s haltung gegenüber religiösen fragen stärker als man schon wuste, und bis ins einzelne hinein, von Voltaire bestimmt ist, dass die politisch orientierte begeisterung für eine 'religion der freiheit' den einheitspunct des durcheinander verschiedenster motive bildet, dass und wie Heines abneigung gegen Mafsmann vor der persönlichen berührung in München entstand. — Die ergänzung nach der seite des ethos, die dies capitel ermöglicht, deut ich an, indem ich L.s beobachtungen über das verhältnis der 'Reisebilder' zu Brentanos philistersatire vervollständige. zunächst lässt sich die annahme, dass H. dies schriftchen nicht in Paris, wo er auf die satirische kupfertafel anspielt (IV 263), sondern schon in Berlin kennen lernte, durch folgende erwägung stützen. Heine schreibt aao. 'Ich sah mal eine karikatur, die eine Fichtesche gans vorstellt. sie hat eine so grofse leber, dass sie nicht mehr weifs, ob sie die gans oder die leber ist. auf ihrem bauch steht Ich = Ich'. in der tat lautet die aufschrift aber A = A, und nr 2 der 'Erklärung der kupfertafel' in der philisterabhandlung zeigt, dass die satire nicht gegen Fichte gerichtet ist, von dem es vielmehr kurz vorher heifst, er habe 'siegreich gefochten' (I 509; vgl. auch 506), sondern gegen 'die philosophierenden philister'. anderseits zeigt der angeführte satz, dass Heine die 'Erklärung' gelesen hat. ich möchte danach weitergehn als L. und behaupten, dass Heine in Paris Brentanos abhandlung nicht mehr in der hand gehabt hat. ihre nachwürkung in der philistersatire der 'Reisebilder' hat L. zutreffend hervorgehoben. dass sie sich beträchtlich weiter erstreckt, mag ihm entgangen sein, weil seine einstellung zu einer gliederung des 2. capitels führte, die zwar einzelne schichten gut abhebt, aber auch manche zusammenhänge zerschneidet; ich verweise nur auf folgende parallelen, die gerade nach dem was L. für H.s arbeitsweise gezeigt hat, wichtig sind: E(lster) III 17, A(melung-Viëtor) I 486; E III 526 ff, A I 493 ff (zustand des deutschen theaters); E III 99, A I 483 (Goethe); E III 22, A I 500 (Prometheus); E III 426, A I 470 (Ham). aber während neben den verwanten zügen Heines mit Hegel und Voltaire auch die abweichungen von L. klar herausgearbeitet sind, hat er die tiefgehnden unterschiede zwischen Heines und Brentanos philistersatire, die für eine nähere bestimmung der 'tendenzen' ergiebig sein würden, nicht berücksichtigt, und in dieser einseitigkeit ligt eine gewisse gefahr, insofern das litterarhistorische bild durch aufzählung nur der verbindungslinien getrübt wird (das gleiche gilt von der parallelisierung der 'Harzreise' mit Eichendorffs 'Taugenichts'). es handelt sich dabei weniger um die antisemitische haltung Brentanos als um centrale fragen. sehr richtig hebt L. hervor, dass 'für Heine

der gegenpol des philisters nicht der student, sondern der dichter ist', aber er übersieht dass Brentano am gegensatz zum studenten ausdrücklich festhält. dabei nimmt Brentano nun den begriff des studenten 'im weiteren sinn eines menschen, der in der erforschung des ewigen, der wissenschaft oder Gottes begriffen ..., der anbetung der idee' (I 482). an diesem punct lässt sich manches für die unterscheidung der zwei litteraturperioden gewinnen, die Heine in seiner anzeige von WMenzels 'Deutscher litteratur' am gegensatz dieses werkes zu FSchlegels 'Geschichte der alten und neuen litteratur' zu klären sucht, und damit zugleich für die charakteristik Heines. ein weiterer gegensatz ligt in der art wie die beiden dichter sich in einem besonderen capitel über die verbindung des tragischen mit dem komischen äufsern: Heine fasst sie verstandesmäfsig, pessimistisch, satirisch (III 161 f), Brentano begreift sie als ehrfurcht vor dem 'allertiefsinnigsten', über das man 'von herzen lachen könne, aber nicht von verstand' (I 461 ff). Heines haltung zur welt ist eben im grunde negativ, wenn auch L. in der satire spuren positiver tendenzen aufgezeigt hat, zb. in dem was er mit glücklichem terminus Heines popularphilosophie nennt. aber auch diese spuren sind doch stärker skeptisch getönt als es in L.s darstellung den anschein hat; ich denke etwa an die lehre von der seelenwanderung. eine runde bejahung, wie sie in Brentanos boehmisierenden gedanken über 'Gott und die schöpfung' zum ausdruck kommt (I 464), fehlt bei Heine gänzlich. das würkt sich überall aus; man vergleiche etwa die auffassung Brentanos von der trinitätslehre (465) mit Heines sarkasmen (III 17; 153), oder Brentanos verwendung des bildes 'ihr heilgen geistes lichter' in den schlussversen der philisterabhandlung mit Heines bekanntem 'ritter von dem heilgen geist'. daher würkt manches aus der abhandlung wie ein spott über die gesinnung der 'Reisebilder', so die sätze über die Deutschen (492), über die 'alten sitten, ... wappen, schilder' (502), über das ah ça ira als 'actives philistertum' (484 f). auch die von L. nicht ganz richtig verstandene ideenbegeisterung H.s (vgl. Boucke Euphorion 16, 121. 131. 451) und die nur kurz gestreifte naturdichtung in den 'Reisebildern' würde noch manches für diese frage ergeben.

Das schlusscapitel (5) rundet das bild von der arbeitsweise des dichters ab. es zeigt seine sensibilität, die auf anderen gebieten ja bekannt ist, auch gegenüber litterarischen eindrücken, zugleich aber seine fähigkeit, eine staunenswerte menge fremder anregungen zu verarbeiten und sie, selbst wo er sich an den wortlaut anschliefst, doch dem eigenen organisch einzuverleiben.

Göttingen. **Günther Müller.**

Conrad Ferdinand Meyer und das kunstwerk seiner gedichtsammlung von **Walther Brecht.** Wien u. Leipzig, Braumüller 1918. XVIII u. 233 ss. 8°.

1882—84 hat WScherer im 3—5 bande des Goethe-jahrbuchs 'Über die anordnung Goethescher schriften' gehandelt und insbesondere den verschiedenen sammlungen der gedichte eine eingehnde besprechung gewidmet. er betonte dass Goethe auch in der anordnung seiner werke immer künstler ist, der nicht pedantischen zwang, sondern künstlerische freiheit walten lässt, und wies bis ins einzelne nach, wie schon die zusammenstellung der gedichte in den 'Schriften' von 1789 in ihren gruppen einen wolüberlegten gang erkennen lässt — 'von kindlichen spielen, von jugendlichen freuden und schmerzen durch rastlosigkeit, durch lebens- und liebessturm zum frieden' —, und wie für die 'Neuen Schriften' von 1800 rubriken geschaffen wurden, die in der ersten Cottaschen ausgabe mit geringen zusätzen und veränderungen beibehalten, in den beiden bänden der zweiten durch neue rubriken ergänzt, auch noch für die ausgabe letzter hand mafsgebend blieben: 'verwantschaft des motives, der form, des stiles hält benachbarte stücke zusammen. allmähliche übergänge vom nahen zum fernen, vom bekannten zum geheimnisvollen führen bedeutende gedanken mit sich'.

Allzuviel nachfolge hat Scherer auf dem von ihm mit bewuster methode betretenen gebiet nicht gefunden. Brecht, der ihn nicht nennt, aber natürlich kennt und doch wol ihm die hauptanregung verdankt, hat den reiz empfunden, den auch hinsichtlich ihrer zusammenstellung die gedichtsammlung CFMeyers ausübt, in dem wir heut einen der vornehmsten dichterischen repräsentanten einer zeit sehen, die als arm an poetischen talenten gilt, deren reiche cultur wir aber vielleicht bald schmerzlich vermissen werden. 'gestern', sagte Gottfried Keller einmal zu AFrey, 'hatte ich einen schönen nachmittag; ich safs wider stundenlang über CFMeyers gedichten. ich bin überzeugt, das publicum weifs diese feinheit und grazie noch lange nicht nach gebühr zu würdigen' (Erinnerungen an GKeller[3] 33). schon die eigenartigen, zunächst befremdlichen und scheinbar schlecht zu einander stimmenden überschriften fordern zum nachdenken heraus und zeigen, dass der dichter, der dem publicum im jahre 1882 in einer völlig ausgereiften, gleichwol in den späteren auflagen von 186 auf 229 nummern angewachsenen sammlung ein 'universales lebensdocument' vorlegte, in eine welt der rätsel führen will, die ihn selbst beschäftigt hat und die er nun andern nahe bringen möchte. Brecht hat die mit glücklichem blick erkannte, nicht leichte aufgabe mit grofser einsicht und umsicht gelöst. er dreht und wendet sein problem nach allen seiten und weist überzeugend nach, dass CFMeyer mit einer künstlerischen überlegung zu werke gieng die ihresgleichen sucht.

Moser und Kraeger haben seinerzeit das verhältnis der verschiedenen fassungen der gedichte eingehend erörtert (vgl. Anz. XXIX 268 ff). B. legt die abschliefsende fünfte ausgabe von 1892 zugrunde und berichtet über die andern in dem dritten seiner einleitenden capitel zunächst nur kurz. voraus geht ein erstes allgemeines capitel, in dem das verschiedene verhalten einzelner moderner lyriker gegen die compositionellen forderungen lediglich andeutend besprochen wird, und ein zweites specielleres, das sogleich mitten in die gedankenwelt Meyers hineinführt. eine 'antithetische natur' nennt B. den dichter, die zur harmonie strebt, und er bringt die grofsen ihn bewegenden probleme auf die formeln: 'gegensatz der fülle und strenge'; 'gegensatz der germanischen und romanischen art' ('das nord-südliche problem'); 'gegensatz des humanistisch-ästhetischen und des reformatorisch-ethischen princips'; 'princip von Meyers abnorm langsamer entwicklung'. erschöpfend ist das nicht, soll es natürlich auch nicht sein. ich möchte insbesondere für das was an letzter stelle berührt wird lieber sagen: gegensatz von leben und tod; denn unter diese umfassendere formel scheint mir zu gehören was B. meint. Meyers langsame entwicklung [1] ist ja gewis ein sehr wichtiges biographisches factum, aus dem mancherlei abzuleiten ist. aber ich kann nicht finden dass es ein 'problem' ist, das den dichter zur zeit der entstehung der meisten gedichte beschäftigte und sich in ihnen widerspiegelt. aber dass Meyer erst in einem alter zur production und damit zum genuss des lebens kam, wo der gedanke an alter und tod sich einzustellen pflegt, hat es mit sich gebracht, dass der gegensatz von leben und tod, blühen und welken, entwicklung und verfall sich ihm immer wider aufdrängte. er spielt auch in die composition seiner gedichtsammlung mit hinein. auch das was B. gelegentlich als 'problem der verjüngung' bezeichnet, gehört unter diese formel.

Das vierte, 150 seiten (s. 26—175) umfassende capitel bildet nun den eigentlichen kern der arbeit. B. untersucht was jede abteilung zusammenhält, und bemüht sich die stellung der einzelnen gedichte innerhalb derselben, ihre verbindungen nach vorn und hinten festzustellen. die resultate lässt er in tabellen mit sorgsam gewählten stichworten überschauen. so hat er etwa für die abteilung 'Stunde' richtig erkannt, dass die gedichte nach

[1] beiläufig. auch Brecht betont s. 19 unter anderm: 'erst gegen vierzig bekam er einen spärlichen bartwuchs', wozu Frey, CFMeyer sein leben u. s. werke' s. 305 zu vergleichen ist: 'dass er erst gegen das vierzigste jahr hin einen richtigen (!) schnurrbart bekam'. um nicht falsche vorstellungen aufkommen zu lassen, muss doch darauf hingewiesen werden, dass dem siebenundzwanzigjährigen (der sich damals mit heiratsgedanken trug) die mutter nach Lausanne ein rasiermesser nebst streichriemen schickt mit der ermahnung, zum reinigen ja nicht wider wie früher taschentücher zu verwenden (bei Frey s. 69).

der jahreszeit geordnet sind und von lenz bis neujahr reichen. in der zugehörigen tabelle schneiden sich mit den sechs hauptrubriken, welche die vier jahreszeiten nebst 'Auftakt' und 'Schluss' ergeben, 16 unterrubriken mit überschriften wie: Verjüngungsproblem des alternden; Baumgedichte (Baum und alternder mann, ausklingen des verjüngungsproblems); Waldgedichte (wald und seele); Waldseegedichte (ruhe und unruhe der seele: stillschöner abend, beklommener abend); Verbindung mit göttlicher hilfe auf nächtlichem lager; Lebensstimmungen, sich entwickelnd (schwermütig-dumpfe abendstimmung und einziger trost; volle beruhigung in spätabendstimmung, ausklang) usf.

Im einzelnen kann man natürlich abweichender meinung sein. schon Scherer hat bemerkt, dass betrachtungen dieser art zuweilen über das ziel hinausschiefsen und absichten vermuten die der dichter nicht würklich gehabt hat. 'in der kunst werden mit den hauptzwecken oft nebenzwecke erreicht, an welche der künstler selbst von vorn herein nicht dachte, die ihm nachträglich zum teil auffallen, zum teil aber auch nicht zum bewustsein kommen mögen. die betrachtung des späteren liebhabers wird dann immer im sinne des künstlers handeln, wenn sie alle vorteile seines verfahrens aufdeckt; aber sie kann sich nicht anmafsen, haupt- und nebenzwecke, bewustes streben und zufälliges erreichen überall zu scheiden. die mannigfaltigkeit möglicher beziehungen schmückt alle kunstwerke. auch in der poesie folgt man der führung der linien mit entzücken; und wer will sagen, welche schönheiten die wir entdecken, der künstler selbst gesehen und gewollt hat. wir dürfen ihm jedoch darin eher mehr als weniger zutrauen. denn mühelos wird in der kunst selten etwas erlangt, und hinter jeder schönheit des kunstwerkes darf man in der regel einen gedanken des künstlers vermuten'. ich glaube zb. nicht, dass B. richtig und erschöpfend erklärt, wenn er meint, die überschrift 'Stunde' sei 'in dem prägnant antiken sinne der hora' zu nehmen, 'der tages- und jahreszeit bedeutet'. Meyer hat in dem (der abteilung 'Liebe' zugewiesenen) gedicht 'Ohne Datum' die 'Stunde', den immer fliehenden augenblick und ein sie überdauerndes ideales gut, die treue der schwester contrastiert: *Die Stunde rennt — doch hab' ich einen Hort, Den keine mir entführt, in deiner Treue! Sie ist die alte wie die ewig neue, Sie ist die Rast in dieser Flucht und Flut, Ein fromm Geleite leisen Flügelschwebens, Sie ist der Segen, der beständig ruht Auf allen Augenblicken meines Lebens* [1]. der gegensatz von zeit und ewigkeit, also von tod und leben schwebt dabei wenigstens leise

[1] Meyers bemerkungen im briefwechsel mit Rodenberg s. 319 darf man nur die tatsache entnehmen, dass diese dritte strophe dem gedicht ursprünglich fehlte. die harten bemerkungen über die schwester sind nur als ausfluss der krankhaften stimmung zu bewerten in der der brief geschrieben ist.

vor[1], wie die folgenden verse zeigen: *Ich hemme die beschwingten Rosse nicht, Ich freue mich mit jedem neuen Licht, Das Feld gestreckten Laufes zu durchmessen, Ein fernes dunkles Gestern zu vergessen, Ich fliege — hinter mir versinkt die Zeit — Im Morgenstrahl verjüngten Strebens!* an das 'Hora ruit' ist zweifellos auch bei der überschrift 'Stunde' gedacht. beweisend dafür ist mir 'Das Heute' als schlussgedicht unserer abteilung in der ausgabe von 1882. es zeigt im bilde, wie das 'Heute' zum 'dunklen Gestern' wird: *Das Heut ist einem jungen Weibe gleich. Schlag Mitternacht wird ihm die Wange bleich* usw.[2]. die abteilung hat aber später ein neues, 1882 noch fehlendes schlussgedicht erhalten: 'Unter den Sternen', das erst die notwendige ergänzung dazu bietet und den gegensatz der ewigkeit gegen die rastlos schwindende zeit klar hervorhebt. die 'Sterne', 'die ewigen Lichter'[3] versinnlichen 'die heiligen Gesetze', an die der rastlose, in der sonne kämpfende sohn der erde, solange er kämpft, nicht recht zu glauben vermag. erst wenn in dem brünstigen ringen 'nach eines Zieles Ferne' ein ermatten eintritt, wenn 'die Pfade dunkeln', wenn — anders ausgedrückt — der tod seine schatten zu werfen beginnt, werden sie sichtbar, und erst dann wird 'der Tag', das rastlose leben ('die Stunde') 'richtbar' — vor dem tribunal der ewigkeit. dieser gegensatz von zeit und ewigkeit durchzieht denn auch in der tat die ganze abteilung[4]: immer wider regt das erlebnis der stunde zum nachdenken über die ewigkeit an. aber ich glaube, 'Stunde' meint hier denn doch in erster linie die genossene, durchkostete, mit bewustsein erlebte stunde (*Gönne den verliebten Faltern die Stunde,* sagt in der

[1] vgl. über Mathilde Escher: *Wo sie aber einmal eine Zuneigung gefasst hatte ..., blieb sie unverbrüchlich treu. Man hatte in ihrer Nähe das Gefühl des Stetigen, ich hätte fast gesagt, des Ewigen* (Frey[2] 114).

[2] Gestern — heut — morgen stellt Meyer gern neben einander Die Hochzeit des Mönchs, Novellen 2, 23 = s. 34 *Glücklicher! Du hast einen Stern! Dein Heute entsteht leicht aus deinem Gestern und wird unversehens zu deinem Morgen.* vgl. *Seliges Gestern und Morgen und Heute, Herr, dir die Rose von Newport bedeute!*

[3] vgl. Die Hochzeit d. Mönchs, Novell. 2, 34 *Die ewigen Lichter, ob sie nun unsere Schicksale beherrschen oder nicht, wanderten nach ihren stillen Gesetzen, bis ein junger Tag, der jüngste und letzte Astorres und Antiopes, die göttliche Fackel schwang.*

[4] der gegensatz wird an Rom angeknüpft in dem 1864 entstandenen, bei Frey, CFMeyer[3] 126 abgedruckten gedicht, demzufolge Meyer in Rom 'den Ernst des Lebens', 'den Sinn des Grofsen', 'der Gedanken reichen Hort' gewann. vgl. die zweite strophe: *Sacht tritt zurück in seiner Schwestern Reih'n Das ungeduld'ge, ruhelose Heut, Und keine Welle flutet mehr allein Im tiefen Strom der Zeit. – Den Augenblick verewigt ihr,* lässt der dichter Michelangelo zu seinen statuen sagen. in dem 1865 entstandenen gedicht, *Und sterbt ihr, sterbt ihr ohne Tod Im Schilfe wartet Charon mein, Der pfeifend sich die Zeit vertreibt* vgl. 'Papst Julius': ... *Charon, aus dem Sonnenlichte Weg ins Schilf mit deinem Boot!*

Hochzeit des Mönchs der Sarrazene Abu Mohammed). was sie ihm geboten hat 'in dieser Flucht und Flut', ist in der so überschriebenen abteilung vereinigt, und zwar zu hause am Zürcher see, in den normalen verhältnissen des lebens, während dann die folgenden abteilungen 'In den Bergen' und 'Reise', wie B. zeigt, in die unter besonders glücklichen umständen verlebten zeiten, die feiertage des lebens in den Alpen und im ausland versetzen. (wie das was 'die gunst der stunde' bot, zum liede wird, berichtet 'Liederseelen'). das schöne 'Morgenlied' (*Mit edlen Purpurröten Und hellem Amselschlag, Mit Rosen und mit Flöten Stolziert der junge Tag*), das die abteilung eröffnet, deutet an, dass es auch stunden und tage ganz andrer art gibt, solche die ungenossen verrauscht sind; von ihnen soll hier nicht die rede sein: *Hinweg, du dunkle Klage, Aus all dem Licht und Glanz! Den Schmerz verlorner Tage Bedeckt ein frischer Kranz.* der genuss der stunde, die volle ungehemmte lebenslust aber hat ihren besonderen ausdruck gefunden — freilich indem der dichter nur als zuschauer erscheint — in den beiden wundervollen, den eigentlichen höhepunct bildenden erntegedichten 'Erntegewitter' und 'Schnitterlied', denen B. vollauf gerecht wird. die meisten gedichte ruhen ja auf verklärenden reminiscenzen.

Die anordnung der abteilung 'Liebe' scheint mir für Meyer besonders charakteristisch. dass der dichter die einzelnen stücke dieser abteilung absichtlich so gemischt hat, 'dass der leser nicht erkennen kann, auf wen sie sich beziehen', hat auch B. gesehen. aber ich würde stärker betonen: nicht bloſs weil er sein liebesleben neugierigen blicken entziehen wollte, sondern auch aus freude am fabulieren, weil er das bedürfnis fand, das was ihm das eigene leben an poetischen einzelheiten geboten hatte, als stoff für eine selbständige erfindung zu verwerten. gerade auf diese abteilung, die GKeller besonders rühmte, trifft am meisten der eine der beiden Meyerschen aussprüche zu, die B. seinem buch als motti vorangestellt hat: *Je ne suis pas du tout un 'artiste'. Au contraire, je n'écris que toutes les fois, qu'un fait moral me frappe ou même m'a ébranlé, sans doute en effaçant dans l'œuvre d'art tout ce qui pourrait être trop individuel.* auf die beiden einleitenden gedichte, das als avis au lecteur an die spitze gestellte 'Alles war ein Spiel', welches das einzelne erlebnis der biographischen beurteilung durchaus entziehen will: Omnia ludus — et seria omnia (wie wir ergänzen müssen), und das stimmunggebende tiefsymbolische 'Zwei Segel', folgen zunächst (auch für den ganz unbefangenen leser deutlich erkennbar) der mutter und schwester geltende gedichte: eine art präludium. mit düsteren klängen setzt der dichter ein. 'Hesperos' und 'Das begrabene Herz' sind stark retrospectiv. sie erzählen von den schmerzen welche die liebende mutter um den sohn erlitten, 'Hesperos' mit dem sehnsuchtsruf *Mutter, Mutter, komme wieder!* — Aber es

kommt schon hier nicht so sehr auf die personen, nicht so auf das erlebnis des dichters als solches, wie auf das 'fait moral' und seine allgemein menschliche bedeutung an. 'Ohne Datum', durch besondere untertitel ausdrücklich auf die schwester bezogen, lässt, wie schon bemerkt, die liebe als etwas über die 'Stunde' hinausweisendes erscheinen; deshalb aber sind auch die ihr geltenden gedichte in einer besonderen abteilung vereinigt, die zwischen den dem individuellen leben und den der menschheitsgeschichte geltenden ihren platz gefunden hat. von der empfangenen liebe spricht der dichter zuerst. damit ist dann aber der übergang zum folgenden gewonnen, wo von erwiderter liebe die rede ist. 'Liebchen' tritt auf, und 'Die Ampel' kündet mit überwältigend schöner symbolik, welche erhellung sie dem leben des dichters gebracht hat. diesen übergang hat B. besonders hübsch herausgearbeitet. 'Unruhige Nacht' mit dem abschluss *Nun weist es sich bei Tagesschein, Was drin geschafft die Rangen, Sie haben mir im Herzensschrein Dein Bildnis aufgehangen!* hält den angeschlagenen scherzenden ton fest, ja verstärkt ihn und deutet bereits vor auf die lieder beglückter liebe. aber gleich das folgende 'Der Kamerad' paart — ein lieblingsthema — liebe und tod, immerhin noch halb scherzend, und das den munteren ton voll wider aufnehmende 'Spielzeug' erzählt, wie liebchen im spiel vor das ländliche heim die kirche stellt, worin ich denn doch nicht blofs mit B. den schalkhaften gedanken finde, dass der weg zu dauernder liebe über die kirchliche trauung führt, sondern den tieferen, erst durch diese anordnung — freilich nur spielend — angedeuteten, dass das liebesglück nur mit religiöser bindung, mit dem ständigen ausblick auf die ewigkeit dauerhaft ist. deshalb hat es auch nichts überraschendes, dass hier der scherz plötzlich abbricht und der Clelia-cyclus eingeschoben wird, die einer toten geweihten gedichte, die, wie es das letzte von ihnen ausspricht, für den dichter nicht tot ist, weil eben die liebe nicht stirbt. für den leser der über die biographischen verhältnisse nicht unterrichtet ist, wird nun aber damit geradezu der anschein erweckt, als gehörten auch 'Die Ampel', 'Unruhige Nacht', 'Der Kamerad' und 'Spielzeug' mit in diesen cyclus hinein ('Der Kamerad' dient als brücke): losgelöst von des dichters realen erlebnissen erzählt diese ganze gruppe von einer in scherz und spiel beglückend angeknüpften liebe, die der tod der geliebten vor der zeit getrennt hat — und doch nicht getrennt hat. mit 'Ihr Heim' setzt eine neue zweite gruppe ein, indem die folge der der gattin gewidmeten gedichte, biographisch betrachtet, lediglich fortsetzt, was durch den Clelia-cyclus unterbrochen wurde; auch hier aber sind den wenigen volles liebesglück atmenden gedichten 'Ihr Heim', 'Liebesjahr', 'Weihnacht in Ajaccio', 'Schneewittchen' andre angefügt, die von einem scheiden und räumlichem getrenntsein sprechen, das keine

geistige trennung bedeutet, gedichte deren beziehungen wir nicht kennen: 'Hirtenfeuer', 'Lass scharren deiner Rosse Huf', 'Dämmerung'. widerum sind, gewis nicht ohne absicht, die realen verhältnisse verwischt, und es ist ein ganzes entstanden, aus dem der unbefangene leser etwas den individuellen erlebnissen gar nicht entsprechendes herauslesen muss, nach dessen höherer und allgemeinerer bedeutung wir aber zu fragen haben. ich denke also, wir dürfen nicht übersehen, dass der novellist Meyer hier geschaltet hat, und auch das darf nicht übersehen werden, dass der zug zum tragischen, der für Meyer in so hohem grade charakteristisch ist, bei der anlage auch dieser lebens- und liebesnovelle zur geltung kommt. für den philologen verdient dabei angemerkt zu werden, wie geringen biographischen wert liebesverhältnisse haben können, die sich aus einer gruppierung von gedichten ergeben. nicht alles ist ein 'spiel', wol aber das ganze. — Das tiefsinnige gedicht 'Die tote Liebe' bildet endlich den abschluss beider so entstandenen gruppen von liebesliedern: die tote liebe ist in wahrheit die auferstandene, die unsterbliche liebe. wenn sich, so wag ich die gedanken des dichters zu deuten, im leben jedes einzelnen das schauspiel von knüpfung und lösung zarter verhältnisse widerholt, mag tod, mag räumliche trennung die unvermeidliche lösung bewürken, es gibt ein etwas das alle lösungen überdauert.

Spiegelt die 2—5 abteilung Meyers verhältnis zur natur und dem was ich kurz die naturereignisse im einzelleben nennen möchte, so gelten die 6—9 abteilung seiner stellung zur welt der geschichte; sie enthalten, wie es B. s. 186 ausdrückt, Meyers 'historische culturphilosophie'. 'Götter' führt in die welt der antike, 'Frech und Fromm' in die des mittelalters, 'Genie' in die der renaissance, 'Männer' in die der reformation. aber sehr hübsch zeigt B., wie sich bei Meyer zwei principien mit einander verschlingen: mit dem chronologischen ein gedankliches, indem der dichter mit den begriffen antike usw. nicht bloſs die vorstellung eines bestimmten zeitabschnittes, sondern, wie billig, eines bestimmten ideengehaltes verbindet. dabei scheint mir 'Götter' anzudeuten, dass uns der dichter in ein zeitalter und eine anschauungsweise führen will, in der die naturgebundenen ideale, mit leidenschaft ergriffen, gutes und schlimmes würken [1], 'Frech und Fromm', dass der natürliche und der sittliche mensch mit einander ringen [2]; 'Männer' weist auf das bewuste erfassen des sittlichen ideales. aber ich gesteh denn doch nicht voll zu verstehn, und auch von B. nicht recht darüber belehrt zu sein, was Meyer mit der überschrift 'Genie' sagen will. das wesen

[1] schwebt Vischer Aesthetik I 165 vor?

[2] 'frech' etwa in dem sinne wie 'frevel', wie im 'Erntegewitter', wo von einer 'frevlen Maid' geredet wird, auf die individuelle kraft pochend. s. Schweiz. Idiotikon I 1271 u. 1286.

des genies kommt eigentlich nur in den Michelangelo-gedichten zum vollen ausdruck. B. bemerkt nun gewis mit recht, dass es bei der zuweisung der einzelnen gedichte an die abteilungen auch nicht ganz ohne zwang abgegangen sei, und s. 148 meint er, 'Die Conquistadores', 'Don Fadrique' und 'Die Schweizer des Herrn von Tremouille' gehörten nur insofern in diese abteilung, als sie renaissanceleben spiegeln. das sind aber doch immerhin 3 von 14 gedichten, und wenn wir die ausgabe von 1882 zugrunde legen, gar 3 von 11 und wenn man auch noch das ursprünglich schliefsende gedicht 'Auf Ponte Sisto' abrechnet, in dem noch einmal die 'Stunde' ihr recht erhält, von 10, weit über ein viertel, fast ein drittel! 'Genie' scheint also demnach hier in einem erweiterten sinn gebraucht zu sein. meint Meyer einfach den naiven zug zur gröfse, jener 'grandezza', die nach Macchiavells discorsi I 27 von jeder tat die 'infamia' ausschliefst?[1]. eine gewisse monumentalität haben ja auch die spanischen conquisitadores, mit denen Columbus in die neue welt eindringt, und man wird sie auch dem Don Fadrique nicht absprechen, der tänzelnd in den Hades eingeht. aber man wird doch tiefer schürfen müssen, und Meyer mag etwa gemeint haben, dass in einem individuum, ihm selbst unbewust, in besonders auffallender und ästhetisch würksamer weise in die erscheinung trete was Hegel den 'Weltgeist' genannt haben würde, sei es auch nur in einem bestimmten moment. auch die Schweizer des herrn von Tremouille, die ihre kanonen selbst die berge hinaufschleppen, offenbaren den geist einer neuen zeit; sie sind gleichsam mit dem 'weltgeist' im bunde. Benvenuto Cellini, dem Meyer ein charakteristisches momentbild gibt, rechnet Goethe einmal zu den 'geistigen flügelmännern', 'die uns mit heftigen äufserungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen zügen in jedem menschlichen busen eingeschrieben ist'. ich weifs nicht, wieweit Meyer in den gedankengängen der Hegelschen philosophie zu hause war; ganz fern wird sie ihm nicht geblieben sein: schon FrThVischer konnte vermitteln, dessen ästhetik Meyer gelesen hat. auf die wahl des ausdrucks selbst mag französischer sprachgebrauch eingewürkt haben, wo ja *génie* nicht selten so angewant wird, dass wir es mit 'geist' übersetzen müssen (*le Génie du Christianisme* usf.). — das problem des gegensatzes von tod und leben kommt übrigens auch in dieser abteilung zum ausdruck, die der 1882 noch fehlende grandiose 'Chor der Toten' abschliefst, der sich zu 'Auf Ponte Sisto' ähnlich verhält wie 'Unter den Sternen' zu 'Das Heute'.

[1] Jac. Burckhardt, Die cultur der renaissance I 14 anm. 3 spricht von dem 'verein von kraft und talent', 'der bei Macchiavell *virtu* heifst und auch mit *sceleratezza* verträglich gedacht wird, zb. Discorsi I 10 bei anlass des Sept. Severus'. auch das liefse sich allenfalls mit 'genie' widergeben.

Brechts fünftes und sechstes capitel können die resultate zusammenfassen, sowol nach der subjectiven seite, indem nun erst hier das eben schon angedeutete verhältnis der einzelnen abteilungen zu einander eingehend besprochen und die composition als ausdruck der problemwelt Meyers gewürdigt wird, wie nach der objectiven, indem auch die künstlerische leistung beleuchtet wird. das schlusscapitel macht sozusagen die probe aufs exempel, da jetzt von der fünften, bisher allein berücksichtigten auflage auf die früheren ausgaben zurückgegriffen und gezeigt wird, wie die später entstandenen gedichte in das 1882 entworfene schema eingefügt sind.

Eine reihe wertvoller einzelbemerkungen findet sich zerstreut, so dass das buch in verbindung mit den arbeiten von Kraeger und Moser, die es an feinfühligkeit und sorgfalt weit übertrifft, recht wol als die willkommene grundlage eines commentars zu Meyers gedichten betrachtet werden kann. es zeigt sich wider einmal, wie ernste philologische arbeit letzten endes auch dem ästhetischen genuss dient. wenn die vorrede andeutet, dass uns eine betrachtung wie die vorliegende in zwiefacher hinsicht bereichern werde: in dem verständnis der seelischen structur des dichters und 'vielleicht darüber hinaus im verständnis gewisser gesetze des lyrischen schaffens überhaupt', so tritt der zweite gesichtspunct freilich sehr zurück. ein paar zusammenfassende bemerkungen wären erwünscht gewesen.

Jena. **Victor Michels.**

LITTERATURNOTIZEN.

Bergbau in der vorzeit I von **Julius Andree.** bergbau auf feuerstein, kupfer, zinn und salz in Europa. mit 27 textabb., 179 tafelabb. und 3 tabellen [= Vorzeit, nachweise und zusammenfassungen aus dem gebiete der vorgeschichtsforschung, herausgegeben von Hans Hahne, band 2]. Leipzig, Kabitzsch 1922. 72 ss. kl. 4°. — Das buch ist eine erweiterte neubearbeitung des aufsatzes des verfassers in Hahnes '25 jahre siedelungsarchaeologie' (Mannusbibliothek 23). aber aufser dem dort behandelten bergbau auf kupfer und salz ist auch ein besonderer abschnitt dem wichtigen abbau des feuersteins und den meist freilich wenig sicheren funden die auf vorgeschichtliche zinnwäscherei und zinnbergbau hinweisen gewidmet. alles durch die fachlitteratur bekannt gewordene material ist sorgfältig zusammengetragen und wird durch viele, meist ausreichende und klare federzeichnungen illustriert. auch das ganze in diesen gruben gefundene handwerkszeug wird eingehend behandelt und im bilde vorgeführt. das gute litteraturverzeichnis ermöglicht bequemes nachprüfen und weiterstudium. für tagbau auf feuerstein kann ich eine ziemlich ausgedehnte station bei der ferme 'zum guten Alten' westlich Masnières bei Cambrai hinzufügen,

die dort durch unsere schützengräben angeschnitten wurde; die aufgenommenen pläne sind aber in der tankschlacht bei Cambrai verloren gegangen. das Andreesche buch kann als eine bequeme, gründliche und klare zusammenstellung unserer kenntnisse über die vorgeschichtlichen bergwerke, für die vor allem durch die schöne, reich ausgestattete publication der salzburgischen bergwerke von Kyrle und Klose (Österreichische kunsttopographie band XVII) das interesse sehr gewachsen ist, warm empfohlen werden. in einem anhang sind auch die dürftigen tatsachen die eine bergmännische gewinnung von kalkspat, ocker und bergkristall in Frankreich und Belgien bezeugen zusammengestellt.

Walther Bremer.

Germanische fibeln unter berücksichtigung des Pyrmonter brunnenfundes von **Erich Frischbier.** [Mannusbibliothek nr 28.] mit 1 abb. und 14 tafeln. Leipzig, Kabitzsch 1922. 102 ss. gr. 8°. — Die arbeit ist eine Hallenser dissertation, die aus Hahnes schule hervorgegangen ist, und behandelt die typologische entwicklung der germanischen und keltischen fibeln der römischen kaiserzeit im anschluss an den Pyrmonter brunnenfund. dieser wichtige fund von etwa 230 fibeln wurde 1863 bei der neufassung des Pyrmonter mineralbrunnens zusammen mit einem bronzenen römischen schöpfgefäfs, 3 silberdenaren (Domitian, Trajan, Caracalla) und einigen anderen gegenständen gemacht, und er ist schon häufig behandelt worden. auch Almgren (Studien über nordeuropäische fibelformen, 1897), auf dessen untersuchungen alle späteren arbeiten über die kaiserzeitlichen fibeln aufbauen, hat diesem funde schon einen besonderen kurzen abschnitt gewidmet. die Pyrmonter spangen, die in viele museen zerstreut wurden, gehören den verschiedensten typen an. so eignet sich dieser fund ganz besonders zur grundlage für typologische untersuchungen. dabei kommt der verf. zu teilweise aufserordentlich wichtigen ergebnissen und führt uns in einer langen reihe von puncten weiter als Almgren, so dass man das buch als eine der wichtigeren neuerscheinungen auf dem gebiete der kaiserzeitlichen archäologie bezeichnen muss. nur hätte man wünschen mögen, dass F. sich einer gröfseren straffheit in der äufseren form der darstellung befleifsigte. fast alles hätte sich weit knapper und weniger weitschweifig sagen lassen. gerade Almgrens buch konnte ihm da zum vorbild dienen. aufserdem ist nicht zu leugnen, dass F. der formentwicklung der fibeln mit einer so starken liebe und gründlichkeit nachgeht, dass sie bisweilen an haarspalterei grenzt. doch vermag das den grofsen wert der meisten resultate die er seinem material abringt nicht zu schmälern. nur einiges wenige kann hier hervorgehoben werden.

Die kaiserzeitlichen fibeln teilen sich in zwei gruppen, deren jede an den mittellatènetypus sich anschliefst, die erste an den

mit unterer, die andere an den mit oberer sehne. der formwandel der gewandhaften vom mittellatène- zum spätlatènetypus wird treffend als der übergang von der schmiede- zur gusstechnik charakterisiert. aus der ersten gruppe wird zunächst der untersehnige spätlatènetypus, dem das formal älteste stück des Pyrmonter fundes angehört, in seiner entstehung auf das Ostalpengebiet festgelegt und sehr glaublich den Boiern zugeschrieben. erst nach der einwanderung der Markomannen in Böhmen kommt diese form kurz nach 9 v. Chr. zu den Germanen. aus dieser Boierspange entwickeln sich die schüsselfibel und der Nauheimer typus einerseits, und im gebiete der Langobarden an der unteren Elbe die eingliedrige armbrustfibel mit breitem fuſs anderseits, die bis in das 2 jahrhundert hinein in mode bleibt. von dieser frühkaiserzeitlichen armbrustfibel — nicht, wie man bisher annahm, von einer der untersehnigen spätlatèneformen — ist nach F. die in den rheinländischen gräbern der kaiserzeit allgemein verbreitete legionsfibel abzuleiten. damit ist ein neuer wichtiger chronologischer punct gewonnen worden, denn die eingliedrige armbrustfibel kann erst um 50 v. Chr. ins Rheinland gekommen, die legionsfibel füglich erst in dem darauf folgenden jahrzehnt dort entstanden sein. dazu stimmt das spärliche vorkommen der letzteren im Hofheimer lager und ihre häufigkeit in Neuſs. so ergibt sich als sicher, was schon Dragendorff erkannt hatte, dass die zwei Halterner spätlatènefibeln, durch deren falsche typologische einreihung man diese legionsfibel bis in die augusteische zeit hinaufrücken wollte, nichts mit diesen zu tun haben können. wenn diese legionsfibel kurze zeit auch in Pannonien bräuchlich wird, so bringt F. das mit groſser wahrscheinlichkeit mit den bekannten legionsverschiebungen nach der niederwerfung des aufstandes des Saturninus im jahre 89 in zusammenhang. für die formentwicklung der zweiten reihe kaiserzeitlicher fibeln, der mit oberer sehne, stellt F. im anschluss an eine m.w. zuerst von Kostrzewski (Die ostgermanische kultur der spätlatènezeit s. 19) gemachte beobachtung fest, dass man keltische und germanische formgebung fast überall scheiden kann. die zurückgebogene lage der sehne, bei der die ganze spiralrolle auſserhalb des fibelbügels ligt, ist für die Kelten, die zurücknahme der spiralrolle, bei der der bügeldraht vor beginn der windungen einen knick nach innen beschreibt, für die germanischen spangen dieser art bezeichnend. in der fortführung dieser gedankengänge ergibt sich ein neues wichtiges resultat, dass nämlich der typus der spätlatènefibel mit oberer sehne germanischen ursprungs ist, und dass die im keltischen gebiet auftretenden typen dieser art in den einzelnen entwicklungsstadien vom Germanenland beeinflusst sind. von dieser spätlatèneform stammen die drei wichtigsten gruppen der römischen zeit ab, die eingehend behandelt werden: die balkenfibeln (und augenfibeln), die kräftig profilierten fibeln

und die fibeln mit zweilappiger rollenkappe, während die kniefibeln (Almgren V serie 9) direct an das mittellatèneschema anknüpfen. alle diese genealogischen zusammenhänge sind in einer tafel verzeichnet, die aber inzwischen übersichlicher als beilage zu einem vortrage F.s im 3. ergänzungsband des Mannus taf. VII erschienen ist. wie man sieht, ermöglichen die typologischen untersuchungen F.s eine reihe wichtiger chronologischer und ethnologischer schlüsse. **Walther Bremer.**

Studien zur mittelalterlichen keramik von **Konrad Straufs.** mit 37 abb. und 4 tafeln. [Mannusbibliothek nr 30.] Leipzig, Kabitzsch 1923. 48 ss. 8°, grz. 2,50. — Kaum ein gebiet der deutschen altertumskunde ligt so sehr im argen wie das der mittelalterlichen keramik. dem vorgeschichtsforscher, der sich für sein gebiet der grofsen wichtigkeit der tohnware für chronologische schlüsse und culturelle zusammenhänge klar bewust ist, erscheint sie zu modern, dem kunsthistoriker zu unbedeutend, und auch der historiker hat sich kaum jemals ernsthaft bemüht, ihre wortlose sprache zu verstehn. nicht einmal bei den ausgrabungen hat man sich immer die mühe gegeben, die reste mittelalterlichen tohngeschirrs zu sammeln. erst in allerneuster zeit ist das anders geworden. namentlich SLoeschcke in Trier hat das verdienst, die chronologie der mittelalterlichen keramik energisch in angriff genommen zu haben (Jahresber. d. Prov.-museums Trier 1916/7 s. 63f, Trierische Heimatblätter I 1922 s. 5f. 138f. 172f), und auch Luthmer in Cassel hat reiches material für diese fragen gesammelt. Str. legt jetzt einen versuch einer chronologie der ostdeutschen keramik vom 12—16 jh. vor. die culturelle beeinflussung des ostens durch den westen, die schon in der slavischen keramik deutlich ist, tritt seit der germanisierung besonders klar hervor, und es ist sicher, dass bei genauerer durcharbeitung der keramik auch auf die wege der widergermanisierung des ostens neues licht fallen wird. die materialsammlung, die den ersten teil der vorliegenden arbeit ausmacht, ist sehr reich, gibt aber natürlicher weise nur einen willkürlichen ausschnitt wider; leider ist sie wenig übersichtlich, so dass zb. der Ketziner töpfereifund zweimal behandelt ist. umso klarer ist der zweite teil, der die formentwicklung und die haupttypen der einzelnen jahrhunderte behandelt. durch begleitfunde fest datierte gefäfse geben dabei die stützpuncte. auch in den gefäfsen spiegelt sich das formempfinden der einzelnen zeiten wider, von den romanischen kugeltöpfen zu den schlanken gotischen bechern mit oft wellig ausgedrücktem fufs und den meist reich decorierten und glasierten renaissancevasen. hoffentlich ist dieser wertvolle beitrag nur ein anfang zu weiteren arbeiten des verf.s auf dem dankbaren und schönen gebiet. dem herausgeber der Mannusbibliothek aber muss man dankbar sein, dass er auch der von allen seiten stiefmütterlich behandelten mittelalterlichen hauskeramik in seiner sammlung einen platz eingeräumt hat. **Walther Bremer.**

Die germanischen stämme und die kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen kaiserzeit von **Erich Blume.** II. teil: Material. aus dem nachlass herausgegeben von Martin Schultze. [Mannus-bibliothek hrsg. von prof. dr G. Kossinna, nr 14.] Würzburg, Kabitzsch 1915. XIII u. 212 ss. gr. 8⁰. — Die vorliegende veröffentlichung zeugt von der gründlichkeit mit der ihr verfasser sein im titel genanntes buch vorbereitet hat. wir sehen hier das material auf dem sich jenes aufbaut, bis auf einige vom herausgeber vorgenommene zusätze und berichtigungen von B. selbst zusammengestellt. mit wehmut blättern wir in diesem fundkatalog, der uns das bild des so hochbegabten, durch ein tückisches schicksal uns entrissenen jungen urgeschichtsforschers vor augen führt und uns überdies in seiner ausstattung daran erinnert, was für veröffentlichungen vor 8 jahren noch möglich waren. **R. Much.**

1. **Maurice Cahen,** Études sur le vocabulaire religieux du vieux-scandinave. La libation [Collection linguistique publiée par la société de linguistique de Paris IX.] Paris, Champion 1921. 325 ss. 8⁰. — 2. **Ders.,** Le mot 'dieu' en vieux-scandinave [Collection etc. X]. ebda. 81 ss. 8⁰. — 1. Von einem französischen linguisten, der sich in Skandinavien mit den nordischen sprachen und litteraturen vertraut gemacht hat, wird hier der ganze mit dem trinken zusammenhängende wortschatz des skandinavischen eingehend untersucht und besprochen: mit beständiger beziehung auf den religiösen hintergrund aller trinksitten. das buch ist in seiner breiten ausführlichkeit auch für den laien interessant und verständlich, aber deshalb doch auch für den fachmann nicht wertlos, schon wegen des reichen zusammengetragenen materials. besonders auf den abschnitt 'Le toast' und das dort über die ablösung des älteren *full* durch jüngeres *minni* beigebrachte sei hier verwiesen.

Die sachen mit denen die wörter zusammenhängen interessieren den verf. sichtlich weniger, von den religiösen gesichtspuncten abgesehen. aber auch von seinem standpuncte aus hätte er sich vielleicht mit der geschichte vom Kvasir befassen dürfen, in der ein streiflicht fällt auf einen altertümlichen, durch kauen — wahrscheinlich einer stärkehaltigen wurzel — hergestellten rauschtrank und auf dessen gemeinsame bereitung durch friedenschlieſsende parteien. auch mit den etymologieen beschäftigt sich C. nicht sonderlich und einmal recht unglücklich, wenn er *laga* in *laga drykkja* 'einen trank bereiten', das doch nichts als das bekannte anord., schwed. *laga,* dän. *lave* 'bereiten' ist, von *lǫgr* 'liquide' ableitet und durch 'mouillier (le molt)' umschreibt. doch ist diese entgleisung keineswegs für das buch und seinen recht vorsichtigen verf. kennzeichnend. — 2. In derselben art beschäftigt sich C. in der zweiten schrift mit den nordischen worten für den begriff 'gott', besonders ausführlich was ihre

formelle seite, den genuswechsel, die flexion und das verhältnis der formen *goþ* und *guþ* zu einander betrifft. von den poetischen ausdrücken wird *regin, rǫgn* mit recht im sinne von 'gott' als gemeingermanisch angesprochen; das auch westgerm. verstärkende *ragin-* hat ursprünglich jene bedeutung, wie schon das seitenstück anord. *týframr* 'sehr tapfer', das mit *týr* zusammengesetzt ist, zeigt. auf das eigentlich etymologische geht C. auch hier nicht näher ein, obwol es interessante fragen in sich schliefst. so wäre es von religionsgeschichtlicher bedeutung, wenn sich nachweisen liefse, dass idg. *deivo-* zunächst nur ein singular ist und 'himmel, himmelsgott' bedeutet wie in lat. *sub dīvo.* und gott *guda-* 'das angerufene wesen' macht den eindruck eines deckwortes, eingeführt, weil man aus frommer scheu oder abergläubischer furcht die eigentlichen namen für gott und götter aufserhalb des cultactes nicht auszusprechen wagte. gar nicht behandelt ist das wort *āss,* das allerdings meist den angehörigen eines göttergeschlechts im gegensatz zu einem andern bezeichnet; aber die *ǣsir* sind daneben doch auch die götter schlechtweg. **R. Much.**

Archäologische erläuterungen zur Germania des Tacitus von **Georg Wilke.** mit 74 abbildungen im text. Leipzig, Curt Kabitzsch 1921. 84 ss. gr. 8⁰. — Es war ein recht glücklicher und schon durch die einseitigkeit und unzulänglichkeit aller Germaniacommentare gerechtfertigter gedanke, einmal das zusammenzutragen, was die bodenforschung zum verständnis und zur ergänzung und berichtigung des taciteischen berichtes beisteuern kann. auch die durchführung ist lobenswert für einen ersten versuch, trotz den nicht zu verschweigenden schönheitsfehlern die ihm noch anhaften, wozu ich vor allem die ausführungen über das vorgeschichtliche alter der runen rechne. am meisten auszustellen ist vielleicht an dem was W. aus germanistischer fachlitteratur in gutem glauben herübernimmt. und dafür trägt er selbst den geringsten teil der verantwortung. *Leudisio* und *Maguso* sind sicher falsch construierte namenformen, von den verfehlten deutungen abgesehen, und auch die erklärung 'der männermordende' für den beinamen *Halamardus* des Mars ist nicht glaublich. das wort *segel* ist zwar ur- und gemeingermanisch, aber wahrscheinlich doch eine alte entlehnung aus dem keltischen, das dasselbe wort besitzt. was sich der verf. unter entbitterten eicheln vorstellt, dh. was für ein verfahren zur entbitterung ihm dabei vorschwebt, bedürfte näherer ausführung. die im südlichen Europa zur menschlichen nahrung verwendeten eicheln entstammen einer anderen eichenart, bedürfen einer entbitterung nicht und können für eichelnahrung in Nordeuropa nicht sprechen. diese und andere kleine mängel fallen aber nicht ins gewicht gegenüber dem nutzen den die schrift zumal in der hand des mittelschullehrers stiften kann, und angesichts der zahlreichen bei einem grofsen teil der gebildeten eingewurzelten irrtümer, die sie berichtigt. **R. Much.**

Kulturgeschichte der urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen mittelalter (bis 919 nach Christi geburt) von **Rudolf Goette.** Bonn und Leipzig, K. Schroeder 1920. 274 ss. gr. 8⁰. — Es handelt sich bei diesem buche, das auf seinem äufseren umschlag den noch unzutreffenderen titel 'Kulturgeschichte der Urgermanen' führt, in würklichkeit um eine geschichtsdarstellung, bei der aber allerdings das culturgeschichtliche mit gröfserer ausführlichkeit behandelt wird als es gewöhnlich geschieht. dabei tritt der verf. mit besten absichten und ohne vorurteil an seine aufgabe heran und hat sich, wie die auf jeden fall dankenswerten litteraturangaben zeigen, nicht wenig mühe gegeben. es zeigt sich aber bei ihm wie bei manchem andern, dass in den anfängen deutscher geschichte keiner sich zurechtfindet oder gar zum wegweiser taugt, dem germanistische schulung abgeht. es sind vielleicht in wenigen fällen eigene irrtümer die er vorträgt; aber in ungezählten andern findet er veralteten, längst überholten aufstellungen der fachlitteratur oder ganz dilettantischen meinungen gegenüber nicht den richtigen standpunct. so sind ihm, um nur einige beispiele anzuführen, die Embscher nach den Ampsivariern, Quakenbrück nach den Chauken, Hersfeld (*Heroluesfeld*) und Herbstadt (*Herolfestat*) nach den Herulern benannt. begreiflicherweise leiden unter solcher schwäche mehr die ersten abschnitte des buches, die der vorzeit und frühgeschichtlichen zeit gewidmet sind, als die späteren, für die litterarische quellen reichlich fliefsen. das werk würde im ganzen sehr gewonnen haben, wenn dem verf. für jene gebiete die sich seinem verständnis zum teil entzogen, ein sachkundiger berater zur seite gestanden hätte. **R. Much.**

Die Germanen und das christentum von **Walther Classen** [Das Werden des deutschen Volkes 4. heft]. Hamburg, Hanseat. verlagsanstalt a.-g. 1920. 184 ss. 8⁰. — Schon die inhaltsangabe dieses büchleins mit drei hauptabschnitten 'die Völkerwanderung und die Heimat', 'das Frankenreich', 'das deutsche Volk tritt in die Welt' lässt erkennen, dass sein titel zu seinem inhalt schlecht passt. es bietet uns wesentlich eine darstellung geschichtlicher ereignisse, verliert aber dabei mitunter ganz bewust den boden der quellenberichte unter den füfsen und sucht durch einschübe im stil des historischen romanes über dunklere zeitläufte hinweg und dem interesse des lesers näher zu kommen. wie frei der verf. dabei verfährt zeigt sich zb. s. 138, wo er ein altsächsisches salamanderreiben schildert. von dem innerlichen verhältnis der Germanen zum christentum erfahren wir recht wenig, und nur jener strom des Germanentums wird überhaupt näher ins auge gefasst, der in das deutsche volkstum mündet. wissenschaftlichen wert wird der verf. für seine arbeit selbst nicht beanspruchen. aber deshalb könnte er doch das gotische vaterunser ohne vier störende fehler wider-

geben, brauchte nicht Hermannarich, Gothen, Greuthungen, Thervingen, Balten, Longobarden zu schreiben oder die käsebereitung von den Baiern in die Alpengegenden einführen zu lassen, die sie selbst dereinst im osten als nachbarn der Finnen gelernt hätten. am besten und einwandfreiesten sind die ganz in das gebiet der geschichte fallenden, in warmem ton geschriebenen abschnitte, die Karl und Otto dem Grofsen gewidmet sind.

R. Much.

Valtýr Guđmundsson, Islandsk grammatik, Islandsk nutidssprog. København, Hagerup 1922. VIII u. 191 ss. 8°. — Für die bewältigung des neuisländischen ist man seit kurzer zeit gut ausgestattet, begreiflicherweise durch arbeiten von Isländern. ref. erinnert sich der zeiten wo er dem dürftigen bändchen von Carpenter etwas abzugewinnen suchte, und wo es ums wörterbuch ganz schlimm bestellt war. jetzt haben wir V. Guđmundsson für ein grammatisches lehrbuch zu danken von ausnehmender reichhaltigkeit. es ist als 'praktisches lehrbuch' gedacht, befriedigt aber die wissbegier des gelehrten benützers. sprachgeschichtlich will es sich im ganzen nicht einstellen. der vf. verteidigt sein mehr descriptives vorgehn insbesondere in der beugungslehre. man würde ihm darin noch mehr zugeben: die nominalbeugung liefse sich wol kräftig vereinfachen, wenn man die herkömmlichen achtcasus-schemata wegwürfe und nur die wandelþaren casus durchspräche (bei den masc. auf *-(u)r* dat. gen. sing., nom. acc. plur. usw.).

Zwischen geschichte und beschreibung sucht auch das capitel über die 'Lautübergänge' (22—45) zu vermitteln, und da ergeben sich denn schon bedenklichere formulierungen: *lýsa* 'von' *ljós*; *liggja* unter *g-k*-umlaut; *gista* 'für *gesta*, von *gestur*'; *vopn* als progressiver labialumlaut; *sveppur* als schwächung des *ō* vor doppelconsonant; *rita* als 'sporadische' vocalkürzung vor einzelconsonant; *annan* für *annar-an*; *finna* 'für *finda* für *finþa*' u.v.a.m. solche dinge rechtfertigen sich nicht aus dem bedürfnis des nichtlinguisten. wie man einen lautstand unter dem gesichtswinkel des lautwechsels behandeln kann, zeigt Pauls Mhd. grammatik.

Der abschnitt über die aussprache verzichtet ausdrücklich auf articulatorische beschreibungen, geht aber auf all die mannigfaltigkeit ein (zb. für geschriebenes *g* elf aussprachen) und gibt eine vorstellung von den schier entmutigenden schwierigkeiten der neuisländischen lautform. zu *d* trag ich nach, dass zwischenvocalisches *d*, in *Vídalín*, für mein ohr ungehauchtes *t* ist; und zu *o* frag ich, ob V.G. die aussprache *u̯ō* in offener silbe nicht anerkennt, die dem ref. auf seiner zweiten reise (1913) oft auffiel: *Sku̯ōtar*, *lu̯ōkađ*; ziemlich wie ital. *uo* in *buono, fuoco*. freund Bj. M. Olsen wollte damals auch nichts davon wissen.

Arlesheim. **A. Heusler.**

Nellie Slaytton Aurner, Hengest, a study in early english

hero legend (University of Iowa Studies, Humanistic studies, vol. II nr 1). published by the university, Iowa city 1921. 76 ss. 8⁰ u. 44 ss. tabellen. — Was der untertitel in aussicht stellt, einen beitrag zur heldendichtung, enthalten nur die elf seiten 56 ff. die vf. verficht hier die einheit des kentischen eroberers Hengest mit dem rächer des Hnæf in der dichtung; aber nur so dass diese erlebnisse beim Friesenkönig Finn in die vorbritische zeit des eroberers fielen: die beidseitigen taten oder erzählmotive stünden also unabhängig da, nur dass Hnæfs rächer, als Sachse, mit seinem (dänischen) herrn nicht gleichen stammes sein dürfte, was die vf. darin bestätigt findet dass er, der 'outsider', bei der rache an Finn zurücktrete. in diesem und andern puncten kann ihr bild von der sagenhandlung schwerlich überzeugen. die gleichsetzung der zwei namensvettern ist nicht wahrscheinlicher geworden. zeitgenossen brauchen sie n i c h t zu sein (Anz. XLI 32), und dass 'charakter und situation' übereinstimmten, kann man doch würklich nicht behaupten.

Alles übrige durchgeht ausführlich die chronisten- und litteratenerfindungen, die sich an den geschichtlichen Hengest ansetzten bis herab ins 17 jahrhundert, auch die fabeleien friesischer gelehrter um 1600. die vf. spricht von einem 'growth of the Hengest legend'. es handelt sich um sage von dem schlag wie sie bei den ungarischen chronisten oder bei Aventin steht. ohne jeden belang sind auch diese federschnörkel nicht, aber eine kennzeichnung der einzelnen verfasser ergäbe sich doch nur aus einem breitschnitt, der ihre stellung zu der g e s a m t e n vorgeschichte aufwiese. eine arbeit die inzwischen Matter in einem dicken bande angestellt hat (Englische gründungssagen, Anglist. forschgen h. 58).

Arlesheim. **A. Heusler.**

P a r a d i s u s a n i m e i n t e l l i g e n t i s (Paradis der fornuftigen sele). aus der Oxforder hs. cod. Laud. misc. 479 nach E. Sievers abschrift herausgegeben von **Philipp Strauch** [Deutsche Texte des Mittelalters bd. 30]. Berlin, Weidmann 1919. XL u. 170 ss. 8⁰. — Es handelt sich um jene sammlung von 64 predigten (1—31 sermones de tempore, 32—64 sermones de sanctis) oder besser predigtabrissen (denn es ist kein zweifel, dass die predigten selbst alle länger waren und in der widergabe des sammlers einem kürzenden princip unterlagen) aus der Thüringer mystik, dem predigerkloster zu Erfurt, von denen einige schon von Sievers (Zs. 15, 373), Preger, Zuchhold veröffentlicht waren. von meister Eckhart selbst rühren nach dem index des sammlers 31 her, die übrigen von namhaft aufgeführten predigern aus seiner umgebung, über die man nun neuerdings bald einmal zusammenfassendes sagen muss. die hs. (s. Priebsch I 148 nr 147) ist kein original, sie stammt aus dem Mainzer Karthäuserkloster auf dem Michelsberg (Erfurt gehörte ja zu Mainz), zeigt

westmd. mundart des 14 jh.s, durch deren kurze, sorgfältige analyse Strauch einen wertvollen beitrag zu einer md. grammatik in mhd. zeit liefert, die uns leider noch immer fehlt. Str. erhöht den wert der ausgabe durch eine bibliographie der einzelnen predigten, soweit sie sich ermitteln liefs, und durch die mit hilfe von KBihlmeyer und MGrabmann verfassten quellen- und citatennachrichten aus patristik und scholastik. aber es fiel mir schon früher bei der Notkerforschung und dann wider bei Schönbachs vielfachen studien auf, dass man aus diesen feststellungen schon schlüsse auf die wissenschaftliche schulung der autoren ziehen zu können glaubt, als ob sie nicht aus zweiter und dritter hand, aus commentaren udgl. hätten schöpfen können (s. übrigens eine einschränkende bemerkung Strauchs in diesem sinn auf s. XXIX).

H. Naumann.

Frühneuhochdeutsches glossar von **Alfred Götze** [= Kleine Texte für vorlesungen und übungen hg. von Hans Lietzmann nr 101]. 2 stark verm. aufl. Bonn, Marcus & Weber 1920. XII u. 240 ss. 8°. — Die zweite auflage dieses überaus nützlichen glossars darf bei allen die frühnhd. schriftsteller im urtext lesen einer noch freundlicheren aufnahme sicher sein als die erstausgabe. zwar kann und will auch die neue, um mehr als 100 ss. vermehrte auflage so wenig erschöpfend sein wie die erste; aber ein vergleich nur weniger spalten bezeugt, wie weit G. diesmal über den gelungenen ersten wurf bereits hinausgekommen ist. und wenn künftige auflagen das begonnene fortsetzen, dann wird der vf. die in angriff genommene aufgabe, die im bestande der einschlägigen hilfsmittel bisher vorhandene lücke auszufüllen, bald restlos gelöst haben. ausmafs und auswahl des künftig noch aufzunehmenden wortschatzes, besonders des seltnen, zt. nur einmal belegten, lassen sich nicht leicht bestimmen: hier können nie alle wünsche in erfüllung gehn. werden indessen seltne wörter und würkliche oder vermeintliche ἅπαξ εἰρημένα aufgenommen, dann wüste namentlich der germanist auch gern den genauen beleg. wenn die einrichtung des buches die mitteilung solcher belege bisher verbot, so möcht ich anregen, ob G. uns nicht eine erweiterte, nur für den fachmann bestimmte parallelausgabe schenken möchte, die überdies auch raum gäbe für knappe historisch-grammatische und wortkundliche bemerkungen. ein verzeichnis der lücken auf die ich im glossar stiefs muss ich mir an dieser stelle aus gründen der raumnot versagen.

G. Bebermeyer.

Frühneuhochdeutsches lesebuch von **Alfred Götze.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1920. IV u. 140 ss. 8°. — Auch mit diesem buch hat G. einen glücklichen wurf getan und dem akademischen unterricht ein ebenso bequemes wie brauchbares hilfsmittel geschenkt. sollen frühnhd. übungen erspriefslich sein, dann müssen sie den studenten mit der sprach-

entwicklung des gesamten zeitraums, mit dem ganzen reichtum der mundartlichen verschiedenheiten und litteraturgattungen vertraut machen. ein solches verfahren stöfst nun heute mehr denn je bei der textbeschaffung auf schwierigkeiten. wer sich aber damit begnügen wollte, solchen übungen nur den einen oder andern leicht zugänglichen text zugrunde zu legen, müste von vornherein auf eine umfassende behandlung der probleme verzichten. diesen schwierigkeiten will Goetzes lesebuch abhelfen. der wert eines solchen hilfsmittels steht und fällt mit der art der auswahl und anordnung. die brauchbarkeit des vorliegenden lesebuchs hat sich mir in übungen praktisch aufs beste erwiesen. die getroffene auswahl nach den erwähnten gesichtspuncten scheint mir im ganzen gut gelungen. für die sicher zu erwartende 2 auflage möcht ich jedoch einige vorschläge zur nachprüfung äufsern. einmal halt ich dafür, die anfangsgrenze um ein volles jahrhundert, also bis in die mitte des 14 jh.s etwa, zurückzustecken, denn schon jene periode hat für den entwicklungsprocess der zur gemeinsprache führt besondere bedeutung. sodann ist das ostmitteldeutsche zugunsten des südwestdeutschen zu kurz gekommen: namentlich das böhmische und schlesische jener frühzeit fehlt ganz. davon sollten aber einige wenige handschriftliche proben dem gesamtbild nicht fehlen. auch der abschnitt 18 (Luther) müste noch mehr ausgebaut werden; denn wenn wir auch in dem reformator nicht mehr den schöpfer der nhd. schriftsprache feiern wie einst, die durchgreifende würkung seiner sprache sichert ihm nach wie vor eine centrale stellung in der sprachlichen bewegung. deshalb müsten auch als gegenstück zu den aufgenommenen vorlutherischen bibeldrucken einige proben aus der flut der nachdrucke der Lutherbibel gegeben werden. **G. Bebermeyer.**

Jim an' Nell von W. F. Rock, eine studie zum dialect von Devonshire von **Hans Wiegert** [Palaestra 137]. Berlin, Mayer & Müller 1921. 344 ss. 8⁰. — Die dialekte in England beruhen trotz der geographischen umpflanzung vom festland zum inselland auf der geschlossenen stammesansiedlung. die erste nachhaltige erschütterung ihrer herschaft als eines gesprochenen und geschriebenen mediums erfolgt durch die Londoner schriftsprache und deren verbreitungsfactoren (buchdruckerkunst, gedruckte hochenglische bibel und verwantes). eine neue, in ihren folgen voraussichtlich viel radicalere existenzbedrohung der dialekte bahnt sich seit dem ende des 18 jh.s an: neue erfindungen — beginnender industriestaat — rückgang der landwirtschaft — industrialisierung landwirtschaftlicher bezirke (so Lancashire) oder entvölkerung durch umsiedlung innerhalb Englands neben auswanderung; — folgen: ausbau des verkehrswesens — gesteigerte freizügigkeit zu zwecken des geschäfts, der erholung, des vergnügens, die beiden letzteren durch modern-sociale strömungen

ständig fortschreitend; — durch mechanisierung der production in verbindung mit vermehrtem und verbessertem elementarunterricht, riesenhafte verbreitung schriftsprachlicher litteratur einschl. der durch kurze entfernungen und glänzende verkehrsmittel überall erstaunlich schnell gelieferten und infolge der starken politisierung eifrigst gelesenen zeitungspresse. — durchwürfelung der sprachträger sowie beeinflussung durch die neue sprachliche umgebung und das gedruckte hochenglisch trübten so allmählich die reinheit der dialekte oder brachten sie gar zum verschwinden. — Der krieg hat durch das staatliche eingreifen (wehrpflicht, hilfsdienstpflicht, rüstungsbedarfsgesetze) ähnlich, aber zumeist wol nur mit vorübergehndem ergebnis gewürkt. wesentlicher in ihren folgen sind wahrscheinlich seine nachwürkungen durch neue umsiedlung und auswanderung.

Der rückgang der dialekte führte in England zunächst im zusammenhang mit englisch-conservativer pflege des hergebrachten, der gelegentlichen romantisch-nationalen widerbelebung des altertums und neuerdings mit landsmannschaftlichen bestrebungen zu volkskundlich-litterarischer oder gesellschaftlich-humoristischer pflege der dialekte. auf das dilettantische folgte erst, wie stets in England, das wissenschaftliche (theoretisch-historisch vor allem durch Ellis und Wright, praktisch und mit hilfe der neuen erfindung geeigneter sprechapparate namentlich durch Moorman in Leeds). vor dem kriege konnte sich trotz schwierigkeiten bezüglich volkstum, entfernung, kosten an der wiss. erforschung auch die deutsche anglistik beteiligen, und die vorliegende arbeit ist ein glied in dieser nun wol durch die not der zeit abreifsenden kette. der vf. hat im sept. 1913 studien an ort und stelle gemacht und durch vier grammophonaufnahmen (Doegen, International talking machine co., jetzt Lautamt der preufs. Staatsbibl.) weiter basiert. eine wertvolle bibliographie der dialect-litteratur und eine litt. betrachtung des dichters W. F. Rock werden der methodischen erörterung vorangestellt. es folgen die texte mit phonetischer transcription und hochenglischer übertragung. das 4. cap. bringt die leselehre, das 5. das lautgeschichtliche. die schwierigkeit solcher dialektuntersuchungen ligt teils an den dialektträgern und ihrer zuverlässigkeit, teils an dem forscher, teils an der deutung der laute, auch auf grund der plattenaufnahmen und der richtigen einstellung bei der vorführung. wir sind also von vielem abhängig was nur zum teil und nicht überall nachzuprüfen ist, und müssen zunächst einmal überhaupt für die gebotene leistung dankbar sein.

Greifswald. **Heinrich Spies.**

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische landeskunde. 45. jahrgang (1922), redigiert von Adolf Schullerus. Hermannstadt, Krafft 1922. (IV u.) 92 ss. 8⁰. — Mit hoher freude begrüfsen wir das forterscheinen

dieser altbewährten zeitschrift unter der neuen fremdherschaft und ersehen auch aus dem jüngsten jahrgang, dass das volkstum unserer fernen stammesgenossen ungebrochen, ihr geistiges leben und wissenschaftliches streben so rege wie je ist. das bezeugen die litteraturberichte, der bericht über die 64. generalversammlung des vereins, die erste seit dem ausbruch des krieges, das bezeugt der wissenschaftliche inhalt des heftes, das neben allerlei kürzern mitteilungen und miscellen zwei gröfsere abhandlungen von allgemeinem interesse bringt. GMüller und ASchullerus behandeln (s. 1—15) jener den begriff, dieser den namen *Siebenbürgen*, eindringend und keine schwierigkeit verschweigend, aber gerade dadurch höchst lehrreich: der name bezeichnete früher nur einen teil des landes 'Transilvania'; er erscheint auf das geschlossene von Deutschen bewohnte territorium beschränkt, ohne dass doch seine entstehung mit dem gebiet des Sachsenlandes in zusammenhang stünde; die bedeutung der sieben 'burgen' (castra) bleibt nicht völlig aufgeklärt, und ebensowenig ihr verhältnis zu den sieben 'stühlen' (sedes). — noch wichtiger ist der aufsatz von AScheiner, 'Echte mundart', nach dem Siebenbürgisch-sächsischen wörterbuch (s. 33—46. 57—79), den sich kein benutzer dieses idioticons entgehn lassen darf. er erläutert warum dort nicht von 'reiner mundart' die rede ist, wie so natürlich auf altdeutschem boden, sondern eben von 'echter mundart'; unter ihr ist die 'kernige bürger- und bauernsprache' verstanden, wobei die 'städtische halbmundart' nicht minder abgewehrt wird wie die 'gehobene sprache'. E. S.

Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte von **Richard Schröder.** 6 verbess. auflage, fortgeführt von **Eberhard frh. v. Künfsberg.** m. e. abbildung im text, vier tafeln u. e. bildnis. Berlin u. Leipzig, Vereinigg wiss. verleger 1922. IV u. 1124 ss. 8⁰. — Kein gebiet der germanischen altertumswissenschaft ist zur zeit so reich mit grundlegenden darstellungen und guten lehrbüchern versorgt wie die deutsche rechtsgeschichte. neben den beiden werken der altmeister von stärkster persönlicher eigenart: Brunners Deutscher rechtsgeschichte (I² 1906. II 1892) und vAmiras Grundriss des germanischen rechts (³1913) liegen Brunners Grundzüge in einer 7 aufl. vor, bearbeitet von Heymann (1919), ferner zwei 'Deutsche rechtsgeschichten' jüngerer gelehrter: H. Fehr (1921) und Cl. frh. v. Schwerin (²1915), von denen der letztere soeben in seiner Einführung in das studium der germanischen rechtsgeschichte (1922) eine nicht nur für den anfänger wertvolle ergänzung geliefert hat. neben diesen allen aber behauptet das breit angelegte Lehrbuch Rich. Schröders seinen festen platz, das den ganzen zeitraum von der urzeit bis zum j. 1900 umspannt, und im j. 1889 zum ersten male erschienen, jetzt in einer 6 aufl. abgeschlossen vor uns ligt. die gröfsere hälfte war beim tode des verfassers (2 jan. 1917) bereits ge-

druckt resp. gesetzt, die weitere herrichtung der neuen auflage hat prof. Eberhard frh. v. Künſsberg übernommen, der dem verewigten im letzten jahrzehnt persönlich nahestand, und er hat sie im sinne des verfassers und mit ebensoviel gewissenhaftigkeit wie pietät zu ende geführt, auch reichhaltige nachträge zur litteratur des ersten teils geliefert und das register, das ihm schon bei der 5 aufl. verdankt wurde, abermals gründlich revidiert und vermehrt (um 25 seiten!), so dass es nun auch den weitgehnden ansprüchen derer genügt die das lehrbuch als nachschlagewerk benutzen möchten. dazu aber ist es jetzt weniger durch verbreiterung der darstellung als durch abermalige starke vermehrung der litteraturangaben noch besser als vorher geeignet.

Richard Schröder war sein ganzes leben hindurch wie ein schaffender gelehrter so ein eifriger lerner, der jeden jungen mitarbeiter in seiner disciplin freudig willkommen hieſs und ihm und dem was er neues brachte gern einen platz in der litteratur, und wo es gieng auch im text einräumte. dies weitgehnde entgegenkommen, das im laufe der zeit seiner eigenen darstellung hier und da etwas schwankendes gegeben hat und die persönliche note mehr und mehr zurückdrängte, ist der vorzug, aber soviel ich es beurteilen kann, auch wol die schwäche seines reichhaltigen werkes. so wenig der umfang des textes gewachsen ist (von dem zuwachs von 108 seiten dürften vier fünftel auf die litteratur und das register fallen), weist doch auch dieser zahlreiche ergänzungen auf, welche die wachsamkeit des verfassers und seines nachfolgers bezeugen: gleich im ersten satze sind unter die indogermanischen völker die Tocharer eingereiht. unter den textvermehrungen vKünſsbergs macht sich besonders die benutzung des ihm unterstellten Deutschen Rechtswörterbuchs vielfach bemerklich, so zb. in § 62 'Strafrecht', § 63 'Gerichtsverfahren': die starke vermehrung der juristischen termini welche diese auflage erfahren hat (und im register berücksichtigt), macht sie auch für den deutschen philologen mehr noch als die früheren zu einem erwünschten handwerkszeug.

Die fortlassung der letzten tafel (gerichts-organisation des Deutschen reiches) wird kaum jemand beklagen. umso freudiger begrüſsen wir das vorangestellte bild Richard Schröders, das uns den geistesfrischen gelehrten und liebenswerten menschen in den besten tagen seines gesunden alters lebhaft vergegenwärtigt. aber schwerlich waren die schlussworte mit denen v. Künſsberg unterm 11 nov. 1918 die erste hälfte des werkes hinausgehn liefs, im sinne dieses mannes, der ein warmfühlender deutscher patriot und bei aller weitherzigkeit eine im tiefsten grunde pietätvolle und conservative natur war. hoffentlich hat der buchbinder in den fertigen exemplaren diese peinliche entgleisung beseitigt.

E. S.

Minner om guderne og deres dyrkelse i norsk[e]

stedsnavn av **Magnus Olsen.** Kristiania, Steensballes bogh. eftg. (H. Reenskaug) 1923. 40 ss. 8⁰. — Die kriegswirren haben wie so manches andere versäumnis auch verschuldet, dass Magnus Olsens inhaltreiches nnd auch für uns höchst interessantes werk 'Hedenske kultminder i norske stedsnavne I' (Kristiania 1915) hier nicht zur besprechung gelangt ist. indem ich nachdrücklich darauf hinweise, möcht ich die unterlassung ein wenig sühnen durch die anzeige einer kleinen schrift, welche die wichtigsten ergebnisse des buches für einen weitern, wenn auch zunächst nordischen leserkreis zusammenfasst. es handelt sich um die vollständige umarbeitung eines beitrags den ORygh zur 2 auflage von AMunchs 'Norrøne Gude- og Heltesagn' geliefert hatte: an die stelle dieser ersten autorität in der historischen topographie Norwegens ist jetzt O. getreten. er würdigt zunächst im allgemeinen das wertvolle religionsgeschichtliche material das in den norwegischen ortsnamen vorligt, spricht dann die wichtigsten vorkommen nach den (17) 'fylker' durch und endigt mit einer knappen schlussbetrachtung. in erster linie sind überall die onn. berücksichtigt welche an alten kirchenplätzen und an deren nächster umgebung haften. die erinnerung an heidnische tempel und heiligtümer noch altertümlichern charakters bewahren *Hof* (*Hov*), *Vang*, *-skjalf*, dann *Elg-* (got. *alhs*), *Horg*, *Lye* (**ljúg*), weiter all die namen mit *Gud-*, *Ve-*, *Helge-*, mit *Dis-* und *Hjelp-* (*Hjalpar-*) — dies letztere besonders interessant für uns, weil es genau so in den zahlreichen, bisher unerklärten *Helfenberg*, *Helfenstein* auf deutschem boden widerkehrt. was die einzelnen culte anlangt, so treten *Tor*, *Njord*, *Frøi*, *Frøia* und *Ull* besonders hervor, der letzte gewis eine überraschung, zumal neben ihm noch ein *Ullin* erscheint. wesentlich zurück stehn, wenn auch nicht so völlig wie auf Island, *Odin*, *Balder*, *Ty* — und eine letzte reihe bilden *Vidar*, *Våle*, *Frigg* (*Såga*?), *Forsete* und noch ein neuer gott: *Fillin*, dessen cult der Edda weit vorausliegen muss; unsicher bezeugt ist *Aegir* (s. 13). dass *Forsetlund* in Onsøy (s. 13) den gott zu sichern scheint, der uns schon um der allzu durchsichtigen etymologie seines namens willen als eine skaldische erfindung verdächtig war — so sehr dass ihn noch Siebs PBBeitr. 35, 546 mit hohn aus dem nordischen götterhimmel hinauswies —, wird auch die Fosete-frage in ein neues licht rücken. — Im einzelnen wird was Olsen geleistet hat noch manchen abstrich erfahren, kaum aber nennenswerten zuwachs.

Für Deutschland ligt die aufgabe natürlich ungemein schwieriger — trotz unserer frühen und reichen urkundlichen überlieferung. so wenig wie dem grofsartigen werke ORyghs und seiner nachfolger (KRygh und AKjær), den 'Norske Gaardnavne' (17 bände, Kristiania 1897—1919), dürfen wir hoffen, der leistung Olsens etwas gleichwertiges an die seite zu stellen

— etwas gleichergiebiges schon sicher nicht. die schwierigkeiten die zu überwinden, und die erträge die zu hoffen sind, hab ich in einem kleinen aufsatz 'Balder in Deutschland', Namn och Bygd 10 (1922), 13—19 angedeutet. **E. S.**

Über slawische und vordeutsche ortsnamen in Oberösterreich von **K. Schiffmann.** nachtrag zu Schiffmann, Das land ob der Enns 2 aufl. (München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1922). 12 ss. 8⁰. — Der verf. wendet sich stark gereizt gegen die kritik welche E. Schwarz (vgl. oben s. 75) an seinem buche (oben s. 76 f) geübt hat, und will nicht zugeben, dass hier eine gute, wenn auch wol gelegentlich überscharfe, linguistische methode gegen eine reihe von etymologischen einfällen ankämpft, die im wesentlichen auf die wörterbücher basiert sind. obgleich ich in slavicis und wol auch in celticis nicht besser zu hause bin als Schiffmann, hab ich doch den eindruck, dass Schwarz in der mehrzahl der fälle, wo er die deutsche herkunft gegen slawische ableitung verteidigt, recht behält, und vollends Sch.s keltische etymologieen, wie die von *Aitra, Aiterbach* (das ich jetzt als apotropäisch deuten möchte), sind nicht besser als die der alten sünder Mone und Buck. auch gegen mich wendet sich Sch. gelegentlich, der ich *Wimpassing Wintpôz(ing)* mit hinweis auf finn. u. onn. wie *Windschläg (Windstofs, Windbruch)* von den Slawen loslösen wollte. indem er mir das späte auftreten dieser gehöftnamen entgegenhält und mich mit der frage frozzelt: 'Sollte tatsächlich der wind erst seit dieser zeit so bösartig gehaust haben?' beweist er, dass er über das aufkommen und die rasche ausbreitung neuer namen innerhalb der jungen colonisation nicht nachgedacht hat. und wenn er seine leser belehrt: 'das wort *pôzen* findet man nur von der tätigkeit der menschenhand gebraucht', so verfährt er weit unvorsichtiger apodiktisch als irgendwo der so heftig getadelte Schwarz; ich brauche nur seinen landsmann Heinrich vMelk zu citieren: *chêre dîn schef ze stette, daz dich ... die sundern winde ... iht ane bôzen* Erg 650 ff. **E. S.**

Das lautsystem der niederdeutschen kanzleisprache Hamburgs im 14. jahrhundert mit einer einleitung über das hamburgische kanzleiwesen. akademische abhandlung von **Sven Lide** [Upsala 1922]. XII u. 132 ss. 8⁰. — Die fleifsige und gewissenhafte dissertation ist von Borchling angeregt und von Ag. Lasch gefördert worden und hat das nicht sehr ergiebige thema prompt erledigt. das ergebnis ist, dass dem nordniedersächsischen grundcharakter der mit dem stadtrecht von 1301 einsetzenden hamburgischen kanzleisprache von vorn herein westnd. sowol wie hochdeutsche elemente beigemischt sind, später aber das lübische gepräge der hansischen schriftsprache auch in Hamburg mehr und mehr hervortritt. der darstellung der lautlehre geht, wie es sich gebührt, ein ausführlicher

rechenschaftsbericht über das hamburgische kanzleiwesen, das vorliegende material und die hauptschreiber voraus. der schreiber Olricus de Mirica (s. 3), von dem die älteste nd. originalurkunde (1335) herrührt, dürfte doch wol eher aus dem städtchen Heide in Holstein stammen, als irgendwoher aus der 'Lüneburger heide'. und wenn v. 7 dem 'clericus uxoratus' das nd. *halfpape* gleichgesetzt wird, so ist das gewis ein irrtum: *halfpape* bedeutet weder dies noch, wie es bei Lübben-Walther heifst: 'angehender geistlicher, student', sondern ist der bastard eines pfaffen, ebenso wie *halbritter, halbherre* illegitime söhne von rittern und geistlichen (mönchen) sind; alle drei leben in heutigen familiennamen fort.

E. S.

Das Gothaer mittelniederdeutsche Arzneibuch und seine sippe. herausgegeben von **Sven Norrbom** [Mittelniederdeutsche Arzneibücher. herausgegeben von Conrad Borchling bd. I]. Hamburg 1921. 240 ss. gr. 8°. — Von der 'Düdeschen Arstedie' und der 'Practica Bartholomaei' der Gothaer hs. 980 haben wir zuerst durch Regel und Mielck (1872—1878) nähere kunde erhalten. zeitweise erhofften wir eine vollständige ausgabe von dem besten kenner dieser litteraturgattung auf niederdeutschem boden, von C. Borchling selbst; jetzt hat er diese einem schwedischen schüler überlassen, und der junge gelehrte, der sich seiner persönlichen leitung und unterstützung bis zum druckabschluss erfreute, hat dieses vertrauen gerechtfertigt: was uns hier vorliegt, ist eine der besten editionsleistungen welche die mittelniederdeutsche philologie aufzuweisen hat. die Düdesche Arstedie (DA.) stellt in der hauptsache eine gewaltige anhäufung von populären arzneiverordnungen dar, deren lexikalischer reichtum und wert längst bekannt war und nun hier in dem beigegebenen glossar (ss. 204—237) voll ausgeschöpft wird; weit weniger ergibt die übersetzung des Bartholomäus (B.), der eben ein gelehrtes werk ist. für DA. konnten neben der grundlegenden Gothaer zwei Kopenhagener und eine Rostocker hs. benutzt werden; die letztgenannte fällt für B. fort. die überlieferung ist für DA. recht compliciert, für B. bietet sie keine schwierigkeiten. ebenso ligt das quellenverhältnis für B. sehr einfach und ist bereits in einer Münsterschen dissertation von Willcke (1912) festgelegt worden: es handelt sich um die niederdeutsche umschrift eines hochdeutschen werkes, mit dem uns zuerst JHaupt (1872) bekannt gemacht hat. die DA. zerfällt in den medicinischen hauptteil und in einen astrologischen anhang; beider quellen und ihre beziehungen zu ähnlichen werken der hd. und nd. litteratur werden von N. aufgedeckt und die lässige arbeit des redactors nachgewiesen. ein in diesem falle, bei der zerstreutheit des materials, sehr nützliches und notwendiges litteraturverzeichnis beschliefst die schöne publication, die das Hamburger Deutsche Seminar mit unterstützung

der Bürgermeister-Kellinghusen-Stiftung sowie deutscher und schwedischer gönner des herausgebers ans licht bringen durfte. E. S.

Pelagia. eine legende in mittelniederländischer sprache. mit einleitung, anmerkungen und glossar. akademische abhandlung von **A. F. Winell**, lic. phil. Halle, Niemeyer 1922. XV u. 50 ss. — Der hier aus einer späten Stockholmer hs. veröffentlichte prosatext hat als eine schlichte übersetzung weder litterarischen wert noch besonderes sprachliches interesse, und was der herausgeber in der einleitung über die mundart (mnl. grundcharakter mit mnd. elementen in lautgebung und wortschatz) und in den anmerkungen zur erklärung beibringt, verrät einen anfänger mit schwacher rüstung; die besorgnis allerdings welche ein zweimaliges *lenē* für *leuē* gleich eingangs (s. VII z. 1 u. 5 v. u.) erweckt, bestätigt der textabdruck selbst nicht, der im ganzen den eindruck von sorgfalt und zuverlässigkeit macht. dass die überlieferung vielfach verbessert werden muste hat W. freilich nicht gesehen; selbst fehler wie *verstringhe* für *verstrickinghe* (II 60) werden nicht erkannt. recht wunderlich sind manche anmerkungen, und auch das glossar weist bedenkliche anstöfse auf, wie s. v. *diel*, wo W. trotz dem 'portionem' der lat. vorlage ganz in die irre geht: *diel* (= *deel*) IV 64 ist natürlich ebenso zu beurteilen wie *gestiente* VI 15, *ghehieten* VII 24. E. S.

Koromandel-Wedekind der dichter des Krambambuli-liedes von **Otto Deneke** [Göttingische Nebenstunden für Bücherfreunde herausgegeben von dr O. D. 1]. Göttingen, selbstverlag 1922. 80 ss. 8⁰. — Der ausgezeichnete bücherkenner und erprobte spurfinder hat die von AKopp begonnenen nachforschungen nach den lebensumständen Chph. Fr. Wedekinds mit gutem erfolg fortgesetzt: heimat und herkunft, geburts- und sterbedatum sind festgestellt, titel und würden erklärt — und doch wird gleichstrebenden nachfolgern noch immer einiges übrig gelassen; denn wo der dichter die schule besucht und seine universitätsstudien begonnen hat, welche eigenschaft ihn 1737—1741 zu Regensburg festhielt, ob er mit seinem herrn und gönner prinz Georg Ludwig von Holstein-Gottorp 1762 in StPetersburg gewesen ist, und schliefslich in welcher dienstlichen verwendung er seine letzten 1½ jahrzehnte in Kiel (wo er am 3. oct. 1777 68jährig als hochfürstl. eutinscher justizrat starb) zugebracht hat, das bleibt alles noch ungeklärt. für uns ist das wichtigste, dass W. den 'Krambambulist' höchst wahrscheinlich 1744 in Riesenburg in Westpreufsen als secretär des dragoner-regiments Holstein verfasst hat. die an die biographie (s. 3—41) angeschlossene 'druckgeschichte' (s. 42—45) verzeichnet namentlich die einzeldrucke dieses gedichtes, auf dem allein W.s junger litterarischer ruhm basiert, und das in der erweiterten fassung von 102 strophen s. 62—80 abgedruckt wird; voraus geht ihm eine verständige auswahl von 8 weitern stücken aus 'Koromandels Nebenstündigem Zeitvertreib' (s. 47—61). E. S.

Anzengrubers werke. gesamtausgabe nach den handschriften in zwanzig teilen, mit lebensabriss, einleitungen und anmerkungen herausgegeben von **Eduard Castle.** Leipzig, Hesse & Becker o. j. [1921]. 204. 271. 199. 203. 148. 189. 161. 163. 179. 336. 140. 283. 186. 284. 343. 198. 274. 196. 240. 410 ss. 8°, gebd. in 7 hlwbb. — Von Anzengrubers werken ist unmittelbar nach des dichters tode 1890—91 die von ihm selbst heifsersehnte gesamtausgabe in 10 bänden bei Cotta herausgekommen, besorgt von den freunden Bettelheim, Chiavacci, Schembera, die den schriftlichen nachlass benutzen konnten, aber zu den gedruckten werken doch nur eben die bauernkomödie 'Die Trutzige', beiträge zur selbstbiographie und aphorismen hinzufügten. mit ablauf der schutzfrist traten dann 1921 gleichzeitig zwei gesamtausgaben hervor: die eine (bei Schroll & co. in Wien) unter mitwürkung von Karl Anzengruber herausgegeben von RLatzke und ORommel (LR), 'kritisch durchgesehen' in 15 bänden (von denen mir bd 1—14 vorliegen), konnte den nachlass ohne einschränkung benutzen und bringt so gleich im ersten bande 'fragmente, skizzen und pläne zu dichtungen' (625 nummern), die einen höchst interessanten einblick in die keimzellen von A.s dichterischem schaffen und in die ganze weite seiner socialen, sittlichen und psychologischen interessen und beobachtungen gewähren, die andere, welche uns hier zur besprechung vorligt, durfte die handschriften, wenn ich den herausgeber recht versteh, nur eben für die bereits gedruckten werke heranziehen, bringt aber unter diesen manches vergrabene und verschollene stück besonders aus des dichters erster litterarischer betätigung. der umstand dass unsere universitätsbibliothek (als geschenk des dr ODeneke) die mehrzahl von Anzengrubers werken in den ersten einzeldrucken besitzt, hat mich ermutigt, über Castles ausgabe hier kurz zu berichten.

Castle, dessen erstaunliche arbeitskraft uns hier von neuem respect abnötigt, hat die folgende anordnung getroffen: bd I Biographie — Autobiographisches; bd II—IX Dramen; bd X bis XII Romane, wobei hinter die zweite fassung des 'Schandflecks' die 'Kameradin' gestellt ist: die 'stadtgeschichte', von welcher Anzengruber den bauernroman nachträglich entlastet hat; bd XIII—XVI Dorfgänge I—IV u. Kalendergeschichten I—III; bd XVII—XVIII Bilder aus dem Leben einer grofsen Stadt. Gefabeltes von Irgendwo und Nirgendwo; bd XIX (vom herausgeber unter diesen titeln vereinigt): Kleiner Markt. Poetisches Tagebuch (gedichte). — Unterm Mond. Satirisches Tagebuch (gereimtes und ungereimtes); schliefslich bd XX eine bunte nachlese; besonders in bd I. XIX. XX steckt ein gutes stück fruchtbarer arbeit.

Eine wichtige aufgabe, und keine ganz leichte, erwuchs dem herausgeber vor allem bei den dramen, und hier namentlich

gegenüber dem mundartlichen element des dialogs; in den Wiener stücken sogut wie in den bauernkomödien. Anzengruber ist offenbar ein recht sorgloser corrector gewesen, soweit er sich überhaupt um die controlle des setzers gekümmert hat. er hat sich aber auch kaum je um feste normen oder grundsätze bemüht für die äufsere form- und lautgebung des von ihm so meisterlich beherschten dialekts, insbesondere ist die art wie die erstlingsdrucke den apostroph anwenden, inconsequent; und dieser übelstand besonders erscheint in der ersten gesamtausgabe (B) unerträglich verschärft: die häkchen sind hier vielfach direct sprachwidrig und dazu für den schauspieler sogut wie für den leser zweck- und sinnlos. dass hier der herausgeber die hand nicht in den schofs legen durfte, ist ohne weiteres klar. LR haben ihren text von den unnötigen auslassungszeichen nach möglichkeit entlastet, vielleicht sind sie sogar weitergegangen als es im sinne des dichters wäre, von dem wir doch zur controlle einige reinschriften besitzen. bei C. hab ich keine orthographischen oder textkritischen principien feststellen können. ich greife das Vierte Gebot heraus. bei diesem stück legen LR (bd V) den erstlingsdruck D (Wien, Rosner 1878) zugrunde und lehnen das von fremder hand geschriebene censurmscr. (des Josephstädt theaters) ausdrücklich ab, sie fügen hinzu, der text sei hier 'etwas stärker dialektisch gefärbt'; ihr eigener text beseitigt ein paar druckfehler, bessert hier und da die interpunction von D und schränkt den gebrauch des apostrophs wesentlich ein. C. nennt als textliche grundlagen (bd V s. 148) eben jenes ms. und den ersten druck, und wo er von diesem abweicht, wie etwa (act I sc. 1. 2) s. 88 z. 2 *Muatter* st. *Mutter* D, z. 10 v.u. *glei* st. *gleich* D, z. 8. v.u. *Freili* st. *Freilich* D, s. 89 z. 2 *schwarz (Brot)* st. *schwarzs* D, z. 6 *Secht's* st. *Seht's* D, z. 16 *hab'n mer* st. *hab'n wir* D usw., da folgt er offenbar der stark mundartlich gefärbten abschrift — ob die aber hier der intention Anzengrubers entspricht? ob nicht der copist formen die ihm aus den bauernkomödien geläufig waren, in das Wiener stück eingeführt hat? — dazu kommt ein anderer übelstand: offenbar hat Castle die abweichungen der hs. in ein exemplar der gesamtausgabe eingetragen, und dabei sind zwar die mehrzahl der störenden apostrophe getilgt, aber doch immerhin einige stehn geblieben: so s. 88 z. 13 v.u. *Ich seh' 'n* st. *Ich seh'n* D — in der gleichen zeile ist *Rutscherpeter*, wenn es würklich in der hs. stand, sicher ein schreibfehler für *Rütschepeter* D. man sieht leicht: diese texte stellen den editor vor zweifel und aufgaben welche dem herausgeber classischer werke erspart bleiben — aber dafür dass auch die gelöst werden, sollten unsere Wiener collegen wol sorge tragen. durch vergleichende heranziehung etwa der autographen reinschrift der 'Alten Wiener' hätte der herausgeber auch jetzt schon klarheit schaffen können. E. S.

MISCELLEN.

ZUM PART. PRÄT. PERFECTIVER VERBA. Unsere grammatiken (s. zuletzt Michels Mhd. el.-buch § 242a) führen gleichmäfsig als zeitwörter welche ihrer perfectiven natur gemäfs das part. prät. ohne *ge-* bilden an: *werden, vinden, komen, treffen, lâzen, bringen.* wenn Michels § 240 dazu 'meist auch *jehen*' und § 242a 'perfectives *heizen* befehlen' neben 'imperfectivem *heizen* nennen, genannt werden' (*si hæte im heizen machen ... ein hiuselîn*) stellt, so ist das nicht ganz richtig: diese beiden verba bilden ihr part. prät. ohne *ge-* nur wenn sie als hilfsverben auftreten, und sie folgen hier der analogie von *lâzen.* indessen gibt es doch ein weiteres zeitwort, das bisher unbeachtet geblieben ist, weil es in der alten perfectiven bedeutung 'hindurchgehn, zu ende, vorübergehn' schon früh im 13 jh. verschwindet: *lîden.* davon heifst das part. prät. *liten* oder, zumal es vorwiegend mitteldeutsch bezeugt ist, *liden*: *dô die nône liden was* Str. Al. 5108, *ê sie begraben wêren, wâren liden vierzehen naht* Herb. 8125; im Karlmeinet, in dessen verschiedenen teilen das verbum öfter erscheint (Bartsch Über Karlmeinet s. 303) ist das part. prät. meist als *geleden* überliefert, indes steht 506, 4 *leiden,* und wie hier sicher gelesen werden muss *dô sie vor Sardis wâren leden* (: *vreden*), so wird es auch an den meisten andern stellen einzusetzen sein, so 194, 40 *dô dese drî wochen wâren leden.*

E. S.

SELZERWASSER UND *SELTERWASSER.* PBBeitr. 45, 142 hat WHorn die form *Selzerwasser* auf silbendissimilation (haplologie) aus *Selterserwasser* zurückgeführt. für frz. *eau de Seltz* wäre dabei zu erwähnen, dass es sich zwar auf das wasser von (Nieder-)Selters bezieht, aber an den namen des elsässischen städtchens Seltz (Selz) am Selzbach im kreise Weifsenburg angelehnt ist und wenigstens in Strafsburg zu meiner zeit so verstanden wurde. unnötig ist es die form *Selterwasser* als 'mischung' von *Selterwasser* + *Selzerwasser* zu deuten: aus *Selterswasser* muste durch ferndissimilation *Selterwasser* werden, eine form die durch *Frankfurter würstchen, Marburger dippchen* usw. ohne weiteres gefestigt wurde.

Ich knüpfe hier die anscheinend bisher unbeachtet gebliebene abneigung gegen das *s* in der compositionsfuge jüngerer zusammensetzungen mit *s*-haltigen wörtern an: wir sagen und schreiben consequent *königskrone, königsthron, königstochter, königswürde* — aber *kaiserkrone, kaiserthron, kaisertochter, kaiserwürde* (wobei allerdings die composita mit nom. act. auf *-er* = *-ære* (gen. pl.) wie *schreinerhandwerk, schneiderwerkstatt* einwürken mögen);

vorherschend sind einerseits *feuersgefahr, feuersnot, feuersflammen*, anderseits *wassergefahr, wassernot, wasserwogen* (ausnahmen verzeichnen die wörterbücher); der *reichsbehörde, reichskasse; landesbehörde, landeskasse* steht die *kreisbehörde, kreiskasse* gegenüber. nicht als ältere bildung (echte composition), sondern durch dissimilatorischen silbenschwund. in der bildung von ortsnamen (belege s. bei Förstemann) unterscheidet sich *Hirsperg* von *Bockesberg, Eburesberg, Hramnesberg*. es ist dieselbe abneigung gegen die enge häufung der zischlaute welche die ersetzung von *schweizisch* durch *schweizerisch* verursacht und die wunderlichen schicksale von *scarsahs* herbeigeführt hat: einerseits *scharsach* anderseits *schardas*. E. S.

ZUM TEXT DES 'BUCHS DER RÜGEN' (Zs. 2, 45—92). Da die einst dem antiquar Kuppitsch gehörige junge, aber im ganzen recht zuverlässige handschrift (A) dauernd verschollen scheint und der von BWiesotzky (QF. 113) nachgewiesene ganz späte und schlechte Münchener text (H, cgm. 444 in 4°), wenn man wenigstens der s. 4 mitgeteilten collation vertrauen darf, für die kritik so gut wie nichts ergibt, mögen die nachstehnden randnotizen, schon um des mittelhochdeutschen wortschatzes willen, nicht überflüssig erscheinen.

Dass man der hs. A 463 f mit *wolnust : gelust* zur seite bleiben muss, hat schon W. s. 15 n. erkannt; — das gleiche gilt aber auch für 1113 *ergreinne* (hs. *ergrainne*), denn es handelt sich um das factitivum zu *ergrinen*, das also dem mhd. wb. einzufügen ist — und für 1279 *phochsniden*, das schon Lexer richtig als 'beutelschneiden' erklärt, indem er auf die form *phochsneider* beim Teichner hinweist; entstellt ligt diese auch vor in dem Teichnerschen spruch LS. III nr 260 (s. 631 f), wo auf *peutelsnider* v. 31 *pfeisnider* v. 39 folgt; das wort gehört zu *phose* 'gürteltasche'.

Weiter ist zu lesen: 15 (*das si solten lêren*) *zuht*, ⟨*und*⟩ *unzuht weren* (haplographie) — 208 *grôzen oder swachen*, ebenso 432 *grôzen unde swachen* — 454 *zu aller zît, des bit ich* ⟨*dich*⟩ — 680 *missesprochen* — 1021. 22 *enmähte : trähte*, vgl. 138 — 1051 *mües* — 1127 *rittersegen*, das interessante compositum fehlt in den wörterbüchern — 1158 *ez si* ⟨*in*⟩ *liep oder leit* — 1194 *mähtet ir, si wurden blôz* — 1343. 67 *kiufelære* ist natürlich 'umgekehrte schreibung' für *koufelære, keufelære*.

In v. 1305 ff ligt eine interessante anspielung auf den schwank vom Schneekind vor. im übrigen hoff ich, dass der reiche culturgeschichtliche gehalt dieser satirischen dichtung, die den wert ihrer lateinischen vorlage bei weitem übertrifft, recht bald die würdigung findet die er verdient, und die auch dem hin- und herreden über die heimat des werkes ein ende machen wird. E. S.

FLASCHE. Anz. XXIII 157 hat ESchröder auf eine anregung Roethes hin germ. **flaskō* unter hinweis auf die bedeutung des aus dem germ. entlehnten it. *fiasco* 'mit stroh umflochtene flasche' einleuchtend aus idg. **plokskо* erklärt, das eine ableitung des in griech. *πλέκω* 'ich flechte' und seinen verwanten enthaltenen **plek* ist. es wird nützlich sein darauf aufmerksam zu machen, dass **plokskо* neulich in einer andern indogerm. sprache, auf die die germanisten nicht zu blicken pflegen, gefunden worden ist, im albanesischen: Jokl Studien z. alban. etymologie u. wortbildung 69 hat alban. *pl'af* 'bunte wollene decke', das nach der ableitung *pl'ehure* 'grobe leinwand' für *pl'ah* steht, aus **plok̑sqo* hergeleitet.

Wien. **Josef Brüch.**

EIN BRIEF WILHELM GRIMMS. *Im nachlass des am 3. januar 1917 verstorbenen Heidelberger rechtshistorikers Richard Schröder fand sich in grauem, von der hand des ausstellers mit der adresse:* Sr. hochwürden herrn pfarrer Wilh. Schubert. Zerbst *versehenen und mit dem das Grimmsche wappen zeigenden petschaft versiegelten umschlag folgender originalbrief Wilhelm Grimms, der mit anderen Grimmreliquien nunmehr durch frau geh.-rat Frida Schröder-Saunier der Preufsischen Staatsbibliothek in Berlin für ihren Grimmschrank überlassen worden ist.* **Ulrich Stutz.**

Hochwürdiger herr pfarrer,

die mir zugesandten auszüge aus Jean Paul sind richtig angelangt, und ich sage Ihnen meinen herzlichen und grofsen dank dafür. ich habe gesehen mit welcher aufmerksamkeit und welchem fleifs dabei ist gearbeitet worden, und weifs ihren werth in jeder hinsicht zu schätzen, da ich das ermüdende einer solchen arbeit aus eigener erfahrung hinlänglich kenne. dazu kommt noch dafs Jean Pauls werke, wegen des reichthums und der eigenthümlichkeit der sprache, mit zu den schwierigsten gehören.

Schon sind viele bedeutende und umfangreiche arbeiten eingegangen, aber die aufgabe zeigt sich in der ausführung so grofs, dafs es selbst bei der ansehnlichen zahl der mitarbeiter (es mögen gegen 60 sein) doch nicht möglich gewesen ist, sie in der bestimmten zeit zu erzwingen. vor michaelis werden wir, im günstigsten fall, nicht im stande sein, mit der ausarbeitung anzufangen. wenn ich also dann erst die fortsetzung von J. Paul von Ihnen empfange, so werden Sie noch zu rechter zeit kommen, und ich finde eine art beruhigung darin, dafs Sie und die andern mitarbeiter, die sich der sache mit so viel aufopferung annehmen, nicht allzusehr gedrängt werden. ich bitte Sie diese auszüge an die weidmannische buchhandlung in Leipzig zu senden.

Wenn Sie die von der weidmannischen buchhandlung bezogenen werke Jean Pauls als ein andenken an diese arbeit annehmen wollten, so erfüllen Sie nur einen gewifs ganz natür-

lichen wunsch. dafs ich Ihnen damit nicht zu danken vermag, versteht sich von selbst.

Ich habe wegen der briefe des Fabricius, die Sie aus dem hiesigen archiv zu haben wünschten, mich an den archivar selbst gewendet, und gestern (das ist der grund, warum ich nicht früher geschrieben habe) die auskunft erhalten, dafs er das gewünschte nicht finden könne. er will damit nicht behaupten, dafs solche briefe nicht vorhanden sein könnten, aber bei dem „riesenhaften“ (dies war sein ausdruck) nicht im einzelnen geordneten vorrath in solchen dingen, sei es nicht möglich bestimmtere auskunft zu geben. er will die sache im auge behalten, zumal ihm, wie er sagte, von Marburg ähnliche anfragen zugekommen seien, und sollte er so glücklich sein etwas zu finden, so hofft er es auch mittheilen zu können. die früher sehr liberale mittheilung ist nämlich in der neusten zeit auf eine unglaubliche weise beschränkt worden. ich brauche Ihnen nur als beispiel anzuführen dafs dem ersten archivar Falkenheiner, der die geschichte einiger hefsischer städte hat herausgeben wollen, untersagt worden ist die dazu gehörigen urkunden, die man ohne das mindeste bedenken hätte bekannt machen dürfen, abdrucken zu lafsen. auch herrn v. Rommel ist, soviel ich weifs, die freie benutzung der archive entzogen worden, und er wird daher, wie ich höre, seine geschichte von Hessen, insoweit sie eine urkundliche ist, schliefsen und von dem, was noch zurück ist, nur eine sumarische übersicht liefern.

Ich lebe hier in stiller zurückgezogenheit, blofs mit meinen arbeiten beschäftigt, und würde meine lage insoweit als eine glückliche preisen, wenn ich sie als eine dauernde betrachten könnte. aber ich bin in meinem nächsten vaterlande, an dem ich von herzen hänge, ein halber fremdling und dieses gefühl hat etwas schmerzliches. meinen freund Ritter habe ich ostern mit einigen andern göttinger freunden in einer kleinen hessischen landstadt an der hanöv. grenze gesehen, da mein bruder das unglückliche land, das durch die wachsende sittliche auflösung aller verhältnisse noch mehr als durch die äufsern einwirkungen, wodurch namentlich die universität, wie es mir scheint, bis in die wurzel zerrifsen ist, leidet, nicht betreten darf, und ich nicht betreten mag.

Mit der versicherung der aufrichtigsten hochschätzung habe ich die ehre zu sein

Ew. hochwürden

ganz ergebenster
Wilh. Grimm.

Cafsel 2 Juni 1840.

PERSONALNOTIZEN.

Auf die ord. professur d. deutschen philologie in Würzburg ist prof. dr Dietrich von Kralik in Wien berufen worden, auf die ord. professur der englischen philologie in Bern der privatdocent dr Herbert Schöffler von Leipzig. die ord. professur f. neuere litteraturgeschichte in Innsbruck wurde dem dr Moritz Enzinger übertragen.

In Wien wurde der privatdocent gymn.-prof. dr Eduard Castle zum ao. professor ernannt.

In Rostock hat sich für deutsche sprache u. litteratur dr Willi Flemming habilitiert.

DER SCHERERPREIS,

den Richard M. Meyer gestiftet hat und der zum ersten male 1920 vergeben wurde (Anz. XXXIX 176), ist für 1923 geteilt worden: zwischen dem privatdocenten dr Herbert Cysarz in Wien für sein buch 'Erfahrung und idee' (Wien u. Leipzig 1921) und dem privatdocenten dr Karl Viëtor in Frankfurt a. M. für seine 'Geschichte der deutschen ode' (München 1923).

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (wo möglich mit preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 december 1922 bis 26 mai 1923 sind eingegangen:

O. Abel, Die vorweltlichen tiere in märchen, sage und aberglaube [Wissen und Wirken bd 8]. Karlsruhe, Braun 1923. 66 ss. 8°.

A. Bauckner, Einführung in das mittelalterliche schrifttum. Kempten, Kösel & Pustet (1923). X u. 174 ss. kl. 8°.

S. Birnbaum, Das hebräische und aramäische element in der jiddischen sprache. Leipzig, G. Engel 1922. 55 ss. 8°.

K. Bittner, Beiträge z. gesch. d. volksschauspieles vom Doctor Faust [Prager Deutsche studien h. 27]. Reichenberg, Kraus 1922. 30 ss. 8°.

Heliand u. Genesis hrsg. v. **O. Behaghel.** 3. aufl., der Heliandausgabe 4. aufl. Halle, Niemeyer 1922. XXXVI u. 290 ss. 8°.

Die Edda mit historisch-kritischem commentar herausgegeben von **R. C. Boer.** 2 bände. Haarlem, H. D. Tjeenk Willink & zoon 1922. I Einleitung u. text XCI u. 319 ss. II Commentar XIII u. 397 ss. 8°. — gbd. 30 gld.

O. Briegleb, Vom verluste unserer sprachformen. ein mahnruf. privatdruck. 11 ss.

L. Brun, Hebbel mit besonderer berücksichtigung s. persönlichkeit u. s. lyrik. Leipzig, Haessel 1922. XXII u. 1271 ss. 8°.

L. Will. Cart, Précis d'histoire de la littérature allemande avec notes bibliographiques et tableaux synchroniques. Paris, Klincksieck 1898. VI u. 467 ss. 8°.

G. Ehrismann, Geschichte der deutschen litteratur bis zum ausgang

des mittelalters. II teil: Die mittelhochdeutsche litteratur, I Frühmittelhochdeutsche zeit. München, Beck 1922. XIII u. 358 ss. 8°.

W. Erben, Die schlacht bei Mühldorf 28. IX. 1322, historisch-geographisch u. rechtsgeschichtlich untersucht. Graz, Leuschner & Lubensky 1923. 86 ss. u. 3 taf. 8°.

H. Fischer, Schwäbisches wörterbuch, weitergeführt von H. Pfleiderer, lief. 67. 68. Tübingen, Laupp 1922. s. 802—1120.

K. Francke, Die kulturwerte der deutschen litteratur, II bd. Berlin, Weidmann 1923. 638 ss. 8°.

F. Friedensburg, Die symbolik der mittelaltermünzen. Berlin, Weidmann, tl I 1913. X u. 119 ss.. tl II. III 1922. XII u. s. 121—448 m. e. tafel u. 13 abbildgen im text. grz. 3,60 u. 7,20 m.

Th. Frings, Rheinische sprachgeschichte [sa. aus d. 2. aufl. d. Geschichte d. Rheinlandes hrsg. v. d. Gesellschaft f. rhein. geschichtskunde]. Essen, Baedeker. s. 251—298.

A. Hauffen, Johann Fischart, ein literaturbild aus d. zeit d. gegenreformation, bd II [Schriften d. wissenschaftl. Instituts der Elsass-Lothringer im Reich]. Berlin, W. de Gruyter & co. 1922. 429 ss. 8°. grz. 11 m.

Goethes briefwechsel mit Heinrich Meyer herausgegeben von **M. Hecker.** 3. band: jan. 1821 bis märz 1832 [Schriften der Goethe-gesellschaft 35. bd]. Weimar, Goethe-ges. 1922. 262 ss.

Herder & co., Freiburg i. Br. Jahresbericht 1922 (X. nachtrag z. Hauptkatalog v. neujahr 1913), 72 ssp. 8°; Bücherschatz 1923, 40 ss. 8°.

M. Herrmann, Die bühne des Hans Sachs. Berlin, Weidmann 1923. 91 ss. gr. 8°.

E. Hirt, Das formgesetz der epischen, dramatischen und lyrischen dichtung. Leipzig, Teubner 1923. IV u. 227 ss. 8°.

M. Hoernes, Kultur d. urzeit. 3 aufl. bes. v. **F. Behn:** II Bronzezeit. III Eisenzeit [Sammlung Göschen 565. 66]. Berlin, Vereinigg wiss. verleger 1922. 23. 132 u. 130 ss. kl. 8°. m. je 50 abbildgen. grz. je 1 m.

K. Jacob, Quellenkunde der deutschen geschichte im ma. I, 3 aufl. [Sammlung Göschen 279]. Berlin, Vereinigg. wiss. verleger 1922. 124 ss. kl. 8°. grz. 1 m.

Jahrbuch der Kleist-gesellschaft 1921 hrsg. v. G. Minde-Pouet u. J. Petersen. Berlin, Weidmann 1922. VIII u. 169 ss. 8°. grz. 4 m.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. 2 bd. 1922. mit 7 bildertafeln. Leipzig, Insel-verlag.

Die gedichte Walthers v. d. Vogelweide, 8. ausg. v. K. Lachmann bes. von **C. v. Kraus.** Berlin, W. de Gruyter & co. 1923. XXXIII u. 232 ss. 8°.

P. Lehmann, Die parodie im mittelalter. München, Drei maskenverlag 1922. 252 ss. 8°.

P. Lehmann, Parodistische texte. beispiele zur lateinischen parodie im mittelalter. München, ebda 1923. 74 ss. 8°.

F. Lüers, Volkskundliches aus den bayerischen und nordtiroler bergen [Alpenfreund-bücherei bd 9]. München, Alpenfreund-verl. (1923) 96 ss. 8°.

Mededeelingen van de Zuidnederlandsche Dialectcentrale uitg. d. dr **L. Grootaers** (Leuven). 1922 nr 1. 10 ss.

A. Meillet, Caractères généraux des langues germaniques. 2. édition revue, corrigée et augmentée. Paris, Hachette 1923. XI u. 226 ss. 8°.

P. Merker, Der verfasser des Eccius dedolatus u. anderer reformationsdialoge. m. e. beitrag zur verfasserfrage der Epistolae obscurorum virorum. Halle, Niemeyer 1923. XIII u. 314 ss. 8°.

F. Michael, Deutsches theater. m. 30 abbildungen im anhang, 1 abbildg, 2 plänen und 1 facsimile im text [Jedermanns Bücherei]. Breslau, Hirt 1923. 100 ss. gr. 8⁰.

L. Mis, Les oeuvres dramatiques d' Otto Ludwig. I partie. Lille, Imprimerie centrale du Nord 1922. 418 ss. 8⁰.

L. Mis, Les 'Études de Shakespeare' d' Otto Ludwig exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. Lille, Imprimerie centrale du Nord 1922. 106 ss. 8⁰.

Mitteilungen d. Vereins f. die geschichte d. Deutschen in Böhmen. LX jahrgang hrsg. von W. Wostry. Prag, selbstverlag 1922. 396 ss. 8⁰.

Neuphilologische mitteilungen XXIII jahrg. Helsingfors, Neuphilog. verein 1922. 180 ss. 8⁰.

H. J. Moser, Geschichte der deutschen musik vom beginn d. 30jähr. krieges bis z. tode Jos. Haydns. II bd 1 hälfte. Stuttgart, Cotta 1922. XVI u. 470 ss. 8⁰.

Namn och Bygd. tidskrift för nordisk ortnamnsforskning utg. av Jöran Sahlgren. Lund, Gleerup. årg. 9 (1921) 174 ss., årg. 10 (1922) 178 ss.; — dazu årg 9 (1921) h. 5 (Bil. A: 1): Ortnamnen i Värmlands län på offentl. uppdrag utg. av Kungl. ortnamnskommitén del VII: Karlstads härad. Uppsala 1922.

G. Neckel, Die altnordische litteratur [Aus Natur u. Geisteswelt 782]. Leipzig, Teubner 1923. 119 ss. 8⁰.

Neophilologus VIII jahrg. h. 1—3. Groningen, Wolters 1923. 240 ss. 8⁰.

F. Ohrt, De danske besværgelser mod vrid og blod. tolkning og forhistorie. Kopenhagen, B. Luno 1922. 245 ss. gr. 8⁰.

F. Ohrt, Trylleord, fremmede og danske [Danmarks Folkeminder 25]. Kopenhagen, Schonberg 1922. V u. 131 ss.

A. Olrik, Ragnarök, die sagen vom weltuntergang, übertragen von **W. Ranisch.** Berlin, W. de Gruyter & co. 1922. XVI u. 484 ss. 8⁰.

F. Piquet, Précis de phonétique historique de l'allemand accompagné de notions de phonétique déscriptive, avec 2 figures et une carte colorée. Paris, Klincksieck 1907. XV u. 240 ss. 8⁰.

O. Ritter, Vermischte beiträge z. englischen sprachgeschichte, etymologie, ortsnamenkunde, lautlehre. Halle, Niemeyer 1922. XI u. 219 ss. 8⁰.

A. Schirokauer, Studien z. mittelhochdeutschen reimgrammatik. [sa. aus den Beiträgen z. gesch. d. dtschen spr. u. litt. bd 47]. Halle, Niemeyer 1923. 126 ss. 8⁰.

Grimmelshausens Courasche (abdruck d. ältesten originalausgabe (1670) m. d. laa der beiden andern zu lebzeiten d. vf.s erschienenen drucke) hrsg. v. **J. H. Scholte** (Neudrucke nrr 246 bis 248). Halle, Niemeyer 1923. LVI u. 168 ss. 8⁰.

Doktor Johannes Faust. puppenspiel in vier aufzügen hergestellt von **K. Simrock.** nach d. ausg. v. 1872 hrsg., eingeleitet und um weitere puppenspieltexte vermehrt von **R. Petsch.** Leipzig, Reclam o. J. [Univ.-bibl. 6378. 79]. 140 ss. kl. 8⁰.

S. Singer, Die dichterschule von St. Gallen m. e. beitrag von Peter Wagner, St. Gallen in der Musikgeschichte [Die Schweiz im deutschen geistesleben hrsg. v. Harry Maync 8. bdchn.] Leipzig, Haessel 1922. 96 ss. kl. 8⁰.

H. Sparnaay, Verschmelzung legendarischer u. weltlicher motive in d. poesie des mittelalters. Groningen, Noordhoff 1922. XV u. 155 ss. 8⁰. — 3,25 gld.

W. Steinhauser, Beiträge z. kunde der baierisch-österreich. mundarten hrsg. von der Wörterbuchkommission der Akademie II 1. Wien, Hölder 1922. 92 ss. 8⁰.

F. Strich, Deutsche Klassik und Romantik oder vollendung und unendlichkeit. München, Meyer & Jessen 1922. 254 ss. 8°.
Nysvenska Studier III h. 1. 2. Tidskrift för svensk stil och språkforskning utg. af B. Hesselmann och O. Oestergren. Stockholm, Appelberg 1923.
H. Thoma, Rittertreue, e. mhd. novelle. [Münchener dissertation.] Heidelberg, Winter 1923. XI u. 30 ss. 8°.
H. Ulrich, Die besten deutschen geschichtswerke. m. e. einleitung in die entwicklung der deutschen geschichtswissenschaft [Kleine Literaturführer h. 3]. Leipzig, Koehler & Volckmar 1923. 272 ss. kl. 8°.
R. Unger, Herder, Novalis und Kleist. studien über die entwicklung des todesproblems in denken und dichten vom Sturm u. Drang zur Romantik [Deutsche Forschungen h. 9]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. 188 ss.
Veröffentlichungen der Stadtbibliothek der freien und Hansestadt Lübeck: I. W. Pieth, Mitteilungen über die Lübeckische Stadtbibliothek 1616 (1622)—1922. VI u. 26 ss. — II. P. Hagen, Die deutschen theol. handschriften der Lübeckischen Stadtbibliothek. VIII u. 101 ss. Lübeck, M. Schmidt 1922. 8°.
Deutsche Vierteljahrschrift für literaturwissenschaft und geistesgeschichte, in verbindung m. Cl. Bäumker etc. hrsg. von Paul Kluckhohn u. Erich Rothacker. 1. jahrg. 1923, 1 heft. Halle, Niemeyer 1923. 160 ss. 8°.
K. Viëtor, Geschichte der deutschen ode [Geschichte der deutschen litteratur nach gattungen hrsg. v. K. V. bd I]. München, Dreimasken-verlag 1923. 198 ss. 8°.
F. Th. Vischer, 'Auch Einer', eine reisebekanntschaft. Berlin, Propyläen-verlag [1923]. 506 ss. gr. 8°.
Niederdeutsche Zeitschrift für volkskunde hrsg. von Ernst Grohne, Hamburg. heft 1, jahrg. 1, jan. 1923. Hamburg, P. Hartung 1923. 69 ss. 8°.
F. Zimmermann, Neues leben aus Klopstock. Dresden, Sibyllen-verlag 1923. 58 ss. 8°.
F. Zinkernagel, Goethes urmeister u. der typusgedanke. eine akademische rede. Zürich. Seldwyla-verlag 1922. 30 ss. 8°.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften: **Deneke** (s. 190), Korrespondenzblatt (s. 184), **Löwenthal** (s. 162), **Straufs** (s. 176), **Wiuell** (s. 190).

REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf den Anzeiger, die übrigen auf die Zeitschrift.